Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXIII.

(Oktober — November — Dezember 1902.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston,** Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania,** Cammermeyer's boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. J. Eisenring. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky, vereinigt mit Alex. Stieda's Buchhandlung. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Weltevreden,** Niederl. Ost-Indien, G. Kolff & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Friedrich Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertunddreizehnten Bande (Oktober — Dezember 1902).

		Seite
I.	Refugium peccatorum. Roman von **Ossip Schubin.** I./VIII.	1
II.	Der mythische und der geschichtliche Walther. Von **Konrad Burdach.** I./II.	38
III.	Aus Brahms' Jugendzeit. Von **Max Kalbeck**	66
IV.	Die geplante Entführung des Prinzen von Parma. Von **Eduard Wertheimer**	94
V.	Das tote Haus am Bodensee. Eine Reiseerinnerung von **Ernst von Wildenbruch**	113
VI.	Der Berg Athos. Von **Rudolf Lindau.** I./III.	121
VII.	Die bevorstehende Reform des höheren Schulwesens in Frankreich. Von Dr. **H. Schoen,** Professor an der Universität in Aix-Marseille	137
VIII.	Politische Rundschau	148
IX.	Renans Seminaristen-Briefe. Von **A. Hausrath**	153
X.	Gustav Freytags vermischte Aufsätze	155
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Refugium peccatorum. Roman von **Ossip Schubin.** IX./X. Zweites Buch. I./III. (Fortsetzung)	161
XIV.	Eine Knabenfreundschaft Kaiser Friedrichs III. Erinnerungen und Briefe. Mitgeteilt von **Emma Ribbeck,** geb. **Baeyer**	194
XV.	Biarritz. Eine Bismarck-Studie von **Richard Fester**	212
XVI.	Der mythische und der geschichtliche Walther. Von **Konrad Burdach.** III./IV. (Schluß)	237
XVII.	Zur Entwicklungsgeschichte Hippolyte Taines. Von **Eduard Platzhoff-Lejeune**	257
XVIII.	Der Berg Athos. Von **Rudolf Lindau.** IV./V. (Schluß)	275

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. Von **Adolf Frey.** I. Aus Arnold Böcklins Lehrjahren 288

XX. Der imperialistische Gedanke in Amerika. Von **Wolf von Schierbrandt** (Newyork) 301

XXI. Politische Rundschau 307

XXII. „Marie Louise und der Sturz Napoleons" 311

XXIII. Eine vergleichende Erdkunde. Von **Wilhelm Bölsche** . 312

XXIV. Literarische Notizen 316

XXV. Literarische Neuigkeiten 319

XXVI. Refugium peccatorum. Roman von **Ossip Schubin.** Zweites Buch. IV./X. Drittes Buch. I./III. (Fortsetzung) . 321

XXVII. Rudolf Virchow. 1821–1902. Von **Oscar Israel** . . 361

XXVIII. Die Literatur des alten Indien. Von **H. Oldenberg.** IV. Die Kunstdichtung. I./IV. 380

XXIX. Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. Von **Adolf Frey.** II. Arnold Böcklins Persönlichkeit 407

XXX. Mary Delany. Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von **Marie von Bunsen.** I./III. 430

XXXI. Zur Erinnerung an Adolf Trendelenburg. (Geb. 30. November 1802.) Von **Rudolf Eucken** 448

XXXII. Eine neue Napoleon-Biographie 459

XXXIII. Politische Rundschau 467

XXXIV. Religion und Dichter. Von **A. Hausrath** 471

XXXV. Literarische Notizen 476

XXXVI. Literarische Neuigkeiten 479

Refugium peccatorum.

Roman

von

Ossip Schubin.

Ma la bonta 'nfinita ha si gran braccia
Che prende ciò, che si rivolve a lei.
Dante, Purgatorio III.

I.

Eine Juninacht in Prag.

Über der alten Königsstadt schwebte die Dämmerung wie der Schatten eines ungeheuren, sich hoch in den Lüften wiegenden Vogels. In den neueren Stadtteilen am rechten Moldauufer brannten die Laternen noch zahlreich und hell, auf der Kleinseite hingegen und besonders in den Gassen, durch die der Weg Marinja Zewuskas führte, standen sie vereinzelt und malten nur kleine Inseln unvertraut hinschimmernden Zwielichts in das Düster.

Sie hatte einer Vorstellung der „Walküre" beigewohnt. Von dem ziemlich weit gelegenen neuen Theater war sie über die Kettenbrücke hinüber in Begleitung einer Bekannten gegangen, von der sie sich an der Ecke der Choteksgasse hatte trennen müssen; „es sind ja nur ein paar Schritte", hatte sie der Bekannten zugerufen, als es dieser bedenklich erschienen war, das junge Mädchen allein gehen zu lassen. „Ein paar Schritte", seltsam, wie lang sich die paar Schritte ausdehnten in der Nacht.

Knapp am Fluß führte ihr Weg, links elende Baracken, klägliche Alltäglichkeiten — rechts das Wasser, drüben die Inseln mit ihrem Schmuck von Pappeln und Eschen und königlichen Kastanienbäumen voll geheimnisvoller, nur in schwachen Umrissen angedeuteter Schönheit.

Der Fluß verschwand, finstere Häuser an beiden Seiten, dann verlassene Adelspaläste, hohe Gartenmauern — und über den Mauern weißlich schimmernd blühende Akazien. Wie ein Strom aufreizender Lebenslust zogen sich schwüle Duftwogen zwischen der Erde und den Sternen. Immer ungestörter verbreitete sich die Dämmerung, schwermütig und weich wie ein großes Mitleid, wie ein versöhnender Schleier, unter dem sich alles geborgen fühlt, was sich

bei Licht schämt. Immer enger, immer dichter legte sie sich um das alte Stadtviertel, immer zärtlicher und schauriger mit ihren Tröstungen und ihrem Grauen. Marinjas Herz klopfte, ihr Schritt flog.

Still — still ... kein Mensch zu sehen, nichts zu hören als das leise Flüstern der Blätter in den alten Gärten und das Rauschen der Moldau.

Wenn Marinja auch zeitweilig das Wasser aus den Augen verlor, das Rauschen hörte sie immer; und manchmal klang's wie ein dumpfes Schluchzen, dort, wo der Fluß sich gegen ein hemmendes Wehr stieß, dann wieder nur wie ein leise plätscherndes Locken an den Ufern entlang, und fast war es, als bestände ein geheimes Einverständnis zwischen der Dämmerung, die mitleidig ihre düstern Schleier wob, um Freistätten für Geächtete und Schlupfwinkel für Verbrecher zu schaffen, und dem Fluß, der mit einschmeichelnden Wiegenliedern die Verzweiflung zu sich rief.

Nun war sie beinahe am Ziel, nur noch ein kurzes Stück Weges — freilich das unheimlichste ihrer ganzen nächtlichen Wanderung. Eine schmale Straße ohne jedwede Bürgersteige, schlecht mit ungleichen, rundlichen Steinen gepflastert; gegen die Mitte zu vergitterte Löcher, die sich bereit zeigten, jede Art von Schmutz in sich aufzunehmen. Sämtliche Häuser waren dunkel, nur oben an den Fensterreihen unter dem Dachfirst glänzte das Sternenlicht weißlich auf den trüben Glasscheiben, unten herrschte die Dämmerung dicht und düster, nur an einer Stelle glühte es rot. Eine Schenke befand sich dort. Bei Tag sah man ihr nichts Besonderes an, bei Nacht aber schimmerte das Licht durch rote Vorhänge auf die Straße hinaus, und das Volk munkelte über die Spelunke allerlei. Kürzlich war dort eine Dirne von einem Soldaten erstochen worden. — Marinja kreuzte die Straße, um nicht da vorüber zu müssen. Plötzlich vernahm sie Schritte; unwillkürlich sah sie sich um. Drüben, eng an den unansehnlichen Häusern entlang, bewegte sich, bald fiebrig vorwärts hastend, bald unschlüssig hinzögernd, eine schmale, ärmliche Erscheinung.

Nach dem tief in die Stirn gezogenen Kopftuch hätte man auf ein Weib aus den untersten Volksschichten schließen können, während sich doch in der Art, wie sie ihren halbschleppenden Rock schürzte, eine gewisse Vornehmheit verriet. Marinjas Augen hingen an ihr wie gebannt. Entsetzen, in das sich Neugier mischte, hatte sich ihrer bemächtigt. Sie fragte sich, ob die rätselhafte Person der Schenke zustrebe. Die Aufregung schärfte ihren Blick. Die Gestalt schien aus dem Dunkel herauszuwachsen. Marinja konnte es jetzt genau feststellen, daß sie von fast zerbrechlicher Schlankheit und daß alle ihre Bewegungen voll eigentümlicher trauriger und erschlaffter Anmut waren. Fast lautlos wie ein Schatten schlich sie hin, den Kopf vorgebeugt, die Schultern zurückgebogen.

Die Schenke war jetzt ganz nah, die von Licht durchschimmerten Vorhänge malten einen blutroten Fleck in das Graubraun der Dämmerung, und etwas heller breitete sich der rote Widerschein über das Pflaster. Eine rasende Angst erfaßte Marinja. Sie hätte über die schmale Straße hinübersetzen mögen, die Unglückliche zurückzuhalten. Die ging jetzt langsamer. Ihr

Schritt wurde immer ungleicher. Sie hatte ihr Kleid fallen lassen. Es schleppte unbehindert über den roten Fleck auf dem Pflaster. Sie blieb stehen, sah sich scheu und ängstlich um, als ob sie gefürchtet hätte, von irgend jemanden beobachtet zu werden. Da erblickte sie Marinja, zuckte zusammen, senkte den Kopf wie von einer plötzlichen Scham erfaßt und ging vorbei.

Zu Marinja über die Straße hinüber schwebte ein leises, klägliches Wimmern. Marinja atmete auf, zugleich überkam sie ein ungeheures Mitleid. „Das Weib hat Hunger," sagte sie sich, „sie hat zum Ärgsten schreiten wollen — aus Hunger" — und da sie nun endlich den freien Platz erreicht hatte, auf welchem das von ihr bewohnte Haus stand, griff sie in ihre Börse, eilte zu der Unglücklichen und reichte ihr eine Silbermünze. Sie hatte dem Almosen ein freundliches Wort beifügen wollen, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken.

Jetzt, wo sie der Person ganz nahe gekommen war, verlor das Mitleid etwas von seiner heißen, unbegrenzten Großmut. Es schrumpfte ein neben dem Ekel, den ihr der Geruch nach Fusel und Moschus einflößte, die ganze Atmosphäre, in welche die Frau sozusagen eingehüllt und von ihrer Umgebung ausgeschieden umherging. Das Almosen zitterte in ihrer Hand. Sie waren gerade unter der vereinzelten Laterne angekommen, die noch auf dem Platze brannte.

Das Licht fiel auf das Gesicht der Fremden — ein schmales, längliches Gesicht, alt, verfallen, die Wangen dick und sinnlos geschminkt, auch der Mund rot überstrichen; aber aus dieser abscheulichen und verräterischen Bemalung heraus leuchteten unter gerade gezogenen Brauen ein Paar schwarzumwimperte Augen von unbeschreiblicher Schönheit.

Die Augen richteten sich voll auf Marinja — und als die heiße Hand der Verlorenen die des jungen Mädchens streifte, um ihm die Münze abzunehmen, zuckte sie. Marinjas Herz stockte. Atemlos stürzte sie an der Fremden vorbei. Sie beruhigte sich erst, als sie vor dem großen, reinlichen Haus, welches das Ziel ihrer Wanderschaft bildete, die kurze, etwas verwachsene Gestalt des Hausmeistersohnes bemerkte, eines jungen Uhrmachers, der den Vater zu vertreten pflegte, wenn dieser sich im Wirtshaus verspätet hatte.

Mit einem freundlichen „Küss' die Hand, Fräulein" ließ er sie ein. Da sie einen Moment stehen blieb, um Luft zu schöpfen, rief er mitleidig: „Herr Gott, hat sich das Fräulein außer Atem gerannt! Soll ich dem Fräulein die Treppe hinaufleuchten? Nur einen Augenblick, damit ich indessen das Tor absperren kann, 's ist nämlich hinter dem Fräulein eine recht kuriose Person hergelaufen — so eine Diebin druckt sich hinein, ehe man ABC sagt — es ist ein Kreuz mit dem Gesindel!"

II.

Das Haus, in welchem Marinja wohnte, war ein neues Zinshaus, das an die Stelle und teilweise aus den Mauern eines alten Palastes um einen im unregelmäßigen Viereck hingestreckten Hof gebaut worden war. Nur drei Seiten des Hofes waren von dem Gebäude umschlossen, an der vierten Seite

zog sich in der Höhe des ersten Stockwerks eine Terrasse, welche von den Hausbewohnern zum Wäschetrocknen benutzt wurde und über die man die Baumwipfel aus einem benachbarten Garten aufragen sah. Unter der Terrasse erhob sich zwischen zwei alten Akazienbäumen ein aus Sandstein gehauener, gekreuzigter Heiland, zu dessen Füßen jahraus jahrein ein kleines Lämpchen brannte, und im Sommer bescheidene Blumensträuße welkten. Rings um den Hof waren mit einfachen Geländern versehene Galerien angebracht, auf welche die Türen der Wohnungen mündeten. Zu dieser nächtlichen Stunde, wo das Dunkel schwarz und dicht rings um das glimmende Lämpchen aus dem Boden aufstieg, und die Wände nur unbestimmt weißlich im Sternenlicht schimmerten, machte das Gebäude einen geheimnisvollen, beinahe phantastischen Eindruck; bei Tag hingegen nahm es sich äußerst nüchtern aus. Es war ein gewöhnliches, aber durchaus anständiges Haus, in dem meistens gutgestellte Arbeiter und kleine Beamte wohnten. Marinja hatte zwei Zimmer von einer Schneiderfrau abgemietet. Eines der Zimmer sah über die Galerie auf den Hof hinaus, das zweite über die Straße hinüber auf die hohe Mauer, welche den Garten eines Nonnenklosters beschirmte. In dem ersten Raum stand Marinjas Klavier, in dem zweiten ihr Bett. Die Zimmer waren luftig und rein, die Frau des Schneidermeisters besorgte die Bedienung, bereitete auch an den Tagen, wo die junge Klavierlehrerin es wünschte, Marinjas Essen.

Ehe Marinja noch den Schlüssel in das Loch gesteckt, öffnete ihr die Schneiderin — Frau Christine Čizek hieß sie — die Tür. Sie mußte einen besonderen Grund dazu gehabt haben, so lange aufzubleiben, und unter normalen Umständen wäre sie auch sofort mit diesem Grund herausgerückt, aber das sonderbare Aussehen Marinjas dämpfte momentan jeden anderen Eindruck.

„Um Gottes willen! Was ist denn geschehen, Fräulein?“ rief sie, indem sie Marinja mit der Petroleumlampe, die sie in der Hand hielt, ins Gesicht hineinleuchtete. „Das Fräulein ist gewiß unterwegs vor etwas erschrocken — das Fräulein soll nicht allein aus dem Theater gehen, taugt nichts für eine so schöne, junge Dame — wenn das Fräulein nur ein Wort sagt, wartet mein Mann vor dem Theater und geleitet das Fräulein nach Hause!“

Marinja hatte sich indessen auf einen Sessel fallen lassen. „Ja, es wird vielleicht besser sein,“ murmelte sie, worauf sie hinzufügte: „Ihr seid alle sehr gut und brav; ich freue mich, daß ich unter so anständigen Menschen in einem so achtbaren Hause lebe!“

„Ja, achtbar ist das Haus!“ bestätigte mit feierlicher Überzeugung die Schneidermeisterin. Sie war rothaarig und blatternarbig mit weißlich blauen Augen, die zwischen dichten, gelben Wimpern herausschauten. Schön war sie nicht, aber es sprach eine solche vernünftige Rechtschaffenheit aus ihrem Gesicht, eine so stramme, tapfere Lebensführung aus ihren flinken Bewegungen, daß ihre Nähe heute wie ein Labsal auf Marinja wirkte. Selbst der Geruch von frisch gewaschenem, sauber geplättetem Kattun, welcher die Handwerkersfrau umwehte, berührte sie sympathisch. „Ja, achtbar ist das Haus,“ wiederholte die Čizek; „seitdem ich hier wohne, erinnere ich mich nicht, daß auch nur

einmal eine nichtswürdige Person über die Schwelle getreten wäre, viel weniger zwischen uns gewohnt hätte. Daß trotzdem nicht alles so ist, wie man's haben möchte, ist leider auch wahr. Was uns manchesmal recht hart ankommt, das ist die Närrin. Die hat heute wieder einen schlimmen Tag — immer in der heißen Zeit — erst ist sie in dem Keller, und dann ist sie auf den Boden, und als ihre arme Tochter sie hat beruhigen wollen, hat die Närrin angefangen zu toben, hat der Tochter einen eisernen Topf an den Kopf geworfen — 's ist nur ein Wunder, daß sie das Mädchen nicht erschlagen hat ... jetzt ist sie still, liegt im Bett, aber mein Mann wird doch die Nacht über in der Küche sitzen bei den Chladniks, damit die Tochter eine Hilfe bei der Hand hat, falls es noch einmal anfangen sollte in der Nacht. Ich bin nur aufgeblieben, um dem Fräulein das alles zu erzählen ... es kann ja nichts geschehen, denn mein Mann ist da ... aber immerhin wird es besser sein, wenn das Fräulein bei Nacht die Türe ordentlich verwahrt!"

Bis dahin hatte Marinja den Redestrom der Schneidersfrau passiv über sich ergehen lassen; mit einem Mal hob sie den Kopf, und mit einer unangenehmen Schärfe in der Stimme fragte sie: „Warum schafft man die Närrin nicht in eine Anstalt?"

Die Schneiderin starrte ihr ganz verblüfft ins Gesicht. „Aber das Fräulein weiß doch," rief sie aus, „weil die Tochter nicht will ... um keinen Preis — nein, wie die ihre Mutter gern hat! — und dabei schwebt sie neben ihr geradezu jede Stunde in Lebensgefahr. Es gibt ja gute Eltern, Fräulein Marinja — aber es gibt auch gute Kinder, aufopfernde ... — da ist ja auch der Karel; zum Krüppel hat ihn sein Vater geschlagen im Suff ... und doch" ...

„Ich weiß, ich weiß," rief hastig und ungeduldig Marinja, „morgen erzählen Sie mir weiter — aber heute ... es ist spät, und ..." sie griff sich an die Stirn, „ich habe solche Kopfschmerzen!"

III.

Jetzt war sie allein. — Sie hatte sich in ihr kleines Schlafgemach verfügt und fing an, sich zu entkleiden; aber sie konnte nicht zu Ende kommen damit. Immer wieder unterbrach sie sich. Sie setzte sich erst auf das Bett und stützte den Kopf in die Hand, dann wieder erhob sie sich und ging unruhig auf und ab. Endlich holte sie aus der Tasche des Kleides, das sie bereits abgelegt hatte, ihre Schlüssel, öffnete ihren Wäscheschrank und entnahm demselben ein kleines, eingelegtes Kästchen, das ursprünglich für Spielmarken bestimmt gewesen war, in dem sie jedoch ihre wichtigsten Dokumente aufzubewahren pflegte. Sie suchte ein kurzes Weilchen unter den Papieren, zog dann einen ziemlich großen Briefumschlag heraus, der mit einem Siegel versehen, außerdem an der Aufschriftseite mit dem kleinen, gelben Zettel beklebt war, der einen Brief als eingeschrieben bezeichnet.

Vorsichtig nahm sie aus dem Umschlag ein Paar vergilbte Papiere und betrachtete dieselben im Lichte der Kerze, welche auf ihrem Nachttisch brannte. Da lagen der Taufschein, der Paß und der Totenschein ihrer Mutter:

„Jadviga Ževuska, geb. Mičinska." Ein kurzes Schreiben war den Papieren beigegeben. Es lautete: „Die in meinem Hause verstorbene Klavierlehrerin Jadviga Ževuska hat mich gebeten, Ihnen, falls sie sterben sollte, die beiliegenden Dokumente zu übermitteln. Ihre wenigen Habseligkeiten sollten hingegen an die armen Frauen verteilt werden, welche es übernehmen wollten, sie zur letzten Ruhestätte herzurichten. Sie starb in großer Armut, da die langandauernde Krankheit ihre kleinen Ersparnisse aufgezehrt hatte."

Der Brief stammte aus Brüssel, war mit einem deutlichen Namenszug unterzeichnet, enthielt die ausführliche Adresse der Schreiberin und ein ärztliches Zeugnis. Authentischer konnte keine Todesnachricht sein ... und doch!

Marinja zitterte am ganzen Körper, ihr Atem kam schwer ... dann aber wies sie sich energisch zurecht. Wie unsinnig war es, solchen Hirngespinsten nachzugrübeln, geradezu sündhaft.

Doch da ... war es, daß sich die alten Schriftstücke zwischen ihren heißen Fingern erwärmt hatten ... unleugbar blieb's, daß ihnen ein ganz deutlich wahrnehmbarer Geruch von Moschus entstieg, Moschus mit irgend einer anderen, aufreizenden Beimischung, derselbe Geruch, der die Elende draußen auf der Straße umweht hatte. Hastig schob sie die Papiere in das Kästchen und stellte es in den Wäscheschrank zurück, dann, mit einem trostlosen Stöhnen, warf sie sich auf ihr Bett.

Der Schlaf blieb ihr fern, die Erinnerung fing an, sie zu quälen. An hundert wunden Stellen in ihrer Seele, Stellen, die sie längst vernarbt glaubte, nörgelte sie eine abgestumpfte Empfindung wach, riß dort einen unter anderen Erlebnissen verborgenen Eindruck ans Tageslicht, bis sich endlich das ganze düstere Bild ihrer traurigen Kindheit und Jugend vor ihr entrollte. Und wie sehr sie sich auch bemühte, ihre Gedanken davon abzulenken — es war ihr unmöglich; die Erinnerung war so stark in ihr erwacht, daß es ihr nicht vorkam, als ob sie an Dinge zurückdenke, die sich vor einer langen Reihe von Jahren abgespielt, — nein, so, als ob sich der ganze Jammer gestern zugetragen hätte, war ihr zu Mut und ... das war das Schrecklichste dabei ... als ob er sich morgen noch einmal wiederholen könnte. Bis in ihre zartesten Kindheitseindrücke streute die Erinnerung ihr schonungsloses Licht. Sie erzählte ihr unerbittlich die ganze Vergangenheit und warf einen drohenden Schatten über ihre ganze Zukunft.

IV.

Das Erste, was ihr deutlich vor die Seele trat, war das Bild eines großen, traurigen, viereckigen Hauses. In Mähren hatte es gestanden, irgendwo im Osten, im Schatten der Beskiden.

Das Haus war eine Försterei gewesen. Wenn Marinja späterhin von Försterein reden hörte, so schien's immer, als ob es auf der ganzen Welt nichts Gemütlicheres geben könne, und als ob dort alles Gute in Hülle und Fülle vorhanden sei, besonders die lachendste Lebensfreude, nur kein bares Geld.

In der Försterei, in der Marinja aufwuchs, war es nicht so gewesen. Der Mangel an Geld hatte sich nicht fühlbar gemacht, und auch an allem

anderen, was man zum Leben brauchte, fehlte es nicht; aber von irgend einer Lebensfreude war nicht die Spur, lachen hörte man darin fast nie und wenn, so war es ein Lachen, das noch trauriger klang als Weinen. Und doch gehörte die Försterei zu den begehrtesten auf den Slavinschen Herrschaften. Der jeweilige dort angestellte Förster führte den Titel Oberförster und überwachte ein weit ausgedehntes Revier.

Für Josef Zevusky hatte es ein großes Avancement bedeutet, als er hierher befördert worden war, und um ihn herum sprachen die Leute etwas von hoher Protektion. Vielleicht war es die „hohe Protektion", welche die Försterei so traurig machte. Wie deutlich Marinja das alte Haus vor sich sah! . . .

In einer Art engem Talkessel war es gelegen, schwerfällig und fast würfelförmig aus Stein gebaut mit kleinen Fenstern und einem hohen, gebrochenen, schwarzen Schindeldach, das weit über die Mauern vorsprang und von einer Dachrinne eingefaßt war, die in einem buckligen Ungeheuer auslief. Die rückwärtigen Fenster gingen auf den Hof, das heißt auf ein verwahrlostes Stück Hutweide, das ein unordentlich aus dünnen Fichtenstämmchen zusammengefügter Zaun umschloß und in dem um eine große, schwarze Jauchenpfütze herum eine Scheuer, ein Stall und ein Ziehbrunnen aufragten. Aus den vorderen Fenstern aber sah man über ein schmales Gärtchen und die sich daneben hinziehende Straße auf einen großen, dunklen Teich inmitten von einer unwirtlichen Heide, auf der im Frühjahr Ginster, im Hochsommer Erika blühte. Auf dem Teiche schwammen gelbe Wasserrosen, wie Irrlichter. Ein Rand von schwarzem Schlamm, der je nach der Jahreszeit breiter oder schmaler wurde, faßte ihn ein, und in der Gegend hieß er das klagende Wasser.

Ringsum dunkelte der Wald, hinter dem Hof, um die Heide herum und überall auf den sanft ansteigenden Hügeln; ein mächtiger Wald, riesengroße Fichten, viele davon nicht von drei Männern zu umspannen. Die Stämme graugrün, die Äste fast schwarz, sehr breit und dicht, tief gesenkt, der Boden weich von Waldmoder und Moos. Immer dunkel war's darin, immer traurig und feucht die Luft; dumpf, und der Waldduft immer gemischt mit dem Geruch von Schimmel. Das Unheimlichste aber war das Rauschen in den alten Fichten.

Marinja hatte nie später einen Wald betreten, der eine so traurige Stimme gehabt hätte. Durch seine Schatten klang's unaufhörlich wie ein langgedehnter Schmerzensschrei, in den sich ein Schaudern mischt. Es war, als hüte der Wald ein schreckliches Geheimnis, das tief unter seinen Wurzeln begraben lag. Marinja fürchtete sich vor dem Wald. Die Vögel mußten dieselbe Empfindung haben, denn auch sie mieden ihn. Seit Menschengedenken hatte man keinen Vogel darin gehört, d. h. keinen Singvogel — Raubvögel kreischten über den Wipfeln oft genug.

In den Grundbüchern war die Försterei als Amalienhof eingetragen, aber in der ganzen Gegend hieß sie die Cavalierka und mochte wohl seit ihrer Erbauung nicht anders geheißen haben.

Cavalierka! Das klang ritterlich und schmuck, man hörte so zu sagen Sporen klirren und Degen sich kreuzen beim Aussprechen des Namens. Es

hieß, daß das steinerne Haus ursprünglich keineswegs eine gewöhnliche Försterei gewesen sei, sondern ein kleines Lustschlößchen, dessen Abgelegenheit die Besitzer dieses waldreichen Landstrichs, die Grafen von Slavin, benützt hatten, ihre Orgien darin zu feiern. Zum Schluß aber, so erzählte der Volksmund, hätte die Cavalierka dazu gedient, den illegitimen Sohn eines der Grafen verborgen und gefangen zu halten. Von diesem Sohne berichtete man die sonderbarsten Dinge.

Die einen behaupteten, er sei von ausnehmender, körperlicher Schönheit, aber von so grausamer und boshafter Gemütsart gewesen, daß man ihn wie ein wildes Tier gefangen halten mußte. Andere wieder behaupteten, er sei einfach eine über die Maßen scheußliche Mißgeburt gewesen, die man in der Cavalierka versteckt habe. Die Aufsicht seiner Wärter betrügend, war das Geschöpf entschlüpft und in die Wälder geflohen, wo es, so behauptete die Sage, heute noch umherirrte, ein Feind der Menschheit, die ihm hatte Gewalt antun wollen. In der Gegend glaubte man fest an den Spuk und nannte das Ungeheuer kurzweg den Waldgeist.

Kaum zehn Minuten weit von der Försterei stand in einer Lichtung mitten im Wald eine alte, halbverfallene Kapelle. Vor der Ostseite derselben ruhten auf plumpen Untersätzen zwei ungeheure, sehr naturalistisch aus Sandstein gehauene Totenköpfe, an der Westseite erhoben sich auf eben solchen Postamenten zwei Engel mit mächtigen Flügeln und emporgestreckten Armen. Anstatt einer Türe hatte die Kapelle nur einen offenen Torbogen. Es hieß, daß sie erbaut worden sei, um denjenigen, die dem Waldgeist zu entfliehen versuchten, eine Zufluchtsstätte zu bieten. Über die geweihte Schwelle dürfe er nämlich nicht. Andere wieder meinten, ein Graf von Slavin habe das Kapellchen errichtet zur Sühne für ein Verbrechen, das mit der unheimlichen Geschichte zusammenhing. Immerhin mochte der schauerliche Sagenkranz, den das Volk mit der Zeit um die traurige Försterei gewoben hatte, ursprünglich von einer wirklichen Tatsache ausgehen, worauf auch die altväterischen Eisengitter deuteten, die vor allen Fenstern der Cavalierka angebracht waren.

In Marinjas einsamer Kindheit hatte der Waldgeist eine große und einschüchternde Rolle gespielt. Immer war sie umhergeschlichen, wie unter dem Bann von etwas Schauerlichem und Unentrinnbarem. Manchesmal in der Nacht bildete sie sich ein, er krieche an der Dachrinne herauf und poche boshaft an das Fenster. Der Gedanke hatte sich in ihr festgenistet, daß das Ungetüm, in dem die Dachrinne ausmündete, mit ihm in Zusammenhang stehe.

Auch das Innere der Försterei trat Marinja vor die Augen, die großen, niedrigen Zimmer mit den geschmacklosen, bunten Schnörkeln an der verrußten Decke und der abscheulichen, dunkelgrau und braun abgestuften Patronenmalerei an den Wänden, die kleinen, tief in den dicken Mauern sitzenden Fenster, das schwarze, mit Ledertuch überzogene Sofa mit den weißen Porzellanknöpfen ... und plötzlich, das Herz stand ihr still ... sah sie die Mutter vor sich ... so deutlich, so genau ... wie sie sie so oft als Kind gesehen hatte.

Da stand sie mitten in dem häßlichen Zimmer mit ihrem schlanken, biegsamen Körper und ihrem im Nacken aufgesteckten dicken gelbblonden Zopf. Aus dem blassen, schmalen, unendlich reizvollen Gesicht blickten zwei große, graue Augen. Sie war einfach gekleidet, aber nicht mit geschmackvoller, sondern mit nachlässiger Einfachheit, so wie eine junge Frau, der es gar kein Vergnügen macht, hübsch zu sein; trotzdem sah sie vornehm aus.

Sie blickte über ihre Schulter hinüber an etwas vorbei, an einem Manne. Er war stämmig und breitschultrig mit einem starken Schnurrbart unter einer dicken, roten Nase und mit kleinen Augen unter roten Brauen, die mit Grau vermischt waren. Gewöhnlich, sehr gewöhnlich sah er aus, man wunderte sich, ihn in derselben Stube mit ihr zu sehen. Er gehörte zu einer anderen Klasse. Es war ihr Gatte ... der Förster Josef Ževusky.

Sie war eine Polin, aus guter Familie, aber sehr arm. Kaum achtzehnjährig, hatte sie die Stellung einer Klavierlehrerin im Hause des regierenden Grafen Slavin bekleidet, dort hatte sie — wie es hieß — sich schlecht mit der Gräfin vertragen und infolgedessen plötzlich das Haus verlassen müssen, worauf sie sich mit dem Förster Ževusky verheiratete. Graf Slavin hatte sie ausgestattet und mit einer kleinen Mitgift versehen.

Das war alles, was Marinja von der Vergangenheit ihrer Mutter wußte. Sie nannte den Förster natürlich „Vater", doch bereits von ihrer frühesten Kindheit an hatte sie das Bewußtsein, daß es nur ihr Stiefvater sei. Wenn er zu Hause war, lastete seine Anwesenheit auf ihr wie etwas unbeschreiblich Drückendes, die Lebenslust Hemmendes; aber er war nicht immer zu Hause, manchmal hielten ihn seine Geschäfte fern. Dann ließ die Mutter Marinjas Lieblingsspeisen machen oder bereitete sie selbst, während Marinja in der Küche an ihren Röcken hing und Rosinen und Mandeln in ihren Mund stopfte. Der süße Küchenduft drang durch alle Wände und Türen und trug eine einschmeichelnde Heimlichkeit in die Räume der traurigen Försterei.

Der Tisch sah immer hübsch aus, wenn sie allein daran saßen, die junge Mutter und die kleine Marinja, und wie da die Speisen mundeten! Und wenn die Speisen vom Tisch weggeräumt waren, da wurde das große Märchenbuch aufgelegt, voll farbiger Bilder, die Marinja entzückend schön fand, und manchmal las die Mutter ein Märchen vor, aber gewöhnlich erzählte sie nur Geschichten aus dem Stegreif zu den bunten Bildern. Und dann war Marinja immer zu Mute, als höbe sich die verrußte Zimmerdecke, und die Wände mit der verdrießlichen, graubraunen Patronenmalerei verschwanden ganz. Oft auch setzte sich die Mutter an den Flügel, der in derselben Stube stand wie das schwarze Kanapee mit den weißen Porzellanknöpfchen, und fing an zu spielen, während Marinja jauchzend und in die Hände schlagend um den Tisch herumsprang.

Einmal gab ihr die Mutter eine Tanzstunde, den polnischen Mazurkaschritt versuchte sie ihr beizubringen. Wie reizend sie aussah, während sie so, die eine Hand an der Hüfte, mit der anderen ihr Kleid haltend, über den weißgebohnten Fußboden hinglitt, das Köpfchen leicht zurückgebogen und aus ihren langgeschlitzten, halbgeschlossenen Augen irgend einem imaginären Kavalier zublinzelnd.

Die kleine Marinja beeiferte sich, ihr nachzuahmen; dann setzte sich die Mutter von neuem an das Klavier und spielte, träumerisch, sehnsüchtig. — — In dem großen, grünen Kachelofen knisterte das Holz und verbreitete einen angenehmen Duft, das Licht strahlte weich und hell — es wurde immer eine Lampe mehr angezündet, wenn der Förster nicht zu Hause war. Draußen glänzte der Vollmond auf den weißen Winter herab, und unter den Tritten des Hegers, der in Abwesenheit Zevuskys die einsame Cavalierka bewachen mußte, knirschte der Schnee.

Der Waldgeist war weit! Mit einem Mal wandte die Mutter den Kopf . . . horchend . . . sie wurde totenblaß, ihr Blick stier — ihre Hände zögerten unruhig über die Tasten hin — blieben stehen . . . Von draußen herein tönte etwas Sonderbares, Leises, das wie ein triumphierendes Kichern klang . . . lauter und lauter . . . Schlittenglocken . . . Die Försterin schlug mit der flachen Hand auf die Tasten, daß ein abscheulicher Mißton das ganze Haus durchschrillte — die Türe hatte sich geöffnet — der Förster stand da — sein Gesicht war rot von der Kälte und von Branntwein — und Marinjas Mutter schrie auf, weil der Förster sie zu küssen versucht hatte.

Die Zimmerdecke war wieder niedrig und verrußt, und die verdrießlichen, graubraunen Arabesken an den Wänden verwandelten sich in abscheuliche Fratzen, die drohend auf Marinja niedergrinsten. — Einmal, da der Förster länger wegblieb als gewöhnlich, hoffte Marinja, er würde nie mehr wiederkehren — der Waldgeist habe ihn geholt . . . Aber er kam immer wieder zurück, und er brachte den Waldgeist mit nach Hause.

Die Mahlzeiten — . . alles in Marinja sträubte sich, wenn sie daran dachte. Er saß immer da, beide Arme bis an die Ellenbogen auf dem Tisch liegend, die Hände, wenn er nicht mit dem Essen beschäftigt war, flach auf dem Tischtuch — und was für Hände das waren — kurz und breit, von einem dichten, rötlichen Flaum bedeckt und mit schwarzen Rändern an den Nägeln. Die Försterin hingegen stützte meist die Ellenbogen leicht auf den Tischrand und das Kinn in die Hand. Sie aß wenig und sprach kein Wort.

Er aß viel und laut und bemühte sich, das Gespräch durch eine Reihe kindischer und unwesentlicher Bemerkungen in Gang zu bringen. Damit wenigstens fing er an; da er aber mit all seinen Bestrebungen doch nur Silben aus seiner jungen Frau herauszuzwingen vermochte, versickerte sehr bald sein seichter Redestrom. Gegen das Ende des Essens wurde er schweigsam, leckte sich die Lippen, trocknete seinen Schnurrbart an dem Tischtuch, und schließlich trommelte er unmutig mit allen zehn Fingern auf dem Tisch.

V.

Als Marinja sechs Jahre zählte, wurde sie in die Schule geschickt, ins nächste Dorf, wohin sie quer durch den Wald eine volle Stunde zu gehen hatte. Gewöhnlich ging sie mit den Hegerskindern, einmal, da diese zufällig krank geworden waren, wanderte sie allein.

Auf dem Rückwege wurde sie von einem Schneegestöber überrascht und verirrte sich. Man fand sie halb erstarrt in dem Kapellchen zwischen den

drohenden Totenköpfen und aufwärts deutenden Engeln. Ihre Mutter fand sie dort.

Als das Kind nicht zur rechten Zeit zurückkam, war sie mit dem Heger und einem Hunde ausgezogen, um das Kind zu suchen. Stunden hatte es gedauert, bis endlich der Spürsinn des Hundes das halberstarrte Kind in dem Kapellchen entdeckt hatte.

Noch heute durchbebte es Marinja heiß und innig, wenn sie des Aufwachens in den Armen der Mutter gedachte. Der Heger hatte das Kind tragen wollen, aber die Mutter hatte es nicht zugegeben, sie nahm das sechsjährige Mädchen in die Arme und schleppte es bis in die Försterei. Dort zog sie ihm die Kleider, die Schuhe und die Strümpfe aus und rieb es mit nassen Tüchern warm, küßte ihm die Hände und die Füße und stammelte irre Worte durcheinander. Heute, nach so vielen Jahren, hörte Marinja die Worte noch deutlich und die weiche, so eigentümlich zum Herzen dringende Stimme.

Als Marinja mitten in der Nacht erwachte, sah sie beim unsicheren Licht der rotglimmenden Nachtlampe eine weiße Gestalt zu Füßen ihres Bettchens knieen, und sich halb aus den Kissen aufrichtend, fragte sie mit ihrem heiseren, kaum hörbaren Stimmchen: „Bin ich tot?"

„Tot! . . . mein Kleinod, welcher Einfall!" rief sich entsetzt aufrichtend die knieende Mutter.

„Ich dachte nur . . . weil ich so glücklich bin, ich dachte, ich sei im Himmel, und du seist ein Engel, der mich hütet!"

„Ich bin nur deine Mutter, mein armes Kind," murmelte Jadviga Ževuska traurig; „aber," fügte sie hinzu, „aus jeder Mutter kann ein Engel werden, wenn es gilt, ihr Kind zu beschützen!"

Von da an ging Marinja nicht mehr in die Schule.

Die Mutter hatte es übernommen, selber ihre Erziehung zu leiten. Nach gewissen Richtungen hin beschäftigte sie sich damit auch recht ausgiebig. Sie lehrte die Kleine sich gerade halten und Messer und Gabel ordentlich in die Hand nehmen, unterrichtete sie auch im Französischen und im Klavierspielen; den übrigen Unterricht besorgte der Forstgehilfe. Er war ein tüchtiger, energischer Bursche voll guten Humors.

Die Försterin mochte ihn gern. Sie lachte über seine Späße; manchmal an Winterabenden spielte sie mit ihm vierhändig. Wenn Beamte kamen zur Inspektion, trug er die Schüsseln auf.

So wuchs Marinja heran, alles blieb im gleichen, nur daß der große Mißmut immer schwerer auf der traurigen Försterei lastete.

Der Förster trank, und die Försterin erstickte in Schwermut und Schlamperei. Wie sie damals einherging, die schöne Jadviga! Niedergetretene Schuhe, die Haare irgendwie hinaufgesteckt, ein schlotterndes, abgesetztes Kleid, dazu eine Rastlosigkeit in allen Gliedern. Tage und Wochen lang arbeitete sie wie eine Magd. Aber ihre Tätigkeit war planlos und unfruchtbar; wenn sie gerade am nötigsten gewesen wäre, setzte sie aus. Dann kauerte die Försterin von früh bis Abend auf dem schwarzen Divan mit den weißen Porzellanknöpfen; die Füße hinaufgezogen, die Knie unter dem Kinn, rauchte sie eine Zigarette

nach der andern und dabei starrte sie durch den blauen Dampf mit Augen . . . Augen — noch heute stockte Marinja das Blut, wenn sie jener Augen gedachte.

Immer fahriger, verdrossener, zerstreuter wurde die arme Jadviga. Es gab Zeiten, in denen sie selbst ihres Kindes vergaß; dann aber wieder kamen andere, wo sie Marinja mit allerlei Freundlichkeiten verwöhnte, mit Liebkosungen, Leckerbissen und Märchen. Aber auch das sollte aufhören. Marinja erinnerte sich genau des Tages, an dem ihre Mutter ihr zum letztenmal eine Geschichte erzählt hatte. Es war Marinjas Geburtstag; auf dem altmodischen, kleinen Kredenzkasten stand noch die Torte mit elf Kerzen besteckt.

Draußen wehte eine feuchte, müde Luft, rings um die Försterei war ein Rieseln und Plätschern von aufgetautem Winterschnee, und an den Stachelbeerhecken in dem schmalen Gärtchen vor dem Haus grünten die ersten Blättchen. Die Mutter kauerte auf dem Sofa und erzählte Marinja die Sage vom „klagenden Wasser". Marinja hatte darum gebettelt. Sie hatte so viel davon gehört, und niemand hatte ihr die Sage erzählen wollen, die Mutter auch nicht; es war freilich keine Geschichte für ein elfjähriges Kind. Aber heute hatte sich die Mutter doch erweichen lassen, weil Marinjas Geburtstag war — und vielleicht auch, weil sie die Sage liebte. Sie erzählte sich sie selbst.

Eintönig fielen die Worte von ihren Lippen, während ihre großen, heißen Augen an Marinja vorbei in die Ferne blickten. Ihre Stimme hatte einen matten, verschleierten Klang, sie schleppte die Worte wie eine Schlafwandlerin — später sagte sich Marinja, daß sie damals, die Anwesenheit des Kindes vergessend, aus einer Vision herausgesprochen habe. — Marinja erinnerte sich der Erzählung genau.

„Einer der Grafen von Slavin," hatte die Mutter schwermütig vor sich hinlächelnd begonnen, „der Graf Jaroslav hatte sich in ein ganz armes Mädchen verliebt, Scharka hieß sie, und sie hatte ihn wieder geliebt. Arme Scharka! Seine Neigung zu ihr dauerte . . . so lange dergleichen bei einem großen Herrn dauert — einen Frühling lang. Als der Sommer kam, war der Graf Jaroslav verschwunden, wie die Blüten, wenn der Frühling vorüber ist.

„Die arme Scharka aber konnte nicht so schnell fertig werden mit ihrer Liebe, und als sie der Geliebte verlassen hatte, weinte sie und weinte Tag und Nacht, bis sie sich den Verstand weggeweint hatte, und alle Tage kauerte sie am Saum des Waldes unter demselben Baum, hohlwangig und fahl, mit einem Kranz von welken Blumen auf dem Kopf.

„So verging der Sommer. Der Herbst kam. Da verbreitete sich die Kunde, Graf Jaroslav kehre zurück, aber nicht allein, sondern mit seiner jungen Gemahlin. Er hatte sich in Böhmen vermählt und zwar mit Eleonore von Sonnenberg, der schönsten und reichsten Tochter des Landes.

„In der Burg des Grafen Jaroslav wurde alles hergerichtet zum Empfang des jungen Paares, und jeder harrte mit Ungeduld der Feste, die die Ankunft der Neuvermählten im Gefolge haben sollte. Aber in die getrübte Seele der armen Scharka drang von all dem keine Kunde. Die saß noch immer jeden

Tag auf demselben Stein an der Straße, der Straße, die aus dem Wald führte zur Burg des Grafen Jaroslav von Slavin. Da saß sie wie sie so oft gesessen in den schönen Maiennächten, da er noch ihr Liebster war, und sie ihn an jener Stelle zu erwarten pflegte.

„Arme Scharka! arme törichte Scharka, das war ja alles längst vorbei; aber sie träumte noch immer von ihrem Glück, und Tag aus Tag ein saß sie auf demselben Stein, als ob ihr Liebster erst gestern von ihr geschieden sei und morgen wiederkommen müsse.

„Und eines Tages kam er. In das Rauschen des Herbstlaubes mischte sich Hifthornklang und rascher Hufschlag. Graf Jaroslav kehrte heim mit seiner jungen Gemahlin. Der Himmel war blau, die Sonne schien hell, und die Wälder prangten in Scharlach und Gold. Aber der Wind blies eiskalt, und durch die Baumzweige ging ein angstvolles Zittern und Schauern. Die Erde hatte ihr prächtiges Gewand nur angelegt, um darin zu sterben.

„Näher, immer näher trabte der glänzende Zug über die gelben Blätter am Boden, wie über einen goldgestickten Teppich hin. Die Hifthörner klangen scharf und schrill. Die wahnsinnige Scharka blickte empor. Auf flinken Pferden trabten sie daher, in goldstrotzenden Kleidern, noch bunter, noch reicher geschmückt als der sich zum Sterben bereitende Herbst — ein schönes, farbensattes Bild. Allen voran Graf Jaroslav. Er hatte den Arm erhoben und zeigte seiner Gemahlin die Burg von Slavin, die mit sonnenumgoldeten Zinnen von ihrem stolzen Berg herab das junge Paar grüßte.

„Da richtete sich etwas auf vor dem Grafen Jaroslav, ein Weib mit einem welken Blumenkranz auf dem Kopf und mit dem Wahnwitz in den Augen — die arme Scharka. Und aus ihren hohlen Augen betrachtete sie die Gräfin Eleonore, und bei dem Anblick der jungen, sieghaften Schönheit wuchs die Verzweiflung der Verstoßenen riesengroß aus ihrem Wahnsinn heraus — die Verzweiflung, der Haß und die Erinnerung an die alte Liebe. Sie faßte das Pferd des Grafen am Zügel. Flüche kamen von ihren Lippen, Schmähreden, die plötzlich in wimmernden Klagen erstarben und in Liebesworten! Graf Jaroslav erblaßte, aber von ihrem weißen Zelter hinüber richtete die schöne Eleonore den Blick auf ihn, kalt und fragend. Die Regung der Barmherzigkeit starb in seinem Herzen wie die Blumen sterben, wenn der Frost auf sie fällt.

„Er riß den Zügel aus den Händen der Irrsinnigen und hob die Gerte gegen sie, dieselbe Gerte, mit der er soeben der jungen Gattin glückstrahlend seine schöne Burg gezeigt hatte. Die Verstoßene prallte zurück — anstatt aber die Bahn frei zu geben, warf sie sich quer über den Weg. Da erschrak Graf Jaroslav bis in den Tod, er wollte umkehren; die schöne Eleonore jedoch trieb ihr Pferd vorwärts, so daß es über die auf der Erde ausgestreckte Scharka hinüber setzte — der ganze Troß folgte ihrem Beispiel — zum Schluß mit geschlossenen Augen Graf Jaroslav von Slavin. Mit geschlossenen Augen!

„Vielleicht war das der Grund, daß von allen Pferden seines das einzige war, welches das auf dem Boden liegende Weib traf. Er hörte einen lauten Wehruf hinter sich, doch ohne sich umzusehen, sprengte er weiter, die Gemahlin einzuholen, die ihm vorausgeeilt war.

„In der Nacht heulte der Sturm wie noch nie und streifte dabei die letzten goldenen und scharlachroten Blätter von den Bäumen; den nächsten Morgen waren Bäume und Büsche kahl, und über der ganzen Landschaft lag der Frost. Er lag auch auf dem großen Teich, den sie heute das ‚klagende Wasser' nennen. Und es verbreitete sich das Gerücht, die Scharka läge kalt gebettet unter dem schweren, harten Eis.

„Und als das Gerücht der schönen Gräfin Eleonore zu Ohren kam, da lachte sie und veranstaltete ein großes Eisfest auf dem Teich, und von da ab schwebte sie nun jeden Tag auf silbernen Schlittschuhen über den Teich, und ihr langes, rotes Haar wehte im Winde hinter ihr her.

„Der Frühling kam und nach dem Frühling der Sommer; ein Sommer, der so heiß und grausam war wie die schöne Eleonore. Die Brunnen versiegten, und die Teiche trockneten aus, und großes Elend verbreitete sich rings um die Burg von Slavin. Aus dem Elend entstand eine verheerende Krankheit; die Menschen starben zu Hunderten ringsum in dem ganzen Landstrich; so schnell starben sie, daß man gar nicht Zeit fand, sie alle zu begraben. Und Angst und Schrecken herrschten weit und breit, — nur die schöne Eleonore ließ sich nichts anhaben davon und jagte täglich hoch zu Roß mit glänzendem Gefolge in den Fluren und Wäldern.

„Da kam ein Tag, der war heißer als alle anderen. Die ganze Erde lag im Verdursten, so daß man wähnte, sie müsse in Asche und Staub zerfallen. Aber die Hifthörner des Jagdzuges der schönen Eleonore schmetterten in herausforderndem Übermut kecker und lauter denn je durch den verschmachtenden, glühenden Wald.

„Mit einem Male aber wurde es still. Aus den Hifthörnern drang kein Ton, so stark die Jäger auch hineinbliesen. Jäger und Jägerinnen sahen einander an — aber von ihren Lippen fiel kein Laut. Durch die schwüle Stille aber kam jetzt etwas Schauerliches. Ein Klagen und Stöhnen, das immer stärker wurde, etwas so Jammervolles, wie es bis jetzt noch keiner vernommen hatte auf der ganzen Welt. Alle wollten fliehen — aber die schöne Eleonore deutete vorwärts, und vorwärts ritt sie, den Gemahl an ihrer Seite, und die anderen hinter ihr drein, nach der Richtung hin, von wo aus das Stöhnen zu ihr herüber klagte.

„Dort inmitten der Heide breitete sich der Teich aus, über dem die Gräfin Eleonore im Winter täglich auf silbernen Schlittschuhen hinüber zu gleiten pflegte und von dem nichts übrig geblieben war als ein paar mit grünem Schleim überzogene Tümpel, inmitten eines schwarzen Morastes, auf dem Tausende von Unken sich hinkend und zappelnd um einen verwesten Leichnam drängten. — Es war der Leichnam der armen Scharka, man erkannte ihn an den Kleidern.

„Die Nacht darauf stürzte sich Graf Jaroslav von den Mauern seiner Burg in den Wallgraben hinab. Die schöne Eleonore aber erlag der bösen Krankheit; sie starb ganz allein, da keiner sich in ihre Nähe wagte, und ihr Leichnam blieb unbegraben in der verlassenen Burg.

„Seitdem aber heißt der große Teich zu Füßen der schwarzen Berge ‚das klagende Wasser', und im Sommer klagen die Unken um die arme, verstoßene Scharka, und im Winter lacht die grausame Eleonore über dem Eis."

Als die Mutter geendigt, sprang sie von dem alten, schwarzen Divan auf, trat an eines der Fenster, vor dem sie dann stehen blieb, beide Hände auf dem Gitter, den Blick auf den schwarzen Teich geheftet.

Marinja schlich ihr nach und lehnte das tränenüberströmte Gesichtchen an sie. Ihr kleines Herz war ganz zerrissen vor Mitleid mit der armen Scharka. „Wann hat sich die Geschichte zugetragen, Mütterchen?" fragte sie, „vor langer, langer Zeit, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht," erwiderte die Mutter finster, „vielleicht gestern, und morgen wird sie sich noch einmal ereignen!"

„Aber Mutter, das kann ja nicht sein!" rief entsetzt Marinja.

„Und warum nicht?" entgegnete die Mutter schroff, „du meinst wohl, daß heute die Jäger und Jägerinnen nicht mehr in goldgestickten Kleidern die Wälder durchrasen?"

„Ach nein, nein," schrie Marinja, „nein Mutter, ich meine . . . weil die Menschen heute nicht so grausam mehr sind wie die stolze Eleonore und der Graf Jaroslav."

Die Mutter zuckte die Achseln. „Nein," murmelte sie, „ach nein, du hast ganz recht," und in ihrer Stimme klang der Hohn herber, mit jedem Wort, das sie aussprach, „nein . . . die Menschen sind nicht mehr so grausam, lange nicht! Sie jagen nicht mehr ihre Pferde über die arme Scharka, wenn sie aus Verzweiflung am Boden liegt, . . . nein . . . die schöne Eleonore und der Graf Jaroslav beraten sich miteinander über die Zukunft der Scharka, sie trachten sie zu verheiraten mit einem braven Mann . . . und sperren sie mit ihm ins Gefängnis."

Bei diesem Worte faßte Jadviga die eisernen Stäbe des Fenstergitters fester und lachte halblaut vor sich hin. Marinja, zu Tode erschrocken, dachte, die Mutter spreche irre, und fast schreiend vor Angst rief sie: „Aber die Scharka ist ja tot, Mutter, tot . . . hunderte von Jahren ist sie tot. Von wem sprichst du denn, Mutter? Mutter!" Sie rüttelte die Mutter am Arm, wie um sie aufzuwecken. Die fuhr zusammen, strich sich mit der Hand über die Augen, dann den Blick auf das verweinte und verstörte Mädchen heftend, nahm sie dasselbe in ihre Arme, hielt's an ihre Brust, bedeckte seine Augen mit Küssen: „Unsinn, ich habe Unsinn geschwätzt," rief sie, wobei ihre zuvor spröde und harte Stimme plötzlich weich, wie die einer Waldtaube klang. „Mein Herzchen . . . wie kannst du dich nur so aufregen . . . natürlich ist die Scharka tot, vierhundert, fünfhundert Jahre schon . . . ich weiß selber nicht wie lang. Schau dort hin, dann wirst du's einsehen, daß es schon lang, lang her sein muß!"

Sie deutete über den schwarzen Teich hinüber nach der Richtung, wo hinter den dunklen Wäldern im blauen Duft der Ferne eine Bergkuppel sichtbar wurde, von deren felsiger, aber rings umwaldeter Spitze ein paar verwitterte Mauerreste aufragten. „Das ist Slavin," erklärte sie, „das war die

Burg des Grafen Jaroslav; denke nur, wie lange es wohl dauern mußte, ehe sich die stolze Burg in den Steinhaufen verwandelt hat. Nur die Mauern des einen großen Saales sind noch übrig, und nächstens machen wir einen Spaziergang hinauf, nur du und ich, schon ganz früh werden wir ausgehen, eh's noch heiß ist, und unser Mittagsbrot werden wir mitnehmen . . ."

„Ja, unser Mittagbrot und das große Märchenbuch!" rief Marinja und klatschte in die Hände.

„Ja, du Märchenschwärmerin," versicherte die Mutter, und wieder nahm sie das Kind in die Arme und küßte ihr Stirn, Augen und Mund, auch die Haare und Wänglein.

Das war so merkwürdig bei der armen, zerfahrenen Jadviga. Es vergingen oft Tage, manchmal Wochen, während deren sie ihr Kind nicht ansah, nicht küßte — wenn sie es aber küßte, dann küßte sie es nie einmal, sondern gleich hundertmal. Ihr ganzes Wesen war so unvermittelt und unberechenbar, wie der Lauf eines wilden, uneingedämmten Gebirgsbaches, der bald hoch aufschäumt, bald müde hinsickert — der manchmal, aus seinen Ufern tretend, mit seinem Wasserreichtum Häuser und Bäume umreißt und gleich darauf so seicht und arm wird, daß er kaum einen Tropfen übrig behält, um einen einzigen Durstigen damit zu erfrischen.

Während Marinja sich noch selig in die überschwängliche Zärtlichkeit der Mutter hineinschmiegte, lief plötzlich ein Schauer durch ihre Glieder. Die Berührung der Mutter war mit einem Mal hart und kalt geworden; gleichgiltig fielen ihre Arme von Marinja herab.

Die Tür hatte sich geöffnet, der Förster war eingetreten. Er brachte diesmal eine große Neuigkeit, meldete seiner Frau, daß er einen Volontär aufgenommen habe, einen jungen Mann aus gutem Haus, der sich in diesen weltvergessenen und wildreichen Winkel zurückzuziehen gedachte, um ein Jahr die Forstkultur zu studieren.

Die Hand auf das Gitter gestützt, hörte ihm die Försterin zu, ohne sich nach ihm umzuwenden.

„Sein Name?" fragte sie jetzt über die Schulter hinüber kurz.

„Stanislas Wranitzky."

„von Belkov" vervollständigte die Försterin. Dann mit einem bitteren Lächeln fügte sie hinzu: „Ein Verwandter von mir, glaube ich —"

„So, davon hatte ich keine Ahnung," erwiderte der Förster, „mit den Slavins ist er verwandt, ein Vetter des Herrn Grafen."

„Ein armer Vetter," murmelte, das Beiwort herb betonend, die Försterin.

„Ja so — so scheint es" stimmte der Förster bei; dann erzählte er, daß der junge Mensch seiner Gesundheit sowie seinem Beutel wohl zu viel zugemutet haben und von den Seinen in die Verbannung geschickt sein mochte, damit beides sich erhole. Wie es scheine, beabsichtige der Graf Slavin, ihm später eine seiner ausgedehnten Waldherrschaften zur Verwaltung zu übergeben.

„Ach — auch ein armer Verwandter, den man versorgt," murmelte Jadviga — plötzlich leicht mit dem Fuß auf die Erde stampfend, rief sie noch immer über ihre Schulter hinüber: „Zu was das?"

„Was?" fragte der Förster.

„Nun, daß dieser fremde Mensch zu uns kommt," rief sie ungeduldig.

„Ja, weißt du," erwiderte der Förster, „er zahlt gut, sehr gut, d. h. der Herr Graf zahlt, glaube ich, für ihn — das ist ja immerhin eine angenehme Zubuße, die man nicht von der Hand weist . . . und dann . . . der Herr Graf wünscht es."

Diesmal trat die Försterin vom Fenster zurück, und mit einer Stimme, die, von Hohn vergiftet, grell und schneidend klang, rief sie aus: „Dann freilich . . . wenn's der Herr Graf wünscht — — —" und in ein unheimliches Lachen ausbrechend, verließ sie das Zimmer. —

VI.

Durch Marinjas Seele tönt die Melodie einer Mazurka von Chopin Nr. 3, Opus 59. Ritterlich und kokett erklingt der polnische Tanzrhythmus, aber um den Rhythmus herum ist ein Klagen und Girren, ein Liebkosen und Necken — ein Übermut und eine Verzweiflung.

So hat Marinja nur zweimal diese Mazurka spielen hören: einmal von Paderewsky vor einem glänzenden Konzertpublikum in Wien, und einmal von ihrer Mutter an einem Juniabend in der traurigen Försterei. Unten in dem schmalen Vorgärtchen steht der junge Gast und hört zu. Erst ein paar Tage sind verstrichen seit seiner Ankunft; aber er und Jadviga sind schon zu einander wie alte Freunde. Auf ihre Verwandtschaft hin nennt sie ihn „Staß" und klopft ihm auf die Schulter, wenn sie mit ihm plaudert. Er ist ein schöner, schlanker, dunkeläugiger Bursche, noch sehr jung, mit einer weichen, traurigen Stimme und leichten, schmalen Händen, die alles, was sie berühren, zu liebkosen scheinen. Jeder hat ihn gern, die Hunde, der Forstgehilfe, selbst Marinja, obwohl, seitdem er in die Försterei gekommen ist, die Mutter gar keine Zeit, ja kaum Augen noch Ohren mehr übrig hat für sie.

Die Mutter ist ganz verändert, sie zieht ihre besten Kleider an, sie sieht um zehn Jahre jünger und dabei vornehm wie eine Prinzessin aus; sie trägt den Kopf hoch und geht leicht und energisch zugleich, wie die Polinnen gehen, wenn sie den Mazurka-Rhythmus in den Füßen haben. Beim Essen gibt es jetzt immer eine süße Speise, und jeden Tag stehen Blumen auf dem Tisch.

. . . Auf die Mazurka folgte ein Nocturne — immer Chopin, Jadviga Mičinska kann nichts anderes spielen als Chopin. Endlich zieht sie die Hände von den Tasten und lehnt sich zurück wie erschöpft vor innerer Erregung. Dann steht sie auf und geht hinunter in das Gärtchen. Stanislas Wranitzky tritt ihr entgegen, um ihr zu danken, dabei küßt er ihr die Hand, sie plaudern und gehen auf und ab, er und sie, den einen geraden Weg des Gärtchens entlang. Auf und auf — auf und ab. Der Vollmond steht am Himmel, sein Licht liegt bläulich weiß auf der Försterei, so daß sie sich wie ein großes, bleiches Gespenst gegen den Hintergrund der schwarzen Wälder abhebt. Es liegt auch auf dem Gärtchen vor dem Haus und auf den beiden schönen, jungen Menschen und schwimmt in einem großen, länglichen, silbrigschimmernden Fleck auf dem Teich, der sich über der Straße drüben ausbreitet inmitten der Heide, die bereits angefangen hat zu blühen.

Marinja setzt sich auf die Bank unter dem alten Vogelbeerbaum knapp neben der schweren, schwarzen, ganz mit großen, flachen Eisennägeln beschlagenen Haustür. Sie ist müde und traurig. Niemand kümmert sich um sie. Das eben abgemähte Gras liegt in dürren Schwaden auf den kleinen Rasenplätzen des Gärtchens; die paar Rosenbäumchen, die seinen Schmuck bilden, stehen in voller Blüte, und der Duft der Rosen vermischt sich mit dem Duft des frisch gemähten Heues und mit dem herben, aber würzigen und erfrischenden Atem des Waldes.

Es ist alles traurig, aber schön, sehr schön und sehr poetisch.

Mit einem Male ist die Poesie verschwunden. Ein Hauch gemeiner Nüchternheit hat sie verscheucht. In der Haustür steht der Förster und raucht aus einer langen Pfeife mit einem gemalten Porzellankopf. Plötzlich nimmt er die Pfeife aus dem Mund, lacht laut und derb, dann, ohne ein Wort gesprochen zu haben, dreht er sich um und kehrt in das Haus zurück.

Eine Fledermaus stößt ihren blinden Kopf gegen die vom Mondlicht übergossene Wand der Försterei. Die Unken in dem großen Teich über der Straße drüben wimmern eintönig und kümmerlich. Auf den Hügeln, die das weiße Haus umdunkeln, schauert der Wald.

Wochen sind verstrichen.

Der August brütet über dem Tal — heiß und durstig; selbst die feuchte, düstre Moderluft in den Wäldern ist schwül, und auf der Cavalierka lastet eine stumpfe, unbewegte Glut.

Man erinnert sich keines so trocknen, keines so heißen Sommers. Das Heidekraut ist braun wie im Spätherbst, und von dem großen Teich ist nichts mehr übrig als eine schleimige, grüne Pfütze, aus der hier und da eine fettleibige Kröte mit lautloser und schwerfälliger Behendigkeit nach dem schwarzen Uferschlamm hüpft. Das unbarmherzige Mittagslicht brennt über allem, grell und glanzlos. Die Beeren an dem alten Vogelbeerbaum vor der Försterei glühen rot zwischen verschrumpften, leise in der Hitze knisternden Blättern, und im Hof hinten brüllen die Kühe vor Durst.

Wieder sitzt Marinja in dem kleinen Vorgärtchen unter dem alten Vogelbeerbaum und langweilt sich. Die Mutter ist fort; die ist jetzt täglich stundenlang fort. Heute ist sie in die nächste Stadt gefahren, um Besorgungen zu machen.

Marinja blickt die Straße hinauf nach der Richtung, von wo aus die Mutter kommen soll. Die Mutter ist nicht zu sehen, aber etwas anderes kommt, keuchend, mühsam — eine Frau in einem zimtfarbenen Kleid und mit einem altmodischen, falschtürkischen Shawl um die Schultern. An den Händen trägt sie kurze, abgetragene Lederhandschuhe, aus denen die Handgelenke herausquellen, und auf dem Kopf einen geschlossenen Hut, ein mächtiges, weit hinten sitzendes, blumenbesteckes Gehäuse, das unter dem Kinn mit einer grün und rot schillernden Schleife zusammengebunden ist. Über der Schleife glänzt ein feuerrotes Gesicht, aus dem ein paar kleine, eng bei einander liegende

Maulwurfsaugen mißtrauisch und boshaft in die Welt hineinblinzeln. Hinter ihr stapft ein barfüßiger Junge mit einer großen, viereckigen Reisetasche aus Teppichstoff. Sie selber trägt einen bauchigen, braunen Regenschirm und eine mit blaugrauem Papier beklebte Pappschachtel in der Hand. Vor dem Gartentürchen bleibt sie stehen und ruft zu Marinja hinüber: „Ist das die Cavalierka, und wohnt Herr Oberförster Zevusky hier?"

Es war die Schwester des Försters. Sie war bei einem Probst Köchin gewesen und hatte aus irgend einem Grunde ihre Stelle verloren. Sie kam „ganz verwandtschaftlich", wie sie sich ausdrückte, auf einen kurzen Besuch, um sich's auch einmal beim Bruder anzusehen — sie blieb als ständige Hausgenossin. Ob der Förster sie aufgefordert hatte zu kommen, darüber wurde sich Marinja nie recht klar, obwohl sie sich später oft den Kopf darüber zerbrach. Jedenfalls forderte er sie auf, zu bleiben.

Als Marinjas Mutter von ihrer Ausfahrt heimkehrte, hatte sich die Frau Katharina Wessely, so hieß die ehemalige Probstköchin, bereits häuslich in der Försterei niedergelassen, hatte von einem, ihr besonders zusagenden Zimmer Besitz ergriffen und ihre Sachen in die Schränke geordnet.

Die erste Mahlzeit, an der die Probstköchin teilnahm! Die Mutter blaß und zornig vor ihrem leeren Teller, der arme Stanislas — seiner angeborenen Natur nach höflich gegen jede Frau, mochte sie auch ein Ungeheuer sein — mit fast eingeschüchterten Blicken rings um die Fremde schielend, der Förster merkwürdig gut gelaunt, gesprächig, mit einer Art schablonenhafter Biedermanns-Jovialität, und zwischen ihnen die Probstköchin. Sie hatte eine stark gekrauste, schwarze Haube aufgesetzt, deren Bänder frei um ihre breiten Wangen herumflatterten. Die schwarzen Holzgriffe des Eßbestecks ragten aus ihren Händen heraus, indem sie, boshaft beobachtend, beständig von Stanislas zu Marinjas Mutter und von dieser wieder zu Stanislas hinüber sah. Stanislas Wranitzky, zu dessen Behagen die Anwesenheit der mißtrauischen und gemeinen Person wenig beitragen mochte, zog sich sofort nach der Mahlzeit zurück, und die Försterin folgte seinem Beispiel. Die Wessely hingegen blieb sitzen, und, den Förster höhnisch betrachtend, sagte sie: „Josef! Hörst du, Josef! Hast du denn keine Augen im Kopf!"

Von dem Tage an schämte er sich seiner Feigheit, aber Mut bekam er deshalb doch nicht. Seine Reizbarkeit wuchs nur von Stunde zu Stunde. Er ließ sie an unschuldigen Geschöpfen und Dingen aus, an der kleinen Marinja, an seinen Hunden, ja an den paar armseligen Blümchen im Garten unten, die er mit beiden Händen aus der Erde raufte und über den Zaun hinaus auf die Straße warf. Aber wenn er gegen seine Gattin losfahren wollte, so stockte ihm doch im letzten Moment der Atem und neben Stanislas Wranitzky machte er seinen krummen Rücken nach wie vor.

Es war entsetzlich! Die boshaft herumspionierende Person, der zugleich schwache und rohe Mensch, den sie aufstachelte. Zank und Verdruß von früh bis Abend, im ganzen Haus etwas Dumpfes, Drückendes, das der kleinen Marinja wie eine Krankheit in den Gliedern lag, die Angst vor etwas Fürchterlichem, Unausweichlichem, das kommen mußte.

Und endlich kam's! . . .

Ende September mochte es gewesen sein. Ein stiller Tag, Nebel, die Berge ausgelöscht, die schwarzen Fichten am Rande der Wälder wie in feuchte, weiße Schleier eingehüllt, über dem schwarzen Wasser des Teichs ein schleichender, grauer Dunst — kein Sonnenstrahl — nicht einmal zur Mittagszeit. Als man sich an dem Tage um die gewöhnliche Stunde zu Tisch setzen wollte, fehlte Stanislas Wranitzky.

Die Wessely machte irgend eine abfällige Bemerkung über seine Unpünktlichkeit, dann sagte sie: „Geh' doch in sein Zimmer, Josef, schau nach, ob ihm vielleicht schlecht ist."

Der Förster ging, schwerfällig, widerwillig, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß der Volontär noch gar nicht aus dem Walde zurückgekehrt sei. Die Wessely fing nun an, sich weitläufig und verdrießlich über die Rücksichtslosigkeit des jungen Menschen auszulassen. Der Förster hatte sich neben den Ofen gestellt. Er klagte über Kälte in den Gliedern, war bleich und hatte etwas Stieres im Blick. Nach einer Weile schritt er auf die Kredenz zu und schenkte sich ein Glas Branntwein ein. Dann trat er ans Fenster unter dem Vorwand, nach dem jungen Menschen auszuschauen. Mit verschränkten Armen und finsterem Blick ging die Försterin auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und horchte hinaus. Zevusky stand noch immer am Fenster und spielte mit den Anhängseln an seiner Uhrkette, dabei blickte er gar nicht nach der Richtung, aus der Stanislas eigentlich hätte kommen können, und überhaupt nicht zum Fenster hinaus, sondern abwechselnd auf seine Stiefel und nach der Uhr.

Eine Viertelstunde war vergangen. — Er kam nicht. Der Wessely riß die Geduld. „Wollt ihr vielleicht bis Mitternacht auf den gnädigen Herrn warten?" rief sie und blickte höhnisch nach ihrer Schwägerin hinüber.

Da ließ die Försterin die Suppe bringen, aber die Wessely war die einzige, welche an jenem Tag einen Löffel oder Bissen zum Munde führte. — Die Försterin versuchte nicht einmal zu essen, und der Förster häufte die Speisen auf seinen Teller und ließ sie dann unberührt stehen. Einmal, da Marinja aus Ungeschick und Verlegenheit an etwas stieß, fuhr er kreideweiß aus seinem Sessel auf, um gleich darauf zitternd zurückzusinken. Immer dichter glitten die Nebel von den Bergen herunter ins Thal und schleppten die Dämmerung mit.

Der Abend kam, aber von Stanislas Wranitzky noch immer keine Spur.

Die Hunde heulten die ganze Nacht, die Käuzchen krächzten so laut, daß man das Klagen der Unken kaum hörte. Den nächsten Morgen war der Nebel noch dichter als am Tage zuvor, die ganze Försterei wie durch eine weiße Mauer gegen die übrige Welt abgeschlossen — dazu drückendes Schweigen, die Unken im Teich verstummt, nichts zu hören als die Tropfen, die aus den breiten Zweigen der am Rande des Gärtchens aufragenden Fichten glitten und mit einem dumpfen, halberstickten Laut in das Moos sanken. — Gegen zwölf Uhr lichteten sich die Nebel, und an demselben Abend fanden die Heger die Leiche des jungen Menschen im Walde. Mit zwei Schüssen im Rücken lag er

zwischen dem welken September-Farrenkraut. Er mußte schwer gelitten haben, ehe er verschied, denn rings um ihn war das Farrenkraut aus dem Boden gerauft, ja der Boden selbst war aufgewühlt von den Händen des Sterbenden.

Der Förster lenkte sofort den Verdacht auf Wildschützen, deren es allerdings in der Gegend eine beträchtliche Anzahl gab, und die hohe Obrigkeit schloß sich seinem Verdachte an. Natürlich kam es zu einer Untersuchung, sie förderte aber nichts zu Tage, und damit war die Sache abgeschlossen.

Die Leiche, nachdem sie agnosziert und von dem Gerichtsarzt untersucht worden, war in einen einfachen Sarg gebettet, eingesegnet und fortgeführt worden, um in der Familiengruft der Slavin's beigesetzt zu werden. Marinja stand am Fenster, als sie den Sarg vorüberbrachten, über die Straße hin, an dem klagenden Wasser vorbei, nach der Richtung, wo das Dunkel der Wälder sich lichtete und von blauem Duft verhüllt eine hellere, fröhlichere Welt lag — die Welt, in der er gelebt, die ihn erst verwöhnt und dann ausgestoßen hatte, um ihn unbeachtet in dem düsteren Waldwinkel verkommen und sterben zu lassen.

Draußen lag der Schnee, der Wind pfiff — die grausame Eleonore lachte über dem Eise.

Monat um Monat schleppte sich hin — der Winter schien endlos — schließlich verging er doch, Tauwetter trat ein.

Das Wasser rieselte und plätscherte, kicherte und weinte von den Bergen hinunter in das Tal. Der Frühling duftete aus dem Boden, spielte in leichtgekräuselten Wellen über der dunklen Fläche des „klagenden Wassers", schimmerte in grünlichen Schleiern über den schwarzen Wäldern, schoß goldene Strahlenbündel in die Fenster der traurigen Försterei; er leuchtete verstohlen aus den Ginsterbüschen auf der Heide, er küßte die Erde von neuem ins Leben und lehrte die Menschen, die es vergessen hatten, von neuem zu lieben.

Damals hatte es Marinja nicht verstanden, was eigentlich um sie herum vorging, was den Konflikt zwischen ihrer Mutter und dem Förster aufs äußerste anspannte. Jetzt erriet sie alles. In den vom Trunk getrübten Augen des Försters flackerte ein unheimliches Leuchten.

Die Neigung zu seiner, trotz ihres verwahrlosten Wesens noch immer begehrenswerten jungen Frau flammte in ihm auf. Die höhnende Hetzerei seiner Schwester reizte ihn, er konnte nicht ertragen, daß die Person mit ansehen sollte, wie demütigend es um seine Ehe bestellt war.

Aber die blasse, abgespannte Jadviga, die im ganzen Laufe des Winters durch keine Beleidigung aus ihrer Stumpfheit wachzuquälen gewesen war, fuhr auf wie ein wildes Tier, wenn er sich's unterstand, sie mit seinen Zärtlichkeiten belästigen zu wollen. Ja, es bot ihr geradezu eine Art bittern Genusses, ihm ihren Abscheu zu zeigen, der mit Verachtung gepaart war. Und das in Gegenwart seiner Schwester! Wie sollte er sich damit abfinden. Er suchte durch Roheit zu ersetzen, was ihm an Mut fehlte. Er beschimpfte

seine Gattin, um wenigstens auf diese Art zu beweisen, daß er Herr im Hause sei.

Einmal schleuderte er ihr ein ganz gemeines Wort ins Gesicht. Die Försterin wurde fahl wie Asche, ihre stumpfen Augen fingen an zu brennen, alles Eingeschlafene in ihr, alles, was stolz und unversöhnlich war, bäumte sich in ihr auf. Die Arme über der Brust gekreuzt ging sie auf ihn zu und zischte ihm ins Gesicht: „Mörder!" Dann ganz langsam wendete sie sich um, ging hinaus und schloß sich in eine Kammer neben ihrer Schlafstube ein. Weder zum Mittag noch zum Abendessen erschien sie.

Der Förster saß den ganzen Tag da, als habe man ihm das Rückgrat gebrochen, keines Wortes fähig und keiner Bewegung.

Marinja wurde zu Bett geschickt; ehe sie in ihr Stübchen ging, schlich sie an der Kammer vorbei, in der sich die Mutter eingeschlossen hatte, aber so sehr sie auch weinte, schmeichelte, flehte — in der Kammer blieb es still. Mit schwerem Herzen legte sie sich nieder und schluchzte in ihr Kissen, bis sie endlich einschlief.

Als sie erwachte, war ihr Zimmer hell. — Im ersten Augenblick dachte sie, daß der Morgen gekommen sei, aber es war nur der Vollmond, der durch die Fenster schien. Draußen ertönte ein leiser Schritt — er hielt vor Marinjas Tür — eine Hand legte sich auf die Klinke . . . Marinja wußte, daß es ihre Mutter war, die draußen vor der Türe zögerte . . . aber sie öffnete die Tür nicht. — Nur einen Kuß drückte die Mutter auf das harte Holz, dann ging sie vorbei.

Atemlos setzte sich Marinja in ihrem Bettchen auf und horchte. Sie hörte die alte, vermorschte Treppe unter vorsichtigen Schritten winseln, dann den Schlüssel in der schweren Haustür rasseln — die Tür öffnete sich leise, kreischte in den rostigen Angeln — —

Marinja sprang aus dem Bett und eilte an das Fenster. Der Mond schien hell, so hell, wie in jener Sommernacht, da die arme Jadviga mit dem jungen Freunde in dem Gärtchen vor dem gespenstisch weißen Haus auf und ab gegangen war.

Auch diesmal konnte man alles so deutlich wahrnehmen wie beim lichten Tage: die traurig von dunklen Fichten umschatteten Hügel und zu ihren Füßen die Heide, auf welcher der Ginster jetzt in voller Blüte stand. Er sah blaß aus im Mondschein, der Teich in seiner Mitte hingegen noch schwärzer als bei Tage. An dem Teich vorbei, am Fuße der finstern Hügel zog sich die Straße fast grellweiß, und auf die weiße Straße trat jetzt eine schlanke, schwarze Gestalt — Marinjas Mutter.

Sie trug dasselbe Kleid, das sie getragen hatte an dem Abend, an dem sie dem armen Stanislas Wranitzky die Mazurka von Chopin vorgespielt, sonst kein Bündel, kein Täschchen, nichts.

Ein schrecklicher Gedanke kam Marinja. Sollte sich die Mutter hinuntergeschlichen haben, um sich in den Teich zu stürzen, wie die arme Scharka . . . Schon wollte sie das Fenster aufreißen, wollte schreien . . . Irgend etwas, kaum Bewußtes hinderte sie daran. Die schöne Frau stürzte sich nicht in das

schwarze Wasser; einen kurzen Moment blieb sie daneben stehen, dann fest und entschlossen, den Kopf hoch in der Luft, schritt sie vorbei.

Der Glanz des Mondes schimmerte auf ihrem Haar, auf ihrer weißen Stirn. Sie ging nach der Richtung hin, wo sich hinter den dunklen Hügeln der blaue Duft der Ferne zeigte, nach der Richtung, in der der Sarg mit dem armen Stanislas verschwunden war.

Die Augen Marinjas folgten ihr, bis sie in einer Biegung der Straße verschwand — dann mit einem unbeschreiblich öden, zusammenkrampfenden Gefühl kroch sie in ihr Bett zurück. Sie wußte, daß die Mutter nie mehr wiederkehren würde, daß sie ganz verlassen zurückblieb in der traurigen Försterei. Die Hände auf der kleinen Brust gefaltet, lag sie gerade ausgestreckt, starr und kalt.

Draußen klagten die Unken trauriger als je, und über der Heide schwebten die irren Liebeslieder des Frühlings.

VII.

Was dann später gekommen war? . . . Sie wußte es nicht genau. In der Erinnerung konnte sie die Tage von den Nächten nicht unterscheiden und nicht den Sommer vom Winter, alles floß zusammen in einen einzigen endlosen, trostlosen Tag oder vielmehr in eine einzige endlose, trostlose Nacht. Sie hatte so hingelebt, irgendwie.

Wenn der Förster ihr sonst nur Ekel und Widerwillen eingeflößt hatte, so flößte er ihr jetzt Grauen ein. Seine Trunksucht hatte zugenommen, er wurde vom quälendsten Mißtrauen gepeinigt — unaufhörlich hatte er Auftritte mit seinen Hegern, den Mägden, dem Knecht, denen er einem nach dem andern Spionage vorwarf.

Marinjas einziger Freund in dieser traurigen Zeit war der Forstgehilfe. Er hieß jetzt Herr Adjunkt, aß bei Tisch und war der ausgemachte Liebling der Frau Wessely. Dafür durfte er auf der Försterei auch schalten und walten wie's ihm gefiel. Und das war gut. Denn was wäre sonst wohl aus dem ganzen, großen Revier geworden? Aus dem Revier und aus Marinja? — Sein energischer Schutz allein war es, der sie damals vor den gröbsten Mißhandlungen bewahrte. Im übrigen erwarb er sich noch andere Verdienste um sie. Er musizierte mit ihr, stimmte, wenn es dringend nötig war, das Klavier und gab ihr alle Tage eine Stunde Unterricht in den obligaten Schulgegenständen. Da blieb ihr freilich noch viel freie Zeit; aber nach und nach lernte sie, damit fertig werden.

Sie kramte in den alten Notenheften ihrer Mutter, spielte alles darin Enthaltene, spielte täglich stundenlang.

Als sie etwas älter wurde, nahm sie auch die Gewohnheit an, in den nachgelassenen Büchern der Mutter zu blättern. Ein Kochbuch und ein französisches Diktionär fand sie — das Kochbuch schob sie beiseite, das Diktionär wurde ihr nützlich, da sie wohl recht flink französisch parlieren gelernt hatte, ihr Wortschatz jedoch noch ein sehr geringer gewesen war, als die Mutter die Cavalierka verließ. Dann fand sie ein paar Sensationsromane

und eine Anzahl Bände George Sand. In die Sensationsromane vertiefte sie sich mit atemloser Spannung, bei den Romanen der Sand hingegen, die in der großen, von Tony Johannot illustrierten Ausgabe vorlagen, interessierten sie hauptsächlich die Bilder. Diese großäugigen Heldinnen mit den langen Wellenscheiteln und dünnen Schnebbentaillen, die aus ballonartig um die Hüften bauschenden Röcken herauswuchsen, gefielen ihr sehr, und gar die Helden mit ihren romantischen Lockentoupets und hohen Halskrägen — fast alle die Sandschen Romane waren vergilbt und zerlesen, an vielen Stellen mit Ausdrücken des Entzückens, wie „merveilleux“ oder „quelle connaissance du cœur feminin“ bezeichnet. Aber das zerlesenste von allen den zurückgebliebenen Büchern war ein kleiner Band, Goethes „Faust“. Natürlich war nur der Teil gelesen, der sich mit Gretchens Schicksal beschäftigte, der aber war zerlesen wie ein altes Gebetbuch.

Wenn man das Bändchen aufschlug, so fiel es immer an derselben Stelle auseinander, da, wo das unsterblichste und traurigste aller Liebeslieder stand:

Meine Ruh ist hin — mein Herz ist schwer —

An den beiden Seiten war das Papier vergilbt und aufgequollen, der Druck fast unleserlich, als ob ein Strom von Thränen darüber hinweggegangen wäre. Infolgedessen war das erste, was Marinja aus dem „Faust“ kennen lernte, Gretchens Klage und, obwohl sie weder die ganze Tragweite der Verzweiflung Gretchens noch den Grund der Tränen ihrer Mutter völlig zu erraten vermochte, fing sie selber beim Lesen der herzzerreißenden Worte an zu schluchzen und küßte die gelben, zerweinten Seiten tausendmal. Als sie weiter in dem Buche blätterte, bemerkte sie, daß es mit einer Widmung versehen war. Auf dem Titelblatt standen in einer eigensinnigen, präzisen, männlichen Handschrift die Worte:

„Meiner schönen und liebenswürdigen Base Jadviga Mičinska von
Ihrem aufrichtigen Verehrer
Grodno, 11. April 1874. Zdenko Slavin.“

Zwischen dem Deckel und Titelblatt lag die Photographie eines Mannes in mittleren Jahren. Ein kahler, wohlgeformter Kopf, wundervolle dunkle Augen unter einer schön gewölbten Stirn, dazu ein kalter, hochmütiger, aber nicht unangenehmer Gesichtsausdruck — alles herausragend aus einem sehr hohen und sehr steifen Hemdkragen; auf der Rückseite des Bildes standen die Worte:

Jadviga.
Grodno 9/9 74. Zdenko.

Wohl war Marinja noch ganz und gar unfähig, die ungeheure Zunahme an Vertraulichkeit zu begreifen, welche diese zweite, kurze Widmung im Vergleich zu der ersten ausführlichen verriet; aber doch gaben ihr die beiden Widmungen zu denken, und der Umstand, daß ihre Mutter in so freundschaftlichen Beziehungen zu dem gewaltigen Grafen Zdenko Slavin, zu dem Brotherrn ihres verhaßten Stiefvaters gestanden, berührte sie eigentümlich.

So war sie vierzehn Jahre alt geworden. Der gutmütige Adjunkt hatte ihr zu ihrem Geburtstag Kleists Werke geschenkt, die er einmal bei einer Tombola gewonnen und nie gelesen hatte. Sie verschlang das Käthchen von Heilbronn in einer Nacht. Der erste junge Lebensfrühling, der nur die Phantasie und nicht die Sinne weckt, meldete sich bei ihr.

Alle ihre Empfindungen wurden reifer, inniger: es war mehr Farbe und Poesie in ihren Träumen. Da kam eine Mondnacht, Ende April.

Sie lag in ihrem Kämmerlein, müde und wach. Der Mond ließ sie nicht schlafen, er schien so weiß und grell in ihre Fenster hinein. Sie liebte die Mondnächte nicht, sie erinnerten sie zu sehr an alles, was am traurigsten gewesen war in ihrem Leben. Das blasse Licht, das nicht wärmte und doch die Nacht hinderte, ihre Schleier tröstend über alles zu breiten, was auf Erden ungestört ruhen, träumen oder weinen wollte, tat ihr weh.

Mit heißen, offenen Augen lag sie in ihrem Bettchen und lauschte den traurigen Stimmen der Frühlingsnacht, als sie plötzlich bemerkte, daß sich etwas Fremdes in den ihr wohlbekannten Schwermutsakkord gemischt hatte, etwas Eigentümliches, fast Beunruhigendes. Anfangs war es gar kein Laut, nur etwas wie eine leise Erschütterung des Erdbodens; es wuchs und wuchs, bis es wie Donner durch den Wald hallte — es kam näher . . . näher.

Marinja sprang aus ihrem Bett. Den Berg herab kam's, etwas Dunkles, rasch Hineilendes. Näher . . . näher . . . jetzt, scharfgezeichnete, schwarze Schatten über die vom Mondschein weiße Straße werfend, eilten drei leichtgebaute Herrschaftswagen an der schlafenden Försterei vorüber. Im flinken Staккato hoben sich die Hufe der Pferde, rote Funken stoben durch den leicht aufgekräuselten Staub.

Sie kamen aus der Richtung, in welcher der Karren mit dem Sarg des armen Stanislas verschwunden war, aus der Richtung, welche Marinjas Mutter eingeschlagen hatte, als sie die Cavalierka verließ — der Richtung, in der die Welt hinter blauem Duft vor Marinjas Blicken verborgen lag. Marinja hatte das Fenster aufgerissen, um mit lang vorgestrecktem Hals der fliehenden Erscheinung nachzublicken. Doch ehe sie sich dessen versah, war alles vorbei.

Die Nachtluft trug einen herben und würzigen Hauch herüber aus den Wäldern, die schwarz und traurig in den blassen Himmel hineinragten, eintönig rauschend — über den Teich, in welchem die Unken noch nicht angefangen hatten, ihre trostlosen Lieder zu singen, zogen mit kaum hörbarem, sanft hinplätscherndem Laut kleine, im Mondschein glänzende Wellen. Die Ginsterbüsche, welche noch nicht begonnen hatten zu blühen, warfen dunkle Schatten über das verdorrte Heidekraut. Die teilnahmslose, gespenstische Melancholie der Mondnacht lag über allem.

Es war so wie immer — und doch machte es Marinja einen traurigeren Eindruck als sonst, wie das Dunkel uns trauriger erscheint, wenn ein Sonnenstrahl daran vorübergegangen ist, und unsere Trauer tiefer, wenn der Blick ein Paar glücklicher Augen sie gestreift hat. Marinja kroch in ihr Bettchen zurück, und ohne recht zu wissen, warum, fing sie plötzlich an zu weinen.

Den nächsten Tag wollte sie die nächtliche Episode fast anmuten wie ein Gespensterspuk oder eine Halluzination; doch konnte sie nicht umhin, immer und immer wieder daran zurückzudenken. Gegen Mittag saß sie, mit einer Stickerei beschäftigt, an dem Fenster ihrer Kammer.

Da hörte sie plötzlich Stimmen, die sie aus ihrer Versonnenheit wachriefen; erst die Stimme des Adjunkten: „Wie ich sage, heute nacht sind sie angekommen in Grukovice mit der Bahn, und dann per Wagen nach Luckawa, die Frau Gräfin Lornitz mit den Komtessen und ihrem Stiefsohn, dem Grafen Ernst. Sie müssen an der Försterei vorüber gefahren sein."

„Die zweite Frau des Grafen Lornitz, wenn ich nicht irr'," brummte der Förster.

„Seit einem halben Jahre Witwe," entgegnete der Adjunkt. „Sie will die Sommer in Luckawa verbringen. Luckawa gehört ihr — war eine Slavinsche Herrschaft. Sie ist eine geborene Slavin."

„Hm . . ." etwas Unverständliches von den Lippen des Försters.

„Der Graf Ernst — er steht sehr hoch angeschrieben bei unserer Herrschaft — soll nächstens zu uns kommen, Auerhähne schießen," erwähnte der Adjunkt.

„Auerhähne! — Es ist schon zu spät für Auerhähne!" rief der Förster.

„Das ist Sache des Herrn Grafen," entgegnete kaltblütig der Adjunkt; und nach einer Pause fügte er hinzu: „Übrigens — das ist freilich nur so eine Privatansicht von mir — aber ich glaube, es handelt sich bei ihm gar nicht um die Hähne, er kommt zur Inspektion. Na, wegen meiner kann er kommen, ich habe ein gutes Gewissen . . ." Der Förster stieß eine Verwünschung aus. Dann verschwanden beide im Haus.

Marinjas Herz fing an ungestüm zu klopfen. „Wenn es mir gelingt, die Teilnahme des Grafen Lornitz für mich zu gewinnen, so bin ich gerettet," sagte sie sich. Die Arbeit sank ihr in den Schoß. Sie dachte plötzlich an allerhand wildromantische Dinge, an das Käthchen von Heilbronn, an die arme Scharka, an ihre Mutter und den Grafen Zdenko Slavin — und dabei blickte sie starr auf die Straße hinunter, über die heute nacht die drei Wagen geflogen waren zwischen sprühenden Funken im blauen Mondschein.

Eine Unruhe kam ihr, ein Fieber. Sie begann, sich mit ihrem Äußeren zu beschäftigen. Sie schloß sich in ihrem Zimmer ein, um sich ungestört im Spiegel betrachten und die alten Kleider ihrer Mutter anprobieren und für sich zurechtschneidern zu können. Sie schlief nicht mehr, und wenn wieder ein Tag vorbei war, ohne daß er Nachricht von dem Erwarteten gebracht hätte, übermannte sie eine solche Verzweiflung, daß sie den Kopf gegen die Wand hätte stoßen mögen. Da, plötzlich eines Morgens, merkte sie, daß große Dinge bevorständen. Die ganze Cavalierka war voll feierlicher Erwartung. Die Sessel standen auf den Tischen, die Magd kroch scheuernd auf Händen und Knieen. Die Probstköchin hantierte mit fliegenden Haubenbändern in der Küche herum, unterstützt von der Hegerin und Marinja, der sie beständig Püffe austeilte und Ungeschicklichkeit vorwarf.

Der Förster war krank geworden und lag im Bett.

Heute sollte der Graf eintreffen, man wußte nicht genau um welche Stunde, aber er sollte in der Cavalierka übernachten, um sich noch vor Morgengrauen auf die Auerhahnbalz zu begeben.

Am Nachmittag geriet die Wessely in große Verlegenheit. Der Bote, welcher ihr die erwarteten Vorräte hatte besorgen sollen, war nicht gekommen, Es blieb nichts übrig, als jemanden in das nächste Dorf zu schicken zum Krämer. Sie zögerte zwischen Marinja und der Hegerin, aber nicht lange, denn die Hegerin war ihre rechte Hand und Marinja in der Wirtschaft gar nicht zu brauchen. Sie schickte Marinja.

Marinja ging leichtfüßig mit fliegendem Atem durch den Wald in das nächste Dorf. In jeder Fingerspitze pochte die Erwartung. — Wenn er käme, so lange sie noch fort war! . . . Angst fühlte sie nicht. Auf dem Hinweg begegneten ihr auch mehrmals Leute, ein paar Holzhauer und sogar eine Holzfuhre; als sie aber nach Hause zurückging, war es sehr einsam geworden in dem Walde. Die Schatten fielen dichter, der Himmel zwischen den Fichtenwipfeln schimmerte noch hell, aber über dem Boden floß die Dämmerung hin wie eine sich lautlos verbreitende dunkle Woge. Es wurde kühl; Marinja fröstelte. Sie fing an, auf die Geräusche zu horchen, die in dem Wald herumschlichen. Da plötzlich, dort, wo die frisch gelichteten Holzplätze aufhörten, wo die Fichten ihre Äste bis auf den Boden schleppen ließen, sprang etwas auf sie los, zwei plumpe Tatzen legten sich ihr um den Leib — „ah, jetzt hab' ich dich!" schrie der Förster, „bist wohl bei den Gerichten gewesen, mich anzuzeigen, du Kröte, du . . ."

Sie schrie einmal, zweimal . . . dann hatte er sie am Hals gepackt und würgte sie. Die Sinne schwanden ihr, rings um sie stoben rote Funken aus dichter Finsternis — plötzlich war sie frei. Vor ihr stand ein schlanker, fremder Mann.

„Schuft, gemeiner Hund!" herrschte er den Förster an.

Der Förster murmelte blödsinnige Entschuldigungen.

Der Wald rauschte, in dem blassen Himmelsstreifen zwischen den Fichtenwipfeln schimmerten die ersten Sterne.

Die Befreiung war gekommen.

Und dann . . .

Die Erinnerung, die ihr bis dahin mit indiskreter Präzision alles mögliche zugetragen hatte, setzte plötzlich aus — der Faden verwirrte sich . . . Sie sah den Förster hilflos am Boden liegen, aus irgend einer Richtung war dann plötzlich der Adjunkt gekommen . . . und dann . . . dann saß sie wieder in der großen, niedrigen Wohnstube der alten Försterei, saß dort, ohne sich jetzt noch Rechenschaft geben zu können, wie sie eigentlich hingelangt war. Sie kauerte sich in das alte, schwarze Ledersofa hinein und blieb dort wie festgewachsen. Das Dunkel sank von der Zimmerdecke auf sie herab. Es kroch aus den Ecken an sie heran, von allen Seiten umfing sie's, es lastete auf ihr, es engte sie ein wie etwas Körperliches, Greifbares — nur um die Fenster herum war ein weißliches Schimmern, und doch fiel ihr's nicht ein, Licht zu

machen, sie war wie gelähmt. Das ganze öde Haus schien voll unheimlicher, unerklärlicher Geräusche. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß . . . Jetzt kam ein Schritt die Treppe herauf.

„Marinka, ist sie da?" fragte die Stimme des Adjunkten.

„Ja," hauchte sie leise.

„Der Herr Graf möchte mit ihr sprechen — Gott, welche Finsternis," er zog seine Streichhölzer aus der Tasche und zündete die Petroleumlampe an, die auf dem Tische stand, worauf er sich entfernte.

Gleich darauf trat Ernst Lornitz ein.

Neugierig, schüchtern blickte sie nach ihm hin. Sie hatte etwas ganz anderes erwartet, etwas Hochromantisches: einen Ritter wie in den Illustrationen des Käthchen von Heilbronn oder einen Helden aus den George Sandschen Romanen, und vor sich sah sie einen ganz schlichten Menschen, mit unmalerisch kurz gestutztem Haar und in dem bequem vertragenen Räuberzivil, das große Herren auf der Jagd zu tragen lieben.

Sie war enttäuscht, aber das dauerte nur kurz. Es war doch etwas in seiner Erscheinung, in seiner Stimme, durch das sich ihr innerstes Wesen sympathisch berührt fühlte. Er war groß, schlank, dunkelblond, mit vornehm geschnittenen Zügen und klugen, grauen Augen, dabei hatte er die gerade Haltung, die einfachen, zweckentsprechenden Bewegungen eines Menschen, der sich viel mit Sport beschäftigt. Er kam ihr sehr gereift vor; tatsächlich zählte er kaum fünfundzwanzig Jahre.

Er ging auf sie zu und reichte ihr seine Rechte. Auf diese Höflichkeit war sie nicht gefaßt; wenn ihr Ritter sie in die Arme genommen und zu den Sternen emporgehoben hätte, so würde sie sich nicht gewundert haben — daß der Graf Lornitz ihr die Hand reichte, wunderte sie.

„Der Adjunkt Holoubek, der, nebenbei gesagt, ein sehr intelligenter und rechtschaffener Mensch zu sein scheint, hat mich über die hiesigen Verhältnisse orientiert," erklärte er mit einer angenehmen, aber etwas heiseren Stimme. „Es ist unmöglich, daß Sie Ihre Existenz hier weiterschleppen; das ist einfach ausgeschlossen. Sie müssen die Försterei verlassen. Wenn Sie einverstanden sind, so lasse ich Sie morgen nach Luckawa fahren. Ich werde Ihnen ein paar Zeilen an meine Stiefmutter mitgeben. Da Ihre Nerven von dem häßlichen Auftritt im Walde sehr erschüttert sein müssen, so soll mein Jäger mitfahren, damit Sie sich auf dem langen Weg nicht fürchten. Wenn ich könnte, würde ich Sie selbst begleiten, doch hält mich noch allerlei hier zurück, was geordnet werden muß. Also sind Sie bereit, morgen zu fahren?"

„Gewiß, Herr Graf," murmelte sie scheu und knixte befangen.

„Nun, das freut mich," sagte er und lächelte, wobei das Wohlwollen um seinen Mund deutlicher hervortrat. „Ich hätte mich nicht gewundert, wenn Sie sich in den Verhältnissen, in denen Sie aufgewachsen sind, ein übermäßiges Mißtrauen angewöhnt hätten. Aber Sie können ganz unbesorgt sein, ich meine es wirklich gut mit Ihnen. Bei meiner Mutter werden Sie vorderhand aufs beste aufgehoben sein, und wenn ich nach Luckawa zurückgekehrt sein werde, wollen wir zusammen darüber beraten, was sich am zweckentsprechendsten für Ihre Zukunft tun läßt."

„Sie sind unendlich gut zu mir, Herr Graf," murmelte sie, nochmals knixend.

„Möchte wissen! Machen Sie kein so verzagtes Gesicht," er musterte sie immer aufmerksamer, „es wird noch alles gut werden; seien Sie frohen Muts und schlafen Sie ganz ruhig. Sie brauchen sich vor keiner Störung zu fürchten, gute Nacht," wieder reichte er ihr die Hand und drückte die ihre fest und warm, damit wollte er sich zurückziehen.

Da nahm sich Marinja ein Herz.

„Herr Graf," sagte sie, wobei die steife Werkeltagsmäßigkeit der Anrede sie unwillkürlich verdroß. Wie viel lieber hätte sie gesagt: „Hoher Herr," wie das Käthchen von Heilbronn, aber es ging doch nicht, so wiederholte sie nur hastig und scheu: „Herr Graf!"

„Nun, liebes Kind?"

„Nur einen Augenblick. Ich möchte Ihnen gern etwas zeigen!"

„Gut."

Sie eilte fort. Als sie wieder kam, hielt sie ein Buch und eine Photographie in der Hand. „Das hat meiner Mutter gehört," sagte sie, „ich ... ich glaube, sie war mit dem Grafen Slavin verwandt."

Lornitz trat näher an die Lampe heran, musterte die Photographie, drehte sie um und las die in ihrer abrupten Kürze so viel verratende Widmung. Auch die Widmung in dem Buche besah er. Dann, fast ohne sein Hinzutun, öffnete sich das Buch in seinen Händen an der bewußten Stelle, ein stummer, beredter Zeuge für ein großes begangenes Unrecht, für einen tiefen, trostlosen Schmerz. Längere Zeit blickte er nachdenklich auf die von Tränen entstellten Seiten hinunter.

Als er das Buch schloß und Marinja zurückgab, lag ein Ausdruck warmer Teilnahme auf seinem Gesicht. „Nehmen Sie das morgen mit, und zeigen Sie beides meiner Mutter," sagte er.

Er trat auf sie zu, strich ihr mit der Hand über den Scheitel, und leise sprach er: „Armes Kind!"

Marinja aber faßte seine Hand und küßte sie.

Sie war in ihr Stübchen gegangen, hatte ihre Sachen zusammengepackt, und dann hatte sie sich aufs Bett gelegt und war in einen unruhigen, beständig unterbrochenen Schlummer gefallen.

Wieder war ihr's gewesen, als sei die ganze Försterei voll unheimlicher Geräusche, voll flüsternder Beklommenheit, voll von fiebrig pochender Aufregung, die sich selbst den Wänden und dem Fußboden mitteilte. Die Unken hörten nicht auf zu stöhnen, und irgend jemand schluchzte laut und schmerzlich. Der Morgen graute schon, und sie hörte, daß das Schluchzen aus dem Zimmer der Wessely kam. Sie horchte — horchte. Endlich stand sie auf und trat hinaus. Draußen auf dem mit ungleichen und ausgetretenen Ziegeln gepflasterten Gang begegnete ihr die Magd, die eine Tasse heißen Kamillentees in das Zimmer der Wessely trug.

„Ist die Tante krank?" fragte Marinja.

„Wie sollte sie nicht krank sein, die arme Frau! Jesus Maria, ein Unglück . . . so ein Unglück!"

„Nun, was für ein Unglück?"

„Unser armer Herr . . . der Herr Oberförster . . . er hat sich aufgehängt! An dem Fenstergitter hat er sich aufgehängt! Um Mitternacht gingen sie nachschauen, weil's so still in der Kanzlei geworden war, wo man ihn eingesperrt hatte, weil er doch närrisch geworden war und anfangs so tobte, aber es war schon zu spät!" Und dabei fing sie an zu heulen, obwohl sie den Förster nicht hatte ausstehen können und sich oft über seine unvernünftigen Plackereien beklagt hatte.

Marinja weinte nicht — seltsam und beklommen war ihr zu Mute, dem Tode plötzlich so nahe zu sein, eine Leiche im Hause zu wissen, das war schauerlich. Sie fühlte ein Frösteln in den Gliedern, und ihr Herz pochte langsam und stark; aber weinen konnte sie nicht, ja, sie hatte das unabweisbare Gefühl einer großen Erleichterung.

Eine Stunde später wartete vor dem Garten auf der Straße draußen der Lornitzsche Wagen, der Marinja nach Luckawa bringen sollte. Mit fiebriger Hast flog sie die Treppe hinunter. Als sie aus der Försterei trat, warf ein Windstoß die schwarze, schwere Tür hinter ihr zu und klemmte ihr Kleid fest, das weiße Kleid ihrer Mutter, das sie zur Reise angezogen hatte. Sie erschrak. Ihr war's, als habe eine grausame Hand sie im allerletzten Moment zurückhalten wollen.

Ernst Lornitz war's, der ihr Kleid aus der Tür befreite und ihr in den Wagen half. Der Adjunkt schwenkte den Hut und blickte ihr mit gutmütigem Lächeln nach. Die Pferde setzten sich in Bewegung, sie flogen nur. Jetzt, wo sie für immer scheiden sollte, meldete sich der Wunsch in ihr, noch einmal das Haus zu sehen, in dem sie so viel gelitten und in dem ihre Mutter ihr Märchen erzählt hatte.

Gedrückt und traurig — mit blassen, grün überschimmelten Mauern unter dem hohen, schwarzen Dach hob es sich ab gegen den dunklen Hintergrund der Wälder; die Mauern waren zum größten Teil von Mörtel entblößt, und das Dach saß schief. Herabgekommen und verwahrlost, fast wie eine Ruine sah das rätselhafte, alte Gebäude aus; aber Marinja hatte doch die Empfindung, als ob es bis in die Ewigkeit am selben Fleck stehen bleiben würde und als ob etwas gespenstisch Finsteres aus seinen Fenstern zu ihr herüber stierte, etwas, das ihr drohte.

VIII.

Den nächsten Morgen erwachte Marinja in einem hohen, luftigen, weißgetünchten, leicht gewölbten Zimmer mit altväterischen Stuckarabesken an der Decke und mit englischen Kupferstichen an den Wänden. Das Linnen in ihrem Bett war glatt und kühl, und die Möbel um sie herum waren altmodisch weiß lackiert und hatten freundliche, zartgeblümte Überzüge.

Als sie aus dem Bette sprang und zum Fenster lief, sah sie durch die mit rosigen Blüten überladenen Äste eines alten Apfelbaumes in die wunder-

volle, sich in azurblauen und goldigen Schattierungen ausbreitende Ferne. Wo waren die finster bewaldeten Berge, wo das klagende Wasser, der Jammer, das Grauen? War's denn dieselbe Welt?

Während sie sich mit von Dankbarkeit überströmendem Herzen die Frage stellte, erblickte sie plötzlich am Ende der Dachtraufe, die auf einen Bottich in dem Gemüsegarten auslief, die identische, schauderhafte Fratze, aus der die Dachrinne in der Cavalierka das Regenwasser auszuspeien pflegte, die Fratze, in welcher sich für Marinja, als sie noch klein war, der Waldgeist verkörpert hatte.

Wie sie sich langsam aus einer herzlich bemitleideten Fremden in eine Art anonymes Familienmitglied hineingewachsen hatte, daran konnte sie sich später nicht mehr erinnern; hingegen entsann sie sich noch ganz genau ihrer Ankunft in Luckawa, des Herumstehens in den Gängen draußen, des Angestarrtwerdens von den stummen feierlichen Dienern. Dazu das helle Licht, das aus den großen Fenstern brach und an das sie in der düstern Cavalierka gar nicht gewöhnt gewesen war. Die hohen Türen, die sie einschüchterten und hinter denen sie fremde Stimmen reden hörte. Sie zitterte wie Espenlaub. Endlich öffnete sich eine der Türen, heraus trat eine Frau von etwas über fünfzig Jahren, in einem weich hinfließenden, schwarzen Kleid und weiß umsäumtem, schwarzem Schnebbenhäubchen. Es war die verwitwete Gräfin Lornitz.

Das höflich befremdete, fast versteinerte Gesicht, mit dem sie Marinja entgegentrat! Als sie jedoch den Geleitsbrief der ganz verschüchtert dastehenden durchlesen, die überreichte Photographie und das Bändchen besehen, da hatte sie Marinja die Hand unter das Kinn gelegt und ihr lange und aufmerksam ins Antlitz geschaut, und schließlich hatte sie das junge Ding in ihre Arme genommen und auf die Stirne geküßt, und als sie es dann wieder wegschob, standen Tränen in ihren Augen. Sie hatte wunderschöne, langgeschlitzte, dunkelblaue Augen. Als Marinja später ihr Haar vor einem Spiegel glättete, blickten ihr genau dieselben Augen aus dem Spiegel entgegen.

Und die Stieftochter, die Schwester des Grafen Ernst, Edith — über die Zwanzig mochte sie sein und sah ihrem Bruder sehr ähnlich, nur daß unter ihrer hohen Idealistenstirn die klaren, allen Dingen furchtlos und sachlich ins Gesicht blickenden Augen des Bruders fehlten. Ihre Augen sahen alles in vergrößernden Dimensionen und verschwommenem Licht. Sie litt, wie ihr Bruder sich ausdrückte, an „Begeisterungen". Dann gab's die Stiefschwestern Ediths und Ernsts — hübsche, halbwüchsige Mädchen, die noch nicht bei Tische aßen und mit denen Marinja ihre Mahlzeiten teilte. Und alle waren gut gegen sie, staunten über ihr eigentümliches Klavierspiel und bewunderten ihre schönen Augen. Dabei hörte Marinja immer wieder das Wort „die Slavinschen Augen".

Man bewunderte und bestaunte sie etwas zu viel, zu unverhüllt.

Ernst Lornitz war nicht einverstanden mit dem Vorgehen, verlangte, man möge sie nicht wie einen Kanarienvogel oder einen Schoßhund verziehen, sondern einen gesünderen Ton ihr gegenüber anschlagen, sie zweckentsprechend

vorbereiten fürs Leben. Sie kam gerade dazu, als er seiner Stiefmutter und Edith diesbezügliche Vorstellungen machte. — Sie nahm's ihm nicht übel. Er mußte recht haben, er hatte immer recht in ihren Augen. Er blieb nach wie vor ihr Ritter Wetter vom Strahl, ihr Abgott; ja er wurde es alle Tage ein wenig mehr. Leider blieb er nicht lange in Luckawa. Als er alles für seine Stiefmutter geordnet und eingerichtet hatte, reiste er erst auf seine eigenen Besitzungen zurück und dann ins Ausland. Er war damals noch Diplomat.

Der Abschied von Ernst! — Diesmal huschte die Erinnerung über Marinja hin mit einem wehmütigen Lächeln und heißen Erröten.

Um auf der nächsten, damals drei Stunden von Luckawa entfernten Eisenbahnstation den zweckmäßigen Zug zu erreichen, mußte er um halb fünf Uhr morgens von Luckawa wegfahren, und da er natürlich niemanden stören wollte, nahm er am Abend von der Familie Abschied, bei welcher Gelegenheit er auch Marinja die Hand reichte. Aber das war ihr nicht genug, ihr Herz war zu schwer von Dankbarkeit für ihn, als daß sie ihm nicht etwas davon auf den Weg hätte mitgeben wollen, und wie hätte sie das können abends im Salon, wo ihr so viele Menschen zusahen und zuhörten!

Sie saß die ganze Nacht auf ihrem Bett, um seine Abfahrtstunde nicht zu versäumen, und als der Zeiger an der wunderlichen, alten Bronzeuhr auf ihrer Kommode vier zeigte, kleidete sie sich hastig an und horchte . . . horchte — von Zeit zu Zeit steckte sie ihr Näschen zwischen den Türspalt und blickte hinaus nach dem äußersten Ende des breiten, gewölbten Korridors, wo sich seine Zimmer befanden.

Jetzt hörte sie Schritte — zwei Hausdiener trugen das Gepäck hinunter, und jetzt kam noch der Leibjäger mit einer Reisetasche und einem Plaid. Sie nagte aufgeregt an ihrer Unterlippe, das Blut brannte in ihr vor Ungeduld — nein, vor den Menschen konnte sie ihn nicht mit ihrer Dankbarkeit überfallen. Ah . . . die Hausdiener und der Leibjäger verschwanden. Man hörte ihre Schritte auf der Treppe knirschen — noch einmal öffnete sich die Türe, und diesmal war er es.

Noch heute erinnerte sie sich der Freude, die ihr das Bewußtsein bereitete, allein mit ihm zu sein, ganz allein in dem langen, breiten, gewölbten, weißgetünchten Korridor, in den von jeder Seite durch ein großes, nach oben zu abgerundetes Fenster das gedämpfte, reine Morgenlicht schimmerte. Mit raschen, energischen Schritten ging er auf die Treppe zu, als er an ihrer Türe vorbei kam, trat sie ihm entgegen. „Marinja!" rief, überrascht stehenbleibend, der junge Mann.

Noch heute klang ihr seine Stimme im Ohr, noch heute sah sie seinen befremdeten, fast verdrießlichen Gesichtsausdruck, der sich langsam in Wohlwollen und Mitleid auflöste. „Marinja!"

„Ach, seien Sie mir nicht böse, Graf Ernst" — so hatte er sie selbst aufgefordert, ihn zu nennen — „bitte, nein," stammelte sie ganz atemlos vor Schüchternheit und Erregung, „ich konnte Sie nicht fortlassen, ohne Ihnen noch einmal so aus ganzem Herzen zu sagen, wie dankbar ich Ihnen bin!"

„Aber um Gotteswillen, das sind ja lauter Dummheiten — jeder, der damals auf die Cavalierka gekommen wäre, hätte dasselbe für Sie getan wie ich," erwiderte er ihr fast schroff — offenbar war ihm darum zu tun, ihre Überschwänglichkeiten zu dämpfen. Warum das so war, verstand Marinja erst später, ebenso wie sie's erst später begriff, warum sich in das Wohlwollen und Mitleid auf seinem Gesicht Besorgtheit und Bestürzung mischten; „ein jeder hätte dasselbe getan," wiederholte er.

„Vielleicht," murmelte sie befangen, „aber er hätte es nicht so getan — kein anderer Mensch hätte es so getan — und ich weiß gar nicht, was ich alles im stande wäre, um Ihnen zu beweisen, wie dankbar ich bin — sterben — sterben möchte ich für Sie!"

Da aber sah er nicht nur bestürzt, sondern geradezu streng und unzufrieden aus. „Liebes Kind," sagte er sehr ernst, „wenn Sie mir etwas zulieb tun wollen, so müssen Sie sich Ihre Exaltationen abgewöhnen, müssen brav und vernünftig sein. Ich werde mich freuen, recht oft und recht viel Gutes durch meine Familie von Ihnen zu hören."

„Ja," hauchte sie. Sie hielt den Kopf tief gesenkt. Sie schämte sich jetzt fürchterlich.

Offenbar gewann wieder das Mitleid bei ihm die Oberhand. „Im übrigen," fügte er hinzu, wie um die philiströse Nüchternheit seiner Worte zu mildern, „sollen Sie nie vergessen, daß ich jederzeit bereit bin, Ihnen zu dienen und zu helfen. Ich bleibe nach wie vor ihr Schutzpatron!" Bei diesen letzten Worten lachte er.

Sie seufzte erleichtert. „Und Sie sind nicht böse, daß ich aufgestanden bin, um Ihnen adieu zu sagen?" flüsterte sie.

„Unsinn," entgegnete er abweisend, und da er merkte, wie sehr ihr nach einer herzlichen Gefühlsäußerung verlangte, so nahm er ihre Hand und wollte sie an seine Lippen führen, sie aber entriß sie ihm, sprang an ihm empor, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Und er — er glättete ihren Scheitel und erwiderte ihren Kuß, worauf er sich kurz und energisch von ihr los machte. „Vernünftig sein, Marinja!"

„Ja, ja," versicherte sie . . . dann, die Augen voll Tränen: „Aber . . . ich möchte doch für Sie sterben . . ."

„Adieu!" — und er eilte die Treppe hinab.

Einen Augenblick stand Marinja da wie erstarrt. Sie begriff gar nicht, wie sie das hatte tun können, was sie getan hatte — und es war ihm gewiß unangenehm gewesen. Sie fing hilflos, ratlos zu schluchzen an, und mitten in ihrem Schluchzen eilte sie nach dem Fenster am Ende des Korridors, um ihm nachzusehen, wie er wegfuhr.

Er saß schon im Wagen — ja, das war das Merkwürdigste bei der kleinen Szene, als er schon im Fahren war, wendete er sich um, als suche er noch jemanden, und als er Marinja erblickte, schwenkte er seine Reisemütze und lächelte ihr zu.

Mit erleichtertem Herzen schlich Marinja in ihr Zimmer zurück. Nein, er hatte ihr doch nichts übel genommen; und wenn sie sich noch um viele Jahre

später ihrer Überschwänglichkeiten schämte, kühlte ihr die Erinnerung an seinen letzten Abschiedsgruß die heißen Wangen.

Sie sah ihn nie wieder.

Manchesmal fragte sie sich, ob er ihr nicht absichtlich ausgewichen sei. Eine solche Vermutung hieße wohl, ihrer unwesentlichen Persönlichkeit eine große Wichtigkeit beilegen, sagte sie sich. Aber die Vermutung tauchte doch von Zeit zu Zeit in ihr auf; denn jedesmal, wenn sie zu ihren Sommerferien erschien, so war Ernst gerade dagewesen, oder wenn sie mitten im Abfahrtspacken war, wurde er erwartet; und dann stieg ihr das Blut in die Wangen.

Jetzt war auch das vorbei. Sie dachte zwar noch manchmal an ihn, aber er war nicht mehr ihr „Wetter vom Strahl!" Sie wußte es längst, daß keine Brücke hinüber führen konnte über die Kluft, welche seine Existenz von der ihrigen schied. Ihre alte Schwärmerei für ihn hatte sich in eine ganz vernünftige Dankbarkeit aufgelöst.

Sie war überhaupt sehr vernünftig geworden, und ihr Leben nüchtern seit dem Abschied von Ernst, der zugleich den Höhepunkt der Romantik in ihrer traurigen Jugendgeschichte gebildet hatte und deren Schluß. Von da an hatte sich ihre Existenz fast alltäglich abgesponnen.

An die Verschiebung ihrer Verhältnisse hatte sie sich gewöhnt, und Wunderbares innerhalb ihres neuen Lebensgebietes war nicht mehr vorgekommen, obwohl ihre neuen Gönner dies anfangs erwartet zu haben schienen. Denn eigentümlich sympathisch durch das Äußere, sowie durch das ganze Wesen des Kindes berührt, hatte die alte Gräfin Lornitz das Unmögliche für Marinja zu erreichen versucht — nämlich dem Grafen Zdenko ein besonderes Interesse für sie abzugewinnen. Aber der Versuch mißlang. Graf Zdenko kam, einer Einladung seiner Schwester folgend, nach Luckawa, ohne von Marinjas Anwesenheit dort etwas zu ahnen; als man sie ihm vorstellte, blickte er unangenehm und ablehnend an ihr vorüber. Seine Liebelei mit der Mičinska war für ihn eine abgetane Sache, und er ärgerte sich, daß seine Schwester die alte Geschichte wieder aufwärmte. Mein Gott, er hatte ja die Mutter versorgt — was wollte man noch von ihm — was sollte er mit dem Kind? Es kam anläßlich der heiklen Angelegenheit zwischen ihm und seiner Schwester fast zu einem Verdruß. Auf Marinja wirkte die kurze Begegnung mit ihm peinlich. Seit sie nach Luckawa gekommen, war kein Mensch je so unfreundlich gegen sie gewesen wie er. Später erinnerte sie sich seiner nur als eines vornehm aussehenden, hochgewachsenen Menschen mit wunderschönen Augen in einem verfallenen, verlebten, auffallend fahlen Gesicht und mit einer spröden, harten Stimme. Er hatte eine nervöse Gewohnheit, die Schultern hoch zu ziehen, und spielte beständig mit dem linken Daumen in seiner Westentasche.

Viel später erfuhr Marinja die Einzelheiten dieses mißglückten Vermittlungsversuches und zwar durch die französische Gouvernante der jüngeren Komtessen. Die Französin teilte ihr unter anderem mit, daß Ernst Lornitz von Anfang an widerraten habe, sich an Slavin zu wenden. Was für Marinja getan würde, müsse, so hatte er behauptet, durch die Familie Lornitz geschehen.

Die Französin war die einzige, welche mit Marinja von ihren eigentümlich verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Gräfin und ihren Töchtern sprach. Von diesen selbst wurden die Beziehungen nie berührt in deutlichen Worten, dafür aber durch tausend kleine und große Freundlichkeiten berücksichtigt. Später bewunderte Marinja dieses Gebaren als eines der feinsten und taktvollsten Kunststücke der guten Gesellschaft, des Kunststücks, Dingen Rechnung zu tragen, die man nicht nur vermeidet mit Worten auszusprechen, sondern denen man sich überhaupt scheut ins Gesicht zu sehen.

Des Mannes, dessen Namen Marinja durchs Leben schleppen mußte, wurde ebenfalls nie erwähnt — aber deshalb blieb Marinja für die Welt und die Familie Lornitz doch immer einfach Marinja Ževuska, und wenn sie jemandem durch die Gräfin vorgestellt wurde, so wurde zu diesem Namen erläuternd hinzugefügt: „eine Waise, eine Spielgefährtin meiner Töchter, und ein großer Liebling von uns allen."

Als sie anfing, ihren freundlichen Gönnern gegenüber etwas von der Schüchternheit zu verlieren, die sie anfangs im Verkehr mit ihnen befangen hielt, fragte sie, ob man nicht Erkundigungen nach ihrer Mutter einziehen könne. Sie bemerkte sofort, daß die Familie nicht mit großer Bereitwilligkeit auf ihre Bitte einging. Nichtsdestoweniger wurden die Erkundigungen eingeleitet, führten aber, so wurde wenigstens Marinja mitgeteilt, zu keinem Resultat. Zwei Jahre später erhielt Marinja den Totenschein. — Man war indessen längst schlüssig darüber geworden, wie ihre Zukunft am zweckentsprechendsten vorbereitet werden könne. Da ihr musikalisches Talent allgemeines Aufsehen erregte, wurde sie im Herbst des Jahres, in welchem sie die Försterei verlassen, nach Wien geschickt, wo sie das Konservatorium besuchen sollte. Aber sie blieb immer mit den Lornitz im Verkehr und jeden Sommer verbrachte sie ein paar Wochen mit ihnen in Luckawa.

O, das schöne, das wunderschöne Luckawa!

Die Erinnerungen Marinjas kamen nicht mehr grell und stoßweise, wie ein heftig bekämpfter Schmerz. Nein weich, tastend, wie schmeichelnde Liebkosungen glitten sie durch ihre Seele, eine Reihe von Bildern, alle mit träumerischer Anmut in zarten Farben gemalt, zögerten an ihr vorbei. Wie reizend es war, das alte liebe Luckawa, Schloß und Park! — denn die gehörten zusammen.

Die grünsamtne Wohlerzogenheit eines wirklich gut gehaltenen Parkes fehlte dem jahrelang verlassenen, großen, sich stimmungsvoll in eine Waldwildnis verlaufenden Garten von Luckawa; die Grasplätze darin waren einfach mehr oder minder sorgfältig abgemähte Wiesen, aber was für herrliche, alte Bäume ragten aus diesen abgemähten Wiesen empor, und wie süß dufteten die Rosen dort, wo die Schatten der alten Baumriesen ihnen Licht und Luft genug gönnten, sich zu entfalten, und wie übermütig bliesen die silbernen Wasserfanfaren in den launisch geformten Becken ihren schäumenden Unfug um die wunderlich verkrümmten Najaden, denen die Zeit die herrlichsten grünen Moosgewänder um die sandsteinernen Glieder gewoben hatte.

Das Schloß war ebenso arm an modernen Vervollkommnungen, wie der Park, und ebenso reich an altväterischer Schönheit. Es konnte sich weder einer

Wasserleitung noch elektrischer Beleuchtung rühmen und es hatte ein Schindeldach; aber welch schöne, vornehme Verhältnisse zeigte das Dach und unter dem Dach die Reihe von luftigen, hohen, geräumigen Zimmern, die aus großen, kleinscheibigen, tiefnischigen Fenstern in die Welt hinaussahen. Keine der Zimmerdecken lag spießbürgerlich flach auf den Mauern, alle waren leicht gewölbt, mit wundersamer Stuckarbeit, die Wände hingegen mit meistens recht stümperhaften, aber doch unendlich anheimelnden Freskomalereien verziert. Graue, bis ins Unmögliche verzeichnete Kastelle erhoben sich zwischen blaugrünen Bäumen gegen den Hintergrund von lachsroten und blaßviolettgestreiften Sonnenuntergängen — dazu schöne Damen im Rokokokostüm, die sich von schmucken Kavalieren die Hand küssen ließen, ein Äffchen, das einen Kürbis malträtiert, ein Dachshund, der in die Luft springt, als ob er Fliegen finge. Dann wieder einige Zimmer nur einfach geweißt und zwischen all dem ein großer Saal, dessen Wände mit wirklich wertvollen Giulio Romano-artig gehaltenen historischen Fresken bemalt waren und in dem anno 1776 die Kaiserin Maria Theresia mit ihrem ganzen Gefolge bei der gräflich Lornitzschen Familie zu Gast gespeist hatte. Die Einrichtung der Wanddekorationen würdig — ein Gemisch von weltgeschichtlich bestätigtem, geradezu offiziellem Prunk und grob geschnitzter, hartgepolsterter Einfachheit. Der moderne Komfort fehlte nicht ganz, aber er war lückenhaft; hingegen gab es Stimmung überall, und selbst die Geschmacklosigkeiten in Luckawa waren lieblich.

Damals hatte sich Marinja über den Grund der plötzlich für sie in der Familie Lornitz erblühten Sympathien nicht viel den Kopf zerbrochen; sie hatte diese Sympathie ziemlich gelassen, wenn auch dankbar als ein liebes Wunder, ein Gottesgeschenk, hingenommen und genossen. Später, als sie die Welt besser kannte, hatte sie sich oft gefragt, was es denn gewesen, das ihr alle diese Herzen geöffnet hatte, die sonst gegen außerhalb ihrer Gewohnheiten stehende Menschen meist recht fest verschlossen waren.

Erst war's das Mitleid gewesen, dann waren es die Slavinschen Augen und endlich Marinjas musikalisches Talent und darum jedesmal, wenn Marinja sich tiefer in die lieben Erinnerungen aus Luckawa versenkte, durchklangen ihre Seele halblaut abgedämpft, zärtlich und wehmütig, allerhand Andanti und Rondi von Mozart und kleine Genrestücke von Couperin und Rameau. Marinja hatte die zarte Musik erst kennen gelernt in Luckawa. In der Försterei hatte sie Mozart und Couperin, von welchen sie ja auch einige Hefte vorgefunden, immer beiseite geschoben. Ihre sanfte Schwermut paßte nicht zu den zerrissenen Verhältnissen in dem trostlosen Waldhause.

Aber zu Luckawa gehörte die alte Musik; dorthin gehörte alles, was anmutig und zart war, alles, was auf leisen Sohlen an dem großen Menschheitsjammer vorüberhuschte, der gewiß auch in Luckawa irgendwo verborgen lag, wie überall auf der Welt, den man sich aber wohl hütete, zu wecken, so lange er schlief.

Wie sie es liebte, dies Luckawa! Luckawa und alles, was es umschloß, alles, was es bedeutete; es löste alle in ihr nachschwirrenden Dissonanzen, es stand im harmonischsten Zusammenklang mit allen Regungen ihrer subtilen

Natur. Jetzt hatte sie auch das entbehren lernen müssen. Seit drei Jahren hatte sie ihre Ferien nicht mehr dort verbracht. Alle Töchter der Gräfin Lornitz waren verheiratet, die alte Gräfin reiste von einer zur anderen. Da sie aber, seitdem die Komtessen verheiratet waren, die Winter in Prag lebte, sah Marinja sie oft; das war ja ein großer Trost — aber Luckawa war es doch nicht; und jedesmal, wenn die Gräfin ihr sagte: „Nächstes Jahr müssen wir es so einrichten — nächstes Jahr mußt du wieder für ein paar Wochen zu mir nach Luckawa", da klopfte Marinjas Herz sehnsüchtig. Aber es war nie mehr dazu gekommen, denn Marinja hatte nur im Hochsommer Zeit, und im Hochsommer war die Gräfin die letzten Jahre nicht dort gewesen. Da gewöhnte sich Marinja nach und nach, daran zurückzudenken wie an ein entschwundenes Paradies.

Sie war jetzt ein großes, längst erwachsenes Mädchen — und versorgt. Ja versorgt! — Seit mehreren Jahren verdiente sie sich ihr Brot, und verdiente es, wenn nicht reichlich, so doch ausgiebig und anständig. Die Hoffnungen, welche anfänglich nicht nur die Familie Lornitz, sondern auch Marinjas Lehrer an ihr Talent geknüpft, hatten sich leider nicht verwirklicht. Marinja hatte, um sich möglichst rasch an Technik anzueignen, was ihr nach dieser Richtung fehlte, sich in ihrem Übereifer die rechte Hand übermäßig angestrengt, weshalb eine Virtuosenkarriere für sie ausgeschlossen bleiben mußte; aber sie spielte doch entzückend und war, wenn auch keine glänzende Virtuosin fürs große Publikum, doch eine höchst interessante Künstlerin für ihre Freunde geworden.

Vernünftig, wie sie im Grunde ihres Wesens war, und viel zu stolz, um zu klagen, hatte sie ihren traurig verschwebenden Hoffnungen nicht lange nachgeweint, sondern sich rasch entschlossen, der kranken Hand Ruhe zu gönnen, um sich indessen dem Lehrfach zu widmen. In Wien wäre die Konkurrenz für eine Anfängerin zu groß gewesen, so hatte sie sich denn in Prag niedergelassen, wo ihr ein paar warme Lornitzsche Empfehlungen die Wege ebneten.

Sie war zufrieden gewesen mit ihrer Existenz.

Da! — wieder diese großen, traurigen Augen in dem geschminkten Gesicht . . . Aber diesmal blieb der Eindruck nicht lange, andere Bilder verwischten ihn — der Apfelbaum, durch dessen rosige Zweige sie damals bei ihrem ersten Erwachen in Luckawa aus den Fenstern ihres Zimmerchens in die blaue Ferne geblickt hatte — in das blaue Märchen der Ferne.

In die dichte Dämmerung, die ihr Zimmer erfüllte, drang weißliches Licht — Marinja war's, als höben unsichtbare Finger eine Last von ihrer Brust. Eine angenehme Kühlung durchschlich ihre Glieder — aus dem Nonnenkloster über dem Platz drüben schwirrten die Morgenglocken. Es war, als spräche eine geheimnisvolle Tröstung aus dem feierlichen Ernst ihrer ehernen Stimmen.

Den Klang der Glocken in der Seele faltete sie die Hände und schlief ein.

(Fortsetzung folgt).

Der mythische und der geschichtliche Walther[1]).

Von

Konrad Burdach.

I.

Wer einmal in der alten, an Wein und an Gästen reichen Stadt Bozen auf dem geräumigen Markte gestanden und in den tiefblauen Himmel geschaut hat, dem sind die Augen gewiß immer wieder angezogen worden von dem weißen Marmorbild in der Mitte, das auf schmalem Sockel fast überzierlich einen jugendlichen Mann in der ritterlichen Tracht des Mittelalters zeigt. Scheint es doch, als ob alles Licht, das in dem weitgeöffneten Bozener Talboden wie in einem ungeheuren sonnigen Rebengarten flimmert, über diese schmiegsame Gestalt zusammenströme, um sie mit blendendem Glanz von dem Firmament abzuheben, das als eine riesige, azurfarbene Glocke sich darüber wölbt.

Das ist Herr Walther von der Vogelweide, der fröhliche Sänger der Frauenschönheit und Frauenliebe, der tapfere Streiter für Kaiser und Reich, der Lobredner deutscher Ehre, deutscher Sitte und Tüchtigkeit, dem dort an der Südgrenze deutscher Sprache die Liebe seiner Stammesgenossen aus Deutschland und Österreich ein Denkmal errichtet hat.

Keinem zweiten Dichter unserer Vorzeit ward von der Volksgunst gleiche Auszeichnung beschieden. Beweist das nicht, daß er mit seiner Person und seinem Wort uns näher steht, als irgend ein anderer seiner Zeit? Daß er noch wie ein Gegenwärtiger unter uns lebt, gerühmt nicht bloß, sondern allen vertraut? Er, der noch heute die Deutschen Österreichs, die sich als seine

---

[1]) Nachstehende Betrachtungen sind, stark verkürzt, am 21. Februar 1901 als Vortrag zum Besten des Frauenvereins in Halle gesprochen worden. Ein paar kleine Zusätze stammen aus späterer Zeit. Die Gesichtspunkte, aus denen hier Dichtung und Leben Walthers angeschaut werden, begründet und führt im einzelnen durch meine Biographie: „Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen". (Leipzig, Duncker & Humblot), deren erster Teil im Sommer 1900 erschien, während der Schlußband demnächst herauskommen wird.

näheren Landsleute fühlen, wie ein Bannerträger zusammenschart in dem schweren Ringen um die nationale Existenz, in der Brandung slavischer, italienischer und magyarischer Völkerwellen? Den man dort, wo deutsches und welsches Wesen aneinanderstoßen, gleichsam als einen Schutzgott deutscher Art im Bilde aufgestellt hat? Dessen bloßer Name in jenem Wetterwinkel wirkt wie ein Feuerzeichen der Sammlung, der Hoffnung, des Sieges? Er, dessen sechshundertjährige Zornworte gegen den Papst in Rom auch noch im Kampf des neuen deutschen Reiches wider Pius IX. so oft nachgesprochen wurden als schmetternde Sturmfanfaren? Dieser Mann, dieser Dichter — sollten wir ihn nicht in seinem Wollen und Wirken kennen und verstehen wie einen guten Kameraden im Streit des modernen Daseins?

Ich traue mich nicht, mit einem beherzten Ja zu antworten.

Der alte Meister wird von vielen als Vorkämpfer einer gerechten, einer großen Sache genannt, denen seine eigne Rede doch recht fremd ist. Ein gefährlich Ding, diese Wirkung geschichtlicher Erscheinungen auf die breiten Massen nachkommender Geschlechter! Vergangene Poesie, die für die späten Enkel einmal mit einer bestimmten, allgemein anerkannten Marke gestempelt worden ist, verliert ihre Stimme. Oder vielmehr man *hört* sie nicht mehr. Davor tritt als Schallfänger eine undurchlässige Wand: die allen geläufige Formel, die den klingenden Inhalt, die vibrierende Stimme der Seele erstickt. Man sieht nur noch das nationale, das politische Symbol, das sich über die lebendige wirkliche Erscheinung gelegt hat.

Dieser weiße Ritter auf dem Marktplatz von Bozen, so lichtumflossen, aber auch so individualitätslos in seinem Nachglanz Düsseldorfischer Romantik, er hat etwas *Mythisches* an sich.

Von der nationalen, politischen Bewegung des modernen Deutschland, namentlich aber des heutigen Deutsch-Österreichs als Markwart, als getreuer Eckehart deutscher Sprache und Sitte aufgestellt, weist er zunächst hin auf jene Stätte, wo die aus landsmannschaftlichem Hochgefühl entsprungene *Tiroler Sage* ihm sein Heim bereitet hat.

Wenige Stunden den Eisackfluß aufwärts, über dem von Waidbruck nach Osten abbiegenden Grödnertal, liegen hoch auf Bergesabhang, im sogenannten Layener Ried, zwei Gehöfte, die noch jetzt den Namen *Zur Vogelweide* führen. Eins davon, das untere, gilt für sehr alt. Es schien sich durch gewisse auf ihm haftende Zehnten als alter Rittersitz zu kennzeichnen, und man glaubte, einen im 15. Jahrhundert urkundlich auftretenden Stephlein von Vogelwayd als den ritterlichen Besitzer und als Nachfahren des Dichters ansprechen zu dürfen. Man malte es sich mit freudiger Genugtuung aus: hier oben, wo der entzückte Blick über Gebirg und Täler der herrlichen Tiroler Welt schweift, hat die Wiege des Sängers gestanden, in dessen Liedern man die Pracht des deutschen Mais klingen hört. Allein vor kurzem ist auf Grund genauerer Durchforschung der alten Katasterbücher außer Zweifel gestellt worden: dieser Stephlein, der 1431 mit jenem Hof belehnt wurde, war ein freier *Bauer*, kein Ritter, und hieß wahrscheinlich ursprünglich Steffl Hüttaler; im Jahre 1414 hatte er, wie es scheint, den Hof gekauft, der sich

auch früher nur in Besitz von Bauern befunden hatte, und änderte dann nach diesem Hof seinen Namen.

Das angebliche alte tirolische Rittergeschlecht von der Vogelweide löst sich also in Dunst auf.

Indessen selbst wenn es sich hätte nachweisen lassen, für die Abstammung Walthers wäre damit in den Augen der vorurteilslosen Wissenschaft noch nichts gewonnen gewesen. Nach seinem Beinamen „von der Vogelweide" kann seine Familie überall da ansässig gewesen sein, wo es eine Vogelweide gab. Vogelweide hieß aber jeder Platz, an dem Vögel zu Jagdzwecken gehegt und gefüttert wurden, und solche Stellen, oft verbunden mit einem Hof, dem ein Dienstmann vorstand, lagen in der Nähe von adligen Herrensitzen allerorten in Deutschland. So können wir denn bald den Ortsnamen, bald den Geschlechtsnamen Vogelweide seit dem 14. Jahrhundert in Ober- und Niederösterreich, in Oberbayern, in der Steiermark, im schweizerischen Thurgau, in Frankfurt am Main, in Würzburg, im böhmischen Dux belegen. Jede dieser zahllosen Vogelweiden könnte, an sich betrachtet, die Unterlage zu dem Familiennamen Walthers geliefert haben.

Der Sänger, der in seinen Gedichten wiederholt so beweglich über seine Obdachlosigkeit und sein unstetes Wanderleben klagt, er bleibt demnach für uns ein Heimatloser: wir wissen nicht, wo er die Augen aufschlug und zuerst aus Welt und Leben die bunte Gestalten- und Farbenfülle einsog, die sich in seiner Poesie abspiegelt.

Der Heimatschein aber, den das Denkmal an der tirolischen Südgrenze deutscher Kultur ausgestellt hat, ist falsch. Das lichte Marmorbild in Bozen schiebt dem wirklichen, dem historischen Walther, ein Traumbild unter. Es besteht die Gefahr, daß dieses Traumbild sich auch in die Auffassung von Walthers dichterischem Werk eindrängt.

Oft genug hat man in der Tat trügerische Spuren tirolischer Abkunft auch in seinen Gedichten entdecken wollen. Die wundervolle große Palinodie an der Wende seines Lebens, die aus der Klage über die verschwundenen Jahre den Aufblick gewinnt zu dem himmlischen Lohn der Kreuzfahrt, der ewigen Krone, hat moderne Sentimentalität hinabdrücken wollen zu einem elegischen Erguß über die Verwandlung der lange entbehrten und wehmütig wieder begrüßten tirolischen Heimat mit ihren Wäldern und Bergwassern.

Auf den gesamten Charakter des Dichters, der mit seiner Persönlichkeit wie mit seiner Kunst ein Kind des Mittelalters ist, wirft jenes Volksmonument von Heinrich Natters stilisierender Hand auf dem Bozener Markt einen mythologischen umfärbenden Dämmerschein. Je mehr das moderne nationale und politische Ideal, das seine Urheber in ihm verkörpern wollten, der allgemeinen Anschauung sich einprägt, desto weiter wird es die wahre, echte Poesie des geschichtlichen Walther in ihrer vieltönigen Mannigfaltigkeit von uns abrücken, desto sicherer entfremdet es uns deren ursprüngliche Kraft und wahren Sinn.

Auch die wissenschaftliche Forschung ist hiervon eine Zeitlang berührt worden. Man bemühte sich auch in ernsthaften Untersuchungen, den Dichter hinauf-

zuschrauben zu einem schöpferischen Führer der realen Politik seiner Zeit. Er sollte ein Reichsdienstmann gewesen sein, also dem Stande angehört haben, aus dem die höchsten Reichshofbeamten der staufischen Periode hervorgingen. Dann erfabelte man ihm eine verantwortungsvolle Vertrauensstellung neben dem Reichsverweser Engelbert oder eine Art Erzieherschaft und Vormundschaft über den jungen Heinrich, den Sohn Friedrichs II. Man dichtete ihm alle möglichen Beziehungen zu hohen und mächtigen Personen an. Und von anderer Seite wieder machte man ihn zu einer Art mittelalterlichem Luther oder Hutten, zu einem bewußten Reformator der entarteten Kirche, zu einem unkirchlichen Freigeist.

Solche naiv tendenziösen Auffassungen sind allerdings aus dem Bereich der wissenschaftlichen Forschung jetzt wohl endgültig verschwunden. Aber sie dauern fort in politischen nationalen Festreden und in Artikeln einer gewissen, aus patriotischen Gründen unbewußt die Geschichte fälschenden Presse. In den weiteren Kreisen des Publikums wirkt diese Beleuchtung des Dichters immer noch und nur zum Schaden der reinen Teilnahme an seiner Poesie. Seitdem sein Name ein nationalpolitisches Signal geworden ist, hat er wohl an Berühmtheit, aber haben seine Gedichte nicht an treuem und unbefangenem Verständnis, nicht an derjenigen Liebe gewonnen, die sie aus ihrem eigenen Kern und Wesen begreifen will.

Aber es sei: mein Argwohn mag unberechtigt sein, die Kenntnis der Poesie Walthers mag in der Tat doch unbefangener und tiefer sein als meine zufälligen Erfahrungen es mir gezeigt haben; darin glaube ich mich nicht zu täuschen: seine Person und sein Leben behalten selbst für die hingebenden Leser seiner Gedichte, ja selbst für die gelehrten Forscher, die ihn zum Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, etwas Schattenhaftes.

Wohl gewahren wir bei Walther mehr als bei irgend einem andern mittelalterlichen Dichter ein lebhaftes, subjektives Element, eine selbständige große Individualität, ein leidenschaftliches, sonniges Temperament, eine nervöse Erregbarkeit und Eindrucksfähigkeit. Mit seinem neckischen Humor, mit dem Spiel seiner Anmut und Schalkhaftigkeit lacht er uns in das Herz. Wir sehen und fühlen: das ist ein ganzer, voller, warmer Mensch, dem die Zunge oft durchgeht mit der Besonnenheit. Er vermag, was den meisten Dichtern des Mittelalters versagt war, seinem poetischen Stoff aus dem eigenen Innern Gehalt und Form zu geben. In seinen Gedichten ist alles klar, scharf gegliedert, fest umrissen, körperhaft und in den besten auch alles Bewegung und Leben, frisch und neugeboren, als stünde dahinter weder literarische noch soziale Tradition und Konvenienz.

Man hat deshalb wohl Walther geradezu *modern*, den einzig modernen unter allen mittelalterlichen Dichtern genannt. Man hat seine Dichtung, weil sie zum größeren Teil eine fortgesetzte persönliche Konfession momentaner Eindrücke zu sein scheint, der Dichtung Goethes, des persönlichsten aller modernen Poeten, an die Seite gesetzt.

Gewiß ist es nicht schwer, eine Art innerer Verwandtschaft zwischen diesen beiden großen deutschen Gelegenheitsdichtern festzustellen. Beide sind ja sonn-

tägliche Menschen, beide naive Naturkinder der Poesie. Beiden eignet eine unvergleichliche Rezeptivität, das nahe intime Verhältnis zu den Schätzen volksmäßiger, plastischer Bildlichkeit der Rede, der leichte Fluß sangbaren, sprachlichen Ausdrucks. Es fehlt sogar nicht an auffallenden Anklängen in einzelnen Gedanken und ihrer stilistischen Einkleidung: wer scharf zusieht, kann durch manch überraschendes Beispiel derartige heimliche Verbindungsfäden zwischen den beiden aufdecken.

Historische Analogieen nachdrücklich hervorzuheben bringt der wissenschaftlichen Erkenntnis den größten Nutzen. Meister der geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Forschung, wie Gervinus, Mommsen, Wilhelm Scherer, haben das durch ihr glänzendes Vorbild bewährt. Aber das Aufsuchen und Durchführen historischer Analogieen hat auch seine schweren Gefahren: an dem Vergleich Walthers und Goethes ist etwas Wahres; ernst genommen führt er jedoch gänzlich in die Irre, zum Mythos.

Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich selbst versucht, Walthers Liebespoesie aus dem mythologischen Wahn der Schulweisheit heraus in das freie Licht realistischer, d. h. wahrhaft geschichtlicher Betrachtung zu rücken. Man hatte des Dichters bewegtes Herzensleben und seine vielstimmige Phantasie auf den Draht schematisch pedantischer Konstruktion ziehen und an zwei leere Phantome, ein jahrzehntelanges Minneverhältnis zu einer vornehmen Dame und eine einmalige kurze Liebschaft mit einem süßen Mädel, hängen wollen. Dagegen lehnte ich mich auf: für die Psychologie des Dichters und die Psychologie der poetisch abgespiegelten Liebe rief ich Goethes Beispiel zu Hilfe. Hier handelte es sich um das Ewige, Unwandelbare, den Kern echter poetischer Wahrheit, um das, was in aller großen Poesie zu allen Zeiten gleich ist. Aber ein verhängnisvoller Irrtum entsteht, wenn man den ganzen modernen Dichterbegriff auf Walther von der Vogelweide übertragen und mit diesem Maßstab seine menschliche Größe, sein künstlerisches Verdienst messen will.

Dieser moderne Dichterbegriff übt leider eine gewisse Tyrannei aus über unser literarisches Urteil. Und dabei ist er selbst in den anderthalb Jahrhunderten, die seit seiner Geburt verflossen, tiefer Wandlung ausgesetzt gewesen. Klopstock hat ihn geschaffen, die Literaturrevolution des 18. Jahrhunderts auf den Schild ihrer Programme gehoben, Goethe hat ihn durch Bekenntnis und Tat bewährt. Aber Goethes Leben und innere Entwicklung ist zugleich ein zäher Kampf mit diesem Begriff, und seine menschliche und dichterische große Metamorphose wächst hervor aus dessen Überwindung.

Der moderne Dichterbegriff sieht in dem Dichter das singuläre geniale Subjekt, einsam, erhaben über der Menge, den König im Reiche des Geistes und der Seele, den Schöpfer einer neuen Welt, den originalen Verkünder höchster Menschheitsoffenbarung. Die Doktrin und die Poesie der deutschen Romantik, des Lord Byron und des jungen Deutschland hat diese Lehren und Ahnungen der Geniezeit sich angeeignet, weiter gebildet und auf die Spitze getrieben. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erobert das romantisierte Dogma vom genialen Menschen alle Bereiche des geistigen Lebens: das künstlerische, das religiöse, das politische, das sittliche. Die Namen Ludwig Feuer-

bach, Max Stirner, Richard Wagner, Henrik Ibsen bezeichnen die Staffeln dieses Siegeszugs, der schließlich in dem Dysangelium vom Übermenschen und in der Neuromantik der Symbolisten an dem ehernen Grenzwall der Natur sich die Stirne zerschellt.

Goethe rettete sich aus dieser reißenden Fahrt in hartem Mühen an das feste Land. Sein „Faust" bringt aus der Isoliertheit der Gelehrtenstube und aus dem Selbstgenuß magischer Natur- und Weltbeherrschung auf die sturmumwehten Deiche der Nordsee, um von hier aus das tobende Element zu bekämpfen, in Ackerland zu verwandeln, und genießt im Vorgefühl gemeinnütziger Arbeit und des aufopfernden Zusammenwirkens mit einem freien Volk den höchsten Augenblick. Goethes eigene Lebensbahn ging in gleicher Richtung: in seinem Denken und Dichten, in seiner ganzen Existenz zeigt er, je höher er im Menschlichen wächst und emporsteigt, stufenweise die Überwindung der Isolierung des Ichs, des prometheischen Subjektivismus.

Der genialische Werther endet in Selbstmord. Aber den Titanismus des Prometheus korrigiert das Schlußwort der „Pandora" aus dem Munde des Epimetheus: „Die Götter laßt gewähren." Und Wilhelm Meister beschließt ein verworrenes Streben mit der menschlichen, dienenden Rolle des Arztes. Das Dämonische, wie Goethe sagt, das Titanische, wie wir bis vor kurzem sagten, den Übermenschen, wie die neue Narrengemeinde es nennt, abzustreifen, das Genie von seinem ikarischen Höhenflug auf die Erde hinabzurufen, danach trachtet Goethe seit seiner Reife unausgesetzt, das schärft er in immer neuen Konzeptionen ein, das will er der Nachwelt vererben als der Weisheit letzten Schluß.

Aber dieses Menschliche freilich wurzelt für ihn im Persönlichen. Und aus seiner Persönlichkeit vor allem quoll ihm seine Kunst. Sein eigenes Dasein, sein eigenes Innere hat er am liebsten gestaltet. Versagt war es ihm, das Leben einer Gesamtheit, einer Volksgemeinschaft, das öffentliche Leben des Staats darzustellen. Wie hat ihn die französische Revolution, wie hat ihn die Napoleonische Epoche im tiefsten erregt! Aber seine Poesie gibt davon nur flüchtige Reflexe wieder. Den großen politischen und sozialen Problemen seiner Zeit kann er nur beikommen durch das Medium des persönlichen Lebens, des Individuums und der Familie. Was er von ihnen zu sagen hat, geben, wenn man absieht von seinen verunglückten drei satirischen Revolutionsdramen, seinen Xenien und Epigrammen, die Heiratsgeschichten Dorotheens und der natürlichen Tochter: jenes im Idyll der deutschen Kleinstadt, dieses im Hofmilieu des deutschen Kleinstaats. Wo es dann galt, aus der Enge dieser Sphäre auf die Weltbühne zu schreiten, da stockte seine Arbeit: der großartige Entwurf bleibt kahles Schema, im günstigsten Fall entsteht ein gewaltiger Torso. Der Versuch, aus deutsch-französischer Wirklichkeit heraus ein in Straßburg lokalisiertes historisches Revolutionsdrama mit echter Zeitfarbe und bestimmtem Zeitkostüm zu schaffen, kommt über zwei Einleitungsszenen und ein mageres Szenar nicht hinaus. Vergeblich sucht sein westöstlicher Divan die weltgeschichtliche Gestalt Napoleons in fernendem orientalischem Schleier zu fassen, in der Symbolik des Buches Timur. Das

Buch brachte es nur auf ein Gedicht und verklang in dem Liebesnamen Suleika. „Laß den Weltenspiegel Alexandern!" „Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem strebe! Singe mir!" — mit diesem Rat läßt er sich von Suleika selbst den Weltenspiegel entreißen und den Liebesspiegel in die Hand drücken.

Dieser Mahnruf, dem der Dichter in tiefer Selbsterkenntnis folgt, bezeichnet die Grenze seiner dichterischen Kraft aufs bündigste. Goethe ist, wie sehr er sich dem Subjektivismus der literarischen Revolution, der Romantik des jungen Deutschland entgegenstemmte, der Poet des individuellen Daseins geblieben. Er ist schließlich doch nicht der greise Faust, dem die Musik der grabenden Spaten in der vermeintlichen Hand der dienenden Genossen die höchste Ergötzung bringt.

Soll Goethes Kunst, in ihren Schranken so groß und unerreichbar, nun wirklich allgemeines Paradigma für die Poesie sein? Soll, weil er den Weltenspiegel nicht zu halten vermochte, weil er ihn verwandelte in einen Spiegel des häuslichen, des individuellen Lebens, diese Begrenzung seines Könnens zu der normalen Eigenschaft des Dichters gestempelt werden? Soll insbesondere für die Gattung der Lyrik, in der Goethe seine höchsten Leistungen schuf, nach seinem Beispiel nur der individualistische Stil zulässig sein? Darf politische Lyrik die Ereignisse des Tages, die Angelegenheiten des Volkes nur als Abglanz im Leben der Seele des einzelnen großen Menschen, des Führers, des Tonangebers auffangen? Soll sie, wo sie im eigenen Namen redet, immer auch nur Meinungen und Empfindungen aussprechen, die ihr Dichter geschaffen hat, die er seinem Publikum austeilt als ungeahntes, überraschendes, göttliches Geschenk?

Walthers Liebespoesie, mit der er seine Laufbahn am herzoglichen Hof zu Wien begann, zeigt selbst auf ihrem späteren künstlerischen Höhepunkt nur selten den Liebesspiegel im Sinne Goethes, noch weniger in der Art der großen romantischen Lyriker des 19. Jahrhunderts. Nur wenige seiner Lieder tönen das innerste Schwingen und Wogen eines liebenden Herzens mit der elementaren, seelenbewegenden Kraft reiner Lyrik voll und unmittelbar hervor. Nur wenige sind freier Erguß der letzten und tiefsten Heimlichkeit seines Gemüts. Die zartesten Blüten seiner Liebespoesie wachsen ihm nicht im Anger der subjektiven Konfession, des einsamen Selbstgesprächs, nicht in der Dämmerung träumender Gefühle und gemischter Stimmungstöne, sondern im Garten dramatisch-epischer Umpflanzung, im Lichte des Tages, das die Konturen schärft.

Dort wirkt seine erotische Dichtung am stärksten, wo er sein Gefühl aus dem eigenen Selbst in fremde Objekte projiziert. Das Liebesglück unter der Linde auf der Heide, im Tal der Waldlichtung, zu dem die Nachtigall ihr verschwiegenes Lied jubelte, läßt er das rotmundige, kußfröhliche Mädel, dem der Liebste den Kranz von wilden Rosen ins Haar gedrückt hatte, vor andern Leuten überselig ausplaudern. Das süße Beisammensein mit der Geliebten, der er einst beim Tanz den Kranz gereicht hatte, unter den herabrieselnden Blüten der Bäume, im schwellenden Gras, er rückt es doppelt in die Ferne, indem er es zurückschiebt in die Form epischer Erzählung und indem er dann

schließlich die Wirklichkeit des Erzählten für einen bloßen Traum ausgibt. In einem seiner berühmtesten Lieder, in jenem glänzenden Gemälde der Herrlichkeiten eines Maimorgens, wo die Waldsänger konzertieren und in den Blumen die Taubrillanten blitzen, in jener farbenprächtigen Szene eines ritterlichen Frühlingsfestes, einer großen, glänzenden Hofgesellschaft, wo die Gepriesene bei ihrem Eintritt mit ihrer blendenden Schönheit all die andern geschmückten Frauen überstrahlt wie die aufgehende Sonne die verblassenden Sterne, klingt das eigene Herzensgefühl zu der Erwählten nur als leiser Unterton eines allgemeinen Hymnus auf edle weibliche Schönheit mit. Ein anderes Mal breitet er über seine Empfindung den durchsichtigen Schleier eines Dialogs, einer liebenswürdigen Konversation mit der Erkorenen über Wesen und Mittel wahrer höfischer Sitte und ritterlicher Werbung. Oder er verdichtet das Minnelied zu einem geistreichen Wortgeplänkel, in dem die Dame nach allen Regeln ritterlicher Galanterie und Liebesstrategie umworben, eingeengt, bestürmt wird, bis dann zuletzt ihr weiblicher Mutterwitz das immer straffer angezogene Netzwerk verliebter Logik zerreißt und die verfänglichen Konsequenzen des Anbeters mit schalkhaftem Auflachen ad absurdum führt.

Walther hat, wie ich mich vor vielen Jahren nachzuweisen bemüht habe, die lyrische Poesie seiner Zeit allerdings emanzipiert von erstarrender Tradition und Konvenienz. Er hat sie aus einer Gesellschaftslyrik zu einer mehr persönlichen Lyrik gemacht. Er, der in Wien am Hofe der Babenberger singen und sagen lernte, hat die blutleere Manier des höfischen Minnesangs, wie sie der Rheinländer Friedrich von Hausen, der hochgemute vornehme Vertraute der Staufer und des großen Ministers und Strategen, Erzbischof Christians von Mainz, in Wien der Elsässer Reinmar aus Hagenau, der Lehrer Walthers, geschaffen hatte, im Laufe seiner Entwicklung abgestreift.

Jene höfische Poesie hatte, einem falschen Ideal von Zartheit nachstrebend, ihren einzigen Stoff gesucht und gefunden in dem nach allen Regeln ritterlicher Konvenienz durchgeführten Minnedienst, d. h. in dem unermüdlichen Werben um Huld und Neigung einer hochgestellten, verheirateten Frau und dem kunstvollen, diskreten Ausdruck aller jener schmachtenden, hoffenden, trauernden Sehnsucht, die das Trachten nach so fernem, so selten erreichbarem Ziel hervorruft. Auch diese Dichtung kannte das Motiv einer Isolierung des Dichters. Aber darin lag durchaus keine wirklich subjektivistische Auffassung oder, wenn sie ursprünglich darin steckt, wurde sie bald eine Maske, eine konventionelle Fiktion, die niemand ernst nahm: diese Vereinsamung des unglücklich liebenden Minnesängers, der klagt, von der Welt nicht verstanden zu werden, dieses Betonen unerhörter Liebespein, diese ewigen Antithesen zwischen dem treuen Poeten der Minne und der rohen Menge — das war ein bloßes Requisit, um sich interessant zu machen. Auch hierin wurde die Darstellung bestimmt durch die Rücksicht auf den guten Ton der Gesellschaft, auf ihren Geschmack, der für das Spiel mit Begriffen und Worten eine Vorliebe hegte.

Wo die Frauen das literarische Szepter schwingen, verfeinert sich das Gefühl und wird beredt. Aber zugleich gerät es in Gefahr, sich zu über-

feinern und in Zierlichkeit zu verflachen. Der Minnesang und Frauendienst an den Höfen des 12. und 13. Jahrhunderts ist ein Phänomen des gesellschaftlichen Lebens und der Konvenienz des poetischen Stils, wie es ähnlich wiederkehrt in den Prezieusen des Hotel Rambouillet, in den pietistischen und sentimentalen Konventikeln der „schönen Seelen", in den ästhetischen Salons des romantischen Zeitalters.

Walther warf die Gewichte jener scholastischen Gefühlsanatomie, die Fesseln jener gebundenen Standespoesie fort. Er hat seine Liebeslyrik durchhaucht mit der Wahrheit des Erlebnisses und der Anschauung. Er hat den Kreis ihrer Motive erweitert, die Mittel ihrer Darstellung bereichert. Er hat sie natürlicher gemacht. Er hat vor allem, indem er als Erster gleichzeitig neben der ritterlichen Minnepoesie auch eine lehrhafte, eine politische Spruchdichtung in Pflege nahm, die literarisch-soziale Scheidewand zwischen ritterlicher und spielmännischer Lyrik niedergelegt. Er hat die Erbschaft der fahrenden Berufsdichter, die im Lob- und Scheltlied, in der Totenklage um einen Gönner, im Rätsel- oder Fabelgedicht, im kurzen geistlichen Lied, in anspruchslosen Gelegenheitsstrophen über Ereignisse von engster und ephemerer Bedeutung ihr bescheidenes Repertoire fanden, angetreten als ein Besitzer der ritterlichen höfischen Bildung und Kunst, aber auch als ein Schüler der lateinischen, poetischen Publizistik, wie sie die vagierenden Kleriker, vor allem der Archipoeta, der hinreißende Enkomiast Friedrich Barbarossas und seines gewaltigen Kanzlers, des antipapistischen Erzbischofs Rainald von Dassel mit glänzender Fülle des Geistes und bewundernswertem formalen Geschick ausgebildet hatten.

Die alte gnomische Dichtung der deutschen Spielleute gestaltet Walther um, hebt sie auf eine höhere Stufe: er gibt ihr einen weiteren Rahmen, die Beziehung auf die große Politik, auf die Politik des Reiches, der Welt. Und er gibt ihr stärkere persönliche Accente, das politische Selbstbewußtsein, die politische Überzeugung des Patrioten. Er, der zur Selbständigkeit gereifte Schüler Reinmars, des höfischen Minnesängers, wird selbst ein Nachfolger des alten anonymen fahrenden Dichters der Spervogelschen Schule und des anonymen Archipoeten in einer Person. Aber er redet nicht als ein Anonymus, sondern in eigenem Namen, dem sein Minnesang bereits Ruhm verliehen hatte.

Diese Entwicklung, die ich seiner Zeit aus einer genauen stofflichen, stilistischen und metrischen Untersuchung der Poesie Walthers festzustellen versucht habe, brachte einen Fortschritt aus der Enge in die Weite, aus der Oberfläche in die Tiefe, aus der Gebundenheit traditioneller Modepoesie zur Freiheit, aus spintisierender, schematischer Gedankendichtung in das Tageslicht plastischer Darstellung, aus einem komplizierten sprachlichen Ausdruck zu einfachen, volkstümlichen Formen.

Aber gerade diese innere Metamorphose der Liebesdichtung Walthers und seine Begründung einer neuen politischen Spruchdichtung großen Stils nimmt ihm den Liebesspiegel aus der Hand, den ihm Beispiel und Lehre Friedrichs von Hausen, Reinmars und Hartmanns von Aue geschliffen hatten,

und gibt ihm dafür den neuen großartigen Weltenspiegel, in dem er die Kämpfe dreier deutscher Könige mit dem gewaltigsten Papst, in dem er die Zerrüttung des unter dem Andringen neuer staatlicher Bildungen zusammenbrechenden Reiches, in dem er die Wirren und Sorgen der deutschen Kirche, die sittlichen Bedrängnisse der deutschen Nation auffassen sollte.

Der Dichter, der die Szenen dieser weltgeschichtlichen Kämpfe wagen durfte als Sprecher der öffentlichen Meinung abzubilden, auf dessen Urteil Tausende hörten und vertrauten, wie hätte seine Liebespoesie noch in der Sphäre des einen Gefühls, wie aber auch hätte sie ganz individuelles Bekenntnis, lyrischer Monolog, einsamer Seufzer bleiben können? Der Wortführer des nationalen Gewissens in dem gigantischen Drama des Streites um das Imperium, des Ringens zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, zwischen der Reichs- und der Fürstengewalt mußte auch seine Poesie, sowohl seine Lieder- als seine Spruchdichtung, dramatischer oder epischer, jedenfalls stofflicher, objektiver gestalten. Immer mehr überwiegt darin die äußere Welt das Innenleben des Dichters, immer fester gründet sie sich auf Szene, Situation, Handlung. Je länger je mehr wendet sich diese Lyrik an die schauende Phantasie mit Motiven, welche die bildende Kunst geschaffen oder doch wenigstens zur typischen Geltung ausgeprägt hätte. Denn sie will konkret, gegenständlich sein; sie will die geistige Welt in persönlicher Beleuchtung, aber in typischen, in allgemein faßbaren Formen zeigen. Sie will leicht und allgemein verstanden werden. Sie will eindringlich wirken, fortreißen, entflammen. Weit hinter dem Dichter liegt der künstlerische Stil seiner Tasso-Periode, des Dienstes als Hofdichter in Wien. Er ist nicht mehr der Amuseur einer preziösen Gesellschaft. Seine Poesie gibt sich offen als Poesie der Mitteilung. Das heißt: sie ist Poesie an und für ein hörendes Publikum. Sie betritt damit den Standpunkt, auf dem das Urphänomen aller epischen Dichtung steht: der Dichter gibt seinen Stoff, bewahrend, überliefernd, aber doch als freier Herr, als Gestaltender dem empfangenden Hörer. Er ist der Wissende, der alles sieht und vernimmt, der über Raum und Zeit erhaben alle Regungen eigener und fremder Brust, alles offene und geheime Wollen und Tun kennt und der mit dieser Allwissenheit einredet auf die Gesichter derer, die spannungsvoll erwartend und erregt an seinen Lippen hängen.

Das lebendige Verhältnis zum naiven großen Publikum, der wechselseitige Zusammenhang mit ihm — darauf ruht alle Eigenart, alle Kraft und alle Größe der Waltherschen Kunst. Dies stempelt sie zu einem echt mittelalterlichen Gewächs und rückt sie weit ab von der modernen Dichtung, von der Lyrik Goethes.

In Goethes Hand ward der Weltenspiegel, als er ihn zu ergreifen wagte, zum Liebesspiegel. Walthers Dichtung ist seit der Zeit seiner Reife ganz Weltenspiegel, auch da, wo sie bloß Liebesspiegel zu sein scheint. Sie entspringt dem Bedürfnis des Augenblicks, der Gelegenheit wie die Dichtung Goethes. Aber einem Bedürfnis, das dem Dichter und seinem gegenwärtigen wie seinem künftigen Hörerkreis unmittelbar und durchaus gemein ist. Wohl spricht sie in eigener Person, aber sie spricht nur das aus, was an

Stimmungen und Wünschen allen im Herzen und auf den Lippen liegt, was an Erfahrungen jeder zu besitzen glaubt oder doch sogleich zu gewinnen für möglich hält. Sie will nicht neue Gedanken bringen, nichts Unerhörtes künden, nicht ungeahnte Tiefen der menschlichen Seele, singuläre Empfindungen entschleiern. Sie will nur was unverlautbart, aber stark gefühlt im Publikum schlummert, aufwecken und es mit tausendstimmigem Widerhall durch die Lande rufen. Allein obzwar sie bloß Dolmetsch sein will, übertrifft sie die Kraft des Zauberers, der aus Steinen Gold macht: sie hat die göttliche Gabe, das Einfache, das Menschliche rein und voll im Glanz morgendlicher Schöne, mit dem funkelnden Reiz des ganz Persönlichen und des ganz Momentanen, mit der Frische des Neugeborenen vor die Sinne zu stellen. Sie singt gleich der Nachtigall, die mit jedem Frühling wiederkehrt: ein altes Lied, das immer neu scheint.

Dieser mittelalterliche Dichter — wohl ist auch er ein Genie, wohl redet er über große Dinge, über die Not des Reiches, der deutschen Kirche als ein Seher, der in die Abgründe und auf die Gipfel der Welt geschaut hat. Wohl hat sein Blick und sein Lachen die Unschuld und die Heiterkeit des Kindes, in der sich das Göttliche spiegelt, wenn er etwa das Spiel der Liebenden sich wünscht, die beseligt ihr Bildnis einander in den Augen suchen, oder an Strohhalmknoten gläubig Gewährung und Nichtgewährung abzählt. Aber er ist kein Einsamer. Er ist keine singuläre Natur. Er ist kein Zeitloser. Er hat ganz und gar nichts Dämonisches oder Titanisches. Er ist kein Übermensch. Mitten in der menschlichen Gesellschaft seiner Zeit wurzelt sein Liebeslied. Mitten in dem nationalen Empfinden bestimmter Personen und Parteien seiner Zeit haftet seine Spruchdichtung. In dieser entfaltet sich seine eigentlichste, seine unvergleichliche Größe: seine politische Poesie, an die selbst ein Alcaeus, ein Pindar nicht heranreicht.

II.

Walther kann nur begriffen werden, wenn man ihn geschichtlich, d. h. ihn selbst inmitten seiner Hörer, für die und mit denen er lebte und schuf, kennt und versteht.

Was Goethe tiefsinnig für die Würdigung aller Poesie forderte, das gilt für die Schöpfungen dieses Dichters noch in ganz anderer, bedeutsamerer Weise: sie bleiben gleich gemalten Fensterscheiben dunkel und düster, wenn man sie vom Markt der Gegenwart aus betrachtet. Nur wer den Eingang in den großen Wunderbau, in die Kathedrale des mittelalterlichen Geisteslebens findet, wer von diesem Innern aus Walthers Poesie anschaut, dem wird sie farbig und helle, deutlich und lebendig in allen ihren Lichtern, in allen ihren Zügen menschlicher Wahrheit und Natur, in ihrer ganzen zauberhaften Schöne. Aber der Weg ist weit und schwierig: die Kirche ist längst verschüttet und unzugänglich. Selbst wer in ihr Wirrnis eindringen kann, vermag nur mit Mühe hier und dort durch ein einzelnes Bild der bunten Gläser die Sonne hindurchglänzen zu sehen.

Die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte, aufgebaut auf Lachmanns musterhafter Ausgabe, hat es erfolgreich versucht, den Weg in das Zentrum des gleichzeitigen Lebens zu bahnen, von dem aus des Dichters Schöpfungen allein begriffen werden können. Indessen noch bleibt unendlich viel zu leisten übrig. Noch sind manche seiner politischen Sprüche in ihren historischen Voraussetzungen ungenügend oder gar nicht aufgeklärt. Viel schlimmer steht es mit den rein lehrhaften Sprüchen, mit den Schelt- und Lobgedichten: nur bei wenigen vermögen wir, ihren eigentlichen poetischen Lebenskern, das zu Grunde liegende persönliche und zeitgeschichtliche Element, herauszufühlen, seltener noch es bestimmt nachzuweisen.

Zwei Fragen liegen uns für unsern geliebten Freund besonders am Herzen, wenn wir die Mythenwolke, die ihn verhüllt, durchdringen wollen. Die eine: wie stand sein politisches Wort da in seiner Zeit? Was galt es den Hörern? Den Gönnern und der großen Masse? Welche gesellschaftliche Schätzung verschaffte es dem Dichter? Und die andere Frage: wie lautet das literarische Urteil der Zeitgenossen über seine Kunst? Welches persönliche Verhältnis hatte er zu anderen großen Meistern der Poesie vor ihm und neben ihm?

Keine Chronik, keine formelle Urkunde des Mittelalters nennt Walthers Namen. Den tödlichen Sturz des Minnesängers Friedrich von Hausen auf dem Kreuzzug von 1190 melden mehrere gleichzeitige Annalen, aber auch seiner gedenken sie nur als eines tapferen Ritters, als eines Freundes des Kaisers; seine Eigenschaft als Dichter scheint ihnen der Erwähnung nicht wert. Das Schweigen über Walther darf man also nicht als ein Zeichen der geringen Macht seiner Dichtung ansehen: die ungeheure Wirkung seiner Spruchpoesie verbürgt die aus Bewunderung und Zorn gemischte Polemik, die der päpstlich gesinnte Italiener Tomasino di Cerchiari gegen Walthers Angriff auf Innocenz III. führte. Eher könnte man eine Geringschätzung der Poesie in deutscher Sprache aus jenem Schweigen der lateinisch schreibenden geistlichen Historiographen folgern. Aber Friedrich von Hausen, der dem großen Erzbischof Christian von Mainz, Barbarossas glänzendem Feldherrn und Staatsmann, nahe stand, hat bei diesem, der ganz wie ein Weltmann in verfeinertem Lebensgenuß lebte, oder bei dem Kaiser selbst, dessen Sohn Heinrich doch auch Minnelieder in deutscher Sprache dichtete, für seine deutschen Verse gewiß Anerkennung gefunden. Der Grund, warum die mittelalterliche Geschichtschreibung von den deutschen Poeten nicht spricht, muß anderswo liegen. Sie arbeitet, wie fast alle mittelalterliche Wissenschaft und Kunst, nach einem festen, traditionellen Schema. Darin hatten wohl Beschlüsse und Taten, Kriege und Schlachten der Könige und Fürsten, Volkskrankheiten, Hungersnöte und Überschwemmungen, Mirakel und Visionen, Erdbeben und Himmelserscheinungen ihren altererbten Platz. Da fand gelegentlich wohl auch ein frommes bildliches oder poetisches Kunstwerk einen schmalen Unterschlupf. Aber für weltlichen literarischen Ruhm hatten diese Berichterstatter noch kein Organ, vor allem aber noch kein phraseologisches Formular.

Walthers Leier hat drei deutschen Königen in ihren Kämpfen um die Existenz gedient. Er hat sich in Österreich, in Thüringen, in Meißen, in

Kärnthen, am Rhein Politik und persönliches Verhalten deutscher Reichsfürsten zu beraten, zu verwarnen, zu kritisieren, zu belobigen und zu verhöhnen herausgenommen. Der gefürchtete Streiter wider päpstliche Omnipotenz und kirchliche Entartung war zwei hohen geistlichen Höfen eng verbunden: dem Patriarchen von Aquileia, dem Erzbischof Engelbert von Köln. Vom ritterlichen Hofminnesänger in Wien bringt er es zum politischen Reichsherold, zum patriotischen Sittenprediger, zum poetischen Agenten für den Kreuzzug. An den Höfen sucht und findet er sein Publikum. Aber fortwährend hören wir ihn doch auch klagen über Neider, Klätscher, Verkehrer seines Sangs unter dem Hofpersonal, über mißgünstige Rivalen unter den Kollegen, über andere fahrende Sänger, welche die Kunst schänden.

Literarische Gegensätze also haben ihm das Leben schwer gemacht neben all der Feindschaft, die ihm seine politische Dichtung einbringen mußte. Wie seine literarischen Gegner aussahen, verrät er uns zum Teil sehr deutlich selbst.

Dem Grafen von Katzenellenbogen wirft er voll Stolz und Ärger vor, daß er lieber „die Schnarrenzer aus Polen oder Rußland" als „die hofeswerten Meister" belohne. Das geht gegen die ungebildeteren Spielleute aus dem Norden und Osten Deutschlands, die der Österreicher für halbe Slaven ausgibt. Es ist derselbe Gegensatz, dem wenig später sein Schüler, der Schwabe Konrad Marner gegen den Niedersachsen Raumsland Ausdruck verleiht. Walther fühlt sich als ein edler, als ein höfischer Dichter unter den Fahrenden. Diese seine Lebensweise, die auf Gaben angewiesen ist, verbirgt er nicht. Aber mit köstlichem Humor weiß er über seine Stellung zu scherzen: in dem bekannten Lied auf das Kleid der Geliebten, ihre Reinheit, das einzige getragene Gewand, das er als Geschenk annehme, um das selbst der Kaiser Spielmann werden würde. In aller Armut also, über die Walther während seines Wanderlebens oft genug klagt, hat er, wie es scheint, erniedrigende Gaben immer verschmäht.

Im Jahre 1874 hat uns ein unerwarteter zufälliger Fund einen sicheren Einblick in Walther's materielle Existenz eröffnet. Man entdeckte damals im Archiv zu Cividale in Friaul acht Pergamentstreifen mit Rechnungen, die für Bischof Wolfger von Passau während zweier Reisen durch Bayern, Österreich, bis zur ungarischen Grenze und einer an die zweite sich anschließenden Reise nach Italien ausgestellt worden sind. Die Notizen umfassen die Zeit vom 22. September 1203 bis zur zweiten Hälfte des Januar 1204 und von Mitte März bis Ende Juli 1204. Nur teilweise sind es gleichzeitige Originalaufzeichnungen von Einnahmen und Ausgaben, im übrigen Reinschriften, die nach der Heimkehr zur genaueren Kontrolle der Rechnungsführung ein bischöflicher Beamter hergestellt hat.

In diesen Rechnungen findet sich die Eintragung, daß in Zeiselmauer an der Donau unweit Wien „dem Sänger Walther von der Vogelweide fünf Solidi für einen Pelzmantel (pro pellicio)" gezahlt wurden. Es war — dies haben mühseligste Untersuchungen, die zuletzt an den aus Italien nach Leipzig übersandten Manuskripten selbst angestellt worden sind, unwiderleglich ermittelt — am 12. November des Jahres 1203.

In diesen Reiserechnungen erscheint der Bischof als ein Mann, der sein Leben auf größtem Fuß führt und sich jeden weltlichen Luxus der damaligen Zeit verschafft. Überall hin begleitet ihn ein Troß von Beamten und Dienern, die für die Bäckerei, für den Vorrat an Wein, für die Küche zu sorgen haben. Als er die Donau hinab fährt nach Passau, ward für die paar Tage auf dem Schiffe eine regelrechte Küche installiert. Ein zahlreiches Personal sorgt für Obhut und Fütterung der mitziehenden Pferde, ein anderes für die Wartung der dressierten Falken. Denn der Bischof ist ein eifriger Freund der ritterlichen Beize und vernachlässigt dieses Vergnügen auch auf der Reise nicht. Bezieht er ein Nachtquartier, dann werden um beträchtliche Summen Blumen und Klee für ihn gekauft, den Estrich der Zimmer zu bestreuen. Selbstverständlich erscheinen unter den Ausgaben auch erhebliche Posten für Barbiere, die das Gesicht des gnädigsten Herrn und seiner geistlichen Begleitung hofgemäß zu glätten haben; hier und da macht er unterwegs Einkäufe, erwirbt ein zierliches Kunstwerk, z. B. ein geschnitztes Würfelspiel; oder ein edles Pferd. Aber keines seiner Interessen gleicht seiner Vorliebe für fahrende Dichter, Musikanten, Gaukler und Sängerinnen: die istriones, ioculatores, mimi; gigarii und discantatores (Sänger, die den kunstvollen zweistimmigen Gesang, den discantus, verstehen), die ioculatores cum cultellis (Messerwerfer); die leichtgeschürzten und leichtgesinnten ioculatrices und puellae cantantes. Scharenweise umschwirren sie ihn in Deutschland und fast mehr noch in Italien: in Rom, in Bologna, in Siena, in Sutri. Dazu gesellen sich die Lotterpfaffen, d. h. die vagierenden Kleriker, die dichtenden Vaganten. Deutsche, Italiener, Franzosen, selbst Griechen befinden sich in dieser bunten Versammlung wandernder Poeten und Künstler. Ihnen allen spendet des Bischofs stets wohlversehene und offene Reisekasse. Diese Leutchen kommen angeflogen, wie die Motte zum Licht, aber sie verbrennen nicht darin: mit gefüllten Taschen flattern sie wieder von dannen.

Ist nun auch das für Walthers Pelzrock bestimmte Geschenk nur eine solche zufällige gelegentliche Spende, entsprungen bloß einer plötzlichen Eingebung, einem armen Teufel, der ein paar Tage mitzieht und dann wieder das Weite sucht, vor der Kälte zu schützen? Oder deutet es vielmehr auf eine dauerndere, geregeltere Beziehung?

Wenn mittelalterliche Fürsten reichlich Gaben austeilten, so verfuhren sie dabei keineswegs so ziellos und launenhaft, wie moderne Leser mittelhochdeutscher Dichtungen das wohl insgemein annehmen. Diese Freigebigkeit beruht überwiegend auf alten gewohnheitsrechtlichen Bestimmungen einer Kulturperiode, die soeben die ersten Schritte von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft gemacht hat und noch mitten im Prozeß des Übergangs von jener zu dieser begriffen ist. Noch wird alle Besoldung bemessen als Ablösung und Umwandlung einer materiellen Leistung. Die Lieferung von Pelzwerk ist eine bestimmte Form der naturalwirtschaftlichen Löhnung von Dienstmannen, d. h. der zum persönlichen Hof- oder Kriegsdienst verpflichteten Eigenleute eines Fürsten. Wer von ihnen kein Lehngut von seinem Herrn als Äquivalent erhalten hatte, war nur auf Zeit und Kündigung verpflichtet, bei

ihm auszuharren: vier Wochen bis zu einem Jahre. Erhielt er auch dann noch kein Dienstgut, so stand es in seinem Belieben, ob er weiter dienen oder den Dienst aufkündigen und sich einen neuen Herrn suchen wollte. Während der Ausübung persönlichen Hof- oder Kriegsdienstes erhielt jeder Dienstmann vom Herrn den Lebensunterhalt und gelegentlich auch Geschenke. Gesetzlich vorgeschrieben und fest geregelt, an bestimmte Termine geknüpft waren diese Geschenke im unbelehnten Dienst. Am ersten hohen Festtage seines Dienstjahres — das war ein verbreitetes Recht — bekam der ohne Lohn Dienende ein Geschenk in Pelzwerk.

Jene fünf Solidi für Walthers Pelzmantel sind am 12. November gebucht, d. h. einen Tag nach dem Fest des heiligen Martin. Offenbar ist also die Schenkung selbst vom Bischof Wolfger bereits am Martinstage ausgesprochen, der Geldbetrag dann erst am folgenden Tage angewiesen und ausgezahlt worden.

Das Fest des heiligen Martin war im Mittelalter eines der höchsten. Es war außerdem der Termin für die Ablieferung der Zinsen und Abgaben an die Herrenhöfe. Am Martinstag probierte man auch den neuen Wein und hielt den Martinstrunk und Martinsschmaus, den alte, uns erhaltene lustige Schlemmerliedlein lateinisch und deutsch verherrlichen. Bischof Wolfger führte auch auf Reisen vorsichtigerweise ein reich gegliedertes Küchen- und Schenkenpersonal mit sich. Wer mit ihm zog, brauchte nicht zu hungern und zu dursten. In Zeiselmauer, wo Walther den für ihn so einträglichen Martinstag des Jahres 1203 erlebte, hatte Wolfger eine bischöfliche Burg. Er war soeben von einem mehrtägigen Aufenthalt am Wiener Hofe dorthin gekommen, von dem Fest der Vermählung der griechischen Prinzessin Theodora Komnena mit dem Herzog Leopold von Österreich, der er die bischöfliche Weihe gegeben hatte. Es war ein Akt von hoher politischer Bedeutung für das Haus der Babenberger, dem Wolfger in politischer und persönlicher Freundschaft so nahe stand. In fröhlicher Hochzeitsstimmung beging man in Zeiselmauer am eigenen Herde das Martinsfest. Ort und Zeit waren aufs beste geeignet, den lebensfrohen Sänger, der ohne Zweifel gleichfalls die Hochzeit in Wien mitgemacht hatte, für alte und neue Lieder, für gesungene und erwartete zu belohnen. War ja doch das Leben des französischen Bischofs Martin längst als Typus bischöflicher Humanität und Leutseligkeit, Toleranz und Liberalität, die das Volk und die Häretiker in Schutz nimmt, romanhaft ausgebildet in zahlreichen viel gelesenen Legenden und verbreiteten Liedern. Hatte doch ein Menschenalter zuvor Walthers einziger kongenialer Vorläufer in der großen politischen Dichtung, der unter dem Namen Archipoeta lateinisch dichtende Vagant, den gewaltigen Kanzler Barbarossas, Erzbischof Rainald von Dassel, mit dreifachem Lob gefeiert: tapferer als Alexander, freundlicher und beliebter als David, freigebiger als der heilige Martin, der nach der Legende bekanntlich seinen Mantel zur Winterszeit mit einem Bettler geteilt hat, und dann seine Schmeichelei mit der greifbaren Nutzanwendung geschlossen: „Der Poet hat einen Mantel und einen Rock verdient."

Der Archipoeta, den ersten staufischen Staatsminister Rainald von Dassel im Namen des heiligen Martin um einen Pelzmantel gegen die Winterkälte bittend, und Walther, vom Bischof Wolfger, dem einflußreichsten Ratgeber des staufischen Königs Philipp, am Tage des heiligen Martin mit einem Pelzmantel beschenkt — das ist ein Parallelismus von förmlich schlagender symbolischer Kraft.

Denn wie Walther der überlegene Schüler des Archipoeta in der poetischen Publizistik, so Wolfger ein ebenbürtiger, wenn auch vorsichtigerer Nachfahr des stürmischen Rainald. Gleich diesem war er der hervorragendste Politiker der Zeit, der zielbewußteste Vertreter der weltlichen Staatsidee, der wirksamste Vorkämpfer für die Rechte und die Macht des deutschen Reiches, der langjährige Träger jener Politik, die der territorialen Selbständigkeit der deutschen Fürsten ein starkes Gegengewicht in der einheitlichen straffen Reichsgewalt über Italien schaffen wollte. An diplomatischem Geschick und an Erfolgen übertraf er Rainald von Dassel. Freilich half er sich über die schwierigsten Lagen hinweg durch zweideutiges Spiel dem Papst gegenüber oder auch durch unwürdiges Zurückweichen. Er war gewohnt, in der Vermittelung der Gegensätze zu seinem Ziele den Weg zu finden: durch friedlichen Ausgleich der miteinander ringenden kaiserlichen und päpstlichen Macht suchte er seiner äußeren Doppelstellung als deutscher Reichsfürst und als geistlicher Metropolitan der im Papsttum gipfelnden Kirche gerecht zu werden. Innerlich aber in seinem Herzen und an den entscheidenden Wendepunkten, wenn es zu handeln galt, hielt er auch mit der Tat als ergebener Diener fest zum Reich. Und er war ein reinlicherer Charakter als die beiden anderen leitenden Beamten der deutschen Reichspolitik, Konrad v. Querfurt, der Bischof von Hildesheim und Würzburg, und Konrad v. Speier, Bischof von Speier, die Vorsteher der königlichen Kanzlei. Mochte er in der Politik auch dafür sorgen, daß sein eigener Vorteil nicht zu kurz kam, immer hat er seinem königlichen Herrn ehrlich die Treue gehalten.

Wolfger besaß eine gelehrte Bildung: man verehrte ihn als Autorität des kanonischen Rechts. Ein deutscher Jurist, Eilbert von Bremen, hat ihm einen poetischen Abriß des kanonischen Prozesses mit schmeichelhaften Worten dediziert. Und der Bologneser Jurist und Lehrer der Rhetorik Boncompagno aus Florenz feierte ihn in seinen Lehrbüchern und Mustersammlungen als seinen Gönner. Ja es scheint, als spiegele sich in den Massen von Briefen über die Verhältnisse fahrender Sänger und Künstler, die er in seine Sammlung aufnimmt, die Liebhaberei des Patriarchen wider. Wolfger, der diesen seltsamen Lehrer lateinischer Beredsamkeit protegierte, galt selbst als Meister des lateinischen Stils und als geschickter geistlicher Redner. Wenn wir sehen, wie temperamentvoll er in einem amtlichen Schriftstück der mächtigen Commune Siena Mores beibringt, dann spüren wir in ihm den geborenen Diplomaten großen Stils, der, wo es Not tut, das Diktat der Kanzlei durch den Atem seiner starken Individualität zu beleben weiß. Er, der unter Philipp wie unter Otto deutscher Reichslegat in Italien war, hat den nationalen Accenten, die Innocenz mit dämonischer Berechnung in die italienische Aufstandsbewegung hineingeworfen, entschlossen und nachdrücklich den Furor teutonicus, das deutsche Kraftgefühl und den deutschen Stolz entgegengesetzt.

Als Walther am Martinsfest des Jahres 1203 die Summe für seinen Pelzrock empfing, fiel an ihn da nur ein dienstrechtliches Deputat? Stand er da in einem unbelehnten kündbaren Ministerialitätsverhältnis zu dem Bischof von Passau? War jener historische Pelzmantel nicht das Zeichen eines soeben zum erstenmal geknüpften Dienstverhältnisses, sondern eines erneuten?

Es ist eine Vermutung, die sehr viel für sich hat.

Der Name seines bischöflichen Herrn und Gönners taucht in den uns erhaltenen Gedichten nirgends auf. Aber gleichwohl erscheint seine Person und sein Hof darin, nur mit ein paar Worten erwähnt, aber so, wie wir es erwarten: herzlich, warm, als zuverlässiger Hort und Schutz. In einem um 1210 entstandenen Spruch gesteht Walther, er fühle sich geborgen, solange er noch drei Höfe kenne, wo ihm ein guter Trunk Wein und eine summende Pfanne immer bereit sei. Als zweiten und dritten nennt er den Wiener Hof des Herzogs Leopold und den seines Oheims, Herzog Heinrichs von Mödling, als ersten, mithin als den vertrautesten und liebsten, den Hof des edlen Patriarchen. Das ist der Patriarch von Aquileia und — der Zusammenhang mit den beiden Babenbergern lehrt es — kein anderer als Wolfger, der alte Familienfreund des Babenbergischen Hauses, der, als Walther im Jahre 1203 in Wien und in Zeiselmauer sich bei ihm befand, bereits für das Patriarchat des heiligen Hermagoras auf den venetianischen Lagunen designiert worden war.

Der Spruch von den drei Höfen, das Zeugnis der Reiserechnungen und alle anderen Erwägungen im Verein erhärten: Walther muß sich lange Zeit Wolfger fest verbunden gefühlt haben.

Das bedeutet aber mehr als eine bloß persönliche Berührung. Der handelnde Politiker und der politische Publizist konnten nicht jahrelang zusammen gehen, falls sie nicht eine Gemeinsamkeit, mindestens eine nahe Verwandtschaft der politischen Grundanschauungen einte. Wolfger hat den drei deutschen Königen Philipp von Schwaben, Otto von Poitou, Friedrich II. treu und hingebungsvoll gedient. Genau wie Walther. Wolfgers leitendes politisches Prinzip war trotz aller notgedrungenen Winkelzüge: Kaiser ist der legitime Träger der deutschen Königskrone, und Kaiserrecht steht frei und unabhängig neben dem Recht des Papstes. Wiederum genau wie Walther. Wolfger hatte zu dem Hause der österreichischen Herzöge nahe Beziehungen, namentlich war er dem Herzog Friedrich, mit dem er zusammen ins heilige Land zog, freundschaftlich verbunden. Abermals genau wie Walther, der ja dankbar diesen Babenberger als seinen Gönner dem ihm übelwollenden Leopold gegenüberstellt.

Und mehr noch: dieser Wolfger ist gerade in dem Augenblick nach Deutschland heimgekehrt, als Walther durch das Scheiden seines herzoglichen Gönners am österreichischen Hof den Halt verloren hatte. Sehr möglich, daß Wolfger, in dessen Diözese Walther, wenn nicht geboren, so doch sicherlich während der entscheidenden Entwickelungsjahre herangewachsen war, dem Dichter die Hand gereicht und den Weg an den königlichen Hof Philipps, zu einer Verbindung mit den Leitern der Reichskanzlei und mit den Reichshofbeamten geebnet hatte, als er in Wien entwurzelt, gebeugt und gedemütigt umherschlich mit dem

schleppenden Gang, für den das Mittelalter den Schritt des Pfauen als Symbol nahm, und sich für den Wiener Hof Ersatz suchen mußte.

Am 30. Juni 1198 urkundete Wolfger, in dessen Armen der junge Friedrich von Österreich fern von der Heimat am 16. April gestorben war, bereits wieder in Passau. Ich vermute, daß er zusammen mit dem Grafen von Görz und Gardolf von Halberstadt, heimkehrend mit den sterblichen Resten des Herzogs, die in dem Kloster Heiligenkreuz bestattet wurden, durch Istrien zunächst nach Österreich gereist war. Nach Empfang der Todesnachricht und Vollziehung der Beisetzungsfeierlichkeiten begab sich dann Herzog Leopold an den Hof König Philipps nach Worms, um dem Staufer zu huldigen und von ihm die Anerkennung für die Succession im erledigten Herzogtum Österreich zu erlangen.

Noch früher als Wolfger, den die Erkrankung des jungen Babenbergers aufgehalten hatte, war der kaiserliche Hofkanzler Konrad von Querfurt, Bischof von Hildesheim, aus dem Orient zurückgeeilt. Er muß schon in der zweiten Hälfte des Mai am Hofe Philipps eingetroffen sein: denn schon am 21. Mai 1198 stellte er in Nordhausen eine Urkunde aus[1]). Er hatte sofort das Amt des Kanzlers und die Leitung der Regierungsgeschäfte an seiner Seite übernommen. Damals gewann Philipps Politik zielbewußte Entschlossenheit: es war die höchste Zeit, denn eben begann von den Niederlanden her der welfische Gegner seinen erfolgreichen Lauf.

Ob Wolfger schon im Juni 1198 persönlich den Hof Philipps besucht hat, wissen wir nicht; Beziehungen hat er damals gewiß schon mit ihm angeknüpft. Und das konnte Walther zu gute kommen.

Am Hofe des Königs Philipp von Schwaben, des Sohnes Barbarossas, macht Walther die ersten Schritte seiner politischen Gelegenheitsdichtung. Der älteste datierbare Spruch, der berühmte Aufruf an die „deutsche Zunge", sich aus Unordnung, Verwirrung, inneren und äußeren Bedrängnissen herauszureißen und dem Staufer Philipp die Krone mit dem „Waisen" aufzusetzen, ist nicht, wie bisher angenommen wurde, eine Mahnung aus der Ferne, etwa noch aus Österreich, sondern, wie mir festzustellen gelungen ist, aus dem Zentrum der reichspolitischen Bewegung der staufischen Partei. Und wenn der Dichter von dieser Krönung Philipps die Wirkung erhofft, daß „die armen Könige" aufhören zu „dringen" und zurücktreten, daß „die zu hehren Zirkel" sich beugen werden, so bewegt er sich in dem Vorstellungskreis und der staatsrechtlichen Terminologie der staufischen Reichskanzlei.

Diese „armen Könige" sind nicht, wie man bisher glaubte, die erfolglosen Thronprätendenten Herzog Bernhard von Sachsen und Berthold von Zähringen, die bereits im März 1198 freiwillig zurückgetreten waren, sondern der welfische Gegenkönig Otto, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, und sein Oheim König Richard Löwenherz von England, der seines Neffen Wahl herbeigeführt und unterstützt hatte, daneben der über die Nordgrenze des Reichs eindringende König Knud von Dänemark, vielleicht auch der König

[1]) Es sind demnach meine Angaben über die Termine der Heimkehr Wolfgers und Konrads in meinem Buche über „Walther von der Vogelweide", Bd. I, S. 221 f., 289 (zu S. 56), 242, Anm. 1, zu berichtigen.

Philipp August von Frankreich, der mit List und Verrat Unheil spann wider Deutschland.

Wir wissen, daß im Jahre 1162 Friedrich Barbarossa die zu einem Kongreß an die Saône entbotenen Könige des Abendlandes als „Könige der Provinzen" in öffentlicher Rede bezeichnete, daß sein Kanzler Rainald von Dassel, der Gönner der Vaganten, später fortfuhr, den König von Frankreich ein „Königlein" (regulus) zu nennen. Aber auch der königliche Notar Burchard, den wahrscheinlich Rainald von Dassel selbst in die Reichskanzlei eingeführt hat, nennt in einem offiziösen Gesandtschaftsbericht vom Jahre 1161 die Könige von Frankreich, Kastilien, Aragonien, Dänemark, Ungarn, ja auch den Kaiser von Byzanz „Königlein" (reguli).

Diesen Ausdruck der Reichskanzlei bildete Walther nach. Und er begriff unter den armen Königen den zum König gewählten Otto als illegitimen Usurpator mit; genau so, wie das Wort regulus gleichfalls der staufischen Reichskanzlei nahe stehende italienische Dichter etwa zur selben Zeit von dem als sizilischer Thronprätendent auftretenden normannischen Königssohn Wilhelm III. und andere Quellen überhaupt für deutsche Gegenkönige brauchten.

Auch das „die Zirkel sind zu hehr" in Walthers Spruch stammt aus dem amtlichen Sprachgebrauch der Reichskanzlei.

Der Ausdruck ist bisher allgemein, auch leider noch von mir in meinem neuen Buch über Walther, irrig erklärt worden. Es sind nicht Herzogskronen oder gar Fürstenkronen gemeint. Im 12. Jahrhundert trug in Deutschland noch kein Herzog, geschweige ein anderer Reichsfürst, einen Zirkel, d. h. einen goldenen Stirnreif. Das einzige Zeugnis, das man dafür anführen konnte, war das angebliche größere Privileg für das Herzogtum Österreich, datiert vom Jahre 1156: aber dieses Privileg ist eine Fälschung des 14. Jahrhunderts[1]). Man hat also nicht zu übersetzen „die Fürsten sind zu mächtig" (oder gar „zu stolz"), sondern: „die Zirkel sind zu hoch, zu erhaben." Das ist ganz sinnlich vom Dichter gedacht, ganz im Einklang mit den heraldischen Lehren der staufischen Reichskanzlei.

Das Abzeichen der abendländischen Könige ist der offene Kronreif (circulus): einen solchen trugen die französischen und englischen Könige ebenso wie der König von Dänemark und der König von Böhmen. Die Krone dagegen des römischen Kaisers enthielt außer dem Diadem, das sich um die Stirn legt, einen Bogen, der sich von vorn nach hinten über den Scheitel wölbt, früher statt dessen ein gekreuztes Bogenpaar. Das läßt sich aus den Kaiserporträts verschiedener Miniaturhandschriften, aus den Kaiserdarstellungen auf den deutschen Thronsiegeln, aus den Kaisermünzen, endlich auch aus einzelnen historischen Zeugnissen mit voller Sicherheit feststellen.

---

[1]) Die bildlichen Darstellungen Ottos II. von Brandenburg (1181—1205) und Albrechts II. von Brandenburg (1204—1220) in der Berliner Siegesallee, die diesen Markgrafen um ihre Kopfbedeckung einen Kronenreif (Zirkel) mit Lilien- und Knopfornamenten legen, enthalten also, wie übrigens auch in der Behandlung der Gürtel, Anachronismen: sie setzen durchaus ungeschichtlich Insignien des 14. Jahrhunderts um zwei Jahrhunderte zu früh an, möglicherweise durch alte, aber nicht gleichzeitige Abbildungen verführt.

Die nationale Rivalität, der imperialistische Ehrgeiz der drei großen abendländischen Könige bemächtigte sich aber auch dieses Symbols. Seit dem Auftreten der Staufer, seitdem der antike Begriff des Imperium Romanum, unter dem Einfluß der neu erblühenden Studien des alten römischen Rechts auf der Universität Bologna, wieder stärker betont und als staatsrechtliche Macht benutzt wird, gestaltet man die deutsche Kaiserkrone möglichst hoch, möglichst verschieden von den Kronen der gewöhnlichen Könige. Auf den Siegeln Barbarossas, Heinrichs VI. und Philipps erscheint die kaiserliche Krone mit einem sehr hoch gewölbten Bogen, auf dem ein hohes Kreuz steht, fast turmartig; und der um den Kopf in der horizontalen Ebene sich herumlegende Teil, das eigentliche Diadem, hat die Form eines Oktogons, das sich aus acht reich verzierten, hohen, oben abgerundeten Platten zusammensetzt. Aber auch die Könige von England und Frankreich suchen die Kraft ihres Reiches zur Anschauung zu bringen durch Vergrößerung der Ornamente ihrer Kronen: die Blätter und Speerspitzen (Lilien) wachsen in die Höhe, die Schwere der Krone wird bis zum Ungeheuerlichen gesteigert. Die Krone, mit der Richard Löwenherz sich krönen ließ, war so gewichtig, daß sie zwei Männer tragen mußten.

Der echten deutschen Kaiserkrone des staufischen Reichsschatzes, der Sage nach von Karl dem Großen stammend, mit dem magischen Edelstein, dem Waisen, den Herzog Ernst Otto dem Großen aus dem Orient heimgebracht haben und der aus dem Schatz Octavians stammen sollte, schrieb man die Kraft zu, das Imperium des Erdkreises bis nach Byzanz und Jerusalem, die Erbschaft Cäsars und der römischen Kaiser, zu verschaffen und zu sichern. Der zauberhafte Waise ist ein Teil des für die Kaiserkrone charakteristischen hohen Kronbügels: an dessen hinterem Ende ist er befestigt, steht also dem Gekrönten, wie Walther in seinem Spruch auf Philipps Krönung in Mainz sich äußert, „über seinem Nacken".

Indem Walther diesen Waisen nennt, indem er ihn den Zirkeln, d. h. den kreisrunden Kronreifen, gegenüberstellt, weckt er vor dem Auge seiner Hörer sogleich das Bild derjenigen Besonderheiten, durch welche die Form der Kaiserkrone sich heraldisch und sozusagen staatsrechtlich von den Zirkeln, den Königskronen der armen, d. h. der Vasallenkönige, unterscheidet.

Diese Kaiserkrone entsprach in ihrer Form dem überweltlichen Abbild, das die von Barbarossa Karl dem Großen geweihte Lichterkrone in der Aachener Pfalzkapelle darstellte: beide, der Kronleuchter in Aachen, der die Mauer und die Türme des himmlischen Jerusalem veranschaulicht, und die wirkliche Kaiserkrone Barbarossas und Heinrichs VI. haben nicht die Gestalt eines Zirkels, eines Kreises, sondern die eines Oktogons, dessen architektonische Gliederung sich auf der Grundform eines Quadrats aufbaut. Auch hierin drückt die mittelalterliche Symbolik einen tiefen Sinn, einen großen politischen Gedanken aus: nach der Apokalypse war das himmlische Jerusalem quadratisch angelegt. Demgemäß mußte auch das irdische Weltreich des christlichen Imperators in der Form des Quadrats oder einer Zusammensetzung von Quadraten sich ausdehnen. Denn das Weltregiment des Kaisertums ist nur das

Vorspiel der dereinstigen Weltentsühnung und Weltversöhnung im himmlischen Kaiserreich Gottes, im neuen Jerusalem: die Krone des irdischen Weltkaisers deutet voraus auf die Krone und das Reich des überirdischen Weltkaisers Christus. Diese Symbolik — uns Modernen höchst fernliegend — war in den mittelalterlichen Geistern ganz lebendig. Jeden Zweifel zu zerstreuen, trägt die deutsche Kaiserkrone im Kronschatz zu Wien, die in ihrer fertigen Form dem 12. Jahrhundert angehört, wirklich die bildliche Darstellung der sogenannten Maiestas domini: Christus thronend mit dem Buch des Lebens in der Herrlichkeit, wie er nach dem alten Typus der bildenden Kunst wiederkehrt als Weltentsühner zum jüngsten Gericht und zur Aufrichtung des neuen Jerusalem.

Diese erhabene Kaiserkrone soll — so ruft Walther nachdrucksvoll — das deutsche Volk selbst dem Staufer Philipp aufsetzen, ihn dadurch zum echten römischen Kaiser machen. Hiermit riet er aber zugleich, den eigentlich berechtigten Erben, Friedrich II., das von den Fürsten feierlich und in durchaus bindender Form zum König gewählte Kind, zu übergehen.

Als der Dichter diese gewaltsame Durchhauung des Knotens, diese Verletzung persönlicher legitimer Ansprüche zur Erhaltung des Prinzips der Legitimität des staufischen Geschlechts verlangte, war in Deutschland der Bürgerkrieg in vollem Gange, stürmten im Norden und Westen die ausländischen Könige auf das Reich ein.

Philipp war freilich in Thüringen schon im März von einem Teil der in Deutschland anwesenden Fürsten zum König gewählt worden, jedoch mit einer eigentümlichen Beschränkung seiner Macht. Zwar die Annahme, man habe bei dieser Gelegenheit für ihn die Würde eines Reichsdefensors geschaffen, beruht auf einem wunderlichen, längst widerlegten Mißverständnis einer ganz klaren Angabe des Chronisten Otto von St. Blasien. Aber nach dem übereinstimmenden Zeugnis verschiedener gleichzeitiger Gewährsmänner hatte jene Thüringer Teilwahl ihn nur zum König für eine bestimmte Zeit gewählt, nämlich bis zur Ankunft des legitimen Königs, des jungen Friedrich, in Deutschland. Es wäre — nach mittelalterlichem Rechtsbegriff — ein Königtum durch Prokuratur (per procuratorem) gewesen: ein politisch wie juristisch gleich problematischer Notbehelf. Immerhin konnte die unglückliche Lage der Dinge diesen Ausweg erklären. Die einflußreichsten deutschen Reichsfürsten, darunter die mit wichtigen Prärogativen bei der Königswahl ausgestatteten beiden, der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf bei Rhein, ferner der Reichskanzler Konrad von Querfurt waren von Deutschland noch abwesend. Abwarten mußte da zunächst die Losung aller legitim Gesinnten sein. Erst als dann im Juni die Nachricht in Deutschland sich verbreitete, daß der fünfjährige Erbe des Reiches auf Betreiben seiner Mutter, der normannischen Konstanze, am 17. Mai zum König von Sizilien gekrönt und dieses sein Königtum zu einem Vasallenstaat des Papstes gemacht worden sei, daß ihm fortan die sizilische Kanzlei den früheren Titel „der Römer und Siziliens König" entzogen hatte und ihn einfach „König von Sizilien, dem Herzogtum Apulien und dem Fürstentum Capua" nannte, da mußten in Deutschland auch die

Redlichsten von dem stellvertretenden Königtum auf Zeit abkommen und Philipp die volle, lebenslängliche Königsgewalt, zugleich das Kaisertum wünschen, zumal da gleichzeitig am Rhein die welfisch-englische Fronde gefährlich vorrückte: Otto war am 9. Juni in Köln zum König gekrönt worden, er bedrohte Aachen, um sich an der legitimen Krönungsstätte mit unechten — vielleicht englischen — Insignien krönen zu lassen.

In diesen Tagen — sicher vor dem 10. Juni — hatte nun, wie gesagt, der Reichskanzler Konrad, der soeben aus Palästina herbeigeeilt war, an Philipps Hof die Leitung der königlichen Kanzlei übernommen.

Im Sinne der Politik dieses Mannes hat Walther den Spruch von den Zirkeln der armen Könige und der den Waisen enthaltenden Krone der Weltherrschaft gedichtet. Wer Walthers Eintreten für die Sache Philipps richtig beurteilen will, muß dieses Mannes Person vor allen Dingen sich möglichst lebendig vergegenwärtigen und verständlich machen, die mit starker und erprobter Hand sofort alle Fäden der schwierigen Situation ergriff und während der nächsten drei Jahre festhielt.

Konrad stammte aus der Familie der Herren von Querfurt, die das Burggrafenamt von Magdeburg besaßen und mit den Staufern verschwägert waren. In der Domschule zu Hildesheim, die Einflüssen französischer Gelehrsamkeit geöffnet war, hatte er seine Bildung empfangen und seine Studien, wie es scheint, in Paris fortgesetzt, wo er mit dem späteren Papst Innocenz III. befreundet wurde, dem er dann als politischer Gegner so scharf entgegentreten sollte. Rasch stieg er empor. Im Jahre 1188 Hofkapellan Kaiser Friedrichs I., vereinigte er darauf als Propst in Goslar, bald auch in Magdeburg und Aachen einträgliche und einflußreiche Pfründen, bis er im März 1195 nach der Eroberung Siziliens von Heinrich VI. zum Hofkanzler ernannt wurde. Nun fiel ihm das Bistum Hildesheim zu, und jetzt erst endlich empfing er, der nur die niederen Weihen besaß, die Konsekration zum Priester. Gleich danach sandte ihn der Kaiser zum zweitenmal nach Italien und nunmehr mit nahezu unbeschränkter Vollmacht: unter dem Titel eines Reichslegaten für Italien und das Königreich Sizilien.

In diesem Amte hat Konrad bis zur Ankunft des Kaisers die ganze Halbinsel durchzogen, überall die Reichsgewalt sichernd oder wiederherstellend. Er war und blieb in Italien die rechte Hand der universellen Finanz- und Verwaltungspolitik des gewaltigen Barbarossasohnes, und auch als Feldherr diente er ihm im Verein mit den großen Reichsministerialen Markward von Anweiler, Heinrich von Kalden, Konrad von Uerslingen. Er hatte dort verwirklichen helfen, wie er voll Stolz seinem Freunde, dem Propst Hartbert, nach Hildesheim schrieb, was sie zusammen sonst nur in der Schule, in den Werken der alten Poeten gelesen hatten: das Imperium über den Erdkreis auszudehnen. Als dann der Kaiser selbst in Italien die Zügel ergriffen hatte, wird Konrad 1197 beauftragt, besonders in Apulien die Flotte für den geplanten Kreuzzug auszurüsten und auf ihr das Kreuzheer als Stellvertreter des Kaisers seinem Herrn voraus in den Orient zu führen.

Damals nahm er dorthin zwei Kronen (Zirkel) mit sich, um sie an Vasallenkönige, an reguli, an „arme Könige" zu verleihen: im Herbst 1197 krönte er im Namen des Kaisers auf Cypern, der Schwelle für die Eroberung des Ostens, König Amalrich, der die Herrschaft als Lehen von dem gefürchteten Staufer erbeten hatte; im Januar 1198, als er selbst in Beirut die Flotte schon wieder für die Heimfahrt rüsten mußte, ging statt seiner der Erzbischof Konrad von Mainz nach Armenien und krönte in der Kathedrale von Tarsus den König Leo, der fortan sein Königtum „von Gottes und des römischen Reiches Gnaden" führte. Der Fürst Boemund von Antiochien hatte sich schon 1190 als Lehensmann des römischen Kaisers bekannt. Es schienen in Wahrheit die Tage der Julier und Flavier wiedergekehrt. Der Herr der Rhomäer am Bosporus zitterte auf seinem morschen Thron: hatte doch der Reichsmarschall Heinrich von Kalden als Gesandter des deutschen Kaisers die Ansprüche der Normannen auf Epirus für deren Erben und Rechtsnachfolger erneuert und einen Tribut des griechischen Reiches für seinen Gebieter gefordert und durchgesetzt. Angsterfüllt sah der Usurpator Kaiser Alexios nun auch im Osten sein Imperium bestritten, seine Hegemonie verdunkelt und beeilte sich daher, dem neugekrönten König Leo von Armenien nun seinerseits eine Krone zu übersenden.

Wohl durfte sich der Vertreter und Wegbahner dieser Weltpolitik, der staufische Hofkanzler Konrad von Querfurt, zur Repräsentation der kaiserlichen Majestät mit einem Prunk umgeben, wie er sich für Könige ziemte, Zelte von nie gesehener Pracht und schwere Lasten goldenen und silbernen Tafelgeräts mit sich führen, in kostbare seidene Gewänder sich kleiden.

Dieser ehrgeizige, tatkräftige und verschlagene Mann, in allem Glanz und aller Üppigkeit weltlichen Wohllebens schwelgend, hatte, wie seine Feinde nach seinem Fall tadelnd bemerkten, gar nichts von einem nach innen gekehrten Geistlichen. Er war kein Asket, kein Diener der Gregorianischen Ideen, kein Werkzeug der hierarchischen Restauration, die Innocenz betrieb und so überwältigend durchführte. Aber auch er, sein Jugendfreund und dann sein leidenschaftlicher Widersacher, hat, als der Bruch längst erfolgt war, an Konrad die hohe Intelligenz und die tiefe gelehrte Bildung anerkannt.

Des Kaisers Kanzler, der Staatsmann und Feldherr, hatte in der Tat auch lebhafte Empfänglichkeit für die idealen Mächte des Lebens. Und nicht bloß scholastische Wissenschaft, kanonistische und legistische, theologische Erudition hatte er sich angeeignet, gleich so manchem seiner Zeitgenossen. Er hatte einen künstlerischen Zug, einen gewissen ästhetischen Sinn. Und hierin unterschied er sich von den meisten der mit ihm lebenden gelehrten Kirchenfürsten und Geistlichen Deutschlands.

Er besaß ein offenes Auge für die landschaftlichen Reize Italiens. Und er sah es an mit einer gewissen Ehrfurcht vor seiner geschichtlichen Vergangenheit, vor seinen Gräbern uralter Kultur. Virgil, Lucan, Ovid fortwährend im Gedächtnis und mit sicherem Treffen aus ihnen beziehungsvolle Worte zitierend, steht er zweifelnd und gedankenvoll vor dem wasserarmen Rubico, betrachtet er aufmerksam die Trümmer des heidnischen Fortunatempels

in Fano, besucht er in Andacht Sulmona, die Geburtsstadt Ovids, die Stätte von Cannä, vor allem aber Neapel, die Stadt des großen Dichters und Zauberers Virgil, zu dessen Grabmal auf dem Posilip er wandert, mit ihrer an antiken Ruinen reichen Umgebung, den Ruinen der Türme von Bajä und Puteoli, deren Bildwerke und Wandgemälde er beschaut.

Des staufischen Hofkanzlers Reisebrief öffnet uns einen Einblick in eine sonst fast immer verschlossene Region mittelalterlicher Seelen. Er steht unter dem Bann dieser vor Jahrhunderten blühenden Welt, deren Trümmer seine Füße stoßen. Sie ist ihm fremd und halb unheimlich. Er bemüht sich, auch ihr gegenüber die Selbständigkeit und Überlegenheit des Christen, des deutschen Kriegsmannes und Eroberers, des staufischen Imperialisten zu behaupten, dem Italien nur ein Schemel der Macht und seine Bewohner nur tückische Sklaven zu sein schienen. Daher wiederholt der Ton halber und ganzer Ironie. Aber diesen Spott übertönt deutlich das lebendige Interesse, die Bewunderung, die Freude an dem Glanz und an der Schönheit und an der Größe dieser versunkenen Kultur. Sie erscheint ihm wie ein Märchen, das er nun plötzlich staunend erlebt. Wie ein Traum, der sich unerwartet erfüllt. Die irdischen Ortschaften des Landes und die Stätten der Götter- und Heldensage verschwimmen vor seinen geblendeten Augen in Eins." Die Gestalten der antiken Mythen wachsen ihm hier auf zu geschichtlichen Persönlichkeiten. Unter der südlichen Sonne, angesichts der südlichen Farbenfülle, rinnen ihm Phantasie und Wirklichkeit zusammen.

Konrad von Querfurt schöpfte seine Beschreibung, wie er selbst sagt, zum Teil aus den Erzählungen ihm nahe stehender Landeskundiger. Er denkt dabei hauptsächlich an den dichtenden Magister Peter von Eboli: einen gleichzeitigen Kollegen Walthers in der poetischen Publizistik.

Dieser italienische Kleriker, der außer poetischen auch medizinische Studien getrieben hatte, trat in den politischen Dienst des Hofkanzlers. Zur Verherrlichung des Kaisers, zur Unterstützung der deutschen Sache schrieb er 1195—1196 in lateinischen Distichen einen Panegyrikus auf Heinrich VI.: das „Buch zu Ehren des Augustus". Hier werden die sizilischen Kämpfe der Jahre 1191—1194 dargestellt: mit erstaunlicher Kenntnis des antiken episch-mythologischen Stilapparats, in engster Anlehnung an die Diktion des Virgil, Ovid, Lucan, vom Standpunkt eines unbedingten Imperialismus, mit raffiniertester Rhetorik des Schmeichelns. Kaiser Heinrich erscheint als Sonne, als Jupiter (Jupiter tonans), seine Gemahlin Konstanze als Juno oder auch als Schwester des Phöbus. Neben dem Kaiser werden namentlich sein Kanzler und außerdem die übrigen Führer der Reichsgewalt gepriesen: die Reichsministerialen Heinrich von Kalden, Markward von Anweiler. Die ganze staufische Dynastie erscheint in einer übermenschlichen Erhöhung. Der eben geborne Sohn und Erbe Heinrichs, Roger-Friedrich, heißt „die Zierde Italiens, der Sonnenglanz, der Sproß Jupiters". Er wird ein glückliches, goldenes Zeitalter heraufführen, ein Reich des Friedens, darin der Adler mit den friedlichen Vögeln, der Löwe mit dem Stier, der Wolf mit den Schafen einträchtig beisammen leben, in dem aus einer Quelle Leopard

und Hirsch, Ziege und Eber trinken, von der fruchtbeladenen Erde aber dem Menschen alle Gaben willig dargereicht werden. Das sind alles die traditionellen Züge der chiliastisch-imperialistischen Phantasie vom letzten großen Weltkaiser und Weltversöhner, der dem Weltuntergang vorhergeht. Episodisch wird mehrmals Friedrich Barbarossa gefeiert, der sich durch das Heldentum seines Kreuzzugs Karl dem Großen — seinem wirklichen Vorbild — an die Seite stelle. Auch scheint Peter von Eboli noch ein besonderes Gedicht, das uns verloren ist, den ruhmvollen Taten Barbarossas gewidmet zu haben.

Schon das Loblied zu Ehren Heinrichs VI. bezieht sich wiederholt auf die Landschaft westlich von Neapel, die alten phlegräischen Gefilde oder, wie sie im Mittelalter meist hieß, Terra Laboris (Terra di Lavoro). Die hier seit alter Zeit tätigen vulkanischen Kräfte, deren Wirkungen in den zahlreichen Kraterseen, in den unterirdischen Grotten, in den aus der Tiefe hervorbrechenden heißen Gas- und Wasserquellen so lebhaft sich kundmachen, waren ihm wohl bekannt. Im Einklang mit antiken Anschauungen führte er sie zurück auf die dämonischen Vorgänge der Unterwelt und erblickte darin die Eruptionen aus den Straforten der gepeinigten Verdammten. In einem besonderen lateinischen Gedicht beschreibt er die Bäder von Bajä und Puzzuoli eingehend mit gelehrter medizinischer und naturwissenschaftlicher Kenntnis, mit entschiedener Beobachtungsgabe für die Erscheinungen der äußeren Welt und des Tierreichs. Und „zum Lobe des großen Cäsar" soll auch dieses ihm gewidmete Buch dienen.

Peter von Eboli ist sein Interesse für die Ruinen von Bajä und Puteoli, für die Bildsäulen und halb erloschenen Wandgemälde der antiken Bäder, für die antike Kultur überhaupt, das ihn zu einem Vorläufer des Cola di Rienzo macht, zugeflossen aus seinem politisch-staatsrechtlichen Standpunkt und aus seinem medizinisch-naturwissenschaftlichen Studium, das ihn auf arabische und weiter auf griechische Leistungen zurückwies. Der ghibellinische Imperialist und der Balneologe in ihm sind es, die aus dem engen Bann der traditionellen mittelalterlichen Schulpoesie sich erheben in die lichtere Sphäre einer Art von Protorenaissance.

Die Schule von Bologna, die dem Imperialismus der Salier und Staufer die Terminologie des römischen Cäsarenrechts lieferte, und die Schule von Salerno, die auf Naturbeobachtung und Naturbeschreibung und auf die Schätze althellenischer Naturwissenschaft zurückleitete, aber auch den künstlerischen Luxus altrömischer Thermen aufdeckte, sind die Quellen für den Hauptstrom der sogenannten staufischen Renaissance geworden, die unter Friedrich II. sich dann so glänzend entfaltete.

Welche Mächte in Peter von Eboli zusammenwirkten, zeigt seine merkwürdigste Konzeption: der ideale Kaiserpalast. Dieses Wundergebilde beschreiben die Verse zu Ehren des Augustus mit eigentümlichem Schweben zwischen Wahrheit und Phantasie, und eine Prachtminiatur der Originalhandschrift versucht es in gleichem Sinne abzubilden. Seine sechs Hallen schmücken prächtige Wandbilder aus der biblischen Geschichte und aus der Geschichte Friedrich Barbarossas. Wohl war es alte Tradition der mittel-

alterlichen Schulpoesie, die epische Darstellung durch breit ausgeführte Schilderungen von Palästen und ihren Kunstwerken, namentlich Gemälden, zu zieren, eine Tradition, die aus antiken Vorbildern, aus Virgil und aus dem Roman der jüngeren Sophistik stammt. Aber in diese Tradition, die er übernimmt, träufelt er neues Blut: das Blut des Erlebnisses, der eigenen Beobachtung.

Hier, auf und unter dem Boden der Terra di Lavoro, wo er weilte, waren ja die realen Anlässe dieser spätantiken poetischen Manier lebendig geblieben, und Peter von Eboli konnte sie vor seinen Augen sehen, die künstlerisch geschmückten Wände, die er seinem dichterischen Phantasiegebäude gab. Konnte etwas die Sehnsucht und die Traumlust — die Urgefühle aller Renaissance — tiefer aufregen, stärker beflügeln als jenes ahnungsreiche Bild der antiken Vineta, der versunkenen, scheinbar im Grunde des Wassers schwimmenden Villen und Tempel mit ihren Säulen und Bildwerken? Und bedeutungsvoll im höchsten Maße: was Peter von Eboli so halb der Wirklichkeit, halb seinen Träumen nachschuf, hat im 14. Jahrhundert die aufblühende Frührenaissance in Italien wie in Böhmen ganz ähnlich durchgeführt: dichterische und künstlerische, porträtierende Verherrlichung gleichzeitiger Fürsten in einem weiten, genealogischen, teils dynastischen, teils universalgeschichtlichen Rahmen, der den Gefeierten und seine Ahnen anreiht an die Helden des Altertums und des Alten Testaments.

Der Hofkanzler Heinrichs VI. und Philipps von Schwaben, Konrad von Querfurt, war als Beschreiber italienischer Landschaft und Geschichte ohne Frage der Schüler Peters von Eboli. Aber ebenso gewiß war er in der politischen Auffassung dessen Lehrer. Und er selbst hat den Verfasser jenes imperialistischen illustrierten Panegyrikus bei Kaiser Heinrich eingeführt: das lehrt wiederum eine Miniatur der Originalhandschrift.

Himmelweit steht die zitatenträchtige antikisierende Höflingspoesie des welschen Klerikers ab von Walthers Sprüchen für das deutsche Kaisertum. Jedoch gemein ist beiden der universelle Imperialismus, der in dem mittelalterlich gewendeten römischen Staatsrecht wurzelt, gemein die Übereinstimmung mit den politischen Meinungen und Begriffen der Reichskanzlei und der obersten Reichshofbeamten, der leitenden Reichsministerialen.

Der Hofkanzler Konrad hatte Peters von Eboli Dichtung angeregt, belohnt, dem Kaiser empfohlen, weil sie in schwieriger Lage für die staufische Politik focht. Sollte derselbe Konrad jetzt bei seiner Heimkehr nach Deutschland, als es galt, vor allem das moralische Recht des Königtums Philipps und seinen Anspruch auf das Kaisertum durchzukämpfen, nicht auch das so viel größere, reinere, natürlichere und in die Weite wirkende Talent Walthers an sich gezogen haben? Sollte nicht er es wieder begünstigt haben, wenn dem Dichter, vielleicht von anderen staufisch gesinnten Politikern, die der Reichsregierung nahe standen, am Hofe des Königs eine feste Stellung bereitet wurde?

Wir können leider auf diese von mir zuerst aufgeworfenen Fragen vorläufig nur folgendes antworten: es ist recht wahrscheinlich, daß Walther seinen Spruch von den armen Königen und dem Waisen im Einverständnis mit den rücksichtslos wagenden Anschauungen der staufischen Reichshofbeamten, be-

sonders eben der Hofkanzlei, gedichtet hat, und daß der Protonotar Konrad von Scharfenberg und der eben eingetroffene Hofkanzler Konrad von Querfurt den Anstoß dazu gegeben haben.

Der Spruch also — so viel ist gewiß —, den man bisher allgemein als einen denkwürdigen Protest gegen die territoriale Zersplitterung Deutschlands, gegen die Übergriffe seiner eigenen Fürsten auffaßte, ist vielmehr das erste monumentale literarische Zeugnis für den nationalen deutschen Gedanken und richtet seine Spitze gegen das Ausland, gegen die fremden Zungen. Freilich ist dieser Appell an das patriotische Gewissen ein Appell im mittelalterlichen Geist: im Geist des Universalismus, der den Staat nur als Weltreich und die nationale Größe nur als Beherrschung des Erdkreises sich vorzustellen weiß. Den modernen nationalen Patriotismus, den die konstruierende Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts so oft an den staufischen Kaisern tadelnd vermißt hat, kannte das ganze Zeitalter noch nicht.

Im Sinn und im Auftrag der Reichskanzlei dichtete Walther dann bei der Krönung Philipps zu Mainz am 8. September 1198 seinen zweiten Spruch von der Kaiserkrone: jetzt trägt sie „der süße Mann auf dem Haupt"; sie sitzt ihm, als wäre sie, die uralte Krone aus den Tagen Karls des Großen, eigens ihm vom Goldschmied angegossen. Der von ihr über dem Nacken des Königs aufleuchtende Strahl des Waisen soll allen Fürsten, die in Bezug auf die zwiespältige Königswahl noch irre gehen, als Leitstern die richtige Fahrt weisen.

Fünfviertel Jahr später verbreitet ein dritter Spruch Walthers den Erfolg einer neuen politischen Demonstration des staufischen Reichskanzlers. Am Weihnachtstage des Jahres 1199 hat Philipp zu Magdeburg im alten Dom mit der Kaiserkrone auf dem Haupte die heilige Messe gehört, umgeben von einem glänzenden Kreis seiner Anhänger. Er selbst erschien dem Dichter als ein dreifach legitimierter Imperator: Bruder eines Weltkaisers, des gewaltigen Heinrich; Sohn eines Kaisers, des erhabenen Barbarossa; und selbst geweiht zum Kaiser durch sein legitimes deutsches Königtum. Hinter ihm schritt in der feierlichen Prozession mit leisem Schritt seine Gemahlin. Sehr auffallend nennt der Dichter sie, die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelos, nur „eine hochgeborne Königin".

Das entspricht wieder genau dem Kurialstil der staufischen Reichskanzlei, für den der Kaiser von Konstantinopel immer nur König der Griechen hieß. Und es entspricht genau wieder auch dem staufischen Hofzeremoniell, wie es in Wirklichkeit bei jenem Festakt angewandt worden ist. Ein aus gleichzeitiger offizieller Quelle schöpfender Bericht des Chronisten Arnold von Lübeck meldet uns: Philipp sei an jenem Weihnachtstage zwar mit der hohen Bügelkrone gegangen; seine Gemahlin, die byzantinische Kaisertochter Irene, aber nur mit dem königlichen Zirkel (circulata. non coronata). So hatte es der von dem Kanzler Konrad tradierte Geist der Universalpolitik Heinrichs VI. bestimmt: die Ansprüche auf eine Oberhoheit über das Kaisertum von Konstantinopel waren keineswegs aufgegeben. Dort residierte nach staufischer Staatslehre nur ein König, ein Zirkelträger, ein regulus. Wenige Jahre zuvor hatte Peter von Eboli in jenem von Konrad inspirierten Panegyrikus

auf den staufischen Augustus das erwähnte Idealbild eines phantastischen Kaiserpalastes geschaffen und von einem Miniaturmaler illustrieren lassen: in der Mitte eines von Säulenhallen umgebenen Hofes neben einer Quelle, der Fons Arethuse, thront der kaiserliche Kanzler Konrad und empfängt den Tribut, Schalen Goldes, welche der Araber und Inder knieend darbringen; in die einzelnen Bogen der Säulenhalle sind die Namen der beherrschten Länder geschrieben: an Friesland, Bayern, Österreich, Thüringen, Sachsen reihen sich Böhmen, Holstein, Pommern, Polen, Tuscien, Lombardei, Burgund, Ligurien, Frankreich, Lothringen, England.

Auch dies war von unmittelbarster Bedeutung, daß Walther die jugendschöne Gemahlin des Trägers der deutschen Kaiserkrone feiert als „Rose ohne Dorn, als Taube sonder Galle", d. h. mit den alten, allbekannten Beiworten der Jungfrau Maria. Ihren heimischen Namen, an dem auch die griechische Kaisersouveränität haftete, den Namen Irene, hatte die Besungene vertauscht mit dem neuen Namen Maria. Wann das geschah, ist uns nicht überliefert: man hat vermutet bei der Krönung zu Mainz im Jahre 1198; jedenfalls will Walthers Spruch auf dieses Ereignis bedeutsam hinzielen.

Walther schließt seinen Spruch mit dem Preise des in Magdeburg von Thüringern und Sachsen geleisteten Hofdienstes, der allen Weisen habe wohl gefallen müssen.

Die Worte weisen triumphierend hin auf den Anschluß und zum Teil soeben erst vollzogenen Übertritt so vieler norddeutscher Fürsten; vor allem des Landgrafen Hermann von Thüringen, des Markgrafen Dietrich von Meißen, des Herzogs Bernhard von Sachsen, der Bischöfe von Halberstadt, Osnabrück, des Erzbischofs von Bremen, des Erzbischofs von Magdeburg, der Grafen von Holstein, von Harzburg, Wernigerode, Mansfeld, Werder, Dassel, Ravensberg. Die Worte fertigen aber zugleich auch mit Hohn jene formalen Gründe ab, welche die Gegenpartei, die rheinischen Fürsten, gegen die Rechtsgültigkeit der Wahl aus dem Umstand herleiteten, daß sie, statt nach altem Brauch auf fränkischem Boden, im mitteldeutschen Osten und von nicht dazu legitimierten Fürsten vorgenommen worden sei. Eine gleichzeitige Beschreibung des Festes in der Geschichte der Halberstädter Bischöfe, die von einem Augenzeugen, vielleicht in offiziellem Auftrag, gemacht zu sein scheint und sicherlich von der staufischen Hofkanzlei inspiriert worden ist, stimmt im Gedankengang so sehr mit Walthers Spruch überein, daß ein Zusammenhang zwischen beiden sich nicht verkennen läßt. Der Halberstädter Bericht schließt: der Reichskanzler Konrad habe das alles so wirkungsvoll arrangiert. Das zeigt uns die Quelle, aus der die Übereinstimmung der beiden Schilderungen floß: die Weisungen, die der Leiter der Reichskanzlei direkt oder durch seine Beamten, wie den Protonotar Konrad von Scharfenberg, an die Publizisten und Annalisten hatte ergehen lassen.

(Schluß des Aufsatzes im nächsten Hefte.)

Aus Brahms' Jugendzeit.

Von

Max Kalbeck.

Johannes Brahms war ein echter Sohn seines Volkes, ein Nachkomme der Niedersachsen, jenes germanischen Stammes, der mit zähem Trotz an den Sitten und Gewohnheiten der Urväter hing und während der Umwälzungen des frühen Mittelalters am längsten seine Unabhängigkeit in Staats- und Glaubenssachen behauptete. Wenn die Geschlechtskunde der Familie Brahms so tief in die Vergangenheit zurückreichte wie die Wurzeln eines altadeligen Stammbaumes, so würden wir wahrscheinlich als ihren Ahnherrn einen an der Nordsee wohnenden Freibauern oder Fischer erkennen, der gewohnt war, Pflug, Netzstange und Ruder gegen Tartsche, Helm und Schwert auszutauschen, um Gut und Blut für den Glauben und die Freiheit seines Volkes einzusetzen. Auf dem welligen Sandboden der Düne mochte das Stammhaus derer von Brahms gelegen sein, beschattet von einem Paar vor die Tür gepflanzter Linden oder Eschen und umringt von einem Erdwall, auf dem der struppige, graugrüne, goldgelb blühende Ginster in Mannshöhe wucherte. Denn Bram (angelsächsisch brom, englisch broom) heißt in den Gegenden an der Weser- und Elbemündung, im Dithmarsischen und Holsteinischen noch heute der Besenginster, dieselbe planta genista, der das danach benannte Heldengeschlecht der Plantagenet seine Helmzier entlieh. Brahms oder auch Brahmst — die Lesart wechselt; Brahmst, wie der Name auf einem Konzertprogramm von 1849 geschrieben steht, kommt noch heute neben Brahms vor — bedeutet: Sohn des Bram, im weiteren Sinn: Heidekind. In der Familie lebte die Kunde von ihrer „vornehmen" Herkunft märchenhaft fort, und der Vater hatte in seinem Wohnzimmer unter Glas und Rahmen das „Geschlechtswappen" über dem Sofa hängen, wie es von einer hilfsbereiten genealogischen Anstalt für Geld und gute Worte hergestellt worden war. Anstatt des Ginster erscheint über drei Brombeeren ein Rad im Schild und ein zweites zwischen den Flügeln des Helmes, wohl zur Erinnerung an den

Urgroßvater Peter Brahms, der Tischler und Stellmacher in Brunsbüttel (Holstein) war. Der wilde Dornenstrauch, dessen Stacheln unter einem Regen goldener Blüten verschwinden, wäre ein sprechenderes Sinnbild für unseren Tondichter und sein Geschlecht gewesen.

Daß Johannes Brahms unter seinen Vorfahren nicht lauter kleine Leute, sondern auch Männer von Stand und Ansehen hatte, beweist ein 1754 zu Aurich in Ostfriesland erschienenes Buch, in welchem die „Anfangsgründe der Deich- und Wasserbaukunst" dargelegt werden. Sein Verfasser, Albert Brahms, betont in der Vorrede, er habe keineswegs die „elende" Absicht gehabt, eitlen Ruhm zu erwerben, denn dazu sei seine Feder viel zu stumpf und unzulänglich, sondern er wolle, wie dies auch der Titel bereits aussagt, dem gemeinen Wesen einen Dienst leisten und zu weiterer Verbesserung „dieser so sehr nutzbaren Wissenschaft" das Seinige beitragen. Er kann sich auf ein sechsunddreißigjähriges Studium des Deichwesens berufen und auf Erfahrungen, die er bei mehr als einer unglücklichen Sturmflut erworben hat. Der in langen Perioden mit den Gelehrten seiner Zeit wetteifernde Wasserbaukenner steht zwar mit der deutschen Syntax auf gespanntem Fuße und verwechselt häufig die Kasusformen; da dies jedoch zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten der Niederdeutschen gehört[1]), die für den Dativ und Akkusativ des Personalpronomens nur eine Endung haben, und Albert Brahms auf den zweihundertundachtzehn Seiten seines Quartanten sich sonst nicht übel ausdrückt, so ist eine gelehrte Linie der weitverzweigten Familie Brahms durch ihn hinlänglich erwiesen und angemessen vertreten. Der Verlagsort des Buches aber bezeichnet den Landstrich des „Hannöverschen" näher, aus welchem Peter Brahms um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Holstein ausgewandert ist. Der Sohn des Brunsbütteler Tischlers und Rademachers Johann (geb. 1769) zog über Meldorf nach Wöhrden, übernahm dort eine mit einem Gemischtwarenladen verbundene Gastwirtschaft („Zum neuen Krug") und betrieb später in Heide ein ähnliches Geschäft. Sein ältester Sohn Peter Hinrich — als Erstgeborener und künftiges Oberhaupt der Familie führte er den Beinamen Höd, Hövd oder Höft, d. i. Haupt — folgte dem Vater im Gewerbe nach, das seinen Mann nährte, zumal Peter Höft Hinrich nicht bloß Bier und Branntwein ausschenkte, sondern auch auf Pfänder lieh. Als alter Mann saß er, wie Klaus Groth in seinen „Erinnerungen" erzählt, gelähmt hinter der Tür seines Trödelgeschäfts mitten zwischen Schränken, Stühlen, Töpfen, Kruken, Spießen, Säbeln, Flinten in einem großen Lehnstuhl und bezeichnete seinen Kunden mit einem langen Stabe die Altertümer und Pfandobjekte, von denen er sich manchmal nur schwer trennen konnte. In dem Handelsmanne hatte ein Liebhaber gesteckt.

Johann Jakob, der jüngere, dreizehn Jahre nach Peter Höft am 1. Juni 1806 in Heide zur Welt gekommene Sohn des Johann Brahms und nach-

[1]) Noch 1859 gab J. C. Heinsen bei Gebrüder Berendsohn in Hamburg ein Buch heraus mit dem Titel: „Dativ oder Akkusativ? Mir oder Mich, Sie oder Ihnen? Anweisung, sich des Mir, Dir, Sie, Mich und Ihnen am rechten Orte zu bedienen".

malige Vater unseres Johannes, schlug zum großen Verdrusse der Eltern gänzlich aus der Art. Er strich gern, ein Liedchen vor sich hinsummend, in der grünen Marschlandschaft umher, sah den fetten Kühen auf der Weide zu, den Bauersleuten, die ihre Raps- und Getreidefelder bebauten, blickte den weißen Wolken nach und den flinken Schwalben, die unter ihnen hinflogen, und bekümmerte sich weder um den Schenktisch noch um den Kram des Vaters, wo der Bruder bereits sich als vorausbestimmter Reichserbe zu fühlen und rühren begann. Die Natur hatte den vollen Mund des fröhlichen Tunichtguts zum Pfeifen gespitzt, und er bediente sich dieses natürlichen Musikinstrumentes mit Vorliebe; wenn er nicht sang, so pfiff er. Auch sonst hatte die gütige Allmutter nicht mit ihren Gaben an dem geborenen Musikanten gespart, sondern ihn mit einer ansehnlichen Gestalt und einem offenen, von braunen Haaren umgebenen Gesicht ausgestattet, aus dem ein dunkelgraues Augenpaar schelmisch und munter in die Welt schaute. Sein gesunder Humor, seine freundliche Gelassenheit, sein gefälliges Benehmen, sein rechtlicher Sinn traten als die hauptsächlichsten Eigenschaften seines Charakters frühzeitig hervor und machten schon den Knaben überall beliebt. Auch die Eltern konnten ihm auf die Dauer nicht gram sein, so kräftig sie den „landstreicherischen" Neigungen des Sohnes entgegenzusteuern suchten. Hinter ihrem Rücken war er, mindestens einmal in jeder Woche, anstatt in die Schule nach dem anderthalb Meilen entfernten Meldorf gegangen, wo noch ein ehrwürdiges Mitglied der einstigen Stadtpfeifergilde saß, und hatte sich heimlicherweise bei ihm auf verschiedenen Instrumenten unterrichten lassen. Allmählich lernte er Violine, Bratsche, Violoncell, Flöte und Horn wenigstens so weit spielen, daß er in einem bescheidenen Orchester eine begleitende Stimme auf jedem dieser Instrumente übernehmen konnte. Vater Johann Brahms war sehr überrascht, als er einmal bei dem gelegentlichen Besuche eines Nachbardorfes auf dem Tanzboden seinen Sohn die Bratsche streichen sah; er gab endlich dessen Bitten nach, entließ den wiederholt für längere Zeit von Hause Weggelaufenen und unterstützte ihn, bis er „ausgelernt" hatte. In Heide wurde der musikalische Unterricht fortgesetzt und in Wesselburen, dem Geburtsorte des Dichters Friedrich Hebbel, im Dezember 1825 vollendet. Der Lehrbrief des Vaters, den Johannes nach dessen Tode an sich nahm und als teures Andenken bewahrte, lautet wörtlich:

„Ich Theodor Müller privilegirter und bestallter Musicus zu Weslingburen in der Landschaft Norderdithmarschen attestire hiemit, daß Johann Brahmst aus Heide drei Jahre bey dem Stadt-Musicus in Heide und zwei Jahre bey mir in der Lehre gestanden, um die Instrumental-Music zu erlernen. Da sich nun erwähnter Johann Brahmst während der Lehrzeit treu, wißbegierig, fleißig und gehorsam gegen mich bezeuget hat, so erkläre ich hiemit seine Lehrjahre für überstanden und geendet, und spreche ihn deshalb frey und loß. Ich zweifle nicht, es werden nicht allein Kunstverwandte, wie auch alle andern, denen dieser offene Brief vorgezeigt wird, meinem auf Wahrheit gegründeten Zeugnisse völligen und guten Glauben beimessen, sondern auch benannten Johann Brahmst in der Hinsicht alle Unterstützung und ein

geneigtes Wohlwollen zufließen lassen, es sey in oder außerhalb Diensten, welches in ähnlichen Fällen zu erwiedern für schuldig erachte. Zur Urkunde dessen habe ich diesen Lehrbrief nebst erbetenen Zeugen unterschrieben und ausgehändigt. — So geschehen Weslingburen den 16. December 1825. Theodor Müller als Lehrherr." Als Zeugen fungierten die mitunterzeichneten Pastor und Organist, Doktor und Apotheker, und die Richtigkeit der Unterschriften wurde vom Arzte des Kirchspiels bestätigt. Den Lehrbrief in der Tasche, wanderte der noch nicht Zwanzigjährige zu Anfang 1826 nach Hamburg. Trotz des ihm von Theodor Müller gespendeten Lobes mochte er Ursache haben, seinen Fertigkeiten nicht allzusehr zu vertrauen, und neben der Aussicht auf schnellen und leichten Erwerb war es wohl die Hoffnung, sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen, was ihn in die Großstadt zog.

Als Handwerk betrachtete Johann Jakob Brahms einstweilen seine geliebte Musik, deren inneres Wesen und tiefere Bedeutung er erst später im Umgange mit Kunstwerken und Künstlern kennen lernen sollte. Da er von Hause nur mit einem kleinen Zehrpfennig und dem Nötigsten, was der augenblickliche Bedarf verlangte, ausgerüstet worden war, konnte er nicht daran denken, einen Meister zu bezahlen. Die Praxis wurde seine Lehrerin, und die Not entschied über die Wahl seines Hauptinstrumentes. Er hatte sich einige Gewandtheit auf dem Flügelhorn angeeignet, einer untergeordneten Gattung von Blasinstrumenten, die, nicht viel ausdrucksfähiger als das gewöhnliche Signalhorn der Soldaten, nur in der Harmoniemusik zur Verwendung kommt. Bei Tanzmusiken und den Ständchen, die von umherziehenden Musikanten auf der Straße und in den Höfen der Häuser zum allgemeinen Besten gegeben werden, ist das Flügelhorn seines, die Trompete überbietenden, schmetternden Klanges wegen beliebt. Am Tage waren die engen Gassen und finsteren Höfe des alten Hamburg, bei Nacht die Matrosenkneipen des Hamburgerberges, seit 1833 St. Pauli genannt, der Tummelplatz für die ersten öffentlichen Versuche des angehenden Virtuosen. Eines dieser Tanzlokale, in welchen Brahms sein Horn ertönen ließ, war das berüchtigte „Huddel di Nuddel" (vom Volksmund so aus „Hôtel de Nelson" umgebildet). Es wurde darin oben und unten, im Erdgeschoß und ersten Stock, gleichzeitig getanzt; beide Säle hatten ein so niedriges Gebälke, daß die Menschen beinahe mit den Köpfen an die Decke stießen. Die Gäste waren Auflader und Matrosen, Zigarrenarbeiterinnen und Kaffeesortiererinnen. Dort in der Vorstadt hatte Brahms auch seine Schlafstelle, denn die Tore Hamburgs wurden (bis 1860) immer gleich nach Sonnenuntergang geschlossen, im Sommer nach 9, im Winter um 4 Uhr, und das Sperrgeld zu entrichten, wäre eine allzu kostspielige Ausgabe für den armen Musikanten gewesen, der seine wenigen, während der Nacht verdienten Schillinge lieber in der Nähe in Sicherheit brachte. Ein Glück für ihn war es, als er eine Stelle im Musikkorps der Bürgerwehr erhielt. Die Einrichtung einer geregelten Bürgerwehr im Gegensatz zu den früheren, zumeist aus fremden Truppen bestehenden unzuverlässigen Milizen rührte aus den letzten schrecklichen Zeiten der französischen Okkupation her und erfreute sich besonders deshalb der allgemeinen

Wertschätzung, weil die Reorganisierung insgeheim gegen den Willen der feindlichen Machthaber durchgeführt worden war. Die Bürgerschützen bezogen ihre Hauptwache auf dem Gänsemarkt und nahmen zwölf Hornisten in Sold. Viel zu tun gab es dabei nicht; den Winter über wurde etwa ein halbes Dutzend „Wachen" angesagt, im Sommer fanden höchstens acht oder neun Exercitien vor dem Tor unter freiem Himmel statt. Mit der Disziplin wurde es nicht sehr streng genommen, wie der folgende, von Augenzeugen verbürgte Vorfall beweist, der zugleich das ritterliche Gerechtigkeitsgefühl des wackeren Brahms illustriert. Er war zum Oberjäger seines Bataillons kommandiert, um Bericht zu erstatten, fand den Vorgesetzten aber gerade damit beschäftigt, sein Weib durchzuprügeln, und verabreichte ihm anstatt des pflichtschuldigen Rapports eine durchaus reglementwidrige schallende Ohrfeige[1]).

Für die Bläser fiel mancherlei Nebenverdienst ab von Bällen, Hochzeiten und Festtafeln der Honoratioren. Bei derartigen Gelegenheiten machte Johann Jakob Brahms Bekanntschaften, die ihm weiterhin von Nutzen sein sollten, und auch als Musiker stieg er eine Stufe höher empor. Dem Hornisten der Bürgerwehr geziemte das Umherziehen in den Straßen nicht. Dagegen fühlte sich der vor der äußersten Not Geschützte ermuntert, ein zweites, wenn nicht vollkommneres, so doch sanfteres Instrument in Angriff zu nehmen. Hatte er doch manches Anerbieten, in Gesellschaften aufzuspielen, wo es weniger geräuschvoll herging als auf den Tanzböden der untersten Volksklasse, ablehnen müssen, weil die Applikatur seines Geigen- und Violoncellspieles zu wünschen übrig ließ. An zweiten Geigern und Bratschisten, die er zur Not hätte ersetzen können, war in Hamburg, wie allerwärts, kein Mangel. Kontrabassisten dagegen, zumal tüchtig ausgebildete, verläßliche, sind immer eine gesuchte Seltenheit. In kleinen, nur aus wenigen Solisten bestehenden Kapellen spielt der Kontrabaß eine noch wichtigere Rolle als im großen Orchester; er tritt mit seiner, den Takt und die Harmonie markierenden und stützenden Grundstimme kräftig hervor und muß, wo das Violoncell als entbehrlich beiseite gelassen wird, auch dieses im Streichquartett tunlichst ergänzen. Da der Kontrabassist im Orchester trotz des ersten Geigers sein nachdrückliches und entscheidendes Wort spricht, seltene Ausnahmen abgerechnet, aber niemals dazu kommt, die Melodie zu führen, so gehört von vornherein sehr viel Selbstbescheidung und Entsagung dazu, einen ebenso untergeordneten wie verantwortungsvollen Posten anzustreben. Deshalb wohl sind auch fast alle Kontrabassisten Originale, und nicht wenige unter ihnen laborieren an einem erheiternden, gelinden und harmlosen Größenwahn. Über das Mißverhältnis ihrer Stellung, das durch die Unbeholfenheit ihrer Riesengeige einen tragikomischen Anflug erhält, bringen sie sich meist mit gutem Humor hinweg. Nach allem, was uns von Vater Brahms überliefert worden ist, war er für den „Kunterbaß", wie er sein Instrument auf gut Plattdütsch nannte,

[1]) Vater Brahms behielt seine Charge, auch nachdem er Kontrabassist im Stadttheater und in den Philharmonischen Konzerten geworden war, bis zur Auflösung des Hamburger Bürgermilitärs im Jahre 1867.

geradezu vorherbestimmt. Die in Hamburg stadtbekannten Aussprüche: „Herr Kapellmeister, dat is min Kunterbaß, da kann ick so laut up speelen as ick mag" und „Herr Kapellmeister, en reinen Ton up den Kunterbaß is en puren Taufall" mögen nun von ihm herrühren oder nicht, jedenfalls bezeichnen sie ihren Mann und seine drollige Art zu denken und zu reden. Ein Stümper aber auf dem Instrument, das ihn mit der Zeit zu verdienten Ehren bringen sollte, war er sicherlich nicht. Vielmehr zählte er schon in den vierziger Jahren zu den besten Kontrabassisten Hamburgs; aus dem Handwerker wurde allmählich ein Künstler. Mit der ihm eigenen gelassenen Geduld betrieb er unter der sachkundigen Anleitung eines Kollegen seine Studien so erfolgreich, daß er im „Englischen Tivoli" konzertieren und aushilfsweise in die Kapelle einspringen konnte, die jahraus, jahrein jeden Nachmittag von $5^1/_2$ bis $11^1/_2$ Uhr in einem der beiden Pavillons am Jungfernstieg musizierte.

Von 1801 an gab es neben dem 1799 in das Alsterbassin hineingebauten Kaffeehause noch einen Schweizerpavillon, der nach dem großen Brande von 1842 nicht wieder aufgerichtet wurde, und hier wie dort diente die Musik zur Steigerung des geselligen Vergnügens. Das ältere, vom Feuer unberührt gebliebene Gebäude, das erst vor wenigen Jahren einem anspruchsvolleren Prachtbau weichen mußte, wird jedem Besucher Hamburgs in angenehmer Erinnerung sein. Vor der letzten Erweiterung des Jungfernstiegs (wie der berühmteste städtische Spaziergang der Hamburger feinen Welt seit 1665 genannt wird) bildeten zwei Reihen schattiger Linden, die dicht am Wasser mit der Häuserfront der Straße parallel liefen, einen vielbegangenen Promenadenweg. Der am Landungsplatze der Schiffe gelegene Pavillon bot den bequemsten Beobachtungsposten für jedermann, der dem regen, unterhaltenden Verkehr auf und an der Alster seine Aufmerksamkeit zuwendete. Dort trank der nach englischer Sitte um 4 Uhr zu Mittag speisende Hamburger Kaufmann seinen Kaffee und nach dem Abendessen seinen Grog, dort lagen die Zeitungen von aller Herren Länder auf, dort gab sich die galante und elegante Jugend ihre Rendez-vous, und dort war der Versammlungsort aller Fremden, die in den nahen ersten Gasthöfen der Stadt wohnten. Zu der gemütlichen, blanken Glasbude, ihren hölzernen Galerien und buntgestreiften leinenen Vordächern paßte die Kapelle, welche dort aufspielte, sehr wohl. Die Musik, die sie machte, entsprach den verschiedensten Gewohnheiten und Anforderungen der Gäste. Sie störte den Zeitungsleser so wenig, wie sie das Gespräch der Konversationsbeflissenen übertönte, und da sie sich mit dem Geräusch ebenso gut vertrug wie mit der Stille, so konnte ihr selbst das Hin- und Herlaufen der Kellner, das Geklirr der Tassen und Teller, das Klappern der Löffel, Messer und Gabeln nichts Ernstliches anhaben. Je lebhafter es im Pavillon herging, desto erfreulicher für die Musikanten. Erklang ja dann auch ihr Sammelteller von kleiner Münze, wenn eins der Mitglieder in schicklichen Pausen mit dem Notenblatt an den Tischen das Honorar absammelte! Ließ sich ein spendabler Musikliebhaber blicken, der wohl gar ein Dacapo oder eine Extraeinlage mit einer Mark Kurant belohnte, so verdoppelten die Spieler ihren Eifer, und bei der Teilung trug schließlich jeder seine drei bis fünf

Mark davon. Freilich gab es auch magere Tage, an denen nicht mehr als acht Schillinge pro Mann abfielen, und sie waren zwischen Michaelis und Ostern in der Mehrheit.

Übrigens fehlte es auch sonst nicht an Umständen, die geeignet waren, den künstlerischen Ehrgeiz der Kapelle wach zu halten. Sobald sie ein neues Opern-Potpourri, einen neuen, aus Wien verschriebenen Walzer oder ein Lieblingsstück vortrugen, das gerade in der Mode war, legten die Leser ihre Zeitungsblätter weg, die Damen hörten auf mit den Kaffeetassen zu klappern, die Gespräche verstummten oder wurden im Flüstertone weiter geführt, und der enge Zuhörerkreis, der die Musikanten immer umringte, dehnte sich weiter und weiter aus. Sie waren ihrer sechs: zwei Geiger, ein Violaspieler, ein Flöten-, ein Klarinettenbläser und ein Kontrabassist, und sie wuchsen so fest zusammen, daß nur ein ganz besonders wichtiges Ereignis, Krankheit oder Tod, sie dauernd trennen konnte. Der Abgeschiedene wurde nur von einem Musiker ersetzt, der schon zuvor als Substitut sich über seine Fähigkeiten hinlänglich ausgewiesen hatte. Denn das Sextett hielt auf den guten Ruf, den es seit Jahrzehnten genoß; es zählte ausgezeichnete Kräfte zu seinen Mitgliedern, wie v. Bernstorf (1. Violine) und Otterer (Bratsche), die später am Stadttheater als Konzertmeister und Solospieler engagiert wurden. Otterer wirkte auch in den philharmonischen Konzerten und in Kammermusikfoireen mit, die er in Gemeinschaft mit dem „langen Meyer", dem zweiten Geiger des Sextetts, und anderen veranstaltete. Die Arrangements von Opernmelodien, Liedern, Märschen und Tänzen, welche das Sextett brauchte, wurden von einem gewissen Mewis, der außerhalb Hamburgs wohnte, besorgt und waren durchaus nicht leicht, sondern gaben den geübten Spielern tüchtig zu tun. Da diese es sich in keiner Weise bequem machten und brauchbaren Novitäten gegenüber immer auf dem qui vive standen, so hatte sich langsam ein ansehnlicher Notenschatz für ihr Repertorium angesammelt, der zur Zeit, als Johann Jakob Brahms bei ihm eintrat, zweiundvierzig dicke Bände umfaßte. Seit 1831 etwa spielte er in Stellvertretung des zweiten Geigers und des Kontrabassisten Reinrad zuweilen mit, und erst 1840, als Reinrad mit Tode abging, nahm er definitiv von dem Pulte des Kontrabassisten Besitz.

Seine Erfolge, so bescheiden, und seine Aussichten, so unsicher sie 1830 noch waren, verleiteten den vierundzwanzigjährigen Hornisten der Bürgerwehr zu einer Torheit, die sich in der Folge als Geniestreich erweisen sollte: er heiratete. In seinem dunkelgrünen Jägerrocke, den ein lichtgrüner, mit silbernem Eichenlaub gestickter Kragen zierte, und der Uniformmütze mit aufgesteckter grüner Feder hatte er die Aufmerksamkeit eines Mädchens erregt, das auch ihm gefiel. Öfter als nötig sprach er in dem kleinen Laden vor, den Johanna Henrika Christiane Nissen, die Tochter Peter Radeloff Nissens, mit ihrer Schwester Christina Friderika, der Frau des Abladers Diederich Philipp Detmering, in der Ulrikusstraße, unweit des Dammtorwalles, eröffnet hatte. Die Schwestern führten ein sog. holländisches Warengeschäft, sie verkauften Knöpfe, Zwirn und Weißzeug, und ihre Kundschaft bestand aus Frauenzimmern, die in der Ulrikusstraße selbst wie in den benachbarten Gassen

der Drehbahn und längs des Walles die Parterrewohnungen der Häuser inne hatten.

Frau Detmering, die um zwei Jahre jünger war als ihre 1789 zu Hamburg geborene Schwester, bekümmerte sich mehr um das Geschäft, während Christiane mehr für die Wirtschaft sorgte. Sie hatte die Zimmer eines oberen Stockwerkes in Ordnung zu halten, welche von den Geschwistern an einzelne Herren vermietet wurden, und sowohl für die Schwester, deren Mann und sich wie für ihre Kostgänger zu kochen. Erst nachdem ihre Hausarbeit getan war, erschien auch sie hinter dem Ladentische. Johann Jakob Brahms, den sein neuer Beruf zur Stadt und in die Nähe der Hauptwache zog, fand es sehr bequem, um billiges Geld nicht allzuweit vom Gänsemarkt und Jungfernstieg zu logieren. Er paßte den ersten Wohnungswechsel in der Ulrikusstraße 37 ab, und da er schon bei Christiane in Gunst stand, so fühlte er sich nach dem langen armseligen Umherliegen in schmutzigen Schlafstellen unter der Pflege seiner Jungfer Wirtin im eignen sauberen Stübchen wie im Himmel. Je länger er mit den Schwestern verkehrte, desto höher stieg die Achtung, die ihm die häuslichen Tugenden Christianens einflößten. Christiane Nissen zeichnete sich nicht durch körperliche Schönheit aus. Von Kindheit an kränklich und durch ein Fußleiden zum Humpeln verurteilt, hat sie nie einen festen, fröhlichen Schritt ins Leben tun können. Trotz seiner Unansehnlichkeit und scheinbaren Gebrechlichkeit aber besaß ihr Körper eine durch einen festen Charakter gestählte Widerstandskraft, die selbst durch die schwersten Magddienste in Haus und Hof nicht gebrochen werden konnte. Ihr reich bewegtes Seelenleben, das in den ihr zugänglichen Werken der Poesie schon früh willkommene Nahrung fand, spiegelte sich in ihren schönen blauen Augen wider, die einen milden Glanz unendlicher Güte über ihr ganzes Antlitz verbreiteten. Sie verfügte über ein außerordentliches Gedächtnis und eine ebenso vortreffliche schnelle und sichere Auffassung, so daß sie noch im Alter den ganzen Schiller auswendig lernte. Mit ihren harten, abgearbeiteten Händen brachte sie die feinste, zierlichste und geschmackvollste Seidenstickerei zu stande und versuchte sich nicht ohne Glück in der Erfindung von Mustern für weibliche Handarbeit. Dies alles weist darauf hin, daß sie ihrem Auserwählten nicht nur an Jahren bei weitem überlegen war. Die ungehobenen und kaum beachteten Schätze ihres Gemütes sollten das reichste und köstlichste Erbteil werden, mit dem sie ihren Johannes bei seiner Geburt ausstattete.

Am 9. Juni 1830 führte Johann Jakob Brahms, nachdem er am 21. Mai das Hamburger Bürgerrecht erworben hatte, seine um siebzehn Jahre ältere Braut heim oder ließ sich vielmehr von ihr heimführen; denn das neue Paar zog von der Ulrikusstraße erst in den Bäckerbreitergang, als die Geburt einer Tochter (Elisabeth Wilhelmine Louise) den Umzug erforderte. Der junge Vater mochte die Bedürfnisse und Kosten eines eigenen Haushaltes doch unterschätzt haben; denn er zog bald wieder aus in ein noch geringeres Quartier. Die Ausgaben vermehrten sich, ohne daß die Einnahmen größer geworden wären. Auf dem Hamburgerberge hatte er mehr verdient als beim Schützenkorps und in den Lokalen des soliden, filzigen Spießbürgertums; die Gelegen-

heiten aber, an der Alster zu spielen, kamen wider Erwarten selten. Die Wahl der neuen Wohnung spricht nur allzu nachdrücklich für die Verschlechterung seiner Finanzen. Sie lag in einer der krümmsten, engsten und dunkelsten Gassen des anrüchigen Gängeviertels, das Gesindel aller Art in seinen lichtscheuen Spelunken beherbergte. Die „Gänge" waren ursprünglich kleine Wege, welche die Gärten der alten Stadt durchschnitten und wurden zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, da es in der Festung an Platz fehlte, mit Wohnhäusern bebaut. Daraus entstand ein labyrinthisches Gewirr und Gewinkel von schmalen Gassen und dicht aneinander gereihten, hochgiebeligen Häusern, die alle nach einem und demselben Plane, wie gesät, aus der Erde aufstiegen und zahllose winzige Läden, Kammern, Keller und Böden enthielten. Zu Schlüters Hof führte damals und führt noch heute ein Gang, noch enger als der eigentliche, etwa mannsbreite frühere „Speckgang", hinter dessen Front, eben in jenem Hofe, das Haus steht, in welchem die Familie Brahms Küche, Stube und Alkoven bewohnte. Der windschiefe Holzriegelbau mit seinen drei „Sählen" im Unterbau und eben so vielen Stockwerken im Giebel ist typisch für die Bauart und Einrichtung dieser Massenquartiere des Elends, das immer noch einige Grade über der tiefsten Linie menschlicher Erbärmlichkeit steht, wenn es seine Gucklöcher mit weißen Gardinen und buntbemalten Porzellantöpfen schmückt und sich vor seinesgleichen den Schein zufriedenen Wohlhabens gibt. Umsonst werden die nur durch einen Stützbalken von einander getrennten, wackeligen Fensterchen geöffnet, um Luft und Licht hereinzulassen. Gerade gegenüber reckt sich eine eben solche Riesenarche zum dunstigen Himmel empor und raubt mit ihrem verräucherten Giebel dem Schwesterhause das bißchen Sonne, das durch den Nebel etwa zu ihm dringen könnte; vom feuchten Hofe aber breitet sich ein Schwaden widerlicher Gerüche aus, den kein reinigender Zugwind aus den geschützten Ecken fegt. Verschließbare Haustore sind nicht vorhanden. Wer sollte auch dort etwas stehlen? Zwischen zwei, bei Tage immer geöffneten Türen, die unmittelbar in das Innere der Erdgeschosse rechts und links gehen, stolpert man durch den Eingang über die ausgetretenen Stufen einer steilen, kaum einen Schritt breiten hühnersteigartigen Holztreppe zum ersten „Sahl" hinauf und tritt durch eine niedrige Tür zur Linken in die Brahmssche Wohnung[1]). Zuerst in die einfenstrige Küche, die sich als solche dadurch ausweist, daß eine mit dem Schornstein durch ein Blechrohr verbundene Mauernische den Ort anzeigt, wo ein eiserner Ofen, nicht viel größer als ein Puppenherd, aufgestellt werden kann. Von dort gelangt man in das zweifenstrige Wohnzimmer, das von der holperigen Diele bis zur rissigen Decke keine sieben Schuh mißt. Daran stößt der Alkoven, die Schlafstube, welche sich den Anschein gibt, ein Fenster auf einen zweiten Hof zu besitzen. Hier in dem winzigen, dumpfen und atembeklemmenden Kämmerchen mußten, falls der Vater nicht vorzog, im Wohnzimmer zu schlafen, seit dem 7. Mai

[1]) Es steht nicht ganz fest, ob die Familie auf dieser Seite und in dieser Etage wohnte. Ein von den Hausgenossen überliefertes, von Johannes Brahms selbst beglaubigtes Gerücht will es so. Da das Haus aber in allen Stockwerken gleich eingeteilt ist, so paßt die nach dem Augenschein gegebene Schilderung auch auf die übrigen Wohnungen.

1833 vier arme Menschenkinder ihre Nächte zubringen. An diesem Tage, einem Dienstag, hatte Frau Christiane ihren Gatten mit einem Sohne beschenkt, der am 26. Mai von Sr. Wohlehrwürden Herrn Pastor von Ahsen in der Kirche St. Michaelis getauft wurde und unter dem Beistande seines Großvaters Johann, seines Onkels Philipp Detmering und einer Katharina Margaretha Stäcker den (einzigen) Namen Johannes erhielt. Die Freude des Vaters war so groß, daß er, gegen die damals herrschende Sitte, eine Geburtsanzeige in den „Wöchentlichen Nachrichten" vom 8. Mai erscheinen ließ.

Anfangs schien es nicht, als ob die Eltern Grund haben sollten, sich ihrer Kinder besonders zu freuen, und der kleine „Jehann" oder „Hannes", wie er zu Hause gerufen wurde, machte Miene, den „gesunden Knaben" der Zeitungsannonce zu verleugnen. Gleich seiner Schwester, die das Übel ihr ganzes Leben hindurch behielt, litt er bis zum Eintritt der Mannbarkeit an nervösen Kopfschmerzen, die ihn stunden- und tagelang quälten. Er war ein blasses und zartes, verträumtes und verspieltes Kind, das sich im Gefühl seiner Reizbarkeit und körperlichen Schwäche scheu von dem Getümmel der Gassenbuben entfernt hielt und nur selten sein helles Sopranstimmchen in die Gesänge mischte, mit denen die Kinder über den Hof und durch die Gänge des Viertels zogen. Zugeschaut und zugehört hat er ihnen desto lieber, je mehr sein Verlangen, selbst mitzutun, von dem Gefallen an den Liedern überwogen wurde, welche die Kleinen sangen. Noch heute gibt es in Hamburg kaum ein Kinderspiel ohne Gesang. „Katze und Maus", alle Arten von Ringelreihen, ja selbst das Auszählen beim Versteckspiel werden mit Gesang begleitet, und zur Zeit der Abenddämmerung erschallen die Gassen von ein- und mehrstimmigen rein gesungenen Kinderliedern. Dahin gehören auch alte Einrichtungen und Gebräuche, wie das Umherziehen der Kurrendeschüler und die Prozessionen, welche die Kinder mit bunten Laternen in den abnehmenden Tagen nach der Sommersonnenwende veranstalten. Die Lust und Liebe zur Musik steckt im Hamburger Volke und ergänzt sehr glücklich die Liebhaberei der bevorzugten Stände, welche die Musik als eine die Geselligkeit erhöhende und veredelnde Kunst früh schätzen lernten. Dem Vater Brahms entging es nicht, daß der kleine Jehann seine bunten Bohnen und Bleisoldaten, mit denen er am liebsten spielte, im Stich ließ, sobald er den Vater üben hörte, und es erfüllte ihn mit Genugtuung, wenn das Söhnlein im Kopfe behielt und richtig wiedersang, was ihm in und außer dem Hause von Melodien zuflog. Denn daß Jehann Musiker werden solle, war eine ausgemachte Sache. Nicht etwa wegen seiner schon in den ersten Kinderjahren bezeigten Begabung und Vorliebe für die Kunst der Töne, sondern weil es sich von selbst verstand, daß er das Geschäft des Vaters lernte. Ehrgeizige Pläne hatte der Alte weder für sich noch für den Jungen. Er wäre zufrieden gewesen, wenn Johannes einmal ein zweiter Orchestergeiger, Flötist oder Hornist geworden wäre, der sich so gut auf sein Instrument verstand wie er, und es ging ihm eigentlich gegen den Strich, als der Sohn das „unnütze" vornehme Klavier den professionellen Instrumenten, die er selbst spielte, vorzuziehen begann. Johann Jakob Brahms wäre der erste und letzte Lehrmeister seines Jehann geblieben, wenn dieser nicht einen unwiderstehlichen

Hang zu dem verwünschten Klapperkasten gehabt hätte. Für ein solches kostspieliges Luxusmöbel war im Hause Brahms kein Platz. Als der Vater dem Sohne wohl oder übel bei einem Kollegen, der ein Klavier besaß, die Namen der Tasten beibringen wollte, Johannes aber, zum Fenster hinausguckend, ohne auf das Klavier zu sehen, stets die richtigen Töne nannte, rief der Vater ärgerlich aus: „Junge, du rätst mich voll? Warte, ich will's dich lehren!" Der Kleine kannte die Skala längst. Er würde sie sich konstruiert haben, wenn er die Noten nicht gewußt hätte. Erfand er doch ein Notensystem, bevor er noch eine Ahnung davon hatte, daß es ein solches längst gebe!

In seinem sechsten Jahre wurde Johannes in die Schule geschickt, zuerst zu einem Herrn Heinrich Friedrich Voß, dessen Anstalt am Dammtorwalle in der Nähe der Brahmsschen Wohnung lag, da die 1835 um einen zweiten Sohn (Fritz Friederich, geb. 26. März) vermehrte Familie wieder bei Detmerings in der Ulrikusstraße ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Das Hamburger Unterrichtswesen lag noch sehr im argen. Städtische Schulen gab es vor 1870 überhaupt nicht, wohl aber Privat-Volks- und mittlere Bürgerschulen im Jahre 1838 über hundertfünfzig. Wer nicht in der Lage war, seine Kinder in eine der drei Abteilungen der teueren, auf den Gelehrtenberuf vorbereitenden Johannisschule zu schicken, hatte mit der Wahl zwischen den in marktschreierischen Anpreisungen einander überbietenden Privatschulen die Qual der Ungewißheit, ob er nicht sein Liebstes der Willkür irgend eines Schwindlers überantwortet habe. Das Schulhalten war in Hamburg oft die letzte Zuflucht für eine zweifelhafte oder verkrachte Existenz. Zwar hatten die Pastoren die Konzessionen zu verleihen und sollten auch die Oberaufsicht über das gesammte Schulwesen führen, aber, da ihnen keinerlei Gesetz und Regulativ die Richtschnur für ihre Entscheidung gab und diese selbst unkontrolierbar blieb, so konnte es vorkommen, daß Personen, die weder Kenntnisse noch Beruf zum Lehren besaßen, eine Schule gründeten, oder daß abschlägig Beschiedene dennoch ihre Tafeln aushingen, weil sie wußten, daß sie sich nötigenfalls durch Mittelspersonen noch immer konnten legalisieren lassen. Den Unterricht besorgten gelernte Eleven, die bei dem Schulhalter in die Lehre traten und von diesem ganz zunftgemäß traktiert, d. h. zu allen möglichen Boten- und Handlangerdiensten mißbraucht wurden. Der junge Lehrer lebte vom Buch in den Mund, gab heute weiter, was er gestern gelernt hatte, und war manchmal nicht älter als der Schüler.

Wenn der mit Brahms befreundete Theodor Avé Lallemant (in einem Brief an Hofkapellmeister Hermann Levi vom 11. Oktober 1873) aussagt, Johannes habe bis zu seinem elften Lebensjahr eine „gute Bürgerschule" und nachher, bis 1848, „eine bessere, die damals wohl beste Bürgerschule des Herrn Hoffmann" besucht, so beruht diese Mitteilung nur insofern auf Richtigkeit, als Johannes den Übergang von der einen Schulbank zur anderen allerdings als eine Wohltat empfand. Wahrscheinlich verwechselte Levis Gewährsmann den Joh. Friedrich mit dem berühmten Pädagogen Theod. Hoffmann, der allerdings die renommierteste Knabenschule bei den Kohlhöfen unterhielt und einer der Vorkämpfer der Hamburger Schulreform war, während Joh. Friedrich

in der A B C-Straße — nomen et omen! — einer gewöhnlichen Elementar- und Realschulanstalt vorstand. Weder seine noch die Voßische Mittelschule wird von Rüdiger[1]) unter den besseren Privatschulen jener Zeit genannt. In welchem Geiste Voß seine Anstalt leitete, verrät sein Benehmen gerade dem achtjährigen Johannes gegenüber. Der Vater hatte mit dem Lehrer Rücksprache genommen und ihn gebeten, er möge nicht allzu streng mit dem zarten Kinde verfahren, das außer den Schularbeiten noch seine Musikstudien zu absolvieren habe. Der grausame Schultyrann oder einer seiner Helfershelfer aber erfüllte nicht nur die Bitte des Vaters nicht, sondern weidete sich noch an der Angst und Verlegenheit des schüchternen Knaben, den er als „das unbrauchbare Musikinstrument, aus dem nichts herauszubringen sei," dem Gespött der Mitschüler preisgab. Mehr als einmal kam der fleißige und achtsame Johannes, dem all sein eifriges Bemühen so übel gelohnt wurde, weinend nach Hause. Jener „wüschteste Tag seines Lebens", an dem er, wie er später einmal erwähnt, die Schule schwänzte und dafür Haue kriegte, fällt wohl in jene Zeit und mag den Wechsel der Unterrichtsanstalt veranlaßt haben. Die Kinder lernten in jenen Instituten, wo gewöhnlich alle Klassen in einem Zimmer gleichzeitig abgehalten wurden, wenig und das Wenige sehr langsam. Wenn sie nur ordentlich lesen, schreiben und rechnen konnten, zur Not in der Geographie und Geschichte ihres Landes Bescheid wußten, den Lutherschen Katechismus und die gebräuchlichsten Kirchenlieder inne hatten, so schienen sie hinlänglich für das praktische Leben ausgerüstet. Nicht übel war es, daß der Religionsunterricht möglichst konfessionslos gegeben wurde, so daß auch die Juden gern daran teilnahmen und die Choräle mitsangen. Der Grund zu seiner humanen Toleranz ist bei Brahms in der Schule gelegt worden. Ebenda mag ihm aber auch seine unüberwindliche Abneigung gegen alles Ausländische, namentlich gegen das Französische beigebracht worden sein, wenn er sie nicht an der Brust der Mutter einsog, welche die Greuel der französischen Okkupation schaudernd mit erlebt hatte. Das Andenken an die grausamsten Bußen, die schmachvollsten Demütigungen, mit welchen die fremden Gewalthaber das stolze Hamburg gestraft hatten, lebte in Wort und Bild lange fort und grub sich tief in die Seele des Knaben ein[2]).

Acht Jahre beschäftigte sich Johannes mit Schulgegenständen, zuletzt privatim, und beschloß seine wissenschaftliche Lehrzeit mit dem Konfirmationsunterricht. Zuvor aber war ihm ein furchtbares Erlebnis beschieden, das einen noch stärkeren Eindruck in ihm zurück ließ, als was Eltern und Lehrer von den französischen Schreckenszeiten erzählten: der Hamburger Brand von 1842. Zwar freute es ihn im Augenblick, daß er an seinem Geburtstage gerade keine Schule hatte und er sich ungestört mit seinen Geschenken, meistens Büchern, unterhalten konnte. Als aber die Polizei kam, und es hieß: Schnell einpacken und ausziehen! das Haus werde nebst der ganzen Reihe am Dammtorwall

---

[1]) „Geschichte des Hamburger Schulwesens". Von Dr. Otto Rüdiger. Hamburg 1896.

[2]) In Ottensen steht ein Denkmal zum Andenken an die 1138 in der Weihnachtsnacht von 1813 von Davoust ausgetriebenen und dort zu Grunde gegangenen Hamburger Bürger.

eingeschossen werden, stieg so etwas wie Groll gegen eine höhere Macht im Herzen des Knaben empor. Nun änderte wohl der Wind seine Richtung, das Haus blieb stehen, und das Feuer, das schon seit zwei Tagen gewütet hatte, erlosch am 8. Mai auf dem Alsterdamm. Merkwürdigerweise jedoch widerstrebte es dem trotzigen Gerechtigkeitsgefühl des Knaben, ein Dankgebet dafür gen Himmel zu schicken oder den allgemeinen Buß- und Bettag mit zu feiern, den der Senat anordnete. Es wollte seinem geraden Sinn nicht eingehen, daß zelotische Pfaffen, die, gewohnt, aus jeder Katastrophe Kapital für ihre Sache zu schlagen, sich erdreisteten, das große Unglück der Vaterstadt in eine von Oben her für die Sünden der Einwohner über ein neues Sodom und Gomorrha verhängte Strafe umzulügen, und er wunderte sich, daß der Allmächtige und Allgütige nicht einmal die eigenen, seinem Dienste geweihten ehrwürdigen Häuser verschont, sondern im blinden Feuereifer auch die schönen Kirchen St. Nikolai und St. Petri mit ihren stolzen, in die Wolken ragenden Türmen vernichtet haben sollte, deren Glockenspiele zu allen Stunden das Lob des Höchsten sangen. In seinen Zweifeln suchte er Trost und Belehrung in der Bibel. Fand er dort auch nicht, was er suchte, und stieß er in der Heiligen Schrift auch nur auf neue Rätsel, Widersprüche und Wirrnisse, so gewann er das herrliche Buch der Bücher doch so lieb, daß er sich nicht mehr von ihm trennen mochte, es Tag und Nacht mit herumschleppte und selbst bei Tische neben sich liegen hatte. So ging er, fünfzehn Jahre alt, wohlvorbereitet und ausgerüstet, wenn auch nicht mit dem von seinem Seelsorger gewünschten unbedingten Vertrauen, zu Pfarrer Geffcken in die Christenlehre und kam insofern bei ihm an den rechten Mann, als der Katechet ein Priester von liberaler Gesinnung und reicher, historischer und hymnologischer Bildung war. Johannes Geffcken dozierte als Kandidat an verschiedenen Lehranstalten, machte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sizilien, erlangte den Doktorgrad von der Universität Halle honoris causa, war Mitarbeiter an dem 1843 eingeführten neuen hamburgischen Gesangbuch und seit ebendemselben Jahre dritter Diakonus an der St. Michaeliskirche, in der Johannes Brahms getauft worden war. Dauernden Einfluß auf den Konfirmanden gewann weniger der dogmatische Teil der christlichen Heilslehre als deren künstlerische Seite. Die begründete Vorliebe, die Geffcken für die Originaltexte der durch weichliche und nüchterne Modernisierung vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellten guten alten, protestantischen Kirchenlieder betätigte, übertrug sich schnell auf seinen gelehrigen Schüler, dem es kein geringes Vergnügen gewährte, den schönen Choralmelodieen die passenden Textworte untergelegt zu sehen.

Der wissenschaftliche, von den Hamburger Klippschulen eher unterdrückte als geförderte Trieb des Knaben wurde vollends zurückgehalten von seinen musikalischen Studien. Wir haben uns den musikalischen Entwicklungs- und Bildungsgang dieses Genius keineswegs als einen planmäßig angelegten, von einer höheren Einsicht geleiteten zu denken. Johann Jakob Brahms war kein Leopold Mozart; er wollte in seinem Sohne sich vor allem einen Gefährten und Nachfolger erziehen, der ihm Geld verdienen und die Nahrungssorgen er-

leichtern half. Darum beschäftigte er ihn auch sehr früh in den Kapellen, in welchen er selbst spielte, meist am zweiten Geigenpulte oder ausnahmsweise wohl auch ein und das andere Mal als Violoncellisten. Als Johannes dann, und zwar in unglaublich kurzer Zeit, ein firmer und fixer Klavierspieler wurde, fand weder er noch der Vater ein Arg darin, daß er seine Kunst ausmünzte, wo nur immer etwas Erkleckliches zu holen war. Das Bild, den unverdorbenen blondhaarigen, blauäugigen Jungen und Jüngling der denkbar schlechtesten Gesellschaft aufspielen zu sehen, hat etwas tief Ergreifendes. Er saß vor seinem Pianino, das er zeitlebens als Übungsinstrument dem Flügel vorzog, streifte seine Umgebung kaum mit einem gleichgiltigen Blick und verlor sich, während die wohlgeübten Finger mechanisch ihre Bewegungen machten, in die blühenden Träume der romantischen Poesie, die er zufällig vor der klassischen kennen lernte. Auf dem Notenpult vor ihm lag anstatt der Tänze und Märsche, die er längst im Schlafe spielen konnte, ein Band Tieck, Eichendorff, Arnim oder Brentano. Was an Taschengeld, das er sich von 1847 an auch durch Lektionen verdiente, für ihn abfiel, wanderte in die Bernhardtsche Leihbibliothek, die außer dem gewöhnlichen Lesefutter auch Gedichte und Schauspiele auf Lager hielt. Sonst floß sein Verdienst in die Kasse der Eltern. Brahms besaß neben seinem Genie das seltene Talent, seinen Tag bis auf die letzte Minute auszunützen, und hatte infolgedessen immer Zeit übrig. Was ihm der Zufall in die Hand spielte, nahm er dankbar hin, und war gewöhnlich bald darüber im klaren, ob es ihm taugte oder nicht. Wie das Glück dem Starken hilft, so beschenkt der Zufall den Fleißigen. Brahms hatte Ursache, diesem Laufburschen des Schicksals dankbar zu sein. Denn er führte ihm den Lehrer zu, der wie kaum ein anderer geeignet und würdig war, die musikalische Ausbildung des jungen Genies zu übernehmen.

Otto Friedrich Willibald Cossel gehörte zu jenen Tantalusenkeln und Stiefkindern des Glückes, vor denen die launische Göttin ihre reichsten Gaben in schimmernder Helle ausbreitet, um sie, sobald sie zögernd danach langen, in Finsternis wieder entschwinden zu lassen. Der rasche und entschiedene Griff der echten Glückskinder ist ihnen versagt, und während diese nicht wissen und kaum darauf achten, was sie gewinnen, beklagen jene um so schmerzlicher den sicheren Verlust, je höher sie dessen Wert zu schätzen verstehen. Cossel war zum Musiker, zum Virtuosen geboren. Doch nur hinter dem Rücken einer egoistischen, musikfeindlichen Mutter durfte er in der Jugend seiner Leidenschaft frönen. Er hatte anfangs Violinspieler werden wollen, weil er das Instrument besonders liebte und die besten Finger dazu besaß, zudem die Geige leicht vor den Augen seiner Aufpasserin verbergen konnte. Ein Brustübel zwang ihn, die Violine wegzulegen. Nun ließ er heimlich ein Klavier auf den Boden des elterlichen Hauses schaffen und fühlte sich dort nur sicher, wenn er die Mutter, welche für Schauspiel und Schauspieler schwärmte, zum Theater begleitet hatte. Erst mit zwanzig Jahren wurde er Schüler von Eduard Marxsen, der lange Zeit in allen die Theorie der Musik betreffenden Dingen eine allgemein anerkannte erste Autorität Hamburgs war. Geradezu ein Wunder soll die Schnelligkeit gewesen sein, mit der Cossel sich eine Technik

aneignete, die jedem Virtuosen zur Zierde gereicht hätte. Aber der Konzertsaal verschloß sich dem in sich Zurückgedrängten, Scheuen und Überbescheidenen, und er tauschte für den duftigen Lorbeerkranz des Künstlers die Dornenkrone des Lehrers ein. Wohl schwang er sich als solcher zu einer hochgeachteten Stellung auf; da er sich aber nicht auf das Geschäft und seinen Vorteil verstand, so mußte er sich mit der Anerkennung der besseren Fachgenossen begnügen und den materiellen Gewinn andern überlassen. Er säete, ohne zu ernten. Sein Acker trug anstatt der goldenen Ähren Disteln und Nesseln; streute der böse Feind nicht Unkraut unter den Weizen, so tat er es selbst. Bezeichnend für ihn ist, daß er grundsätzlich nicht mehr als einen Taler für die Stunde nahm, auch von den Reichsten nicht, die ihm gern das Dreifache gegeben hätten. Ihm war der eine Taler schon zu viel, und das Bewußtsein, mehr für seine Leistungen bezahlt zu bekommen, als diese, seiner Meinung nach, wert waren, quälte ihn. Von Mittellosen nahm er gar nichts und hatte infolge dessen eine Klientel wie ein Armenarzt.

Solche Grundsätze charakterisieren den reinen Idealisten, der kein Menschenkenner ist. Seine Warmherzigkeit trug ihm allerdings den höchsten Lohn ein, den er sich wünschen mochte: er bekam den siebenjährigen Johannes Brahms in die Lehre. Aber auch von diesem schnell erkannten, ängstlich gehegten und liebevoll gepflegten Schatz mußte sich der unglückliche, edle Mensch losreißen. Vater Brahms sagte, als er ihm den Sohn übergab: „Min Jehann soll mich so viel lehren als Sie, Herr Cossel, dann weiß hei genug. Hei will ja so gern Klavierspieler werden.“ Cossel, der sich bald von den ungewöhnlichen Anlagen des Kleinen überzeugte, zog ihn fast ganz zu sich ins Haus, nur daß Johannes daheim die Abendmahlzeiten einnahm und schlief, und es entspann sich ein Verhältnis zwischen beiden wie zwischen Lehrherrn und Lehrling. In den ersten Jahren des Unterrichts wohnte Cossel ziemlich weit von der Ulrikusstraße entfernt, auf dem Steindamm in der Vorstadt St. Georg. Das von dem menschenfreundlichen Klaviermeister getroffene Abkommen empfahl sich also besonders der Zeitersparnis wegen, da Johannes nicht bloß die Schule besuchen, sondern auch auswärts üben mußte. Der Lehrer gewann seinen Schüler täglich lieber und freute sich, wenn er das Stakkato seiner dicken Holzpantinen die Treppe herauf klappern hörte. Ging Johannes als Kind auch barfuß, so sorgten doch Mutter und Schwester dafür, daß er, was die Ordentlichkeit und Sauberkeit seines Leibes und seiner Wäsche betraf, dem Elternhause keine Schande machte. Er soll von seinem achten Jahre an ein blitzblankes, flinkes Kerlchen gewesen sein, das sich körperlich und geistig aus den schwachen Anfängen der ersten Kindheit immer tüchtiger herausmachte. Die Jugend hatte sich endlich bei der in langem Dunkel schmachtenden Hinterstubenpflanze gemeldet, und unter den vollen Strahlen ihrer belebenden Sonne hob sich das welke Köpfchen frisch empor. Der Gefahr, vor den Jahren zu altern, war der arme Bube glücklich entronnen. Brahms hat im Jünglingsalter seine verlorene Knabenzeit nachgeholt und auch in den Mannesjahren noch immer einen unverbrauchten Vorrat von fröhlichem Kindersinn übrig gehabt. Das Stillsitzen und die Übungen mit fünf Fingern zu acht

Takten mögen dem ermunterten Jungen manchmal zuwider gewesen sein. Aber seine Lernbegierde siegte über seine Ungeduld, und der Lehrer suchte ihm den Unterricht so unterhaltend wie möglich zu machen.

Cossel zeichnete sich dadurch vor vielen seinesgleichen aus, daß er zwischen Methode und Schablone sehr wohl zu unterscheiden verstand und jeden Schüler, bis ins Detail der Technik hinein, nach seiner besonderen Anlage behandelte. Sein erstes Augenmerk war auf eine natürliche und ungezwungene Haltung gerichtet. Wie der Schüler vor dem Instrument saß, wie weit von ihm entfernt, wie hoch mit dem Oberkörper über der Klaviatur, wie er die Füße hielt, die Arme streckte und endlich die Hände gebrauchte, das wurde genau abgemessen und festgestellt, ehe es noch zur Berührung einer Taste kam. Was Cossel zu erreichen sich bemühte und bei halbwegs brauchbaren und anstelligen Schülern auch immer erreichte, war die Überwindung körperlicher Hemmnisse, die einer freien Entfaltung höherer technischer Geschicklichkeiten im Wege stehen. Der Pianist sollte, wie er zu sagen pflegte, „mit den Fingern ausdrücken können, was man mit dem Herzen empfindet". Er sollte nur das gewöhnliche, ihm vollkommen Entsprechende zu tun scheinen, wenn er das Außerordentliche tat, durch nichts die Anstrengung verraten, die ihn seine Aufgabe etwa kostete, ja, es überhaupt dahin bringen, daß sie ihn nicht mehr anstrengte. Cossel war so wenig wie sein Meister Marxsen ein Freund jener marktschreierischen Charlatanerie der Virtuosen, die dem Publikum ihre innere Bewegung durch anderes verraten als durch den Ausdruck ihres Spiels, womit sie meist nur ihre Teilnahme- und Verständnislosigkeit zu bemänteln trachten. Leicht bewegliche Hand- und lockere Fingergelenke, von denen allein ein weicher und voller, fein abgetönter Anschlag abhängt, galten ihm mehr als die zu betäubenden Kraftäußerungen herausfordernde derbe Faust. Studienmaterial und Lehrgang entsprachen den Grundsätzen des einsichtsvollen Mannes. Die Anfangsgründe schrieb Cossel seinen Schülern selbst vor; zu weiteren Übungen wurden Czerny, Kalkbrenner, Clementi, Cramer und Hummel benutzt; den Abschluß machten die Klassiker in ihren leichteren Sonaten und Bach. Seine Lektionen begann er regelmäßig mit Fingerübungen und Etuden — Skalen wurden erst nach ziemlich weiten Fortschritten vorgenommen —, am Ende der Stunde gab es zur Ermunterung ein kleines Stück. Bald nachdem Johannes zu Cossel „in die Lehre" gekommen war, wurde sein Vater Mitglied des oben erwähnten Sextetts, und seine traurigen Verhältnisse besserten sich mit der Zeit ein wenig. Die Eltern fingen an, ihren geliebten Jungen zu entbehren; der gute Cossel fand sich bereit, bei einem neuerlichen Wohnungswechsel der Familie Brahms, deren altes Quartier in der Ulrikusstraße zu übernehmen, so daß Johannes zu den Seinigen, die jetzt in nächster Nähe am Dammtorwall wohnten, zurückkehren konnte.

Aus dieser Zeit datiert das erste schriftliche Denkmal, das wir von Johannes Brahms besitzen. Es ist ein auf einen Quartbogen geschriebener Neujahrsbrief an seinen „geliebten Lehrer" und lautet: „Abermal ist ein Jahr dahin, und ich erinnere mich daran, daß Sie mich auch in dem verflossenen Jahre soweit in der Musik gebracht haben. Wie vielen Dank bin ich Ihnen

dafür schuldig! Zwar muß ich auch daran denken, daß ich wohl zuweilen Ihren Wünschen nicht folgte, indem ich nicht so übte, wie ich sollte. Ich verspreche Ihnen aber, in diesem Jahre durch Fleiß und Aufmerksamkeit Ihren Wünschen nachzukommen. Indem ich Ihnen auch recht viel Glück zum neuen Jahre wünsche, verbleibe ich Ihr gehorsamer Schüler J. Brahms. Hamburg, d. 1. Jan. 42." Der Brief zeigt eine ungeübte, aber kräftige Knabenhand in der spitzen Hamburger Schulschrift, wie sie seit dem Beginn des Jahrhunderts eingeführt worden war, und verrät in keinem Zuge den ausgebildeten Charakter der eigentümlichen Brahmsschen Schrift, die ihren Mann bis zum letzten Interpunktionszeichen charakterisiert. In der Gesinnung gegen seinen geliebten Lehrer (Cossel starb 1866) ist sich Brahms sein Leben lang treu geblieben. Er empfahl später schriftlich einer angesehenen Dame Herrn Cossel als „ganz vorzüglichen" Lehrer, mit dem Bemerken, daß er den Eltern Glück wünsche, die einen ebenso guten wie gewissenhaften Lehrer für ihre Kinder bekämen, und kurz vor seinem Tode noch wiederholte er (in einem an Frau Dr. Marie Janssen, Cossels älteste Tochter, gerichteten Briefe), daß das Andenken an den „teuren Unvergeßlichen" ihm eins der „wertesten und heiligsten" seines Lebens sei.

Es konnte nicht fehlen, daß das frühreife, fertige Klavierspiel des Knaben überall Aufsehen erregte, wo der Vater ihn bei Verwandten und Kollegen hören ließ, und der im Bekanntenkreise der Familie geflissentlich genährte Wunsch, Johannes möge sich öffentlich produzieren, wurde schließlich so ungestüm, daß ihm Cossel wider seinen Willen nachgeben mußte. Da das materielle Interesse hierbei nicht zuletzt in Frage kam, wurde (1843) mit Ausschluß des großen Publikums eine Art von Subskriptionskonzert veranstaltet, bei welchem Johannes eine Etude von Herz als Bravourstück und im Ensemble mit dem Vater und dessen Kollegen zwei Kammermusikwerke, darunter das Bläserquintett von Beethoven op. 16, zum allgemeinen Entzücken vortrug. Das Ereignis hätte für die Zukunft des zehnjährigen Brahms die übelsten Folgen gehabt, wären diese nicht von Cossel mit Selbstaufopferung verhütet worden. Ein geschäftslüsterner Unternehmer, der dem Konzert beiwohnte, überraschte Tags darauf die Eltern des glücklichen Debutanten mit dem Antrage, sie sollten ihm den Jungen abtreten für eine Tournee in Amerika. Er stellte ihnen goldene Berge in Aussicht und versprach ihnen, da sie Bedenken trugen, ihren Johannes so weit und so lange übers Meer in die Ferne zu schicken, die ganze Familie nachkommen zu lassen. Darüber gerieten die guten Leute natürlicherweise ganz außer sich; es war ihnen zu Mute, als ob sie in der Lotterie das große Loos gewonnen hätten, und alle vernünftigen Gegenvorstellungen, Ermahnungen und Warnungen Cossels fruchteten nichts. Mutter Brahms kam zu Frau Cossel und sagte: „Sehen Sie mal, Madame Cossel, wenn wir nu dahin gehen nach Amerika, und Johannes spielt nu da, dann wohnen wir im Hotelle, und ich brauche nich mehr zu kehren" (fegen). Cossel bestand auf seiner Weigerung. Der Gedanke, sein köstliches Juwel in den Staub getreten, die reine Seele des ihm anvertrauten Kindes dem Verderben preisgegeben, das künstlerische Ingenium, auf welches die Welt ein begründetes

Anrecht hatte, in der Knospe vernichtet zu sehen, wurde zum drohenden Gespenst, das ihn Tag und Nacht verfolgte. Zu seinem Schmerz mußte der Redliche erfahren, daß er von anderen um den Schüler beneidet wurde, daß die Neider allerlei Vorwürfe und Anschuldigungen gegen ihn erhoben, und daß die leichtgläubigen Eltern den feindlichen Einflüsterungen um so bereitwilliger Gehör schenkten, als sie die gerechten Bedenken des Lehrers für die Schrullen eines verknöcherten Pedanten hielten, der ihren Johannes anstatt zum glänzenden Virtuosen zu einem bescheidenen Musiker heranbildete, wie er selber einer war. In seiner Bedrängnis faßte Cossel den schweren, ihm tief ins Herz schneidenden Entschluß, auf seinen Schüler zu verzichten. Um jeden Preis wollte er ihn retten, und wäre es um den seines eigenen pädagogischen Rufes! Er tat so, als wäre er davon überzeugt, daß Johannes von ihm nichts mehr lernen könne, und brachte die Eltern mit vieler Mühe zuletzt dahin, daß sie sich dem Schiedsspruche einer höheren musikalischen Instanz unterwarfen. Ganz in der Stille räumte er alle Hindernisse beiseite, die der Ausführung seines Planes entgegenstanden. Er bestürmte Marxsen, Johannes zum Schüler anzunehmen, und spielte auch ihm gegenüber die Rolle des unzureichenden Lehrers. „Cossel, warum wollen Sie den Jungen nicht behalten?" fragte ihn der verdutzte Marxsen. „Ich kann ihn nicht weiter bringen," war die doppelsinnige Antwort des geängstigten, treuen Mannes. „Sie sind verrückt, Cossel!" Damit wurde Cossel abgewiesen. Aber er ließ nicht nach. Tag für Tag stand er vor Marxsens Hause, paßte seinen Ausgang ab und lag ihm in den Ohren, bis Marxsen endlich mürbe wurde und mit einem „Denn man tau!" seine Zustimmung erteilte, ehe noch die von dem Amerikaner bewilligte Bedenkzeit abgelaufen war.

So wurde Johannes Brahms der Schüler des berühmten Marxsen, erhielt aber im stillen daneben auch noch weiter bei Cossel Unterricht und durfte dessen Klavier nach wie vor zum Üben benutzen. Ob Brahms jemals etwas von dem Opfer Cossels erfahren hat? Bei der Verschlossenheit und Schamhaftigkeit seines ersten Lehrers, die viel Ähnliches mit der dem Schüler eigenen Zurückhaltung hatte, sicherlich nicht. Geahnt mag er es haben, wenn er an die verhängnisvolle Wendung seines Lebens dachte und dabei dem Bilde Cossels in die tiefliegenden dunkeln Augen, auf die fest zusammengepreßten Lippen sah, die so viel zu verschweigen hatten, — vielleicht zu spät, um den Gramgebeugten mit einer ähnlichen Auszeichnung aufzurichten, wie er sie dem alten Marxsen mit der Zueignung seines B-dur-Konzertes und mit dem Druck eines umfangreichen Marxsenschen Variationenwerkes erwies, das Brahms zur Feier seines achtzigsten Geburtstages (1886) bei Simrock in Berlin erscheinen ließ.

Eduard Marxsen, in demselben Jahre wie Johann Jakob Brahms als Sohn eines Organisten zu Nienstädten bei Altona geboren (1806 am 23. Juli), hat in seiner Jugend ähnliche Proben leidenschaftlicher Musikliebe abgelegt wie dieser und fast die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden gehabt wie sein Schüler Cossel. Auch er war für einen anderen Beruf bestimmt — er sollte Theologie studieren — und durfte erst im neunzehnten Lebensjahre seiner

Lieblingsneigung folgen, und auch er betrachtete den zwei Meilen weiten Weg, der ihn von Nienstädten nach Hamburg zu dem Komponisten und Musiklehrer Johann Heinrich Clasing und wieder nach Hause führte, als einen den Musen geweihten Spaziergang. Er soll, da er seinen kränklichen Vater an der Orgel vertreten mußte, in drei Jahren nicht mehr als siebzig Unterrichtsstunden genossen haben. An diese Beispiele dachte wohl Brahms, als er sich zu J. V. Widmann gegen eine Stiftung zu Gunsten armer junger Musikstudierender aussprach, indem er sagte, mit Stipendien und ähnlichen Unterstützungen ziehe man meistens eine gewisse schwächliche Mittelmäßigkeit groß, wogegen das wahre Talent sich allem Widerstand zum Trotze durchsetze. Nach des Vaters Tode ging Marxsen 1830 nach Wien, studierte bei Seyfried Theorie, absolvierte mehrere Kurse in Bocklets Pianoforteschule, kam nach anderthalb Jahren nach Hamburg zurück und ließ sich hier als Musiklehrer nieder. Zur Erhöhung seines Ansehens, das ihm sein vorzügliches Klavierspiel verschaffte, trugen seine Kompositionen das ihrige bei. Marxsen hat über hundert Werke komponiert und von diesen siebzig veröffentlicht, größtenteils in den Hamburger Musikalienhandlungen von Joh. Aug. Böhme, Meeder und Müller und Aug. Cranz. Es gibt kaum ein Gebiet der Musik, auf welchem er sich nicht versucht hätte. Auch eine Operette, mehr Singspiel als komische Oper, „Das Forsthaus", hat er geschrieben. War es doch eine in Hamburg gehörte Oper gewesen, die über seinen Beruf entschieden hatte! Außerdem komponierte er Symphonien, Ouverturen, Männerchöre, eine große Menge von Klavierstücken mit und ohne Begleitung, für den großen Konzertsaal wie für die Kammer, und unzählige Lieder. Seine Chöre, meist patriotischen Inhalts, waren in norddeutschen Männergesangvereinen beliebt — er selbst hat in Altona eine Liedertafel gegründet — seine Klavierstücke wurden nicht bloß von seinen Schülern gespielt, seine Lieder gern in allen Zirkeln gesungen, und seine Ouverturen und Symphonien kamen in größeren Orchesterkonzerten zur Aufführung. Ein Komponistenkonzert vom 5. Februar 1845 brachte die fünfte (neueste) Symphonie von Marxsen zu Gehör. Das Konzert ist deshalb besonders bemerkenswert, weil es einige der ersten damaligen Hamburger musikalischen Größen miteinander vereinigte. Außer Marxsen, der als Hauptmatador die Reihe abschließt, waren dies: F. W. Grund, Direktor der Singakademie, Mitbegründer und langjähriger Dirigent der philharmonischen Konzerte, C. Krebs, Kapellmeister des Stadttheaters, J. F. Schwencke, Organist zu St. Nikolai, A. Herzog, Mitglied des hanseatischen Musikkorps, G. A. Groß, Direktor des Hamburger Volksgesangvereins, und Jakob Schmitt, der talentvolle jüngere Bruder und Schüler Aloys Schmitts. Sie alle waren Lokalberühmtheiten, und über eine solche hat es auch Marxsen trotz seiner entschiedenen Begabung und seines großen Fleißes nicht hinausgebracht.

Nur mit einem Werke sollte er auch außerhalb Hamburgs Aufsehen machen, und gerade dieses eine trägt nicht dazu bei, die gute Meinung, die zu seinen Gunsten erregt wurde, zu kräftigen. Marxsen hat die große Violinsonate von Beethoven in A, die sogenannte Kreutzer-Sonate, in eine Orchestersymphonie umgewandelt. Er führte dieses Monstrum zuerst (1835) in Hamburg

auf, und Seyfried, der die Partitur aus dem Manuskript kannte, rühmte sie ohne Rückhalt als „eine wahrhaft erfreuliche Zugabe zu den Orchesterwerken des unsterblichen Meisters". Auch Robert Schumann stimmte in dieses Lob ein, als die neue Pseudo-Beethovensche Symphonie zwei Jahre darauf im Leipziger Gewandhause erschien. Kluge Rücksicht auf seine Stellung und kameradschaftliche Gesinnung mochten ihm gebieten, sich dem Urteil seines Mitarbeiters und Vorredners in der „Neuen Zeitschrift für Musik" anzuschließen. Ihm schien nur der allerdings noch abenteuerlichere Einfall Marxsens, das im Original fehlende Scherzo durch das aus der Sonate für Hammerklavier, op. 106, zu ersetzen, „in so hohem Grade unglücklich, ja auch die Instrumentation dieses Satzes im Vergleich zu den anderen so ungeschickt und wie von einer anderen Hand herrührend, daß ein ordentlicher Beethovener darüber eher wüten als in die Heiterkeit des Leipziger Publikums einstimmen müßte"[1]). Gerade die Kreutzer-Sonate mit ihren absichtlichen Anklängen an die „Études ou Caprices" des berühmten französischen Violinspielers, ihren den Virtuosen herausfordernden Passagen und Trillern, ist wie keine andere für den ausschließlichen Konzertgebrauch des Solisten bestimmt, und es war ein arger Mißgriff und eine noch ärgere Geschmacklosigkeit, ihr mit einem anderen Wirkungskreise einen anderen Charakter geben zu wollen.

Damals dachte man über dergleichen freilich weniger rigoros als heute. Dem Geist der herrschenden Mode zu huldigen, empfahl den Künstler eher, als es ihn übel beleumundete. Für Alexander Dreyschock, von dem Heinrich Heine witzig bemerkte, wenn man ihn höre, meine man nicht den Pianisten Dreyschock, sondern drei Schock Pianisten zu hören, schrieb Marxsen huldigend Impromptus für die linke Hand (op. 33). Dreyschock besaß „eine der stärksten linken Fäuste" und tat sich etwas auf diesen bedenklichen Vorzug zu gute. Es war modern, mit der linken Hand zu spielen. Seine vielen „Phantasien" für Pianoforte durfte Marxsen unbedenklich „Fantasie alla moda" nennen. Genau im Stil jener längst verklungenen Virtuosenepoche abgefaßt, der Liszt mit seinen geistreichen und blendenden, improvisatorisch gehaltenen Vorträgen ein Ziel setzte, beginnen sie mit einer langsamen Introduktion, die zu einem möglichst banalen Thema überleitet, variieren dieses Thema mehrere Male, wobei der Vortragende die Geläufigkeit seiner Finger zeigen kann — dem schmachtenden „Gefühl" schmeichelt eine sanft klagende Moll-Variation, das übliche „Minore" — und schließen im Tanzrhythmus mit einem Rondofinale ab. Der Kuriosität halber sei die Phantasie alla moda über den Kaffee besonders hervorgehoben. Marxsen schrieb sie in demselben Jahre (1831), in welchem der junge Schumann seine Abegg-Variationen als op. 1 herausgab. Das aus den Noten C A F F E E gebildete Thema tritt schon in der Introduktion auf und regiert auch das Finale. Wertvoller als diese, dem Geschmack der Zeit leichten Tribut entrichtenden Kompositionen sind seine in neun Sammlungen erschienenen Lieder, sowie jene wenigen Stücke, in denen er den gediegenen

[1]) Siehe Robert Schumanns „Gesammelte Schriften" in der Ausgabe von F. Gustav Jansen, Bd. II, S. 17.

Theoretiker hervorkehrt. Marxsens Lyrik schlägt alle Töne des Gefühls an, ohne einen tieferen Nachhall der Empfindung zu erwecken. Bei einer mittleren Temperatur fühlte seine Muse sich offenbar am wohlsten; sie hat keine kranken Kinder in die Welt gesetzt, aber auch keinen Heros. In den Liedern überrascht mancher feine Zug, manche glückliche harmonische Wendung, manche gut vorbereitete Pointe, und eine wohltuende natürliche Einfachheit in der Melodiegebung nimmt für ihren Komponisten ein. Mit Herzblut aber ist keins getränkt. Auch sind die Gesänge so trocken begleitet, als hätte der Komponist das Arrangement von der Guitarre, für die es ursprünglich gesetzt scheint, auf das Klavier erst übertragen.

Von den Dichtern, die er komponierte, sind viele unbekannt, die bekannten aber gleichen in seiner Musik ihren eignen Großvätern. Eine epochemachende Erscheinung wie Franz Schubert ging fast spurlos an ihm vorüber. Zum Beweise dafür, wie wenige sich, auch in Wien, nach dem Tode des großen Lyrikers um Schubert bekümmerten, diene die Tatsache, daß Marxsen, der doch zu Anfang der dreißiger Jahre in Wien Musik studiert hatte, weder Schuberts tragischen Liedercyklus noch dessen „Schwanengesang" zu Gesicht bekam, so daß er mit ahnungsloser Seelenruhe ebenfalls Gedichte aus Wilhelm Müllers „Winterreise" und Heinrich Heines „Lieder der Heimkehr" in Musik setzen konnte. Sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden sich die „charakteristischen Variationen" über den Kochersberger Bauerntanz und das finnische Volkslied „Die Kantele Spielerin" von anderen Variationswerken des Hamburger Meisters. Hier tummelt der firme Schulreiter sein Rößlein in den schwierigen Gangarten des doppelten Kontrapunkts. Bleibt auch das Ganze ein Exercitium, ein Probe- und Musterstück des gelehrten Musikers, der das vorzüglichste Mittel seiner Kunst zum Zweck erhebt, so ist doch hier und hier allein der einflußreiche Lehrer eines Brahms zu erkennen.

Für einen solchen Schüler und die ungehinderte Entfaltung seiner Individualität war gewiß kein besserer Lehrer zu wünschen. Denn eben der Mangel an ursprünglicher Schöpferkraft, durch den der gründliche Kenner der Theorie zum Formalisten gestempelt wurde, machte ihn objektiv, und er behütete das junge bieg- und schmiegsame Ingenium davor, ein Nachahmer zu werden. Fast alle Talente der damals herrschenden Schumannschen Schule sind in dem Zauberkreise ihres Meisters festgebannt geblieben. Dadurch, daß sie die Feinheiten seines eigentümlichen Stiles zur Manier vergröberten oder auch ins Spitzfindige emportrieben, wähnten sie ihr Vorbild zu erreichen oder zu überbieten, und während sie im Taumeltanze ihrer berauschenden Einbildung umherwirbelten, kamen sie nicht vom Fleck. Was der Schüler dem Meister ablernen soll, sind außer den allgemeinen Handwerksgriffen die Vorbedingungen seines Schaffens, d. h. die Kenntnisse, die er sich erworben, der Fleiß, den er auf seine Arbeiten verwendet, die Ausdauer, mit denen er seinen Idealen nachstrebt, und vor allem der fromme Glaube an den endlichen Sieg der guten Sache, ohne den kein Künstler bestehen kann. Nicht das Werk, sondern der Mann sei das nachahmenswerte Beispiel! Um zu einer solchen Einsicht zu kommen, bedarf es einer Besonnenheit und Erfahrung, die von dem Jüngling schlechterdings nicht

zu erwarten ist. Marxsen war deshalb ein so vorzüglicher Lehrmeister, weil er nicht allein ausgebreitete Kenntnisse besaß, sondern, möglicherweise unwillkürlich, nach jener wertvolleren Erkenntnis handelte; er wußte oder schien zu wissen, was seinem Lehrbefohlenen nützen oder schaden konnte. Geflissentlich hielt er die Erzeugnisse moderner Musiker von ihm fern, die so verführerisch und verhängnisvoll auf die unreife Jugend wirkten. Bei Marxsen hat Brahms weder von Schumann noch von Chopin etwas gesehen noch gehört, geschweige denn von neueren, ein paar Liszt'sche Transskriptionen etwa abgerechnet. Seine musikalische Unschuld ist ihm bewahrt geblieben, bis er in sich selbst gefestigt und sicher genug war, um allen möglichen Anfechtungen siegreich widerstehen zu können. Den jungen Brahms zur Schule Schumanns zählen konnten nur diejenigen, die sich vom Schein betrügen ließen oder als voreilige Systematiker das neue Talent gleich in ein bestimmtes Fach stecken mußten. Gerade weil er innerlich mit den Schumannianern wenig oder nichts gemein hatte, wurde Brahms von dem Oberhaupte der Schule mit offenen Armen empfangen. Schumann war daran gewöhnt worden, entweder ihm durchaus unsympathischen Erscheinungen zu begegnen oder solchen, die ihn an seine eigenen Unvollkommenheiten und Schwächen erinnerten, indem sie sie kopierten. Hier aber war einer wie vom Himmel herabgefallen und gab ihm den Glauben an die Zukunft der deutschen Musik wieder.

Marxsen übernahm seinen Schüler nicht, um ihn zur Komposition anzuleiten, sondern um ihn zum Virtuosen auszubilden. Erst im Laufe des Unterrichts entdeckte er die schöpferischen Fähigkeiten des Knaben, die sich vorläufig nur in der Liebhaberei für selbstgeschriebene Noten und in anderen Kritzeleien ankündigten, halb tändelnden Schreibübungen, halb schwachen Bemühungen, etwas Eigenes hervorzubringen. Aus den Stimmen, die er sich vom Vater und dessen Kollegen dazu ausbat, setzte Johannes die ersten Partituren zusammen und erwarb sich mit der genaueren Kenntnis der Schlüssel die manuelle Fertigkeit, einen ordentlichen Satz zu schreiben. Das Handwerk ist und bleibt der goldene Boden der Kunst; die Hand lockt den Geist herbei, um ihm dann desto williger zu folgen. Diese kindisch und spielerisch geübte Beschäftigung des Knaben mag das Märchen in die Welt gesetzt haben, Brahms jun. habe für die Kapelle des Vaters Opern- und Tanzmusik arrangiert und sogar ein eigenes Sextett für die Abendunterhaltungen im Alsterpavillon verfaßt. Daß Cossel im Unmut einmal die Äußerung tat, es sei schade um Johannes: er könnte ein so guter Klavierspieler sein, aber er wolle das ewige „Komponieren" nicht lassen, ist möglich; aber der von Mißgünstigen in Umlauf gesetzte Ausspruch verliert seine Lächerlichkeit, wenn man an jene Kindereien denkt, derentwegen der Knabe manchmal das für ihn damals Wichtigste, sein Klavierspiel, vernachlässigte.

Über den Unterricht bei Marxsen liegen authentische Berichte des Lehrers vor. La Mara teilt einen von ihnen in ihrem, zuerst 1874 in Westermanns „Illustrierten Deutschen Monatsheften" veröffentlichten Essay über Johannes Brahms mit. „Das Studium im praktischen Spiel," schreibt Marxsen, „ging vortrefflich, und es trat immer mehr Talent zu Tage. Wie ich aber später

auch mit dem Kompositionsunterricht einen Anfang machte, zeigte sich eine seltene Schärfe des Denkens, die mich fesselte, und so unbedeutend auch die ersten Versuche im eigenen Schaffen ausfielen, so mußte ich darin doch einen Geist erkennen, der mir die Überzeugung gab, hier schlummere ein ungewöhnliches, großes, eigenartig-tiefes Talent. Ich ließ mir deshalb keine Mühe und Arbeit verdrießen, dasselbe zu wecken und zu bilden, um dereinst für die Kunst einen Priester heranzuziehen, der in neuer Weise das Hohe, Wahre, ewig Unvergängliche in der Kunst predige, und zwar durch die Tat selbst." Zur Ergänzung dieses Berichtes diene eine noch ausführlichere Auskunft desselben Gewährsmannes, die Marxsen ein Jahr vorher (am 9. Oktober 1873) an Hermann Levi in München gelangen ließ. „Johannes," heißt es hier, „empfing den ersten Klavierunterricht von meinem Schüler Cossel, der für die Bildung der Technik sehr befähigt war. Etwa im zehnten Jahre führte derselbe mir den Knaben zu mit der Bitte, mich seiner anzunehmen, wenn ich überhaupt das Talent der Beachtung wert halten sollte. Der bescheidene Junge gefiel mir sehr wohl, und versprach ich, vor der Hand wöchentlich ihm eine Stunde zu erteilen, mit der Bedingung, den Unterricht bei Cossel in gewohnter Weise fortzusetzen. Im Verlauf eines Jahres waren die Fortschritte aber so bedeutend, daß Cossel mir erklärte, er könne nicht mehr unterrichten, denn „der Junge kömmt mir ja schon vorbei." (Marxsen, der von Cossels Kniff nichts merken durfte, erzählt hier nicht ganz genau.) „Somit übernahm ich die gänzliche Ausbildung. Rastloser Eifer und Fleiß weckten immer mehr mein Interesse, und die ersichtlich großen Fortschritte bestärkten meine Ansicht, daß hier ein außergewöhnliches Talent zum Heil und Segen der Kunst zu bilden sei. Gar gern widmete ich ihm daher auch ohne alle pekuniäre Entschädigung alle erforderliche Zeit. Beim Beginn des Studiums der Theorie zeigte sich ein scharf und tief denkender Geist, und dennoch wurde späterhin das eigentliche Schaffen ihm schwer und erforderte recht viele Ermutigung von meiner Seite. Auch die Formlehre machte viel zu schaffen. Nichtsdestoweniger entwickelte sich das Talent nach meiner Ansicht immer schöner und bedeutender, wenngleich vor der Hand noch nichts abgeschlossenes Größere zu Tage gefördert ward. Bei der Nachricht von Mendelssohns Tode (1847) machte ich unter trauten Freunden schon die Äußerung nach innigster Überzeugung: „Ein Meister der Kunst ist heimgegangen, ein größerer erblüht in Brahms." — In der Folge ging's mit dem Komponieren aber auch rascher, und vieles Vortreffliche in Gesang- und Instrumentalmusik wurde geschaffen, das später im Stich erschienen ist. Im 19. Jahre ging Brahms, wie man zu sagen pflegte, in die Welt, ausgerüstet mit umfassenden, gediegenen Kenntnissen und befähigt, als Pianist den höchsten Anforderungen der Virtuosität zu genügen. Das Glück stand ihm dabei zur Seite, bedeutende Künstler förderten und ebneten seinen Lebensweg, und Schumann erachtete es für geboten, seine Stimme für ihn zu erheben (Neue Zeitschrift Nr. 18, 1853). Ich muß gestehen, daß letzteres für mich eine große Freude war. Wurden damit doch meine Ansichten über dieses Talent glänzend bestätigt, mir genugtuender Lohn für die Richtung, die ich zur Weckung und Ausbildung desselben glaubte ein-

halten zu müssen. Brahms' Eintritt in die große Welt erregte somit allgemeine Aufmerksamkeit, und überall tauchten zahlreiche Freunde und Neider auf. Wie herrlich hat er sich nunmehr den ersteren gegenüber gerechtfertigt, und wie jämmerlich stehen letztere da."

Dieser inhaltreiche Brief, der übersichtlichen Aufschluß über den Entwickelungsgang des Künstlers gibt, stellt Lehrer und Schüler zugleich das ehrenvollste Zeugnis aus. Was für Prachtmenschen, diese Marxsen und Cossel! Und wie bescheiden und zurückhaltend deutet der bewährte Meister der musikalischen Satzkunst auf die großen, unvergänglichen Verdienste hin, die er sich um die rechtzeitige Erkenntnis und die allein zweckmäßige Ausbildung eines der reichsten musikalischen Talente erworben hat! Seinem schlichten Sinn rief die in jedem Menschen von Gewissen lebende untrügliche innere Stimme zu, sich nicht zu überheben: er hat seine Schuldigkeit getan, nichts weiter; das seinem genialen Zögling günstige Glück und dieser selbst taten das Übrige. Doch darf man bei einer gerechten Abschätzung dessen, was Marxsen geleistet hat, nicht vergessen, daß gerade die erfolgreichsten seiner pädagogischen Einwirkungen negativer Natur waren. Brahms selbst schwankte in der Beurteilung seines Lehrers, und wie er gelegentlich Marxsen als Meister pries, konnte es ihm auch widerfahren, ihn allzutief herabzusetzen. So sagte er einmal zu Gustav Wendt, der zu den wenigen gehörte, denen er sein Inneres aufschloß, als das Gespräch auf Mendelssohn kam: „Einen großen Vorzug hatte Mendelssohn vor uns voraus: die vortreffliche Schule. Was hat es mich für unendliche Mühe gekostet, das als Mann nachzuholen! Denn der Kompositionslehrer, zu dem mich mein Vater brachte, hatte zwar den besten Willen, und ich vergesse es ihm nie, daß er den schweren Geldbeutel, den der Vater zusammengespart hatte, um mir Unterricht zu schaffen, zurückwies: das könne er nicht nehmen, aber ich könne viermal wöchentlich zu ihm kommen, und es werde ihm eine Freude sein, mich zu unterweisen. Ich bin auch getreulich hingegangen; gelernt aber habe ich gar nichts. Ebensowenig aus den dicken Büchern von Marx." Durch die schon erwähnten Huldigungen hat Brahms glücklicher- und gerechterweise seiner besseren Überzeugung vor der Öffentlichkeit Ausdruck gegeben. Noch als er auf dem Gipfel seiner Meisterschaft stand, hat Brahms das Urteil und den Rat des alten Lehrers, der ihm ein werter Freund geworden war, eingeholt, wie andererseits wieder das ehemalige Verhältnis sich umkehrte, wenn Marxsen bei seinem früheren Schüler in die Lehre ging und sich Bemängelungen und Verbesserungen von ihm gar wohl gefallen ließ. Das Manuskript eines Marxsenschen Liedes existiert noch, in welchem Bleistiftkorrekturen von Brahms nachzuweisen sind, wie auch der Inhalt des Briefes[1]) in Abschrift aufbewahrt ist, in welchem Brahms (1867) an Marxsen schreibt: „Ich schicke Dir einige Novitäten und bitte, hast Du Zeit dazu, um ein Wort oder recht viele dafür. Weiter aber lege ich etwas aus

[1]) Nach Marxsens Tode hat Brahms dessen Nachlaß gesichtet und alles an sich genommen, was ihn und seinen Lehrer persönlich betraf, um es zu vernichten. Nur weniges ist durch einen Zufall gerettet worden.

meinem Requiem bei; hierfür bitte ich nun recht sehr um einiges Geschreibsel. Es sieht stellenweis etwas kurios aus, und vielleicht nimmst Du, um mein Manuskript zu schonen, einen Notenbogen und zeichnest mir einige nützliche Bemerkungen auf. Das wäre mir gar lieb. Das ewige D in Nr. 3! Wenn ich einmal keine Orgel mehr gebrauche oder habe, da klingt's doch nicht. Ich möchte Manches fragen. Hoffentlich hast Du Zeit und einige Lust, dann siehst Du schon, was zu fragen und zu sagen." (Zuerst mitgeteilt von J. Sittard im Hamb. Korrespondenten.)

Auch von der umfangreichen musikalischen Bibliothek, die Marxsen besaß, zog sein Schüler Gewinn. Partituren, die ihn besonders entzückten, wie z. B. die der „Eroika" und der C-moll-Symphonie, schrieb er sich eigenhändig ab, um auf solche Art zu besitzen, was er sich nicht kaufen konnte. Seine Liebhaberei für wertvolle alte musikwissenschaftliche Bücher und seltene Musikalien, zu der sich in späterer Zeit noch die Leidenschaft für Originalausgaben deutscher Dichter, für Holzschnitt- und Kupferdrucke, sowie die beutegierige Lust an Handschriften gesellte, stammt aus Marxsens Studierzimmer her, wenn dieser antiquarische Zug nicht etwa ein Erbteil vom Großonkel in Heide war. Mancher sauer verdiente Groschen wanderte zu den kleinen Buchhändlern, die ihre vergilbte und verstaubte Ware auf den Brücken der Kanäle feilhielten, und die Freude, in dem moderigen Kram herumzustöbern und irgend eine eingebildete oder wirkliche Rarität als unverhofften Glücksfund hervorzuziehen und für ein paar Schillinge zu erstehen, bot ihm Ersatz für andere Freuden der Jugend, die er nur vom Hörensagen kannte.

In freien Stunden lief der Erholungsbedürftige gern zum Hafen hinunter und schaute dort dem ewig wechselnden Bilde des großartigen Verkehres zu, der von Hamburg aus nach fernen Erdteilen hinüberspielt und der Fürstin des Hansabundes ihren, sie vor allen anderen Kapitalen Deutschlands auszeichnenden, weltstädtischen Charakter verleiht. Die Sehnsucht nach fremden Zonen und den bunten Wundern ihrer Herrlichkeiten, welche jedes Knabengemüt durchschauert, war bei Brahms nie so heftig, daß er den abenteuerlichen Wunsch gehabt hätte, über den Ozean zu segeln. Das überließ er seinem Bruder Fritz, der 1868 auf drei Jahre nach Carcas in Venezuela ging. Sein wißbegieriges Verlangen wurde durch die Reisebeschreibungen gestillt, die er las. Campes „Robinson der Jüngere" war ihm neben der Bibel das liebste Buch, und er zeigte den Freunden noch in den letzten Jahren seines Lebens mit Rührung das zerlesene Taschenexemplar aus der Jugendzeit. Er hatte eben so vieles zu lernen und kennen zu lernen, was ihm näher lag als die transatlantischen Reiche, daß er die Auswanderer nicht beneidete, welche die stolzen Dreimaster bestiegen, um zu verlassen, was ihm das Teuerste war: die Heimat! An seltsamen Figuren und originellen Trachten mangelte es nicht in dem damaligen Hamburg. Da gab es die Elmshorner Torfschiffer mit ihren langschößigen Röcken, knopfreichen Westenlätzen und schwarzen Schwammhüten, die pluderhosigen, in geteerten Jacken steckenden Helgoländer, die buntgeschmückten, mit Zuckerkringeln handelnden Störörterinnen, die kurzröckigen drallen Mädchen aus den Vierlanden, welche ihre schwerbeladenen Obst- und Gemüsekörbe mit

der Tracht auf den Schultern balanzierten und in dem phantastischen Kopfschutz wagenradförmiger Hüte und windmühlenflügelähnlicher Haarschleifen einen noch grotesqueren Eindruck machten als die Altenländerinnen in ihren Reifröcken und Bischofsmützen. Zwischen diesem und anderem Volk sich hindurchzudrücken, seine Gewohnheiten und Sitten zu studieren, seine Freuden und Leiden verständnisvoll nachzuempfinden und sich selbst im Zusammenhange mit ihm zu wissen und zu betrachten, gefiel dem zum Jüngling heranreifenden Knaben besser als der Verkehr mit der vornehmen, eleganten Welt, die vor und nach den Effenszeiten über den alten und neuen Wall durch die Alsterarkaden und auf dem Jungfernstieg promenierte. Er gewöhnte sich daran, die Menschen weder nach ihren Titeln noch nach ihren Glücksgütern, sondern allein nach ihrem inneren Wert zu schätzen.

Einen nicht minder großen Genuß gewährte es ihm, sobald er mit seinem „Dienst" in den Tanzlokalen fertig war, bei nächtlicher Weile durch die einsamen Gassen der Stadt zu schlendern. Er war einer von denen, welche die unter ihren Tritten erklingenden Steine zum Reden bringen. Auch nach dem Brande, der den ältesten Teil der Stadt zerstört hatte, gab es noch genug winklige Wege am Wasser und anderweitig, wo verräucherte, aus Holzwerk und Mörtel gefügte Häuser ihre finsteren Giebel zum Himmel streckten. Im Mondschein belebten sie sich mit Leuten aus vergangenen Jahrhunderten in wunderbaren, feierlichen Gewändern, und die unheimlichen Geister- und Gespenstergeschichten, die der Knabe in den Traktätlein der Marktbuden oder in den schmutzigen Leinenbänden der Leihbibliothek gelesen hatte, ereigneten sich noch einmal schöner vor seinen träumenden Augen. Wie seltsam das alles war, und wie beseligend es in ihm widerklang! Denn was ihm immer durch Auge und Ohr zur Empfindung kam, rief ein tönendes Abbild in seiner Phantasie hervor. Bald kannte Johannes seine Vaterstadt so genau wie eine Mozartsche oder Beethovensche Partitur. Es lag in seinem leidenschaftlichen Wesen, sich alles gründlich anzueignen, was ihn interessierte, und er fühlte früh die nur dem Dichter und Idealisten vertraute Seligkeit, der wahre und eigentliche Besitzer und Genießer von Dingen zu sein, die ihm niemals gehörten. Daß kein Markt und namentlich kein Weihnachtsmarkt versäumt wurde, versteht sich von selbst. Die Hamburger Christmesse fand im alten Dom statt, d. h. auf dem Platze, wo der alte Dom stand, heute das Johanneum steht, und es gab dabei wie bei der Leipziger und Frankfurter Messe allerlei Sehenswürdigkeiten und Volksbelustigungen. Der etwa siebzehnjährige Brahms besuchte den Markt mit seinem Schüler und Freunde Alwin Cranz, und sie verliefen sich in eine Bude, wo ein Anhänger der Gallschen Schädellehre seine Weisheit verkaufte. Als dieser den Schädel des jungen Brahms abtastete, rief er emphatisch aus: „Sie haben einen merkwürdigen Kopf, in Ihnen steckt etwas Besonderes, Sie können ein großer Reformator werden!" Wie die Stadt, so eroberte sich Brahms auch die reizende Umgebung Hamburgs. Es gab keinen dankbareren, unermüdlicheren und unersättlicheren Naturfreund als ihn, und zugleich keinen harmloseren. Von ihrer wissenschaftlichen Seite hat ihn die Natur niemals angezogen. Deshalb gab er sich auch später, wo er

so vieles nachholte, was bei seiner Erziehung vernachlässigt worden war, keine Mühe, hinter ihre Geheimnisse zu kommen. Er kannte kaum den Baum, in dessen Schatten er sich lagerte, und wußte die Blumen nicht zu nennen, die er vom Felde pflückte. Aber er liebte Blumen und Bäume wie seine Geschwister; die Wiese war ihm ein Tummelplatz heiterer Gedanken, der Wald ein Ort stiller Einkehr, ernster Sammlung, tiefer Erbauung, frommer Andacht, seine Kirche. Hier redete er unbewunden mit dem Gott, der in seinem Innern wohnte; hier schloß er alle Heimlichkeiten seines Herzens auf, hier gab er seinen kühnsten Gedanken freien Lauf, hier jauchzte, stöhnte und brummte er vor sich hin, mit den geflügelten Scharen um die Wette, die sich von Ast zu Ast, von Blüte zu Blüte über seinem Haupt und unter seinen Füßen dahin schwangen. Und hier war er sicher, immer seiner unsterblichen Geliebten zu begegnen, der einzigen, die ihn dauernd fesseln, beglücken und befriedigen konnte: der Muse.

O Bild, das jetzt mit den Fittigen der Morgenröte schwebt,
Jetzt, gehüllt in Wolken, mit des Meeres hoher Woge steigt,
Jetzt den sanften Liedestanz
Tanzet in dem Schimmer der Sommermondnacht!

Die Geister Klopstocks, Hagedorns und Brockes, Mattheſons und Telemanns, Keisers und Ph. E. Bachs, die vor ihm hier gesungen hatten, umschwärmten den Schwärmenden und hießen den Bruder willkommen. Sie führten ihn durch die von Wipfelriesen bewachten und beschatteten herrlichen Gärten der reichen Villenbesitzer in Harvestehude, Ottensen, Nienstädten und Blankeneſe und dann wieder nach Hamm und Wandsbeck hinüber in die lieblichen Gefilde, wo Matthias Claudius seine schlichten Weisen hatte ertönen lassen.

Aber bald genügten dem romantischen Naturfreunde die sorgsam gepflegten Gärten und eingedeichten Stromauen nicht mehr, es trieb ihn aus den künstlichen Kulturen hinaus in das hügelige Waldland, dem „Wohnplatz dunkler Lieblichkeiten“ (Brockes), von Harburg und Hausbruch. Von der mit Hölzern aller Art bestandenen Bodenwelle, die sich bis zur Elbniederung hinzieht, sieht man weit über die fruchtbare Ebene hin. Wie ein geisterhaftes Nebelbild taucht die Stadt am Horizonte auf; der vom Wasser des breiten Stromes herüberwehende Wind vermischt sich erquickend mit dem Geruch der Äcker und dem Dufte der meilenlangen Buchenwälder, in denen Meisen und Finken den ganzen Sommer hindurch schlagen und zwitschern. Da ließ es sich gut träumen und weiterträumen ins Hochland fort, wo statt der sanften Hügelkette dieses Diminutiv- und Miniaturgebirges die Alpen ihre wilden, zackigen Felsenhäupter erheben. „Mein Herz ist im Hochland“ sang der den Wald durchstürmende Jüngling; seine Fis-moll- und C-dur-Sonate und seine ersten Lieder mögen hier entstanden sein. Was der Brahmsschen Musik ihre herbe Frische, ihre bald sanft überredende, bald trotzig niederzwingende Gewalt, ihre strahlende Heiterkeit und ihre sehnsüchtige Schwermut, kurz, ihre intensive Lebenskraft verlieh, ist ihr inniges Verhältnis zur Natur. Man spürt es ihr an, daß sie nicht hinterm Ofen oder am Schreibtisch und zu allerletzt am Klavier

erfunden worden ist. Es ist keine Stubenmusik, sondern Freilicht- und Freiluftmusik. Die landschaftlichen Umgebungen beeinflußten die Konzeption seiner Werke. Brahms „ging" immer, wie er zu sagen pflegte, mit seinen musikalischen Ideen „spazieren" und ruhte nicht eher, als wenn er sie, bis in das geringste Detail der Ausführung, im Kopfe fertig verarbeitet hatte. Was er zu Hause aufzeichnete, war bloße Schreibarbeit. — Seine Liebe zur Natur, in der er sich, wie auch sonst in vielen Eigenheiten, mit Beethoven berührte, war also mehr als das Wohlgefallen des gewöhnlichen Naturfreundes, sie war geradezu eine der Grundbedingungen seiner künstlerischen Existenz, ja, man kann sagen, sie identifizierte sich mit seiner Liebe zur Kunst. Ihr hätte er unbedenklich jedes Opfer gebracht. Sie kostete ihm auch seine Stimme. Während der helle Sopran des Knaben in den Tenor mutierte, zog er sich auf einem seiner nächtlichen Ausflüge, bei dem er — was er bis in sein Mannesalter hinein öfters tat — unter freiem Himmel im Walde schlief, einen heftigen Kehlkopfkatarrh zu, der die Entwicklung seiner Stimme hemmte und vereitelte. Erst durch langwierige Übungen und heroische Kasteiungen, die an die Zungengymnastik des Demosthenes erinnern, befestigte er sein Organ, das immer in den Diskant überschlug, und gab ihm den männlichen Charakter, der es tiefer erscheinen ließ als es war. In Augenblicken des Affekts verriet sich der schnarrende, quäkende Baß als ein künstlich hinabgedrückter hoher Tenor. Was lag daran? Wenn nur die tönenden Stimmen seines zartbesaiteten Innern keinen Schaden nahmen! Bald sollte die Welt von ihm hören.

Die geplante Entführung des Prinzen von Parma.

Von

Eduard Wertheimer[1]).

Zwischen Napoleon und Marie Luise hatte seit deren Rückkehr (6. Oktober 1814) aus den Bädern von Aix (Savoyen) nach Wien jede schriftliche Verbindung aufgehört. Der nach Elba verbannte Exkaiser bekam kein unmittelbares Lebenszeichen mehr von ihr. Er hielt sie für eine Gefangene des Wiener Hofes[2]), der ihr streng jeden Verkehr mit ihm untersage. Bis in sein Innerstes verletzte ihn dies Vorgehen. Wie sorgfältig er es auch vermied, vor seiner Umgebung den Namen der Kaiserin auszusprechen[3]), so war manchmal sein Unmut doch stärker als sein Vorsatz; dann aber konnte er seinen Ingrimm nicht meistern. In schneidenden Worten beschuldigte er seinen Schwiegervater der Unmenschlichkeit. „Man hat mir," sagte er zu Campbell, „auch meinen Sohn genommen, gleichwie die Sieger im Altertum die Kinder raubten, um damit ihren Triumph zu schmücken"[4]). Als eine ihm persönlich zugefügte Schmach empfand er es, als er vernahm, man wolle die Scheidung Marie Luisens von ihm erzwingen und sie mit dem König von Preußen verheiraten[5]). Tatsächlich sprach man von derartigen Plänen[6]). Insbesondere hieß es vom Wiener Nuntius, daß er im geheimen eine Schrift habe verbreiten

---

[1]) Aus dem in nächster Zeit (bei Cotta in Stuttgart) erscheinenden, von Eduard Wertheimer nach neuen Quellen bearbeiteten Buch: „Der Herzog von Reichstadt".

[2]) Campbell, Napoléon at Fontainebleau and Elba, p. 297.

[3]) George Firmin-Didot, Royauté ou empire, p. 121.

[4]) Campbell a. a. O., S. 327.

[5]) Ibid. S. 326. — Bericht aus Florenz, 3. Dezember 1814. Alle Akten, bei denen der Aufbewahrungsort nicht weiter angegeben ist, sind, wie in diesem Fall, dem Wiener k. und k. Staatsarchiv entnommen.

[6]) George Firmin-Didot, Royauté ou empire, p. 190. — Bericht des Polizeikommissärs Göhausen. Wien, 24. November 1814. Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. (Ich zitiere von nun an dies Archiv unter der Bezeichnung: M. d. J.)

lassen, die die Ungültigkeit der Ehe Marie Luisens mit Napoleon nachweise[1]). Mag sein, daß von manch maßgebender Seite der Gedanke an eine Scheidung befürwortet wurde[2]), Kaiser Franz dachte aber gewiß nicht daran. Beauftragte er doch bei der ersten Kunde davon den Fürsten Metternich, Schritte dagegen beim päpstlichen Hof zu unternehmen, „da ein derlei Benehmen," wie er sagt, „nicht gleichgültig angesehen werden kann"[3]). Ebenso bezeichnet auch Gentz diese Gerüchte für müßiges Geschwätz[4]). Aber deswegen war es doch der entschiedene Wille des kaiserlichen Vaters, seine Tochter für immer von ihrem Gatten fernzuhalten. Marie Luise schien um so leichter hiezu geneigt, als sich seit einiger Zeit die Anzeichen dafür mehrten, daß sie von einer tiefern Neigung für Graf Neipperg erfüllt sei[5]). Damit tritt die Kaiserin in jene Phase ihres Lebens, die mit den peinlichsten Erinnerungen an sie verbunden ist. War eine Rückkehr zu Napoleon ausgeschlossen, so hätte sie doch stets eingedenk sein müssen der Größe dieses Mannes und des Ranges, den er ihr verliehen. Als Gemahlin eines so außergewöhnlichen Menschen durfte sie niemals, ohne Schädigung ihres eigenen Rufes, aus Leidenschaft zu Neipperg auch ihre Person preisgeben. Aber Marie Luise fehlte das Verständnis für die Erhabenheit der Stellung, in der sie sich auch nach dem Sturze des Kaiserreichs noch befand.

In vollem Maße verdient sie daher das vernichtende Urteil, das Mit- und Nachwelt ihres Charakters wegen über sie gefällt hat. Nur das schwache, jedem momentanen Einflusse zugängliche Wesen der ehemaligen Kaiserin macht diese geradezu unerhörte Wandlung ihrer Gesinnung begreiflich. Sie gehört zu den Naturen, für die unter dem Eindruck der Gegenwart die Vergangenheit vollkommen erlischt. Marie Luise, die nichts von der Seelengröße ihrer Großmutter, Königin Karoline von Neapel, an sich hatte, bedurfte in jeder Lage ihres Lebens eines Führers. Einen solchen hatte sie in Neipperg gefunden, der es verstand, sie ganz an sich zu fesseln; willig ergab sie sich daher dem Zauber, den er über sie ausübte. Ohne jede Regung von Ehrgeiz bescheidete sie sich gerne, ihre Tage an der Seite eines zwar nicht verdienstlosen, aber doch nicht ruhmvollen Generals zu fristen, der mehr als Napoleon ihrem sinnlichen Naturell entsprach.

Nur eine den erotischen Empfindungen so nachgebende Frau konnte sich in diese wenig würdevolle Rolle finden. Und seit Neipperg sie für sich erobert hatte, war Napoleon der Weg zu ihrem Herzen für immer verschlossen. Sie dachte jetzt gar nicht daran, wie schmerzlich ihm, dem Gefallenen, die Trennung von

---

[1]) Handbillet des Kaisers an Metternich. Wien, 17. September 1814.

[2]) Krones, Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns, S. 165.

[3]) Handbillet des Kaisers Franz an Metternich. Wien, 17. September 1814.

[4]) Klinkowström, Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen, S. 472—73.

[5]) Bericht vom 12. März 1815. M. d. J. — Bericht vom 27. März 1815. Ibid. „Indes traue ich mich zu behaupten, daß dieses Verhältnis zwischen ihm (Neipperg) und der Prinzessin (Marie Luise) nur gute Folgen haben kann, indem er Ascendant über sie gewonnen hat, der sie ohne des Freundes Rat keinen Schritt wagen läßt, und der Charakter des Grafen bürgt dafür, daß dieser Rat nur jener sein kann, den er den Absichten des erlauchten Vaters entsprechend glauben wird." — Bericht vom 18. März 1815. M. d. J.

Frau und Kind sein mochte, wie sehr ihm dieser Trost fehlte. Mit welcher Freude hatte er nicht Anstalten für die Unterbringung Marie Luisens und ihres Kindes auf Elba getroffen[1]). Allein vergebens waren alle diese Einrichtungen angeordnet worden. Sie kam nicht. Mit keinem Worte beschuldigte er jetzt Marie Luise. Aber ihn, den Gewaltigen, sah man doch einmal vor dem Bilde seines geliebten Sohnes weinen[2]), den er nie anders als „mon pauvre petit chou" nannte[3]). „Ich habe" — sagte er — „ein wenig von der Zärtlichkeit der Mütter, ich habe sogar viel davon und erröte nicht darüber. Es wäre mir unmöglich, auf die Anhänglichkeit eines Vaters zu zählen, der seine Kinder nicht liebte"[4]). Das Erscheinen der Gräfin Walewska mit seinem natürlichen Kinde auf Elba — ein Umstand, der einen Moment Anlaß zu dem Gerüchte gab, die Kaiserin und der König von Rom seien auf der Insel gelandet[5]) — konnte Napoleon keinen Ersatz für die von ihm fern Lebenden bieten. Doch gerade die grausamen Verfügungen gegen sein Familienleben mußten ihm die Augen über die Gefahren öffnen, die ihn von seiten seiner Gegner bedrohten. Sie allein schon hätten ihn mahnen müssen, auf seiner Hut zu sein. Er kannte aber auch noch andere gegen die Sicherheit seiner Person gerichtete Anschläge. Wußte er doch, daß Talleyrand dem Wiener Kongreß den Vorschlag machte, ihn weit nach einer unwirtlichen Gegend zu bringen, um ihn dort lebendig zu begraben. Ebenso erfuhr er von den für ihn gedungenen Mördern, die nur der Gelegenheit harrten, ihm den Dolch in die Brust zu stoßen. Seit einiger Zeit zahlte die französische Regierung auch nicht mehr die ihm durch den Fontainebleauer Vertrag garantierten Summen, deren er zu seinem Unterhalt benötigte. All dies reifte in ihm den Plan einer Flucht von Elba. Die aus Frankreich kommenden Nachrichten über die dort herrschende große Unzufriedenheit ermutigten ihn, einen Einbruch in das Land zu wagen. Die Erinnerung an die gewaltigen Siege, deren Held er gewesen, war noch ungemein lebendig, sie beherrschte vor allem die Geister der Armee. In aller Stille faßte er den Entschluß, Elba zu verlassen und die Welt durch sein plötzliches Erscheinen zu überraschen. Am 26.[6]) Februar 1815 brach er auf, nur von einigen hundert Mann begleitet,

[1]) Correspondance de Napoléon Ier. Bd. XXVII, p. 439. — Pons (de l'Hérault), Souvenirs et anecdotes de l'île d'Elbe par Pélissier, p. 68.

[2]) Pélissier, Pons (de l'Hérault), Souvenirs et anecdotes, p. 206.

[3]) Ibid. p. 69.

[4]) Ibid.

[5]) Pallain, Correspondance de Talleyrand, p. 72 Anmerkung. — Pellet, Napoléon à l'île d'Elbe, p. 52. — Pélissier, Pons, Souvenirs et anecdotes, p. 578.

[6]) Pélissier, Pons a. a. O., S. 381. — Bisher wurde angenommen, daß erst die Ankunft Fleury de Chaboulons zwischen dem 12. oder 13. Februar Napoleon zur Abfahrt von Elba bestimmt habe (Houssaye, „1815", Bd. I, S. 179). Dies bestreitet Pons in seinen „Souvenirs et anecdotes de l'île d'Elbe", herausgegeben von Pélissier, S. 379. — Der florentinische Minister Fossombroni schreibt an den Prinzen Corsini in Wien, Florenz 4. März (M. d. J.), erfahren zu haben: „Che sabbato 25 del caduto febbrajo giunse in Porto Ferrajo un piccolo bastimento delle coste di Francia con due soggetti che si abboccarono immidiatemente con Bonaparte et che dietro tale abboccamento egli si decise alla partenza." Nach Pons a. a. O. war der Tag der Abreise, der 26. Februar, richtig ein Sonntag.

gehoben vom Vertrauen auf seinen Stern, der ihn so oft von Sieg zu Sieg geführt. Wie Großes er auch bereits vollführt, es steht in keinem Vergleich zu seinem jetzigen Eroberungszug, der zum Kühnsten gehört, das die Geschichte kennt[1]). Ohne Verbindungen mit seinen Getreuen in Frankreich, denen er ebenso unerwartet kam wie den sorglosen Royalisten, nur allein auf die Zauberkraft seines Namens rechnend, hat er in kürzester Zeit das Unglaubliche vollbracht. Nachdem ihm auf seinem raschen Fluge von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ganz Frankreich gehuldigt, konnte er schon am 20. März seinen Einzug in die Tuilerien halten, die Ludwig XVIII. in größter Eile hatte räumen müssen. Nach Wien, wo die Fürsten und ihre Minister über die Neugestaltung Europas berieten, kam die Nachricht von der Landung Napoleons am 7. März. Diese Tat erfüllte alle mit Staunen. „Wer hier" — heißt es in einem Briefe aus der Kaiserstadt — „den 5. März gesagt hätte, daß Napoleon den 22. wieder auf dem Throne sitzen würde, wäre für toll erklärt worden." Glaubt man dem nicht ganz verläßlichen Bericht Metternichs über die Art, wie die Kunde von der Flucht zu seiner Kenntnis gelangte[2]), so waren die Mächte, kaum von der Neuigkeit benachrichtigt, auch schon einig darüber, selbst den letzten Soldaten zur Bekämpfung Napoleons aufzubieten[3]). Anderseits erzählt man jedoch, daß die Fürsten nicht so rasch ihre Fassung gegenüber diesem Gewaltstreich fanden[4]). Bedurfte es doch, was gewiß nicht zu übersehen ist, noch mehrerer Tage, ehe sie zum Entschluß kamen, Napoleon durch die berühmte Deklaration vom 13. März für vogelfrei zu erklären, also für einen Mann, der der öffentlichen Ahndung preisgegeben wird[5]). Und zu dieser in ihrer Art einzigen Maßregel mußte sie erst Talleyrand auffordern[6]),

---

[1]) Klinkowström a. a. O., Gentz, Wien 29. März, schreibt: „Die Geschichte hat nichts Ähnliches aufzuweisen; würden alte orientalische Märchen uns dasselbe als Tatsache hinstellen, so würde man ihnen Übertreibung und Ungereimtheit vorwerfen."

[2]) Aus Metternichs „Nachgelassene Papiere", Bd. I, S. 209. Danach wäre ihm in der Nacht vom 6. auf den 7. März vom k. k. Generalkonsulat in Genua eine Depesche zugekommen, die er jedoch, da er bis 3 Uhr morgens in einer Konferenz beschäftigt gewesen, erst um 7½ Uhr morgens erbrach. Aus dieser Depesche erfuhr er die Flucht Napoleons. Gleich darauf begab er sich zu Kaiser Franz und mit dessen Zustimmung zu dem Kaiser von Rußland und König von Preußen, so daß bis 8½ Uhr morgens der Krieg gegen Napoleon entschieden war. Nach anderen Nachrichten hat sich die Geschichte doch etwas anders verhalten. So schreibt Graf Salis an seinen Sohn, Wien 8. März (M. d. J.): „Gestern war Konzert bei Hofe, als die Nachricht kam." Damit stimmt auch eine spätere Tagebuchaufzeichnung Erzherzog Johanns (bei Krones a. a. O., S. 208, wo allerdings irrtümlich der 5. März angegeben ist, wofern dies Datum nicht die Folge eines Druckfehlers ist; S. 211 sagt Johann dasselbe). Nach Pertz (Freiherr vom Stein, Bd. IV, S. 367) wäre es Wellington gewesen, der die erste Nachricht am 7. März empfing. Auch die weitere Erzählung Metternichs (a. a. O. S 210), daß er, wo noch alle Welt im Zweifel war, wohin Napoleon seinen Weg genommen, sofort gewußt habe, daß dieser direkt auf Paris losgehen werde, ist geeignet, Zweifel an der Richtigkeit dieser Darstellung zu erregen.

[3]) Ibid. Bd. I, S. 210.

[4]) Gentz (bei Klinkowström a. a. O., S. 575) schreibt am 10. März: „Die Nachricht von der Entweichung Napoleons hat in Wien die größten Besorgnisse hervorgerufen." Siehe die Äußerung Erzherzog Johanns bei Krones a. a. O., S. 211.

[5]) Abgedruckt in Talleyrands Mémoires, Bd. III, S. 111.

[6]) Klinkowström a. a. O., S. 597.

der nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich den Anschein des erbarmungslosesten Gegners seines ehemaligen Kaisers zu geben. Absichtlich rief er immer von neuem, man müsse sich auf Napoleon wie auf einen wütenden Hund stürzen[1]), nur damit ihn selbst nicht der Verdacht streife, er sei vielleicht mit dem Unternehmen des Exkaisers einverstanden. Der bekannte Text der Deklaration ist nur ein schwacher Abklatsch des Entwurfes, wie ihn Talleyrand veröffentlicht sehen wollte. In dem von ihm vorgelegten, äußerst heftigen Schriftstück wurde jedermann aufgefordert, Bonaparte wie einen Räuber zu behandeln, überall, wo man seiner habhaft würde[2]). Es ist ein Irrtum, dieses für die damalige Geistesverfassung Talleyrands äußerst wichtige Dokument bloß für ein Memorandum[3]) zu erklären, durch welches den versammelten Fürsten und deren Ministern überhaupt erst die Notwendigkeit der Erlassung einer Achtserklärung bewiesen werden sollte. Der französische Minister empfahl in der Tat sein von den leidenschaftlichsten Ausdrücken erfülltes Schriftstück, das ausdrücklich als Entwurf bezeichnet wird[4]), dem Kongreß zur sofortigen Annahme. Die Wildheit der Sprache, deren sich Talleyrand hier bediente, erregte doch bei Kaiser Franz Anstoß[5]). Nur nach langen und lebhaften Debatten einigte man sich in der Abendsitzung des 13. März über die Form der Fassung der Deklaration, in der sie dann in ganz Europa verbreitet wurde[6]). Wie vernichtend sie auch für Napoleon lautete, so erscheint sie noch immer maßvoll im Vergleich zu Talleyrands ursprünglichem Antrag. Dieser Diplomat wollte sich aber mit der ersten Achtserklärung nicht begnügen. Gleich nach der Ankunft Napoleons in Paris suchte er die Mächte zur Veröffentlichung einer zweiten Deklaration gegen den Feind Europas zu bewegen. Nachdem es dem Kaiser gegen alle Erwartung gelungen war, sich der Hauptstadt Frankreichs zu bemächtigen, sollten die verbündeten Fürsten neuerdings ihr Gelöbnis vom 13. März in feierlicher Form wiederholen. Dem Friedensstörer mußte jeder Schimmer von Hoffnung benommen werden, daß er oder die Seinigen je aus

---

[1]) Siehe meinen Artikel „Talleyrand in Wien zur Kongreßzeit". Neue Freie Presse, 11. April 1896.

[2]) „. . . et constituent un acte de brigandage, dans le sens propre et précis du mot. Cet individu s'est donc placé lui-même hors de la protection de toute loi divine et humaine; c'est justement qu'il tombera sous les coups du premier qui l'aura frappé et il est, d'ailleurs, possible de toutes les peines que les codes des peuples civilisés décernent contre les brigands et les malfaiteurs." — Welschinger, Le roi de Rome, p. 111.

[3]) Welschinger a. a. O., S. 110.

[4]) Auf dem im Wiener Staatsarchiv erhaltenen Exemplar steht ausdrücklich: „Projet français d'une déclaration contre Buonaparte". Dies bezeugt übrigens auch Gentz in seiner „Vertraulichen Denkschrift", Wien 24. April 1815, bei Klinkowström a. a. O., S. 597.

[5]) Vortrag Metternichs (eigenhändig), Wien, 13. März 1815. „Erhalten (Ew. Majestät) in der Anlage die in unserer heutigen Abendsitzung definitiv festgesetzte Redaktion der Deklaration, welche Allerhöchstdieselben ohne Zweifel weit besser finden werden als das Projekt, welches ich durch Floret zu unterlegen die Freiheit nahm. Alle Stellen, welche Ew. Majestät mit Recht anstößig gefunden haben, sind ganz hinweg geblieben, und die ganze Pièce trägt nun ein weit würdigeres Gepräge." Kaiser Franz resolvierte hierauf eigenhändig: „Allerdings".

[6]) Klinkowström a. a. O., S. 597.

diesem „verbrecherischen Unternehmen" Nutzen ziehen könnten[1]). Im Anblick der von Napoleon errungenen Erfolge waren die Mächte doch nicht geneigt, sich zur Wiederholung eines Schrittes hinreißen zu lassen, der schon vor dem 13. März nicht allgemein gebilligt worden[2]). Um so mehr mußte jetzt eine derartige „rhetorische Leistung" zurückgewiesen werden, die als „unnütz, vielleicht gefährlich und unzeitgemäß" bezeichnet wird. Derselbe Mann — es war Wessenberg — der sich in diesem Sinn äußerte, übte die schärfste Kritik an dem Werk Talleyrands, und seinem Einspruch zumeist fiel es auch zum Opfer[3]).

Marie Luise selbst bereitete die Flucht Napoleons schwere Stunden; sie soll die Nachricht erfahren haben, als sie eben von einem Spaziergang heimkehrte[4]). Sie, die nur nach Ruhe verlangte und diese endlich in Parma zu finden hoffte, übersah sofort, daß des Kaisers Wiedererscheinen sie neuen Stürmen aussetzen werde. Schon war sie dem Gatten, den sie einst geliebt und von dem sie ein Kind besaß, entfremdet; die Mahnung der französischen Umgebung, sich für ihn zu erklären, fand bei der, die einen Napoleon so rasch aus dem Herzen bannen konnte, kein williges Gehör mehr. Méneval beschuldigte sie, in dieser Stimmung sogar das letzte Hemmnis aus dem Wege geräumt zu haben, das der Erlassung der berüchtigten Deklaration noch im Wege stand. Wie er bemerkt, soll sie am 12. März an Metternich geschrieben haben, sie stehe den Plänen des Kaisers vollkommen fern und stelle sich unter die Obhut der Mächte. Nach solcher Erklärung sahen sich die Höfe jeder Rücksicht überhoben, und einstimmig wurde am 13. März die Acht gegen ihn ausgesprochen[5]). Hat aber Marie Luise einen solchen Brief an Metternich gerichtet? Kann man der allerdings nicht direkt übermittelten Aussage ihrer vertrauten Freundin, der Gräfin Lažansky, Glauben schenken, so ist Marie Luise von der Ächtung Napoleons höchst unangenehm berührt worden. Danach soll sie sofort zu ihrem Vater geeilt sein und ihn gebeten haben, die Deklaration widerrufen zu lassen. Als dieser entgegnete, allein nichts tun zu können, habe sie ihre Bemühungen bei Friedrich Wilhelm und Alexander I. fortgesetzt, ohne freilich etwas zu erreichen; der Zar sagte es rund heraus, ihr Mann sei

---

[1]) „Projet de déclaration proposé par Mr de Talleyrand." Es steht 3. März. Da jedoch in diesem Aktenstück schon von Napoleons Einzug in Paris die Rede ist, so kann das Datum nur 3. April heißen. — Bei Pallain, Correspondance de Talleyrand, p. 383, ist diese Deklaration abgedruckt, aber nicht mit dem richtigen Tagesdatum versehen. Auch fehlt dort noch folgende Stelle, die im Projekt vorkommt: „C'était par égard pour elle (la France) que les puissances avaient accordé un honorable asyle à l'homme qui avait eu l'honneur d'être son chef. Elles ont à regretter maintenant que ce sentiment leur ai fait oublier un moment que c'était un homme pour qui rien ne fut jamais sacré."

[2]) Klinkowström a. a. O., S. 597.

[3]) Wessenberg, „Mon opinion sur une nouvelle déclaration contre Napoléon proposée par le prince Talleyrand, le 5 avril." Er sagt hier: „Ce ne sont point les déclarations qui desarmeront la France. Nous en avons, il me semble fait une assez triste experiénce de 1792—1800." Siehe über den Widerstand gegen diese neue Deklaration auch Gentz, 19. April 1815, bei Klinkowström a. a. O., S. 589.

[4]) Méneval, Mémoires, Bd. III, p. 412.

[5]) Méneval a. a. O., S. 418 u. 419.

ein Rebell, der auch als solcher behandelt werden müsse[1]). Aus dieser Haltung Marie Luisens könnte also gefolgert werden, daß es ihr vollkommen fern lag, einen Schritt zu tun, der Napoleon seinen Feinden auf Gnade und Ungnade preisgeben mußte. Dem widersprechen jedoch zwei Polizeirapporte, die ausdrücklich des Briefes an Metternich gedenken[2]). Ja, in dem einen Bericht wird sogar der Antrag gestellt, Marie Luise deshalb in den Zeitungen zu beloben, um ihre Gegner zu entwaffnen[3]). Trotz eifrigsten Nachforschens ist es uns jedoch nicht gelungen, einen derartigen Brief der Exkaiserin in den Archiven aufzufinden. Dagegen ist erwiesen, daß sie am 18. März, also schon nach der Ächtung, ihres Vaters Schutz für sich und ihr Kind erflehte. „Mein teurer Vater!" — schreibt sie — „Im Augenblick einer neuen Krisis, die die Ruhe Europas gefährdet, und selbst bedroht von neuen Unglücksfällen, die sich über meinem Kopfe zusammentürmen, kann ich kein sichreres Asyl, keinen wohlwollenderen Hort als den finden, den ich von Ihrer väterlichen Zärtlichkeit für mich und meinen Sohn erbitte. In Ihre Arme, mein sehr teurer Vater, flüchte ich mit dem meinem Herzen teuersten Wesen auf dieser Welt. Ich überantworte Ihren Händen und Ihrem väterlichen Schirm unser Los. Ich könnte es unter keine geheiligtere Obhut stellen. Wir werden keinen andern Willen als den Ihrigen kennen, mit Ihrer Zärtlichkeit werden Sie geruhen, alle meine Schritte in einem so schweren Moment zu lenken. Eine grenzenlose Unterwerfung wird die erste Bezeigung meiner Erkenntlichkeit und ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit sein"[4]).

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, indem sie an ihren Vater stets deutsch schrieb, bediente sie sich diesmal der französischen Sprache — wohl der beste Beweis dafür, daß der Brief bestimmt war, dem Wiener Fürstenkongreß vorgelegt zu werden. Wahrscheinlich wollte Metternich hierdurch den Mächten die Beruhigung gewähren, daß sie von Marie Luise nichts zu besorgen hätten. Sie hat auch ihr Versprechen blinden Gehorsams getreulich, allzu getreulich gehalten. Nun kannte sie kein Geheimnis mehr Kaiser Franz gegenüber, und was auch immer Napoleon ihr schreiben oder sagen lassen mochte, sie brachte es sofort zur Kenntnis ihres Vaters. Es ist ja nur zu natürlich, daß des französischen Kaisers dringendstes Bemühen sein mußte, Frau und Sohn wieder in Paris zu haben. Nichts hätte die Franzosen mehr von einer geheimen Verbindung mit Österreich überzeugen können als die Rückkehr Marie Luisens und ihres Sohnes nach Frankreich. War doch Carnots erste Frage an den Kaiser: „Haben Sie Zusicherungen von seiten der Mächte oder auch nur von Österreich allein?" Als Napoleon dies verneinen mußte, schüttelte Carnot das Haupt und erwiderte: „Dann haben Sie noch mehr zu tun, als

---

[1]) Bericht des Polizeibeamten Weyland, 16. März 1815. M. d. J. Weyland hat diese Erzählung von der Kammerfrau der Gräfin vernommen, der sie wieder von Marie Luise anvertraut worden.

[2]) Bericht vom 14. und 15. März 1815. M. d. J.

[3]) Bericht vom 15. März 1815. M. d. J.

[4]) Marie Luise an Kaiser Franz, Schönbrunn 18. März 1815.

Sie getan haben“ [1]). Was er aber seinem Minister des Innern gestand, mußte der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben. Vielmehr sollte in der Nation der Glaube an die Hilfe Österreichs erweckt werden. „Alle Tage“ — heißt es in einem damaligen Bericht aus Paris — „wird die Lüge verbreitet, die Erzherzogin Marie Luise sei erwartet, ihre Wagen seien schon in Bereitschaft, ihre Zimmer eingerichtet, Kuriere aus Wien seien eingetroffen, Madame Montesquiou und Graf Bausset angekommen“ [2]). Kaum hatte auch Napoleon festen Fuß gefaßt, als er schon von Grénoble aus in Marie Luise drang, mit dem König von Rom zu ihm zu kommen. Dieses Schreiben wurde in einer Nußschale verborgen nach Wien gebracht [3]). Diesem Briefe folgten in kurzen Zwischenpausen noch weitere, immer dringendere. Auch Graf Anatole Montesquiou, Sohn der Gouvernante des jungen Napoleon, der gegen den 20. März in der Kaiserstadt anlangte, war Überbringer von schriftlichen Nachrichten seines Herrn [4]). Napoleon ließ in seinem Werben um Marie Luise nicht nach. Am 28. März richtete er abermals die Aufforderung an sie, gemeinsam mit ihrem Sohne gegen den 15. oder 20. April in Straßburg einzutreffen [5]). Einige Tage später — am 4. April — schreibt er neuerdings: „Meine gute Luise! Ich habe Dir schon öfter geschrieben. Vor drei Tagen habe ich Dir Flahault gesandt. Nun beordere ich einen Mann an Dich, um Dir zu berichten, daß alles gut geht. Ich bin hier vergöttert und Herr von allem. Nur Du, meine gute Luise, und mein Sohn fehlen mir. Komme doch zu mir über Straßburg. Der Überbringer wird Dir erzählen, wie der Geist Frankreichs beschaffen ist. Adieu, meine Freundin. Ganz Dein Napoleon“ [6]). Dieser Brief wie zwei andere Schreiben von Josef Bonaparte und dessen Gemahlin wurden von Méneval, dem sie der Überbringer eingehändigt hatte, Marie Luise übergeben [7]). Aufs entschiedenste aber weigerte sich Méneval, den

[1]) Supplementary Despatches etc. of Wellington. Bd. X, S. 28.

[2]) Ibid. S. 56. — August Talleyrand an Dalberg, Zürich 30. April 1815. M. d. J. „Bonaparte assurait d'une manière si positive que l'impératrice Marie Louise, que le roi de Rome seraient à Paris sous peu de jours, que les puissances et notamment l'Autriche étaient d'accord avec lui qu'il n'y aurait point de guerre, que le peuple se le persuadait ce qui chaque jour augmentait son parti.“

[3]) Wessenbergs Aufzeichnungen Nr. 53. „Arrivé à Grénoble il lui (Marie Louise) adressa une lettre pressante pour l'engager à le rejoindre. Cette lettre parvint à Vienne cachée dans une noix.“ FML. Graf Bubna schreibt am 17. März 1815 aus Genua an Metternich, daß ihm General Songeon, Kommandant des Département du Montblanc, am 14. März den Offizier Rion gesandt habe, um ihm einen Brief Napoleons für Marie Luise zu übergeben. Songeon erwähnt in seinem Schreiben an Bubna, daß er den von Grenoble aus abgesandten Brief Napoleons für Marie Luise schon erhalten haben werde. Bubna hat dieses Schreiben aber nicht bekommen. Wer hat es also nach Wien gebracht?

[4]) Wessenbergs Aufzeichnungen, Nr. 53. „Des lettres plus pressantes arrivèrent par d'autres voies, une par le jeune Montesquiou.“

[5]) Fournier, Ein Brief Napoleons I. an Marie Luise. „Historische Zeitschrift“, Bd. 87, S. 270. — Welschinger, Le roi de Rome, p. 122.

[6]) Welschinger a. a. O., S. 123, gibt einen Teil dieses Briefes, aber ohne Datum. Er ist aber nach der vorliegenden Kopie vom 4. April datiert, was Metternich in der von seiner Hand geschriebenen Note bestätigt.

[7]) Metternich, wahrscheinlich an Hager, ohne Datum, gehört aber noch in den April 1815.

Mann zu nennen, der Napoleon als Kurier gedient[1]). Die Exkaiserin hatte, getreu ihrem Versprechen vom 18. März, keinen Augenblick gezögert, auch diese Epistel vom 4. April ihrem Vater vorzulegen. Napoleon bestürmte aber nicht nur seine Gattin, sondern auch seinen Schwiegervater, ihm Frau und Kind wiederzugeben[2]). Allein Kaiser Franz kannte keinen Schwiegersohn mehr. Als Metternich ihm am 30. März angezeigt hatte, aus Kehl sei die Nachricht von der Durchreise eines kaiserlich französischen Boten nach Wien eingetroffen, erwiderte ihm Franz: „Nur werden Sie noch Anstalt treffen, daß, wenn jemand von Napoleon gesendet werden sollte, er nicht bis hierher komme“[3]). Flahault, dem Napoleons Brief an Kaiser Franz wie der vom 4. April an Marie Luise anvertraut war, konnte in der Tat nicht bis nach Wien gelangen[4]). Es bleibt rätselhaft, wie die Sendungen des französischen Kaisers doch Méneval erreichen konnten. Napoleon trat nicht allein als Fürsprecher seiner Angelegenheit auf; er ließ auch seinen Minister des Äußern für sich unterhandeln. Durch ihn suchte er in Wien zu verkünden, daß sein wiederaufgerichtetes Reich den Weltfrieden bedeute[5]). Unter Anrufung des heiligsten Gesetzes, des Familiengesetzes, „älter als alle sozialen Einrichtungen“, apostrophiert Caulaincourt den Fürsten Metternich mit folgenden Worten: „Der Kaiser wünscht Frankreichs Glück, er wünscht die Erhaltung des Friedens; er wünscht die Wiederkehr seiner Gattin und seines Sohnes. Er scheut sich nicht, alle diese Wünsche seiner Seele laut zu offenbaren, und in dieser Hinsicht steht die französische Nation auf seiner Seite“[6]).

Anstatt jeder anderen Antwort auf solch ungestümes Drängen von seiten des Kaisers und seines Ministers ward die strengste Überwachung des Prinzen von Parma verfügt, damit es keinerlei List gelinge, diesen zu entführen. Schon kurz nach dem Einzuge Napoleons in Paris hatte Lord Castlereagh Metternich auf die Gefahr aufmerksam machen lassen, daß mit Hilfe der französischen Umgebung Marie Luisens ein Fluchtversuch ihres Sohnes möglich sei[7]). Auch die öffentliche Meinung wurde von dem Gedanken geängstigt, ein dreister, unternehmender Franzose könnte sich des jungen Napoleon durch einen Handstreich versichern. „Und ist“ — schreibt Graf Chotek an Freiherrn von Hager, den Präsidenten der Wiener Polizeihofstelle — „dieses Unterpfand nicht in jeder Hinsicht äußerst wichtig, um mit doppelter Sorgfalt hierauf zu wachen und um die zu zahlreichen Personen dieser Nation zu entfernen, welche Schönbrunn umlagern und Wien bewohnen, über deren Gesinnung man keine verläßliche Bürgschaft haben kann“[8]). Für Hager bedurfte es nicht erst dieser

---

[1]) Ibid. „Méneval s'est refusé de lui (Marie Louise) dire de qui il tenait ces billets qu'il avait ouverts.“

[2]) Correspondance de Napoléon Ier, Bd. XXVIII, S. 60.

[3]) Vortrag Metternichs vom 30. März 1815 und dazu gehörige Resolution.

[4]) Caulaincourt an Metternich, Paris 16. April 1815.

[5]) Id. ad eundem, 4. April 1815.

[6]) Id. ad. eundem, 11. April 1815.

[7]) Graf Merveldt an Metternich, London 26. März 1815.

[8]) Chotek an Hager, Schönbrunn 18. März 1815. M. d. J.

Mahnung. Schon am 14. März hatte er dem Kaiser ganz offen gesagt, nichts sei leichter zu bewerkstelligen als eine Entführung oder Flucht seines Enkels aus Schönbrunn — wenn eine derartige Absicht wirklich in der Absicht Napoleons und seiner Anhänger liegen sollte[1]). Dieser Ansicht war auch Metternich. „Wenn im ersten Augenblick" — schreibt er dem Kaiser — „diese Besorgnis vielleicht übertrieben zu sein scheint, so ist sie doch keineswegs ungegründet und meines gehorsamsten Erachtens gebietet die Vorsicht, solche Maßregeln zu treffen, wodurch die Entführung des Prinzen sozusagen zur Unmöglichkeit werde"[2]). Der vornehmste Verdacht richtete sich in erster Linie gegen den jungen kaiserlichen Oberst Graf Anatole Montesquiou, der seines eleganten Aussehens und seines gewinnenden Wesens halber in den ersten Wiener Salons die beste Aufnahme gefunden hatte. Wie leicht, meinte Hager, könnte es nicht geschehen, daß Graf Anatole sich von der französischen Gesandtschaft einen auf fremden Namen lautenden Paß für sich und ein Kind verschafft. Er sieht ihn schon in der Umgegend von Wien mit einem Reisewagen auf seine Mutter, die Gouvernante des Prinzen von Parma, warten, die ihm das Kind aus Anlaß einer Spazierfahrt zuführen soll, das dann von ihm schleunigst entführt werden würde. Sollte, sagt Hager, wider alles Erwarten Marie Luise die Flucht begünstigen, so könnte nach der Entdeckung die Verfolgung erst von Wien aus, also viel zu spät, eingeleitet werden. Der Präsident der Polizeihofstelle erklärt es daher für die dringendste Maßregel, daß der Prinz sofort von Schönbrunn nach der Wiener Hofburg übersiedle, die französische Dienerschaft entfernt werde und anstatt der bisherigen französischen Equipagen kaiserliche Hofwagen in Verwendung kommen. Außerdem sollten sofort vertraute Leute nach den Grenzstationen gesendet werden, um das Entrinnen dieser ihnen von Angesicht bekannten Personen zu verhindern[3]). Insbesondere mißtraute Hager dem ehemaligen Vizekönig Eugène de Beauharnais. Hatte diesen doch, wie er wußte, erst vor einigen Wochen ein Teil der französischen Armee aufgefordert, sich an ihre Spitze zur Vertreibung Ludwigs XVIII. zu stellen[4]). Tag und Nacht ließ er ihn aufs sorgfältigste beobachten, „weil ich" — wie er in seinem Vortrag sagt — „von der Schlechtigkeit dieses Prinzen, der selbst beim Könige von Bayern noch immer der Vizekönig von Italien heißt, moralisch überzeugt bin und weder in seinem Herrn Schwiegervater noch in dem russischen Kaiser die Bürgschaft finde, daß Beauharnais unfähig wäre, Anschläge auf den Prinzen von Parma zu teilen oder sich mit Napoleon heimlich zu vereinigen"[5]). Nach dem Befehle des Kaisers vom 16. März waren die Wachen in Schönbrunn verdoppelt und außerdem zwei geschickte Polizeibeamte dorthin gesandt worden. Raummangels halber in der Hofburg, wo die vielen fremden Fürstlichkeiten während des Kongresses wohnten, hatte die Übersiedlung des

---

[1]) Vortrag Hagers vom 14. März 1815. M. d. J.
[2]) Vortrag Metternichs vom 3. April 1815.
[3]) Vortrag Hagers vom 14. März 1815. M. d. J.
[4]) Id., Vortrag vom 24. März 1815. M. d. J.
[5]) Ibid. M. d. J.

jungen Napoleon nach der Stadt bisher nicht stattfinden können[1]). Neuerliche Besorgnisse bewirkten jedoch eine Änderung dieser Verfügungen. Nun ward bestimmt, daß der Prinz Schönbrunn verlasse. Am 20. März, gerade am Tage des Einzuges seines Vaters in Paris, war sein Sohn nach den Gemächern in der Wiener Hofburg gebracht worden, die bisher der König von Württemberg inne gehabt[2]). Hier sollte er seine geliebte Gouvernante, die ihn mit wahrer Hingebung gepflegt, nicht wiedersehen. Schon am 14. März hatte Hager deren Entfernung, als eine ungemein dringende Maßregel, verlangt[3]). Nicht Graf Wrbna, wie Méneval erzählt[4]), sondern Freiherr von Wessenberg war es, dem die für ihn äußerst unangenehme Mission übertragen wurde, der Gräfin Montesquiou ihre Entfernung vom Hofe Marie Luisens anzukündigen. Mit aller für diese würdige Dame nötigen Rücksicht entledigte sich Wessenberg seines heiklen Auftrages, wofür ihm diese auch Dank zu wissen schien[5]). Gleichzeitig ward Graf Anatole befohlen, Wien zu verlassen; in einigen Tagen sollte ihm dessen Mutter folgen[6]). Diese Verfügung hielt man für um so begründeter, als sich das Gerücht verbreitet hatte, der berüchtigte Spion Napoleons, Charles Schulmeister, sei in Österreich eingetroffen, um im Verein mit dem Tänzer Duport und dem französischen Maler David die Entführung des Prinzen von Parma zu bewerkstelligen[7]) — ein Gerücht, das sich jedoch rasch als eine Ausgeburt der Phantasie erwies[8]). Am 19. März sollte die Abreise Anatoles nach Paris erfolgen. Vorher hatte er noch Marie Luise gebeten, ihm Briefe anzuvertrauen. Sie hatte ihm nur ein unbedeutendes Schreiben an die Herzogin von Montebello eingehändigt. Wahrscheinlich von Neipperg beeinflußt, erfaßte sie die Angst, der junge Montesquiou könnte auch der Überbringer weniger unverfänglicher Schriftstücke von seiten ihrer französischen Umgebung sein. Sie hegte daher den dringenden Wunsch, daß man Graf Anatole an der Grenze anhalte nnd ihm diese Papiere abnehme. Um so eifriger bestand sie auf diesem Verlangen, als sie — nach dem Ausdrucke Neippergs — in der ganzen Sache eine Angelegenheit erblickte, die ihre Ge-

---

[1]) Resolution des Kaisers vom 16. März zum Vortrag Hagers vom 14. März. M. d. J.

[2]) Siber an Hager, Wien 19. März 1815. M. d. J. — Talleyrand an den König, 23. März, bei Pallain, S. 359.

[3]) Vortrag Hagers vom 14. März 1815. M. d. J.

[4]) Méneval, Mémoires, Bd. III, S. 426.

[5]) Aufzeichnungen Wessenbergs Nr. 53. „On m'imposa la tâche d'annoncer à Mme de Montesquiou la démission de sa charge et la nécessité de quitter la cour de Marie Louise. — Je m'acquittai de cette commission avec tous les ménagements possibles, dont Mme de Montesquiou semblait sentir le prix."

[6]) Vortrag Hagers vom 19. März 1815. M. d. J.

[7]) Rapport vom 20. März 1815. M. d. J.

[8]) Vortrag Metternichs vom 28. März 1815. Es hatte sich herausgestellt, daß man noch gar keine sichere Kunde von Schulmeister hatte. David war nicht der berühmte Maler, sondern der Direktor der Porzellanfabrik in Ludwigsburg, der nach Wien gekommen war, um die Geheimnisse der Wiener Porzellanfabrik zu erforschen, und der Tänzer Duport hatte keine andere Absicht, als mit der Theaterdirektion einen Kontrakt abzuschließen. Metternich erklärte ihn für höchst ungefährlich.

mütsruhe (!) betreffe[1]). Es kam aber gar nicht zu dieser Untersuchung des Gepäckes Anatoles. Denn mittlerweile — am 22. März — wurde der Befehl erteilt, weder Mutter noch Sohn abreisen zu lassen[2]). Man scheint sie in Österreich unter strenger Aufsicht für weniger gefährlich gehalten zu haben als in Frankreich. Mit diesem unfreiwilligen Aufenthalt in Wien war aber Graf Anatole gar nicht einverstanden. Er dachte sich der Internierung durch die Flucht zu entziehen. Seit dem 28. März wußte Hager, daß dieser darauf sinne, sich heimlich mit Bresson de Valensole zu entfernen[3]), dem es, als Geschäftsträger der französischen Marschälle, gestattet war, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Sofort hatte die Polizei Anordnungen zur Verhütung dieser Flucht ergriffen, jedenfalls mangelhafte Anordnungen; denn es war Anatole dennoch gelungen, sich unbemerkt, vermutlich als verkleideter Diener, aus dem Staube zu machen[4]). Als am 30. März während des Soupers bei der russischen Fürstin Bagration, unter Verhöhnung der Polizei, erzählt ward, Montesquiou sei nachmittags aus Schönbrunn mit Méneval nach Paris abgereist, rief Hager zornig aus: „Dann sei Aichner und Tappenburg (den beiden wachehabenden Polizeibeamten) Gott gnädig. Ich kann's nicht länger aushalten“[5]). Vergeblich wurde überall nach ihm gefahndet. Unterdessen hatte er sich auf Umwegen über die Linie hinausgeschlichen. Nach getroffener Verabredung kam er hier mit dem französischen Kurier Vanier und dem mit diesem reisenden Franzosen Imbert St. Amand zusammen. Auf ihrem Kutschbock nahm er als deren Diener Platz[6]). Als Vanier nachts in Ebelsberg im geschlossenen Wagen anlangte und seinen Paß abgab, fragte ihn der Polizeikommissär, was es für Bewandtnis mit dem Diener habe. Ungeachtet der Antwort, daß er für diesen keine besondere Legitimation habe, ließ der Polizeikommissär, der eben mehrere Reisende abzufertigen hatte, den Kurier mit seinen Begleitern unbehindert weiter fahren[7]). Nicht das gleiche Glück hatte Montesquiou in Lambach, der nächsten Reisestation. Der Grenzpolizeikommissär dieses Ortes, Ilger, sah sich seine Leute schon etwas näher an. Er verlangte auch den Paß Montesquious zu sehen. Da ihm dieser — ein nur von der französischen, nicht aber auch von der Wiener Polizeidirektion versehener Paß — nicht ganz in der Ordnung zu sein schien, erklärte er dem Grafen, er müsse in Lambach so lange verweilen, bis sein Reisedokument in Wien vidiert worden. Wie ein Donnerschlag traf dieser Ausspruch den Grafen Anatole. Nun suchte St. Amand den Ilger mit 50 Dukaten zu bestechen, und da dies nichts nützte, war er bemüht, den Polizeisoldaten zu verführen — doch mit gleicher Erfolglosigkeit. Diese Bestechungsversuche mahnten Ilger nur zu um

[1]) An Metternich. Nach der Schrift dürfte diesen Brief Kaiserin Marie Ludovica geschrieben haben. Ohne Tagesdatum. — Neipperg an wen? 19. März. — Hofrat Neuberg an Hager, 19. März. M. d. J.

[2]) Vortrag Hagers vom 22. März 1815. M. d. J.

[3]) Vortrag Hagers, Wien 30. März 1815. M. d. J.

[4]) Bericht vom 29. März 1815. M. d. J.

[5]) Hager an den Wiener Polizeidirektor Siber, 30./31. März 1815. M. d. J.

[6]) Polizeibericht vom 4. April 1815. M. d. J.

[7]) Aicholt, Gouverneur Oberösterreichs, an Hager, Linz 1. April 1815. M. d. J.

so größerer Vorsicht. Gleich nach der Abfahrt St. Amands begab er sich in das Zimmer Montesquious, um sich von dessen Anwesenheit persönlich zu überzeugen. Bei seinem Eintritt herrschte tiefe Stille, und es schien, als läge Anatole im Bette. Als Ilger jedoch näher kam, fand er da die täuschende Nachahmung eines schlafenden Mannes. Nach dieser Entdeckung wurde sofort das ganze Haus durchsucht. Man kann sich denken, wie froh Ilger war, als er den Flüchtling, der sich mittels eines Strickes in den Hof hinabgelassen hatte, in einem Winkel desselben versteckt auffand [1]). Montesquiou behauptete freilich später, er habe gar nicht im Ernst fliehen, sondern den Kommissär nur ein wenig narren wollen [2]). Ilger verstand aber keinen Spaß, und ließ jetzt das Zimmer durch Doppelposten bewachen [3]). Am 1. April begab sich der Oberpolizeikommissär Schuster mit zwei Polizeidienern nach Lambach, um Anatole nach Wien zurückzubefördern, wo er mit ihm am 3. auch eintraf [4]). Hager, der Montesquiou am liebsten in einer Festung untergebracht gesehen hätte [5]), wollte ihn bei seiner Ankunft in Wien nach dem Polizeiarrest führen lassen [6]). Dagegen erhob Metternich Einspruch. Auf dessen Befehl erhielt er im Hause des Regierungsrates Kleinschmied zwei hübsche Zimmer, deren Fenster, da sie nicht vergittert waren, nur unter Beachtung strengster Vorsicht geöffnet werden durften. Tag und Nacht befand sich in dem von Anatole bewohnten Gemache ein Kommissär, ebenso mußten sich in dem daranstoßenden Zimmer ununterbrochen zwei Polizeidiener aufhalten. Im übrigen wurde er vortrefflich verpflegt und erfreute sich der zuvorkommendsten Behandlung [7]). All dies konnte jedoch Montesquiou nicht befriedigen, der nach Freiheit verlangte. „Man überhäuft mich" — schrieb er an Hager — „in meiner Gefangenschaft mit Rücksicht und Aufmerksamkeiten, man sucht meine Ketten zu vergolden, aber der Eindruck bleibt stets der gleiche" [8]). Madame Montesquiou war tief erschüttert vom Schicksal ihres Sohnes. In ihrer Bedrängnis suchte sie Rat und Hilfe bei Talleyrand [9]). Er, der ihr sehr gewogen war, sprach unmittelbar hierauf mit Metternich. Wenn — sagte ihm der österreichische Minister — die Gräfin sich schriftlich mit ihrem Ehrenwort verbürgt, daß ihr Sohn ohne Erlaubnis der Regierung Wien nicht verläßt, kann dieser ohne Verzug freigelassen werden [10]). Sofort eilte die Gräfin diesem Verlangen zu entsprechen [11]). Kaum war Metternich im Besitz der schriftlichen Erklärung,

[1]) Bericht Ilgers, Lambach (nicht Lembach, wie Welschinger a. a. O., S. 117, druckt) 31. März 1815. M. d. J.

[2]) Anatole Montesquiou an seine Mutter, 4. April 1815. M. d. J.

[3]) Bericht Ilgers, Lambach 31. März. M. d. J.

[4]) Siber an Hager, Wien 5. April 1815. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers vom 4. April 1815. M. d. J.

[6]) Id., Vortrag vom 1. April 1815. M. d. J.

[7]) Siber an Hager, Wien 3. April 1815. M. d. J.

[8]) Anatole Montesquiou an Hager, Wien 5. April 1815. M. d. J.

[9]) Welschinger a. a. O., S. 117, Anmerkung.

[10]) Talleyrand an Mme Montesquiou, 5. April. M. d. J.

[11]) Am 5. April wurde die Erklärung ausgestellt. Nebst der Mutter gab auch der Sohn eine ähnliche Erklärung; sie lautet: „Je donne ma parole d'honneur d'observer exactement l'engagement qu'a pris ma mère."

als er auch schon die Aufhebung der Gefangenschaft verfügte[1]). Hager, der Anatole nicht traute und von der Freilassung auch sonst unangenehme Verwicklungen befürchtete, war mit diesem Vorgang gar nicht einverstanden[2]). Aber er mußte sich der Anordnung Metternichs fügen. Montesquiou, dem die strenge Überwachung all seiner Schritte höchst lästig war, der sich nach Frau und Kind sehnte, war des Lebens in Wien sehr bald überdrüssig. Wiederholt bat er, seiner peinlichen Situation ein Ende zu machen[3]). Im Juni erhielt er die lang ersehnte Bewilligung, gemeinsam mit seiner Mutter die Rückfahrt nach Frankreich antreten zu dürfen. Am 14. Juni empfing Marie Luise in Gegenwart Wessenbergs, wie dies von der Exkaiserin selbst gewünscht worden, noch einmal die ehemalige Gouvernante ihres Sohnes, an der dieser mit so viel Liebe hing. Jetzt war es Marie Luise selbst, die vor Ungeduld brannte, die Gräfin abreisen zu sehen[4]). Unmittelbar nach der Abschiedsaudienz verließen Mutter und Sohn auch Wien[5]), womit eine für sie höchst leidige und unerquickliche Angelegenheit ihr Ende erreichte. Wenn Montesquiou auch nichts nachgewiesen werden konnte, so ist es doch charakteristisch, daß ihn Einheimische wie Fremde der geplanten Entführung für fähig hielten. Talleyrand[6]) und Dalberg[7]) glaubten daran, und der hannoversche Staatsminister Graf Münster bezeichnet ihn ausdrücklich als die Seele des ganzen Komplottes[8]).

Mit der Entfernung des Grafen Montesquiou und ihres Sohnes war aber noch lange nicht alle Angst vor einer Entführung des jungen Bonaparte gewichen. Schon am 1. April hatte Hager auf die auch weiter fortbestehende Gefahr hingewiesen. Die bisherigen Verfügungen zu deren Hintanhaltung gewährten ihm keine Beruhigung. Besonders von dem französisch gesinnten Gefolge Marie Luisens besorgte er, es könnte den Prinzen als Mädchen verkleidet bei einem der vielen Ausgänge der Burg zu einem daselbst bereitstehenden Wagen führen, um

---

[1]) Talleyrand an M^me^ Montesquiou, Wien 6. April. M. d. J. — Vortrag Metternichs vom 10. April.

[2]) Vortrag Hagers vom 1. April 1815. M. d. J. „Er (Anatole) wird seines Wortes ebensowenig achten als die französischen Marschälle die heiligsten Eide gegen ihren König. Das Publikum wird sich über sein hierortiges freies Wiedererscheinen hoch skandalisieren, selbst die fremden Diplomaten dürften hinter einer solchen Kondeszendenz irgend einige Winkelzüge vermuten, die sie so gerne in Österreichs Politik suchen wollen." Schon bei der Anhaltung in Lambach hatte verlautet, Anatole solle gegen Verpfändung seines Ehrenwortes auf freiem Fuß belassen werden.

[3]) Hager an die Polizeioberdirektion, 4. Mai 1815. — Anatole Montesquiou an Metternich, 29. Mai 1815. M. d. J.

[4]) Wessenberg an Hager, 14. Juni 1815. M. d. J.

[5]) Bericht des Linzer Polizeidirektors, 17. Juni. M. d. J. An diesem Tage passierten beide Linz, um sich über Bayern nach Frankreich zu begeben.

[6]) Talleyrand an Ludwig XVIII., Wien 17. März 1815. Correspondance inédite de Talleyrand par Pallain, p. 351.

[7]) Dalberg an die Herzogin von Dalberg, Wien 20. März 1815. „Son fils (der M^me^ Montesquiou) était arrivé de Paris et nous croyons tous que c'était avec le projet d'enlever le petit prince."

[8]) Münster, Politische Skizzen 1815—1867, S. 237. Münster an den Prinzregenten von England, Wien 25. März 1815.

mit ihm zu entkommen[1]). Auch Metternich hielt es für unbedingt nötig, die französische Dienerschaft auf der Stelle zu entlassen und sie durch verläßliche, treue deutsche Bedienstete zu ersetzen. „Da es aber" — sagt Metternich dem Kaiser — „unanständig wäre, daß er (der Prinz) den ganzen Tag von seinen Dienstleuten umgeben würde, so dürften sich Ew. Majestät allergnädigst bewogen finden, einen deutschen Kavalier zu bestimmen, welchem die Oberaufsicht des Hofstaates des Prinzen zu übertragen wäre und welcher die ausdrückliche Weisung erhalten sollte, den Prinzen überall, besonders wenn er nach Schönbrunn fährt und dort einige Stunden verweilt, zu begleiten und niemand anderen anzuvertrauen. Diese Vorsichtsmaßregel" — fährt er fort — „hätte den doppelten Vorteil, Ew. Majestät für alle möglichen Fälle vollkommen zu beruhigen und auch den günstigsten Eindruck auf das Publikum zu machen, dessen Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit der Entführung des Prinzen wirklich im höchsten Grade gespannt ist"[2]). Tatsächlich wollten die Gerüchte, die von einer mißglückten oder bereits gelungenen Flucht zu berichten wußten, nicht verstummen. In Schönbrunn hieß es, Napoleon hätte eine sehr bedeutende Summe als Preis für jeden ausgesetzt, der ihm seinen Sohn bringe. Auch sagte man, er habe aus dem gleichen Grunde schon einen seiner Marschälle in irgend einer Verkleidung nach Wien gesandt[3]). Umständlich erzählten sich die durch ihre Phantasie noch mehr aufgeregten Leute, wie in der Nacht vom 5. April mit Wissen Marie Luisens alles schon zur Flucht bereit gewesen, daß sie aber — eben an Napoleon einen Brief schreibend — dabei von ihrem Vater überrascht worden sei; es soll deswegen zwischen Vater und Tochter eine sehr heftige Szene gegeben haben[4]). Charakteristisch ist, daß die Wiener, ungeachtet aller Beweise Marie Luisens von ihrer Abneigung gegen Napoleon, es sich doch nicht ausreden lassen wollten, sie halte treu zu ihrem Gatten und wünsche nichts sehnlicher als dessen endgültigen Sieg. Die öffentliche Meinung beging freilich mit solcher Annahme einen gründlichen Irrtum. Aber wenn auch Marie Luise nichts vom Kaiser wissen wollte und keinesfalls gesonnen war, eine Entweichung des Prinzen zu begünstigen, so hütete sie doch nicht sorgsam genug ihr Kind. Der Präsident der Polizeihofstelle ist oft genug verzweifelt über die geringe Aufsicht, die in jedem Augenblick zu einer Katastrophe führen könnte. Insbesondere regte ihn die Sorglosigkeit, mit der die inneren Gemächer bewacht wurden, ungemein auf. Immer wieder drängt er auf Entfernung der französischen Dienerschaft[5]). Als aber gar Marie Luise mit dem Prinzen, begleitet nur von einigen Franzosen, bis gegen sechs Uhr Abends in der einsamen Waldgegend von Haimbach hinter Hadersdorf verblieben war, da verlor Hager seine Fassung vollends. „Ich kann daher

[1]) Vortrag Hagers vom 1. April 1815. M. d. J.

[2]) Vortrag Metternichs vom 3. April 1815.

[3]) Bericht Sibers vom 6. April 1815. M. d. J.

[4]) Bericht vom 7. April 1815. M. d. J.

[5]) Vortrag Hagers vom 9. April 1815. M. d. J. „Nur dann können diese Versuche mit Gewißheit vereitelt werden, wenn der Prinz allerorten und durchaus deutsche Dienerschaft um sich erhält, wonach uns dann auch Ew. Majestät außer Verantwortung zu halten geruhen wollen."

Ew. Majestät" — rief er jetzt dem Kaiser zu — „meine steten Besorgnisse nicht unterdrücken, und erlaube mir ehrfurchtsvoll zu wiederholen, daß ich unter diesen Umständen für nichts haften kann; in der Tat aber sehe ich dem Augenblick mit Schaudern entgegen, wo sich Ew. Majestät von hier hinweg begeben und den Prinzen von Parma in seinen alten Verhältnissen hier belassen werden" [1]). Der Kaiser versprach für Anstellung deutscher Diener sorgen zu wollen [2]), und ebenso hatte er Metternich bedeutet, daß er sich mit seiner Tochter wegen eines deutschen Kavaliers, der seinen Enkel überall hin zu begleiten hätte, beraten werde [3]). Doch hatte sich Franz mit halben Maßregeln begnügt und nur die männliche französische Dienerschaft entlassen. Hager hatte zu den Französinnen, in deren Obhut der kleine Napoleon auch weiter verblieb, kein Vertrauen. Kam es doch vor, daß sich die deutschen Diener aus dem Schönbrunner Garten entfernten und den Kaisersohn mit dem französischen weiblichen Gefolge ganz allein ließen, „was" — wie der Präsident der Polizeihofstelle bemerkt — „wenn es wiederholt würde, einen Anschlag auf die Person des Prinzen erleichtern könnte" [4]). Zur Sicherheit wurde nun allen Grenz- und Polizeibehörden eine Personalbeschreibung des Prinzen mitgeteilt und ihnen eingeschärft, niemanden aus Österreich hinauszulassen, in dessen Gesellschaft sich ein Kind von solcher Beschaffenheit, wie es hier beschrieben wird, befände. Die Kennzeichnung lautet: „Derselbe ist $2^1/_2$ Schuh hoch, etwas untersetzt, hat ein sehr glattes, schön weiß und rot gefärbtes Gesicht, volle Backen, blaue, etwas tiefliegende Augen, eine kleine aufgestülpte Nase mit etwas weiten Nasenlöchern, einen kleinen Mund mit ein wenig aufgeworfenen Lippen, in deren Mitte ein Grübchen befindlich, sehr weiße, große Zähne, lange lichtblonde Haare, welche am Scheitel geteilt sind und ringsherum in starken Locken bis an die Schultern herabhängen. Der Prinz spricht gewöhnlich französisch, auch etwas deutsch, spricht heftig und deutet immer mit den Händen herum. Sein Betragen ist sehr lebhaft" [5]). Dies war um so nötiger, als immer wieder Nachrichten eintrafen, die für das Bestreben Napoleons zeugten, sich sowohl seiner Gattin als auch seines Sohnes zu versichern. So wollte man aufs bestimmteste wissen, Bausset, der Palastmarschall Marie Luisens, sinne darauf, am Tage der Abreise des Kaisers Franz ins Lager dessen Enkel zu entführen. Angeblich hätte sein Plan darin bestanden, den Prinzen in einen den kaiserlichen Equipagen ähnlichen Wagen zu setzen, um dann, unerkannt und ohne an der Grenze nach einem Passe befragt zu werden, mit ihm davon zu fahren [6]). Herzog Duras lies aus Gent an den Wiener Hof die Nachricht gelangen, ein gewisser Vincent de Borderie reise reichlich mit Geld und allen denkbaren Verführungsmitteln versehen nach der Kaiserstadt, um Napoleons sehnlichsten Wunsch zu erfüllen [7]). Schönbrunn, wohin ja der Prinz von

[1]) Vortrag Hagers vom 10. April 1815. M. d. J.
[2]) Resolution des Kaisers zum Vortrag Hagers vom 9. April 1815. M. d. J.
[3]) Resolution des Kaisers zum Vortrag Metternichs vom 3. April 1815.
[4]) Vortrag Hagers vom 31. Mai 1815. M. d. J.
[5]) Schreiben Hagers an die Landesgouverneure vom 4. Juni 1815. M. d. J.
[6]) Polizeirat Schmid an Hager, 20. Mai 1815. M. d. J.
[7]) Vortrag Hagers vom 15. Juni 1815. M. d. J.

Parma zur Sommerszeit übersiedeln sollte, schien Hager noch immer die günstigste Gelegenheit zur Vollführung aller derartigen Unternehmungen. Deshalb drang der Präsident der Polizeihofstelle immer von neuem auf endgültige Entlassung der gesamten französischen Dienerschaft. „Das wichtigste aber meines Erachtens ist" — schreibt er — „sichere Bediente und Türhüter bei dem Prinzen zu haben, welches schon geschehen ist, denn die Herren mit dem Schlüssel am Hintern (Anspielung auf den von den Kammerherren rückwärts getragenen Schlüssel als Symbol ihrer Würde) sind nicht immer die wachsamsten" [1]). Glaubt man jedoch dem mit der Bewachung des Schönbrunner Schlosses betrauten Polizeikommissär, Karl Tapp Edler von Tappenburg, so wäre ungeachtet aller Vorkehrungen ein Entführungsversuch wirklich gelungen. Wie er in späteren Jahren im Freundeskreise erzählte, hätten zwei Damen von hohem französischen Adel, die Marie Luise freiwillig nach Wien gefolgt waren, ein derartiges Unternehmen gewagt. Diese sollen ihre Rückkehr nach Frankreich im Juni 1815 dazu benutzt haben, den Sohn der Exkaiserin mit sich zu nehmen. Kaum habe er Kunde davon bekommen — er sagt nicht auf welche Weise — als er ihnen, die in einem ungeheuer großen Reisewagen fuhren, sofort nachsetzte. Anstatt sie aber in Sternberg auf der Linzer Straße, wo er die Frauen erreichte, zu entlarven, läßt er sie da in aller Gemütsruhe ihr Mittagmahl einnehmen. Erst auf der nächsten Poststation, wo Pferdewechsel stattfand, forderte er die eine der Damen auf, sich mit ihm in das Posthaus zu begeben. Die Folge dieser Unterredung war eine gründliche Visitation des Reisewagens, dessen Rückwand ganz hohl war. In diesem Teil der Equipage, der sein Licht durch ein oben angebrachtes Fensterchen und Luft durch Quasten und Spangen erhielt, fand er einen höchst geschmackvollen Kinderstuhl, in dem der Prinz von Parma saß, und ihm zur Seite eine zu dessen Unterhaltung mit Spielzeug und Konfituren beladene kleine Wärterin. Nach dieser Entdeckung geleitete Tappenburg die Reisegesellschaft wieder nach Schönbrunn zurück. Während er für seine gelungene Tat eine Stelle bei einer der Inspektionen der kaiserlichen Lustschlösser erhalten haben will, ließ man später die beiden Damen, diesmal unter polizeilicher Begleitung, unbehelligt nach Frankreich heimkehren [2]). Außer der Gräfin Montesquiou kennen wir keine zweite Französin von hohem Adel, die um diese Zeit noch in Wien gewesen wäre. Seit dem 20. März vom Prinzen vollkommen getrennt, hatte sie absolut keine Gelegenheit, ihn unbemerkt aus dem Schlosse hinwegzuführen. Und warum hat Tappenburg die beiden Frauen nicht sofort in Sternberg angehalten, sondern sie erst bis zur zweiten Station reisen lassen? Warum sagt er nicht, wieso er hinter das Geheimnis der Französinnen kam? Ohne Hager irgend etwas von seiner Absicht zu verraten, will er sich rasch die nötigen Dokumente und Geld zur Verfolgung der beiden Damen verschafft haben. Man beachte aber, daß der Präsident der Polizeihofstelle in keinem

[1]) Hager an Siber, 22. Mai 1815. M. d. J.

[2]) Feuilleton der „Neue Zeit" (Olmütz) 1864, Nr. 7. Diese Geschichte wird da von einem Freunde des Tappenburg nach dessen kurz vor 1864 erfolgtem Ableben erzählt. Tappenburg starb, zweiundachtzig Jahre alt, als k. k. Hofgebäude-Inspektor.

seiner zahlreichen Vorträge von einer beinahe gelungenen Entführung, sondern stets nur von der Möglichkeit einer solchen spricht. Welch kräftige Handhabe hätte ihm ein derartiges Ereignis bei seinem Drängen auf Entlassung der französischen Dienerschaft geboten! Nicht einen Augenblick hätte die französische weibliche Umgebung länger in der Nähe des Prinzen verweilen dürfen. Wäre es denn auch möglich, daß in den zahllosen Akten, die die Frage der Entführung des jungen Napoleon berühren, keine Spur von diesem Abenteuer des Tappenburg zu entdecken sein sollte? Mit aller Bestimmtheit darf man daher die ganze Erzählung dieses Kommissärs, wenn sie überhaupt von ihm herrührt, in das Gebiet der Erdichtung verweisen, mit deren Produkten die Geschichte dieser Periode so reich ausgestattet ist.

Aber die Flucht Napoleons, sowie die ihm von allen Seiten zugeschriebenen Bemühungen, seine Familie wieder nach Paris zurückzuführen, äußerten jetzt ihren nachteiligen Einfluß auf das Schicksal Marie Luisens und des Prinzen von Parma. Mit erneuter Heftigkeit und größerer Berechtigung als vorher wurden nunmehr die Bestimmungen des Fontainebleauer Vertrages vom 11. April 1814 bekämpft. Seine Gegner erklärten diesen infolge des Wortbruches des Exkaisers für vollkommen ungültig. Unterstützt von England, bestritten Frankreich und Spanien jedes Souveränitätsrecht Marie Luisens und ihres Kindes auf die Herzogtümer von Parma, Piacenza und Guastalla. Als es auf dem Kongresse vor der Abreise der Fürsten zur Armee im Mai zur definitiven Regelung dieser Angelegenheit kommen sollte, schien ein Zusammenstoß zwischen den Freunden und Gegnern Marie Luisens unvermeidlich[1]). Alexander I., der als Ritter der Tochter des Kaisers Franz gelten wollte, war entschlossen, weder diese noch ihr Kind politisch enterben zu lassen, wozu allerdings Metternich und dessen kaiserlicher Herr die größte Neigung hatten[2]). Lord Clancarty, der Vertreter Englands, legte den entschiedensten Protest gegen die Überlassung der italienischen Herzogtümer ein. Die Spannung zwischen Rußland und Großbritannien ward so stark, daß schon zu besorgen stand, dieser wichtige Teil der Kongreßakte würde entweder von der einen oder andern Macht nicht unterzeichnet werden. In dieser kritischen Lage war es Metternich, der einen Ausgleich zur Schlichtung des Streites ersann. Der österreichische Minister schlug jenen Artikel vor, der hernach als Artikel 99 der Wiener Kongreßakte bekannt geworden ist und dessen von Metternich selbst redigierte Fassung Gentz als „ein Meisterstück diplomatischer Geschicklichkeit" rühmt[3]). Man konnte tatsächlich auch nicht mit mehr Virtuosität dem Ausbruch eines momentanen politischen Unwetters vorbeugen. Das war für Metternich die Hauptsache, der für den Augenblick Ruhe brauchte. Metternich wäre nicht Metternich gewesen, wenn er sich auch nur eine Sekunde lang durch die Erwägung hätte stören lassen, daß sein diplomatisches Meisterstück in späteren Tagen erst recht zum Anlaß schwerer Konflikte werden würde. Der in der Sitzung vom 27. Mai 1815 angenommene Artikel sicherte der

[1]) Klinkowström, Österreichs Teilnahme ꝛc., S. 562.
[2]) Ibid. S. 562.
[3]) Ibid. S. 562.

Gemahlin Napoleons die italienischen Herzogtümer als Eigentum — eine Regelung, die dem russischen Kaiser angenehm war [1]). Die Erklärung, daß die Entscheidung über das Heimfallsrecht auf Parma, Piacenza und Guastalla der Zukunft vorbehalten bleibe, befriedigte Lord Clancarty [2]). Diese letztere Bestimmung rettete aber auch für Österreich die Möglichkeit einer seinen italienischen Interessen günstigen Lösung dieser heiklen Angelegenheit, ohne jedoch der Exkönigin von Etrurien alle Hoffnung auf den einstigen Besitz der Herzogtümer zu nehmen [3]). Allen Parteien aber war Metternich dadurch gerecht geworden, daß er in dem Artikel mit Vorsatz das Nachfolgerecht des Prinzen von Parma ganz übergangen hatte [4]). Diese Absichtlichkeit konnte ebensowohl zum Vorteil als zum Schaden des jungen Kaisersohnes gedeutet werden. Vor allem hatte das Wiener Kabinet hierbei Rücksicht auf Alexander genommen, der in keinem Falle die ausdrückliche Ausschließung des Kindes der Marie Luise vom Thronfolgerecht in Parma geduldet hätte. So wenig war er dazu geneigt, daß er es bei der stillschweigenden Anerkennung gar nicht bewenden lassen wollte. Aus eigener Initiative [5]) forderte er Österreich und Preußen auf, mit ihm gemeinsam zum Schutze der Rechte der Exkaiserin und ihres Sohnes ein Übereinkommen zu treffen, zu dessen Anerkennung die übrigen Mächte in ruhigeren Zeiten aufgefordert werden sollten. So kam zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Preußen der Geheimvertrag vom 31. Mai 1815 zu stande, wodurch nicht nur Marie Luisen, sondern auch dem Prinzen das Eigentumsrecht auf die Herzogtümer garantiert wurde [6]). Wie Metternich einige Jahre hernach äußerte, hat er nur ungerne, dem Drang der Umstände folgend, diesem Vertrag zugestimmt. Schon im Mai 1815 will er vorausgesehen haben, Alexander sei es damit nie ernst gewesen, daß er nur ein diplomatisches Spiel trieb, von der Begier geleitet, sich den Anschein eines rettenden Kavaliers zu geben [7]). Hat Metternich damals wirklich den Zar durchschaut, so brauchte er 1818 keine Täuschung zu erleben, denn da war Alexander der erste, der die Hand zur Vernichtung der Thronfolge des Prinzen von Parma bot.

---

[1]) Klinkowström a. a. O., S. 562. Die Bestimmung lautet: „Sa Mté Imp. Marie Louise possédera en toute propriété et souveraineté les duchés de Parme, de Plaisance et de Guastalla, à l'exception des districts enclavés dans les états de S. M. I. et R. Apost. sur la rive gauche du Po."

[2]) Ibid. Der betreffende Passus bestimmt: „La reversibilité de ces pays sera déterminée de commun accord entre les cours d'Autriche, de Russie, de France, d'Espagne, d'Angleterre et de Prusse, toutefois ayant égard aux droits de reversion de la maison d'Autriche et de sa Majesté le roi de Sardaigne sur les dits pays."

[3]) Klinkowström a. a. O., S. 563.

[4]) Ibid. S. 562.

[5]) Metternich an Vincent, 12. Januar und 18. Februar 1817.

[6]) Der Vertrag ist mitgeteilt von F. Martens: „Recueils des traités conclus par la Russie." 1808—1815. Bd. III, S. 534. Die den Prinzen betreffende Bestimmung lautet: „Ils (les duchés) passeront à son fils (der Marie Luise) et à sa descendance en ligne directe."

[7]) Vortrag Metternichs vom 18. Februar 1817.

Das tote Haus am Bodensee.

Eine Reiseerinnerung

von

Ernst von Wildenbruch.

Niemand hat ihn mit Augen gesehen — dennoch wissen wir, er ist da; keines Menschen Ohr hat seinen Schritt gehört — dennoch wissen wir, daß er umgeht unter den Lebendigen, zwischen ihren Häusern und in die Häuser hinein, durch die plaudernden Gruppen auf den Straßen hindurch, und neben dem Wanderer im einsamen Feld, er, dessen Namen der Lebendige nicht gern ausspricht, den die Kranken Freund, die Verzweifelten Erlöser, die Gesunden Räuber und Zerstörer nennen, der düstere Zwillingsbruder des Lebens, der Tod.

Unsichtbar für unsere Augen, unvernehmbar für unser Ohr, verraten uns seine Taten sein Vorhandensein; an der Öde, die plötzlich eintritt, wo vorher Stimmen waren, Geräusch des Daseins und Musik des Lebens, erkennen wir seine Spur. Wenn wir in den Wald kommen und den Baumriesen zu Boden geschmettert sehen, der gestern noch mit dem Wipfel nach den Wolken griff, so wissen wir, hier ist er hindurchgegangen; wenn wir einen, der heute noch auf der Straße des Lebens neben uns herging, lautlos zur Seite treten und grau im grauen Nebel verdämmern sehen, so blicken wir, die wir weiterwandern, ihm schweigend nach: den hat er an der Hand genommen, und er hat mit gemußt; und wenn wir an die Stätte kommen, wo einstmals einer gewohnt hat, den wir kannten, der uns lieb und wert war, und die Stätte ist leer, aus dem Hause tönt uns kein Willkommen, aus den Fenstern blickt kein Gesicht, winkt keine Hand, sondern die Vorhänge sind niedergelassen, oder vielleicht gar mit hölzernen Läden sind die Fenster zugedeckt und verstellt, so daß es aussieht, als hätte das Haus keinen Mund und keine Augen mehr, als wäre es stumm und taub und blind, dann wissen wir, daß er hier hineingetreten ist, der Unsichtbare, der Schreckliche, daß er das Feuer auf dem Herde gelöscht, die Schlüssel an sich genommen hat, und daß die Hand, die uns einstmals geöffnet, nie mehr die Tür erschließen wird.

Wer, der so alt geworden ist wie ich, hätte nicht manchmal Taten von ihm zu verzeichnen, seinen Spuren nachzugehen gehabt? In der Heimat habe ich die Wirkungen seines Tuns beobachtet und in der Fremde, in dem Lande, wo die Menschen mit den schämigen Herzen, die Deutschen wohnen, die ihr Fühlen und Leiden im stillen Kämmerlein verstecken, und draußen, zum Beispiel in Sizilien, wo die Menschen das Bedürfnis haben, ihr Gefühl wie ein Kleid zu tragen und der Welt durch Zeichen zu verstehen zu geben: „Ich leide — leidet mit mir!“ So in Girgenti, wo ich an der Tür eines mitten in der alten Tempelreihe gelegenen Hauses einen mächtigen schwarzen Krepp angenagelt sah, der den Vorübergehenden belehrte, daß der Padrone di casa, der Hausherr, nun auch den Weg gegangen war, den Tausende von Jahren vor ihm die braunen Tempel und die Menschen gegangen waren, die einstmals in den Tempeln zu Göttern gebetet hatten. So in Taormina, wo der Trauerflor an einem buntbemalten sizilianischen Karren verkündete, daß der Bauer, dem der Karren gehörte, gestorben war, und wo sogar der Mulo, der Maulesel, der den Karren zog, mit einem langwallenden schwarzen Flor um den dahingegangenen Gebieter trauerte.

Und jetzt, in allerjüngster Zeit, in einem Lande, das weder Deutschland noch Italien ist, sondern mitten inne zwischen beiden liegt, in der Schweiz, habe ich wieder an einer Stätte gestanden, wo einer gewohnt hat, der mir lieb und wert war, der nicht mehr dort wohnt, nie mehr dahin zurückkehren wird, und das stumme, blinde Haus mit den holzverschlagenen Fenstern, dem verwilderten Garten, in dem ein einziges, letztes Geräusch des Lebens sich regte, das leise Murmeln des immer rinnenden Brunnens, hat mir eindringlicher und wehmütiger gepredigt, als seinerzeit der schwarze Krepp an der Haustür, daß die Menschen, wenn sie abgeblüht haben, nicht wiederkehren, wie die Blumen es tun.

Das Haus, von dem ich spreche, steht über dem Bodensee auf schweizer Seite, so daß man von seiner Schwelle hinunterblickt auf den Spiegel des Sees, das gegenüberliegende Gelände und das auf dem Wasser schwimmende Lindau, im Lande Appenzell, da, wo dieses zwischen Rorschach und der Talebene des Rheins sich wie ein großes, weitgebauschtes Kissen von grünem Sammet emporwulstet. Auf der Höhe des Wulstes liegt ein freundlicher Ort, der heißt Heiden, und wenn man durch die Gassen dieses Ortes hinausgeht, bis dahin, wo die Straße nach Rorschach hinunterbiegt, kommt man an ein einsames Haus, vor dem man stehen bleibt, weil es anders aussieht als die anderen Häuser. Denn seitdem in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das alte Heiden abgebrannt, ist ein neues entstanden, mit modernen, schweizerischen Häusern, die wohl sauber und heiter, für meine Empfindung aber ohne rechte Individualität sind, weil sie zu viel Fenster haben, einen internationalen, mehr oder weniger französelnden Charakter aufweisen, wie denn auch das Brot, das man daselbst zu essen bekommt, an das für meinen deutschen Gaumen schreckliche, schwammige französische Weißbrod erinnert. Da draußen aber, am Rorschacher Wege, das einsame Haus, wenn man davor steht, fragt man sich, wer mag das hier erbaut, das hier bewohnt haben? Aus dem

Grundstock eines gewöhnlichen schweizer Bauernhauses ist ein Gebäude herausgewachsen, einfach zwar von Holz, mit Schindeln bekleidet, wie die andern, aber dennoch so anders, ganz anders als die übrigen. Die Wände des Hauses in symmetrischer Abmessung von Fenstern durchbrochen; über den Fenstern, wie Wimpern über schönen Augen, lang und schlank ausladende Fensterdächer. Die Eingangspforte mit dickem, schwerem Rankengrün umsponnen, und von Grün umrankt auch die Söller, die sich an der Mittagsseite des Hauses in zwei Stockwerken übereinander aufbauen. Ein Haus, das in dem sammetgrünen, von Milchduft, Kuhgeruch, Gesundheitsbrodem überwölbten Lande so seltsam, beinah fremdartig dasteht, als wäre es wie ein Sternkristall aus einer höheren Luftschicht, aus dem Äther der Kunst herabgeflockt und hier zur Erde gekommen. Eine Künstlerseele — das fühlt man — muß diese Stätte zum Wohnort erkoren, eine Künstlerhand dieses Haus ersonnen und ausgebaut haben. Und ein solcher Mensch ist es denn auch gewesen, der hier gehaust hat, ein Schmetterling aus dem Lande, wo die geheimnisvollen Blumen der Kunst blühen, der, nachdem er lange unschlüssig wählend über der Erde umhergeflattert war, an diesem Erdenfleck sich niedergelassen und angesogen hat, um hier zu bleiben bis zu seinem letzten Tage, Heinrich von Herzogenberg.

Indem ich den Namen niederschreibe, ist mir, als erschiene mir ein Gesicht; tiefe, große, leidvolle Augen, von länglich gezogenen, hageren Zügen umrahmt, ein Gesicht, das sich zu mir wendet, als hätte mein stummer Gedanke es gerufen und geweckt, mit so langsamer, mühevoller Wendung, wie Menschen es tun, die den Kopf nicht mehr frei auf dem Halse bewegen können, sondern, wenn sie sich zu uns wenden wollen, den ganzen Oberleib herumzudrehen gezwungen sind. Das ist seine Erscheinung, wie ich ihn zuletzt gesehen, das Bild seines Zustandes, in den ihn die furchtbare nervenzerschneidende Operation versetzt hatte, die vom Arzte an ihm vorgenommen worden war; und indem dieses Gesicht, dieses Bild langsam vor mir aufdämmert, ist mir, als stände ein Wort darunter geschrieben, eine Bezeichnung, ein Titel, und indem ich es entziffere, lese ich das Wort „Tragödie".

Denn was bedeutet Tragödie anderes, als Kampf von etwas Edlem gegen übermächtige Gewalten? Als ein Unterliegen, in dem wir, die Zuschauer, uns mit unterliegen fühlen, gehoben und gestärkt durch das Bewußtsein, daß der Held der Tragödie es ist, der uns den Untergang abnimmt, indem er für uns das große Leid erträgt?

Wer dem Leben Heinrich von Herzogenbergs zugesehen, hat eine Tragödie mit angeschaut, die so viel Akte hatte, wie dieses Leben Jahre, einen Kampf, der äußerlich in dem verbogenen, verkrümmten, gelähmten Körper zu Tage trat, nach innen aber lautlos in einer lautlos stolzen, verlangenden und nie erlangenden, gequälten Seele rang.

Der Gegner, der ihm gegenüberstand und schließlich stärker war als er, wie er schließlich stärker ist als alles, was von Mutterleibe kommt, war der, von dem ich gesprochen habe, der Unsichtbare, Schreckliche, den andere Kranke Freund und Erlöser nennen, den dieser Kranke aber Feind und Verderber nannte, weil er die Seele ihm lähmen wollte, die feurig, schlank und jung in

dem kalten, verkrümmten, vermorschten Leibe blühte, den er von sich hielt und von sich fort stieß mit aller Kraft des Willens, bis er das vollbracht haben würde, was zu vollbringen er sich sehnte, eine große künstlerische Tat, ein bleibendes Werk der Musik. Ob er dahingegangen ist mit Hinterlassung eines solchen, ihn und die Zeiten überlebenden Werkes? Ich bin kein Musiker, weiß es nicht, kann es nicht beurteilen. Aber wenn ich an seine Persönlichkeit zurückdenke, den Ausdruck seines Gesichts, an Worte, die ich hier und da von ihm gehört, die gelegentlich wie Späne aus einem Hammerwerke aus ihm herausflogen und den eisernen Kampf verrieten, der da drinnen hämmerte und stampfte, dann will eine Ahnung mir sagen, daß er nicht mit der gelassenen Ruhe dessen, der ein Lebenswerk hinter sich vollbracht weiß, sondern daß er mit einem: „Ich bin noch nicht fertig; noch nicht!" in die Arme gesunken ist, die sich um ihn schlossen, um ihn dahin zu tragen, wo „Musik ist in den ewigen Sphären".

Ein hartnäckig unerbittlicher Gegner war es, der ihm gegenüberstand. Und daß er die Hand auf ihn legte, ihn Jahre vor dem Sterben mit dem Stempel zeichnete, der ihn als seine Beute bezeichnete, daß er ihn als halbtoten Mann in das Haus am Bodensee, in das Land des strotzenden, grünen Lebens einziehen ließ, war noch nicht das Schlimmste, was er an ihm tat. Etwas Böseres verbrach er an ihm, etwas Grausameres, indem er ihn einsam machte, ein Wesen von seiner Seite riß, eine Frau, diesem Manne die Frau nahm, die neben ihm hergegangen war, als seine Helferin in körperlichen Nöten, seine Teilnehmerin an Gedanken und Entwürfen, seine Begleiterin auf dem Klavier, seine zweite musikalische Seele, ein Geschöpf von solcher Holdseligkeit der äußeren Erscheinung, solcher Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit an Seele und Gemüt, daß ihr körperliches und geistiges Bild unvergessen und unvergeßlich in der Erinnerung aller fortlebt, die sie jemals gesehen, ihrem reizenden hannöverisch-deutschen Sprechen jemals gelauscht haben.

Solch ein völlig ineinander verschlungenes Zusammenleben von Mann und Frau, das sich mit Gedanken, Empfindungen, Wünschen und Bedürfnissen wie ein edles Blütengewinde um den Lebensbaum rankte, der gemeinsam zwischen beiden stand, wer es mit angesehen hat, wie muß der den Kopf schütteln zu dem heutigen, neurasthenischen Geschwätz, das in der Ehe nichts weiter sehen will als eine Verkrüppelungsanstalt für die Frau; das der Frau verbieten will, im Gatten aufzugehen, weil die Frau sich nicht ausbeuten lassen dürfe vom Manne, ihm gegenüber vielmehr ihre Individualität zu behaupten habe, als Gleiche gegenüber dem Gleichen. Ganz aufgegangen in aufopfernder Betätigung für den geliebten Mann ist die Frau, von der ich spreche, die schöne edle, ganz weibliche Frau, und nicht ein Atom von ihrer Persönlichkeit, nicht einen Funken ihres Geistes hat sie dabei eingebüßt. Eines freilich war vorhanden und muß vorhanden sein, wenn Ehe zur Ehe, zur ergänzenden Gemeinschaft der Geschlechter werden soll: ein Lebensbaum muß zwischen beiden stehen, der mit dem Wipfel über den Alltag hinaus in eine höhere Atmosphäre hinaufweiset, den Mann und Frau gemeinsam begießen, hegen und pflegen, und an dem sie gemeinsam emporwachsen können.

Und an diesen Baum trat nun der Feind, der unerbittliche, heran, mit der eisernen Faust griff er in das Blütengewinde, und indem er die eine Ranke herabriß, verwundete er die andere bis ins Herz.

Wer diese beiden Menschen nebeneinander gesehen und gekannt hat, die Verkörperung des blühenden Lebens neben dem leibhaftigen Abbilde des leidenden Siechtums, der muß es, neben der Härte, wie einen grausamen Hohn des Schicksals empfinden, daß diese Frau ihrem Manne vorangehen mußte in den Tod. Unvergeßlich ist mir das Wort, das ich einstmals von ihrem Munde hörte: „Beinahe schäme ich mich manchmal meiner Gesundheit, wenn ich das Leiden an meiner Seite, meinen armen Mann ansehe." Und plötzlich sollte sie keinen Anlaß mehr haben, sich zu schämen; ein Herzschlag traf das liebreiche Herz, und die anmutige Frau war dahin.

Warum ich ihrer so lebhaft gedenken mußte, als ich vor dem toten Hause stand? Weil die hoffenden Gedanken der beiden Menschen sich an dieses Haus geklammert hatten, als an ein letztes, für beide zu erreichendes Asyl; weil mir, als ich davor stand, die Verse Heinrich von Kleists ins Gedächtnis kamen, die herrlichen, mit denen er seine Penthesilea schließt:

Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Denn nur einem von ihnen sollte zu teil werden, was sie für sich beide ersonnen und erhofft hatten, und dieser eine war der Kranke, an dem der Sturm vorüberging, während er die gesunde Eiche darniederwarf. Fernher aus Berlin, wo sie wohnten und lebten, waren sie an die lachenden Ufer des Bodensees hinuntergezogen, im Schweizerhof zu Heiden hatten sie Quartier genommen, und von dort, an einem Sommer-Sonnenmorgen, waren sie, Hand in Hand, hinausgegangen dahin, wo der Rorschacher Weg hinunterbiegt, und hatten gemeinsam den Kern gepflanzt, aus dem ihre Hoffnung erblühen sollte, den Grundstein zu ihrem Hause gelegt. Einmal noch hatten ihre Herzen in einer gemeinschaftlichen Sehnsucht geschlagen, einmal noch hatte die Zukunft ihnen beiden verheißend in die Augen gelacht — dann als der Kern in Blüte gegangen, das Haus errichtet war, zog ein einsamer, gebeugter Mann hinein, und alles, was er von der anderen mit sich nahm in die neue Behausung, war die Erinnerung und ein von Hildebrand geschaffenes, schönes Reliefbild, in dem sie, in Farben, als heilige Cäcilie an der Orgel, im blauen Gewande, mit blond herabflutendem Haare dargestellt war.

Dort hat er dann noch jahrelang — gesessen — in des Wortes buchstäblicher Bedeutung; denn die Krankheit schritt fort und lähmte ihn schließlich derartig, daß er kein Glied mehr rühren konnte — von treuen, freundlichen Frauenhänden besorgt, aber nicht von jenen, die einstmals auf dem Klavier neben ihm hergeflogen waren und ihm seine Kompositionen, noch feucht von der Niederschrift, vorgespielt hatten. Dorthin ist dann auch er seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts nicht mehr zurückgekehrt. Im Herbst 1900, in Wiesbaden, fern von Berlin und dem Bodensee, von den Orten, wo er gewirkt

und wo er genossen hatte, hat die ringende Seele ausgerungen, und Heinrich, sowie Elisabeth von Herzogenberg, beide sind sie dahin.

Ja — dahin. Kinder von ihnen sind nicht vorhanden, die das Seelenfeuer der Eltern, wenn auch vielleicht in kleinere Flammen zerteilt, weitertragen könnten. Erben sind da — aber sie haben die hölzernen Fensterläden geschlossen, die Söller mit dem Blick ins herrliche Land mit Brettern vernagelt; der Garten verwildert, und das aus feinstem, individuellstem Schönheits- und Lebensgefühl hervorgegangene Haus wartet des Käufers Irgendwer, der vom Lande Irgendwo her kommen soll, um es zu kaufen.

Einem Gastwirte im Orte Heiden sind die Schlüssel anvertraut. Von diesem habe ich sie mir geben lassen, und in Begleitung meiner Frau bin ich hineingegangen in das stumme, blinde, das gespenstische Haus. Es war eine Wanderung, schaurig und ergreifend, merkwürdig, wie ich keine je im Leben gemacht habe.

Aus hell-lichtem Tage eintretend, umfing uns rabenschwarze Nacht, so daß wir im Hausflur ein Streichholz anzünden und bei dessen Schein ein Petroleumlämpchen suchen mußten, das auf dem Lampentische im Flur stand. Mit dieser dürftigen Leuchte versehen, wie Wanderer, die sich Katakomben entlang tasten, gingen wir alsdann von Zimmer zu Zimmer, durch beide Stockwerke des Hauses. Und nun, als wenn man in der Katakombe plötzlich und unvermutet in die Züge eines Gesichtes blickte, das uns lautlos aus dem Dunkel ansieht, beim Schein des Lämpchens in unserer Hand aufblickend und wie aus dem Schlafe aufwachend, die vollständig erhaltene Ausstattung eines wohnlichst eingerichteten Hauses, Betten, Tische, Schränke und Stühle, alles modernste Rüstzeug für moderne Bedürfnisse, elektrische Klingelleitung, Badestube und Badeapparat, alles so vorhanden, so zum Gebrauche fertig und einladend, daß man das Gefühl bekam, als träte man unter eine Schar von treuen Haustieren, die des heimkehrenden Gebieters warteten, daß man unwillkürlich behutsam auftrat und leise sprach, weil man sich als Fremder, beinahe als Eindringling empfand, der kein Recht hatte, das Geräusch des Lebens hervorzubringen, das nur der Hausherr hätte erwecken dürfen. Türen und Wände, Fußböden und Decken, der ganze umgebende Rahmen für die Möbel, die der Rahmen umschloß, von blassem, hellem, poliertem Tannenholz, dabei alles so zueinander passend, in Farbe, Gestalt und Charakter miteinander übereinstimmend, daß man wie vor einem einheitlich geschlossenen, aus der Harmonie selbst geborenen Gedanken bewundernd vor dem Ganzen stand. Im Speisezimmer, um den großen, gastlichen Tisch noch die Stühle gestellt, an der Wand des Speisezimmers eine Kredenz mit großgeblümtem, freundlich lachendem Porzellan. Im Salon darüber, die Wände ringsherum noch mit Bildern geschmückt; lauter Nachbildungen nach großen, alten Italienern. Im Zimmer daneben, auf einem Bücherbrett noch die Bücher, darunter ein ganzer Stoß von Heften der „Deutschen Rundschau", abschließend mit dem Septemberhefte von 1899, dem letzten Monat, den er in seinem Bodensee-Hause verbracht hat. Überall Zeichen und Spuren eines, trotz Leiden und Lähmung rastlosen, geistigen Arbeitens, eines ununterbrochenen Verkehrs mit dem Geistesleben der

großen Welt; überall die Merkmale einer Natur, die mit allen Fäden und Fasern am Geistigen hing, mit allen Poren Schönheit in sich sog, deren Lebensatem Kunst und immer nur edelste Kunst war.

Schweigend, indem wir dieses alles sahen, dies alles durchmusterten, diese reiche, tiefe, von der öden Stille des Grabes bedeckte Lebensfülle, blickten wir uns in die Augen, meine Frau und ich: „Welche Seele! Welch ein Mensch!" und es war uns, als umhauchte uns der hinterlassene Duft einer Blume, die einmal geblüht hatte und deren Stätte auf Erden nicht mehr ist.

Tränen kamen uns in die Augen; wir erinnerten uns, wie manchmal dieser Mann, als er noch lebte, uns aufgefordert hatte, ihn in Heiden zu besuchen, und wir glaubten eine vorwurfsvoll flüsternde Stimme zu vernehmen: „Warum kommt Ihr jetzt, da es zu spät ist?"

Vorsichtig, wie wir hinaufgestiegen waren, gingen wir die Treppe von Tannenholz wieder hinab, löschten unsere Lampen und schlossen die Tür. Knirschend drehte sich der Schlüssel im Schloß hinter uns; da drinnen war jetzt wieder lichtloses Dunkel, das Haus wurde wieder zum Grab, und was in dem Hause war, sank zurück in regungslosen Todesschlaf. Im Garten, von dem der Blick hinaus und hinuntergeht in das smaragdgrüne Land, auf den leuchtenden Spiegel des Sees, blieben wir stehen. Ein Regensturm war herniedergegangen, während wir in der Dunkelheit umhertappten; Wolken trieben, und über dem Bodensee, wie ein grollendes Geheimnis, lag düstere Nacht.

Geheimnis — und was uns da drinnen wie ein Schattenbild erschienen war, wie das Aufleuchten eines unbekannten Landes, das ein Blitz erhellt, das Seelenleben des merkwürdigen Mannes, hatte er es nicht auch wie ein Geheimnis mit sich genommen, ein unausgesprochenes, über das seine Freunde nachdenken und sinnen, ohne doch zu einem festen Ergebnis zu gelangen? Denn wer hat hineingeblickt in die Vorgänge, die sich in dieser Seele, dieser ehrgeizigen, abgespielt haben mögen, wenn sie sich zürnend, anklagend, verzweifelnd gegen das Schicksal, den Kerkermeister erhob, der sie eingesperrt und gekettet hatte, daß sie nicht hinaus konnte zum höchsten Flug? Wer sagt uns, wie es in einem Menschen aussehen mag, dessen Geist durch alle Weiten, Höhen und Tiefen des Weltalls stürmt, während sein Körper so in den Stuhl gebannt sitzt, daß ihm sogar die Nahrung von fremden Händen zum Munde geführt werden muß? Aufzeichnungen hat er nicht hinterlassen, soviel ich weiß, und das begreift sich; denn er war ein Künstler, und echte Künstler schreiben keine Tagebücher — in ihren Werken malen sie das Bild ihrer Seele. Und da eben liegt es — die ganz großen Meister, die ganz gewaltigen Errichter künstlerischer Lebenswerke hinterlassen kein Geheimnis. Ihr Wirken und Schaffen liegt wie ein ausgebreitetes Land vor unseren Augen, in dem wohl Höhen und Tiefen, vielleicht auch Abgründe sind, über dem aber der Geist wie eine große Sonne leuchtet, durch welches die gestaltende Kraft eine breite, mächtige, vorwärtsstürmende Linie zieht, einen Weg, auf dem sich der Beschauer immer wieder zurechtfindet. Das Leben solcher Großen studiert man — man grübelt darüber nicht nach. Anders dagegen bei denen, bei denen Schaffenslust nicht immer gleichbedeutend mit Schaffenskraft, und Schaffens-

kraft noch nicht immer gleichbedeutend mit gestaltender Kraft ist. Über dem Landschaftsbild, das ihr Wirken und Leben darstellt, liegen Schatten und Dunkelheiten, in denen sich der Beschauer grübelnd verliert, und statt des mächtigen, gradausführenden Wegstranges, der bei jenen hindurchführt, laufen die Wege in ihrem Lande oftmals die Kreuz und die Quer. Das sind die Menschen, die ein Geheimnis hinterlassen, ein ernstes, ein schweres. Denn wer sich jemals mit Kunst und Künstlertum beschäftigt hat, weiß, daß es kaum ein rätselvolleres Geheimnis gibt, als das Mißverhältnis zwischen künstlerischem Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen. Weil es eine alltägliche Erscheinung ist, gehen wir daran wie an etwas Alltäglichem vorüber, beinahe mit spöttisch verächtlichem Lächeln; und doch sollten wir nicht lächeln; denn dieses Mißverhältnis bedeutet einen Riß in Menschenseelen, und in der Tiefe, zu welcher der Riß hinabführt, wühlen Schmerzen, die schlimmer weh tun als leiblicher Hunger und Durst.

Solche Gedanken lagen über mir, als ich den Weg, der nach Rorschach hinunterführt, wieder hinaufstieg, zu dem freundlichen, mit sich und dem Dasein zufriedenen Heiden.

Noch einmal, als wenn sie sich nicht losreißen könnten, kehrten meine Gedanken zu dem Hause zurück, dem Hause „zum Abendrot", wie der Erbauer es bezeichnender Weise getauft hatte, und da fiel mir ein, daß ich dort etwas gelesen hatte, einen Spruch, der am Kopfende einer hölzernen Bettstatt eingegraben gewesen war:

Schlafe in Ruh, schlafe in Ruh',
Tag ist vorüber mit seinem Schall;
Gottes Liebe deckt dich zu
Allüberall.

Ob er das für sich selbst geschrieben hatte? Oder für die, welche mit ihm hatte wohnen sollen im „Abendrot"? Ob das Bett sein Bett war? Ob er darin geruht und geschlafen, manchmal vielleicht auch schlaflos gelegen hat? Ich weiß es nicht; aber mir war, als hätte ich einen Grabspruch gelesen.

Der Berg Athos.

Von

Rudolf Lindau.

I. Die Küste von Athos.

Ich habe seit meiner Fahrt nach dem Berge Athos mancherlei Bücher über den „Heiligen Berg" durchblättert und das, was mir gefiel und mich interessierte, aufmerksam gelesen. — Da habe ich allerorten mit Bewunderung von der eigenartigen, großen, durch Worte schwer zu malenden Schönheit des Hagion Oros sprechen hören. Einige haben sich in ihren Beschreibungen zu begeisterten Lobgesängen hinreißen lassen, so Fallmerayer in seinen „Fragmenten aus dem Orient"; aber gerade das und ähnliches las ich besonders gern, verglich es im Geiste mit dem, was ich vor kurzem gesehen und genossen hatte und fand es keineswegs übertrieben. — Ich selbst muß jedoch auf den Versuch verzichten, strahlende Bilder der Landschaft, die so wunderbar schön ist, entwerfen zu wollen. Ich habe niemals mit prächtigen Farben malen können und das, was ich auf meiner Palette habe, ist im Laufe der Jahre noch verblaßt. Ich kann nur sagen, daß meine nüchterne Darstellung des Bildes von Athos aus einem für das Große und Schöne, das es ihm geboten hat, dankbaren Herzen kommt, und daß der Leser, wenn er sich eine richtige Vorstellung von der Wahrheit machen will, es zu lesen hat, wie er etwa ein Motiv anhören würde, das von einem unübertrefflichen Meister für volles Orchester geschrieben worden ist und ihm von einem wohlmeinenden Verehrer mit dünner Stimme vorgetragen wird.

Es war am 21. April, am Tage vor dem griechischen Ostersonntag, als mit Tagesgrauen die lange, dunkle Küste des Berges Athos vor unseren Augen aufstieg. — Der Tag war stürmisch und regnerisch, die Luft trübe. Zunächst erkannten wir nur, in grauen Nebel gehüllt, die Umrisse einer unübersehbar langen, dem Anschein nach fast gleichmäßig hohen Felsmasse. Die Kuppel des Berges Athos war durch eine breite, dichte Nebelschicht verschleiert. Ganz langsam begann sie sich der aufgehenden Sonne gegenüber zu zerstreuen, und gegen sieben Uhr wurde hoch über dem Bergrücken und über einer tieferen Wolken-

schicht, die noch auf dem Abhange lagerte, eine ungeheure dunkle Felsspitze sichtbar, die in der Luft zu schweben schien: Der Gipfel des Heiligen Berges. — Es war, als ob das Licht die Wolken aufföge. Sie verloren schnell an Dichtigkeit, wurden dünn bis zur Durchsichtigkeit, so daß wir die Umrisse des ganzen Berges, den Zusammenhang der Spitze mit dem Kamm erkennen konnten, und plötzlich hatte der scharfe Nordostwind alle Wolken weggefegt, und die kolossale Marmorpyramide stand, vom Gipfel bis zum Meeresspiegel enthüllt, vor unseren erstaunten Augen. Fast gleichzeitig verschwand die Wolkenschicht, die bis dahin noch einen breiten Streifen des Abhanges wie mit einer schneeweißen Schärpe verhüllt hatte, und die soeben noch farblose Landschaft zeigte sich plötzlich, wie wenn ein elektrischer Schein auf das Ganze geworfen worden wäre, als ein Bild von blendendem Farbenreichtum. — Der Wind hatte nicht nachgelassen, aber der Regen aufgehört. Die Sonne stand strahlend in einem in weiten Fernen von dunklen Wolken eingerahmten azurblauen Felde des Himmels, und die von ihr getroffenen Wellenspitzen blitzten wie Brillanten, so daß die Meeresfläche gleich einer mit Milliarden kostbarster Diamanten und Smaragden besetzten ungeheuren Decke ausgebreitet war.

Wir befanden uns vor Lawra, einem der ältesten und berühmtesten Klöster der Halbinsel, gerade gegenüber der Kuppel des Berges, die bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen erscheint und darüber hinaus kahl, finster drohend in ihr Gebiet hinausblickt: der einsame freie Riese des Ägäischen Meeres.

Kapitän Achmed hatte am vorhergehenden Tage versprochen, uns in Lawra an Land zu setzen. Ich erinnerte ihn daran, als ich bemerkte, daß wir das Kloster in ziemlich weiter Entfernung zu unserer Linken liegen ließen und in südlicher Richtung weiter dampften. — „Wie soll ich bei diesem Winde an der Ostküste ankern?“ antwortete er mir. „Lawra hat keinen Hafen und nur einen kleinen, schlechten Landungsplatz; das Ufer fällt steil ab, das Meer ist tief mit felsigem Boden, der Anker würde uns nicht halten.“

Man soll dem Kapitän während der Fahrt seinen Willen lassen. Ich war beinahe geneigt, um Entschuldigung zu bitten, ihn an sein gestriges Versprechen gemahnt zu haben, und fragte etwas kleinlaut, wohin er uns zu führen beabsichtige.

„Auf die Westseite. Dort finden wir zwischen Athos und Longos“ — der mittleren der drei Landzungen, die aus der chalkidischen Halbinsel gleich einem Dreizack in das Ägäische Meer hinausgreifen — „überall ruhiges Wasser und können landen, wo es Ihnen gefällt, am besten wohl vor dem großen russischen Kloster.“

„Sehr schön,“ sagte ich.

Meine Reisegefährten, denen ich meine Unterhaltung mit Kapitän Achmed mitteilte, meinten, die Landung in Russikon sei die beste, die wir machen könnten, da wir dem Abt des Klosters ganz besonders warm anempfohlen seien. — Wir waren eben entschlossen, alle Abänderungen unseres ursprünglichen Programms gutzuheißen, und das machte unser Zusammensein zu einem äußerst behaglichen.

Die Fahrt von Lawra um die Südspitze von Athos nach Russikon, wie das russische Kloster von St. Panteleïmon, das größte und bevölkertste der ganzen Halbinsel, gewöhnlich genannt wird, bot uns viel Sehenswürdiges. — Die Entfernung, in der wir uns des Wetters wegen vom Ufer halten mußten, war gerade weit genug, um uns den Anblick auf die ganze Bergseite, an der wir dahinfuhren, zu gestatten und gleichzeitig nicht so groß, als daß uns bemerkenswerte Einzelheiten am Ufer entgingen. Ein jeder von uns hatte ein Augenglas in der Hand, und wir standen und blickten und staunten, ohne viel Worte miteinander zu wechseln.

Der östliche und westliche Abhang des Berges Athos fallen in ziemlich gleichen Winkeln vom Grat ab, der sich in langen Windungen sattelförmig nach Süden, wo er sich hoch emporrichtet, erstreckt. Fallmerayer vergleicht ihn mit einem Tempeldach. Das stimmt so viel und so wenig wie der Vergleich mit einem Sarkophag, aber das letztere Bild scheint mir das passendere. Athos ist seit mehr als einem Jahrtausend die Grabstätte Hunderttausender von Menschen geworden, aber keiner hat je das Licht der Welt auf seinem Boden erblickt. Der Gedanke, daß dieses schöne, blühende Stück Erde nichts ist als ein ungeheurer Totenhügel, auf dem Klöster, Kirchen, Kapellen — Kreuzen auf einem Kirchhofe gleich — errichtet sind, und der von Lebensmüden bewohnt wird, die nach ihrem Tode durch neue Scharen wieder und immer wieder besetzt werden — der Gedanke hat etwas Grausiges.

Die beiden Abhänge des Berges, von der Kuppel abgesehen, sind vom Grat ab bis zum Wasserspiegel mit Urwald und Gesträuch so dicht bestanden, daß das Ganze wie mit einer farbenreichen Decke, in der Grün in allen Schattierungen vorherrscht, und die nur wenige kahle Stellen aufweist, überzogen erscheint. — Hie und da drängt sich zwischen dem Grün der von Jahrtausenden geschwärzte Marmorfels trotzig hervor, oder ein Sturzbach wird sichtbar, der, die Stille des Waldes und Öde des toten Gesteins belebend, in anmutigen Sätzen den Abhang vom Scheitel bis zur Sohle durchschneidet. Ackerland erblickte ich nirgends, wohl aber in der Nähe der über die Landschaft zerstreuten menschlichen Wohnungen einige Beete, auf denen Gemüse gezogen wird und seltener auch verschiedene Blumen blühten.

Die menschlichen Behausungen auf Athos zerfallen in drei Kategorien: Klöster, dorfartige Ansiedelungen, die den Namen Skiten führen, und vereinzelt dastehende Hütten, Kellien, das heißt Zellen, genannt. — Im Innern der Halbinsel befindet sich eine kleine Stadt, Karyäs, von der später besonders die Rede sein soll.

Der Klöster gibt es einundzwanzig auf dem Berge Athos, die meisten am Strande errichtet, in herrlichster Lage zwischen ewig grünendem und blühendem Wald und blauem Meer unter mildem, freundlichem Himmel. — Sie wurden nachweisbar in den Jahren zwischen 970 und 1385 erbaut und werden nach der Nationalität ihrer Gründer und zeitweiligen Bewohner als griechische, russische, bulgarische und serbische bezeichnet. Sie zerfallen in zwei Klassen: die Cönobien, die von einem auf Lebenszeit gewählten, mit absoluter Gewalt bekleideten Abt regiert und verwaltet werden, und die Idiorrhythma Monastiria,

in denen jeder einzelne Mönch unter der Ordensregel sein eigener Herr ist und die Verwaltung, aus mehreren Mitgliedern bestehend, durch Stimmenmehrheit, jedesmal nur auf ein Jahr, gewählt wird.

In den Cönobien herrscht die byzantinische Klosterfitte: niemand hat persönliches Vermögen; alles, was der Mönch besitzt und erwirbt, geht dem Kloster zu, das dagegen die Sorge für seinen Lebensunterhalt übernimmt. Die Mahlzeiten werden von allen Mönchen gleichzeitig und gemeinschaftlich eingenommen. Die gemauerten Zellen weisen keinerlei Unterschied auf zwischen dem einen und dem andern, und die Lebensweise aller ist eingezwängt in feste Regeln, die die Verwendung jeder Stunde des Tages und der Nacht genau vorschreiben. Das älteste Cönobion ist das im Jahre 963 vom heiligen Athanasios gegründete Kloster Lawra.

Die Cönobiten wurden bei ihrem ersten Auftreten in Athos von den älteren Ansiedlern des Heiligen Berges mit scheelen Blicken empfangen. Die von Athanasios eingeführten Neuerungen bargen in ihren Augen große Gefahren für die bestehenden Verhältnisse, die ihnen in ihrer Wildheit und Härte unübertrefflich gut erschienen; aber Neid und Eifersucht bildeten sicherlich auch einen Teil der feindseligen Gefühle gegen die neuen Menschen. Diese verfügten über Geldmittel, die in Athos als unermeßliche Reichtümer abgeschätzt wurden. Sie bauten weitläufige, feste steinerne Klöster, fürstlichen Burgen vergleichbar, ließen die härtesten Arbeiten durch gedungene Knechte verrichten unter dem Vorwande, alles von sich fernhalten zu wollen, was ihre Andacht und den Dienst Gottes stören könnte, brachten Zugvieh nach Athos, was bis dahin auf dem Heiligen Berge nicht geduldet worden war, und hielten wohl die Fastenzeit inne, aber kelterten Wein und kochten warme Speisen, lebten unter wohnlichem Dach und führten ein menschliches Dasein, das den menschenscheuen Höhlenbewohnern als ein Greuel erschien.

Sie trugen ihre Klagen gegen den Reformator Athanasios bis vor den Thron, aber sie wurden abgewiesen, und der Kaiser selbst zahlte die Kosten starker Befestigungen der Lawra-Kolonie, um diese gegen die gewalttätigen Klausner zu schützen. Nach und nach legte sich deren Zorn, und wenn sie sich auch nicht völlig mit der neuen Lage der Dinge aussöhnten, so krochen sie doch, einer nach dem andern, aus ihren dunklen Schlupfwinkeln, in denen sie wie die wilden Tiere gehaust hatten, heraus und begannen, feste Wohnungen zu bauen, um sich dort in mehr oder weniger zahlreicher Gemeinschaft mit andern Mönchen zusammenzufinden. Aber in einem Punkte hielten sie an der alten Ordnung fest, und dem sind sie bis auf den heutigen Tag treu geblieben: Sie wollten niemals einen Abt, einen Herrn über sich dulden und nicht nur ihre persönliche Freiheit innerhalb der strengen Mönchsregeln bewahren, sondern auch das Recht, über ihr Vermögen nach eigenem Ermessen und Willen zu verfügen. Daher kommt es, daß, während in den Cönobien alle Mönche unter dem Abt gleich arm und gebunden sind, es in den idiorrhythmischen Klöstern und deren Anhängseln reiche und arme Mönche gibt und der Unterschied zwischen arm und reich dort ebenso scharf besteht, wie in unserer bürgerlichen Gesellschaft. Doch ist zu bemerken, daß auch der

begütertste freie Mönch — es gibt sogar einen vielfachen Millionär unter ihnen — sich von dem ärmsten hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, daß er besser wohnt als dieser: er kann zwei, drei Zimmer, ja er kann ein ganzes Haus besitzen; — aber weder Bett noch Sofa wird in seiner Wohnung gelitten. Er schläft auf hartem Fußboden, über den nur ein grober Teppich gedeckt ist, trägt Hemd und Strümpfe aus Schafwolle — Leinwand ist in Athos nicht gestattet — und legt weder Schere an sein Haupthaar noch Messer an seinen Bart. Ein Kamm ist ihm erlaubt, und der tut wahrlich not: nirgends habe ich so dichtes Haar und solche Bärte gesehen wie in Athos. Das Haar wallt manchmal frei über die Schultern, doch in den meisten Fällen wird es, leicht geflochten, unter der schwarzen Mörsermütze verborgen, die allen Mönchen gemein ist, nur daß die hohen kirchlichen Würdenträger einen oder zwei Schleier darüber tragen. Der doppelte Schleier, auf den in den Athosklöstern nicht weniger Wert gelegt zu werden scheint als in Frankreich auf das Kreuz der Ehrenlegion, wird in der Tat dem reichen Mönch schneller verliehen als dem armen: er verdient sich diese Auszeichnungen durch Bauten, die er zu seinen Lebzeiten ausführen läßt, oder durch Legate, die das Kloster, in dessen Bereich er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, bereichern. — Dies gemahnt wohl etwas an die „Welt"; in rein mönchischer Weise aber wird das Fasten auf dem Berge Athos von dem Reichen ebenso geduldig ertragen wie von dem Armen; und auch von den Andachtsübungen, die täglich zum mindesten acht, im Winter häufig fünfzehn Stunden und während der hohen Festtage noch viel länger dauern, so daß für den Schlaf sodann nur karg zugemessne Stunden übrig bleiben — auch davon ist der Millionär in Athos ebensowenig befreit wie sein bettelarmer Genosse. — Der Cönobit, obgleich er in seinem wetterfesten steinernen Kloster wohl nicht so viel von Nässe und Kälte zu leiden hat als der vermögenslose freie Mönch, ist wie dieser den unerbittlichen Regeln des strengen Gottesdienstes unterworfen.

Das Zerwürfnis zwischen den Cönobien und den idiorrhythmischen Klöstern wurde endlich, nachdem es viel Ärgernis gegeben hatte, äußerlich wenigstens beigelegt. Gegen Mitte des elften Jahrhunderts berief Kaiser Konstantin Monomachus Vertreter sämtlicher Klöster des Berges Athos nach der Zentralkirche in Karyäs, wo sie sich dahin einigten, daß die Generalverwaltung der Insel einer Synode übertragen werden sollte, in der jedes Kloster durch einen Abgesandten vertreten sein würde. Die Frage des aus vier Personen bestehenden Präsidiums wurde derart geregelt, daß im Verlauf einer jeden Verwaltungsperiode von fünf Jahren jedes Kloster einmal in der Lage gewesen war, einen seiner Mönche zum Mitglied des Synoden-Präsidiums zu ernennen.

Dieser Mönchskonvent erledigte alle das Gemeinwohl der Klöster betreffenden Fragen: das jährlich festzustellende Budget, ferner Taxen, Steuern, Höhe des Beitrages der einzelnen Klöster zur Zahlung des jährlichen Tributs an die Türkei, der übrigens nur etwa 50 000 Mark beträgt, und ähnliches; aber in die innere Verwaltung der einzelnen Klöster durfte der Konvent sich nicht einmischen; die blieb einem jeden Kloster selbst überlassen. — Die Verfassung

des dem Sultan tributpflichtigen kleinen Mönchsreiches war demnach etwa die eines Bundes zwanzig freier Staaten, an dessen Spitze die heilige Synode von Karyäs stand, d. h. eine von allen Beteiligten gewählte und mit sehr beschränkten Vollmachten ausgerüstete Regierungsjunta.

An dieser Verfassung, der „Friedenskonstitution", wie sie genannt wird, die auch die Grenzscheiden der verschiedenen Klosterbezirke, eines jeden Anrecht auf Gehölz, Fels, Bach u. s. w. auf das peinlich Genaueste feststellt, so daß es auf dem ganzen Berge Athos nicht einen Quadratfuß Landes gibt, der nicht seinen rechtmäßigen Besitzer hätte — an dieser uralten Verfassung hat sich nun seit einem Jahrtausend im wesentlichen nichts mehr geändert, obgleich der Mönchsstaat oftmals von Eroberern und Räubern überfallen und während der Wirren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zuletzt noch einmal im Jahre 1584, durch wilde türkische Horden dem Untergange nahe gebracht wurde. — Und der versteinerten Verfassung entsprechen die starren, harten Regeln, denen sich die Mönche freiwillig unterwerfen. Noch heute wie vor tausend Jahren verbringen sie den größten Teil des Tages in der Kirche und im Gebet, noch heute ist innerhalb des Klosters Fleischgenuß für immer verboten und an den zweihundert Fasttagen des Jahres sogar Ei, Fisch und Öl, so daß die Mönche sich fast ausschließlich von Oliven, mit Wasser gekochtem Gemüse, Hülsenfrüchten, rohen Gurken, Zwiebeln, weichem Käse, Obst, Honig, Brot und Wasser ernähren. Ein wenig Wein ist ihnen in den Cönobien einmal in der Woche, am Sonnabend, gestattet, aber dies ausschließlich zu dem frommen Zwecke, ihre Kraft zu den langen, inbrünstigen Andachtsübungen, die dem heiligen Abendmahl vorausgehen, zu stärken.

Das ist das Klosterleben auf dem Berge Athos. — In den dorfähnlichen Ansiedelungen, die Skiten genannt werden, geht es nicht freundlicher zu. Sie gewähren, vom Meere aus gesehen, zur Sommerzeit wenigstens, den anmutigsten Anblick, den man sich denken kann. Die meisten liegen in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel in muldenförmigen Vertiefungen des Abhanges und bestehen aus Ansiedelungen von fünf bis zwanzig weißer, gut unterhaltener, mittelgroßer Wohnhäuser, die sich auf grünem Grunde erheben, auf drei Seiten durch Wald oder Fels eingeschlossen sind und von der freien vierten Seite weiten Ausblick auf das Meer und die Inseln bieten. Auf dem höchsten Punkt der Ansiedlung findet man häufig eine kleine Kapelle, in der die Bewohner des Mönchsdorfes einen großen Teil des Tages verbringen, und zu der die benachbarten Einsiedler — Kellioten werden sie genannt — an bestimmten Tagen zum Gottesdienst und Abendmahl wallfahrten. — Die religiösen Gebräuche der Skitenbewohner, die Dauer der Andachtsstunden, ihre Ernährung, die Anzahl der Fasttage und ähnliches richten sich bei ihnen genau nach den Regeln der Klöster, zu denen sie gehören. Unter diesen hat Lawra die meisten Skiten aufzuweisen.

Derjenige, der unten auf dem Meere, sei es auch zum erstenmal, an einer Skite vorüberfährt, mag wohl durch Bücher oder mündliche Berichte darauf vorbereitet sein, daß er darin weder Zug- noch Haustier — Maulesel, Ochsen und Katzen etwa ausgenommen — erspähen wird. Doch dürfte ihn die

Öde des Bildes eigentümlich und, wenn er empfindsam ist, wehmütig oder schmerzlich berühren. Das Dorf erscheint in den meisten Fällen ausgestorben. Nur einmal erblickte ich auf der stundenlangen Fahrt um die Halbinsel von Lawra nach Russikon einen einsamen Menschen, der, tief über seinen Stab gebeugt, langsam, schweren Schrittes, gleich einem todmüden Wanderer, auf dem steilen Weg, der zur Kapelle führte, sichtbar wurde.

Die Skitenbewohner sollen teilweise von ihrer Hände Arbeit leben. Ich habe bei verschiedenen glaubwürdigen Autoren gelesen, daß sie pflügen, säen, ernten, Wein keltern. Ich fuhr zur unrechten Jahreszeit an ihren Wohnsitzen vorüber; ich erblickte — den einsamen Kirchengänger ausgenommen — keinen Menschen in irgend einer der zahlreichen Skiten, an denen unser Boot langsam vorüberglitt, und auch größere bebaute Felder konnte ich selbst durch das Fernrohr nicht entdecken. Doch sah ich einige Gärtchen und winzige Flecken bebauter Erde und hie und da kleine Gruppen alter Oliven- und Obstbäume.

Aber die gottesfürchtigen Kloster- und Skitenbewohner erscheinen fast als Weichlinge, wenn man ihr Leben mit dem der Kellioten vergleicht, jener Klausner, die auf den wildesten, unzugänglichsten Punkten des Heiligen Berges ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Eine tiefe Schlucht. — Im Hintergrund eine kahle, glatte, dunkle, steil, fast senkrecht abfallende Felswand; in mittlerer Höhe derselben, etwa hundert Fuß unter dem wildgezackten Kamm und ebensoviel über der dichtbewaldeten Sohle, springt ein mächtiger Kragstein mit scharfer Kante, kastellartig hervor. Darauf befindet sich ein niedriges steinernes Haus, das sich an die Felswand anlehnt und dessen Vorderseite vierzig bis fünfzig Schritt vom Abgrund entfernt erscheint. Die beiden andern freien Seiten sind durch einen erheblich schmäleren Raum, der zehn Schritte messen mag, von der Tiefe getrennt. — Im Vordergrunde der Schlucht, dem Meere näher, aber immer noch in beträchtlicherer Höhe über dem Wasserspiegel, liegt auf einem freundlichen, mit Olivenbäumen bestandenen Wiesenplatze eine idyllische Skitenansiedelung mit ihrer kleinen, weißen Kapelle. Etwa eine halbe Meile davon, unmittelbar am Meere, erhebt sich ein hoher Bergkegel, in dessen Spalten genügsames Nadelholz Wurzel gefaßt hat. Der Felskegel schließt mit einer kleinen Platte, auf der einige zwanzig hochgewachsene Bäume stehen. Inmitten dieser luftigen Gruppe erhebt sich eine weiße Hütte, die Schwester der Behausung auf dem Kragstein. Der Felskegel erscheint, von vorn gesehen, freistehend, aber wenn man ihn von der Seite erblickt, erkennt man, daß er durch eine lange, schmale Felswand in schwindelnder Höhe mit dem hinter ihm liegenden Gebirge verbunden ist.

Die beiden Hütten sind Klausen, die von Kellioten bewohnt werden. Im ganzen soll es deren, die Höhlen mit inbegriffen, dreihundert auf dem Berge Athos geben. — Zunächst erscheint es rätselhaft, wie Baumaterial auf den Kragstein und den Felskegel gebracht werden konnte, wie die Arbeiter die Häuschen an Stellen erbauten, wo man sich wohl ein Adlernest, aber keine menschliche Wohnung denken, wie endlich der dort hausende Kelliot ein- und ausgehen und Verbindung aufrecht erhalten kann mit den Skiten und Klöstern, von denen er seine Nahrung erhalten muß, und in denen er dem Gottesdienst bei-

wohnt. — Das Rätsel findet eine leichte Lösung: Die Zellen sind durch Leitern, Seile, Winden, die selbst das mit einem Fernrohr bewaffnete Auge von der See aus nicht entdeckt, mit dem Meere oder zugänglichen Stellen des Heiligen Berges verbunden, — und auf Leitern, durch Seile und Winden, sind mit unsäglicher Mühe und Geduld die zur Errichtung der Zellen nötigen Baumaterialien an Ort und Stelle geschafft worden. Die Tollkühnheit der Arbeiter und der Klausner ist erstaunlich, aber rätselhaft bleibt mir, daß es Menschen gibt, die freiwillig, in den meisten Fällen nur dem Drang nach Gottgefälligkeit gehorchend, hie und da vielleicht aus Ehrgeiz, die übermenschliche Kraft bewahren, in solchen Zellen in vollkommener Einsamkeit und fast völliger Untätigkeit, sich nur dem Gebete widmend, beschaulich auszuharren. Einige der Klausner, so heißt es, leben von ihrer Hände Arbeit. Die Kellioten auf dem Kragstein und dem Felskegel können sich unmöglich anderen Arbeiten widmen als solchen, für die in ihren engen Zellen Raum ist. Sie schnitzen vielleicht Heiligenbilder oder schleifen Steine für Rosenkränze, wie sie in den Läden von Karyäs verkauft werden, oder sie stricken Strümpfe und sorgen für ihre Küche und ihre Wäsche. Diese Sorge dürfte kaum viel Zeit in Anspruch nehmen.

Die Zeiteinteilung des Kellioten ist, wie mir von zwei verschiedenen Seiten übereinstimmend erzählt worden, sehr einfach. Der Tag beginnt für ihn im Sommer mit Sonnenaufgang und endet mit Sonnenuntergang; im Winter um zwei Uhr nachts, um gegen acht Uhr abends abgeschlossen zu werden. Zur ununterbrochenen nächtlichen Ruhe sind ihm an gewöhnlichen Tagen des Jahres vier Stunden gewährt, aber es ist ihm gestattet, sich im Laufe des Tages noch zweimal durch kurzen Schlaf zu stärken. Der Tag hat für ihn eine Länge von achtzehn Stunden. Einige Asketen sollen es dahin gebracht haben, sich mit zwei oder drei Stunden Schlaf begnügen zu können; doch das sind Ausnahmen. Von jenen achtzehn Stunden ist der bei weitem größte Teil dem Gottesdienst gewidmet; kurze Zeit nur beansprucht die Versorgung mit Nahrungsmitteln, die von den nächstgelegenen Klöstern oder Skiten für den Kellioten bis zu der Stelle geschafft werden, von der aus er sie in seine Zelle gelangen lassen kann; die Bereitung des Essens und das Mahl selbst, die Sorgen um den kleinen Haushalt und die Kleidung erfordern ebenfalls nur geringe Aufmerksamkeit, und so verbleiben dem Einsiedler in der Tat noch einige Stunden des Tages, die er der Arbeit, welcher Art sie immer sein möge, widmen kann. Aber er ist fast immer allein. Er trifft nur, wenn er zur Kirche geht, mit seinen Mitmenschen zusammen. Einsamkeit und Schweigen werden ihm zur Gewohnheit, zum Bedürfnis.

II. Russikon.

Wir langten am 21. April, dem Tage vor dem griechischen Ostersonntag, gegen Mittag vor Russikon, einem dem heiligen Panteleïmon geweihten Kloster an und wurden, sobald wir den Anker ausgeworfen hatten, von zwei Patres besucht, von denen der ältere sich durch den Doppelschleier als ein hoher Würdenträger erkennbar machte. Sie waren bereits von unserer Ankunft be-

nachrichtigt worden und luden uns im Auftrage des Abtes ein, während der Feiertage und solange es uns belieben möchte, Gäste des Klosters zu sein.

Es waren die ersten Athosmönche, die ich erblickte, und ich sah sie mir aufmerksam an. Der Ältere mochte fünfzig, der Jüngere vierzig Jahre alt sein. Sie trugen die schwarze Mönchskutte und die mörserförmige Kopfbedeckung. Beide waren groß, ernst, schmächtig, bleich, würdevoll; sie sprachen leise und langsam wie schwache, müde Menschen. Ich erfuhr später — nicht von ihnen —, daß seit Donnerstag-Mittag, also seit achtundvierzig Stunden, außer Wasser nichts über ihre Lippen gekommen war. Der Ältere sprach russisch, was keiner von uns verstand, sein Begleiter griechisch.

Die Einladung, in Russikon einzukehren, lehnten wir dankend ab. Die Zeit war uns karg bemessen. Wir hatten erfahren, daß sämtliche Mönche den größten Teil des Tages und der nächsten Nacht in der Kirche und im Gebet verbringen würden, und wir alle kannten den griechischen Gottesdienst an den hohen Feiertagen des Jahres und wußten, daß die Formen desselben in Athos in keinem wesentlichen Punkte von den in der Patriarchatskirche im Fanar gebräuchlichen abweichen würden.

Der Pater drückte sein Bedauern durch eine stumme, höfliche Bewegung aus. Ich bemerkte dabei, daß seine Hände zart waren; man sah ihnen an, daß sie wohl niemals schwere Arbeit verrichtet hatten. „Wir würden uns freuen," sagte er dann, „Ihnen zu dienen. — Wie können wir es tun?"

Wir waren auf diese Frage vorbereitet und antworteten, es sei unser Wunsch, nach Karyäs zu reiten, und wir würden dankbar sein, wenn dazu Maultiere und Führer zu unserer Verfügung gestellt werden könnten.

„Wie viel Maultiere wünschen Sie?"

„Vier."

Der Pater zählte uns mit den Augen. „Sie sind fünf, und Sie werden ein Tier, vielleicht zwei für Ihr Gepäck gebrauchen."

In der Tat wollten nur drei von uns nach Karyäs reiten. Einer meiner Reisegefährten hatte während der Fahrt häufig an Seekrankheit gelitten und fühlte sich davon noch ermüdet, ein zweiter schien die Unbequemlichkeiten eines zweistündigen Rittes auf unförmlichem Maultiersattel und schlechten, steilen Wegen zu scheuen. Das wurde dem Pater erklärt, der nicht weiter in uns drang, aber bat, die beiden Reisenden, die auf Karyäs verzichteten, möchten das Boot verlassen und von zwei Fremdenzimmern in Russikon Besitz nehmen.

Nachdem dies so geordnet worden war, entfernten sich die beiden Mönche langsam und still, wie sie gekommen waren. „In einer kleinen Stunde werden die Maultiere hinter dem Kloster für Sie bereit stehen," sagten sie, ehe sie unser Boot verließen.

Wir wollten die freie Zeit, die wir vor uns hatten, nicht untätig verbringen und begaben uns beinahe gleichzeitig mit den Mönchen an Land, um von Russikon so viel zu sehen, wie uns die kurze Zeit gestatten würde.

St. Panteleïmon wurde im Jahre 1169 von macedonisch-russischen Mönchen errichtet, aber von dem alten Kloster sahen wir nichts; das neue wurde vor etwa hundertfünfzig Jahren an die jetzige Stelle verlegt und erst 1814 voll-

endet. Mit seinen weißen, sorgfältig unterhaltenen Mauern machte es den Eindruck, als hätten Baumeister, Maler und Dachdecker es soeben an seine Bewohner abgegeben. — Russikon ist das größte Kloster von Athos. Es ist herrlich zwischen Meer, Berg und Wald gelegen und besteht aus einem Komplex von etwa fünfundzwanzig Gebäuden, darunter eine Kirche, verschiedene Kapellen und Refektorien und drei mehrstöckige, lange, kasernenartige Bauten, in denen über zweitausend Menschen Unterkommen finden können. Das Ganze ist von einer festen, steinernen Mauer umgeben, jedoch nicht gleich einer Zitadelle, wie man das bei den alten Klöstern, bei Lawra z. B., findet, sondern eher wie ein großes Landgut. Einen malerischen Eindruck macht Russikon nur durch seine landschaftliche Umgebung. Die Wohnhäuser haben ein geradezu spießbürgerliches Aussehen, und bei den Kirchen und Kapellen hat man sich, so scheint es mir, streng an die russischen Vorbilder in Moskau und Petersburg gehalten.

Wir durchschritten mehrere Tore und reinliche, leere Höfe. Dort sonnten sich einige Katzen. Sonst war kein lebendes Wesen zu erblicken. Der Ort erschien ausgestorben, aber aus geringer Entfernung ertönte tiefer Chorgesang. Wir ließen uns durch das Gehör leiten und standen bald vor einem Gotteshause. Niedrige Fenster aus gewöhnlichen Glasscheiben gestatteten uns einen Einblick in das Innere. Dort sahen wir eine große Anzahl schwarzer Mönchsgestalten, die gesenkten Hauptes sangen und beteten. Wir durften uns nach der Einladung des Abtes von Russikon gewissermaßen als Gäste des Klosters betrachten und traten in die Kirche, wo wir in der Vorhalle stehen blieben, bis einer der betenden Mönche, sobald er uns bemerkt hatte, uns durch ein Zeichen der Hand bedeutete, in die Kirche zu treten. Unser Erscheinen erregte keine wahrnehmbare Aufmerksamkeit. Nur wenige der Mönche würdigten uns überhaupt eines Blickes. Alle sahen, wohl infolge des langen Fastens, müde und angegriffen aus und schienen in tiefe Andacht versunken. Der langsame, ernste Gesang der Gemeinde, von einigen außerordentlich tiefen Baßstimmen gewissermaßen getragen, machte einen eigentümlichen Eindruck. Die ruhige, leidenschaftslose, wohl uralte Musik sprach zu meiner Seele wie ein ergreifender Ausdruck schmerzlicher, doch nicht klagender Entsagung.

Die Kirche selbst stand in schroffstem Gegensatz zu der dunklen, freudlosen, dort versammelten Menge. Sie war auf das reichste geschmückt. Die Wände, der Altar, die Heiligenbilder erglänzten in Gold, Silber und Edelsteinen. Nirgends fand das Auge Ruhe. Überall prallte der Blick von strahlendem Reichtum und blendendem Schimmer zurück. Vergeblich sah ich mich nach irgend einem ernsten Kunstwerke um, einem Bilde, einer Statue, einem Grabmal. Alles war byzantinischer Luxus, den die Jahrhunderte noch nicht gedämpft hatten, wie das in alten Klöstern der Fall ist. — Nach wenigen Minuten verließen wir die Kirche. Wieder wanderten wir über leere Höfe, traten in verschiedene Gebäude und einmal sogar in ein offenstehendes, großes Prunkgemach. Es war das Empfangszimmer für fremde Besuche. Auf dem Boden lag ein Brüsseler Teppich, an den Seiten standen Rohrsessel und Stühle, und die Wände waren mit Bildern vollkommen bedeckt: Chromolithographieen

in grellen Farben, darunter zahlreiche Porträts von Souveränen und deren Familienmitgliedern; das russische Kaiserpaar und mehrere Großfürsten, der deutsche und der österreichische Kaiser, sowie die beiden Kaiserinnen, die Königin Viktoria und der Prinz von Wales, Sultan Abdul-Hamid, Casimir Périer, der Expräsident der französischen Republik, ein glattgescheitelter Herr in Frack und weißer Binde mit dem Ordensband der Ehrenlegion. Einige Bildnisse hoher geistlicher Würdenträger fielen mir auf. Das waren Männer, groß und edel von Angesicht, mit wächserner gefurchter Haut, weißen Bärten und dunklen Augen — prachtvolle Charakterköpfe, von einem Stümper gemalt. — Was noch an Raum übrig war, füllten Photographieen, von denen viele die eigenhändigen Unterschriften der darauf dargestellten Persönlichkeiten trugen. An den Kronleuchtern hingen Kugeln aus buntem Glas, und auf einem der Tische stand ein großes Straußenei. Alles war so gut gehalten, so sorgfältig abgestäubt, daß eine ordentliche Hausfrau ihr Wohlgefallen daran gehabt haben würde.

Es war nahe an zwei Uhr. Die Maultiere, die der Pater uns so freundlich versprochen hatte, warteten vielleicht schon auf uns. — Wir würden sie „hinter dem Kloster" finden, hatte der ehrwürdige Herr gesagt. Einer unserer Reisegefährten, ein griechischer Architekt, glaubte sich berufen, theoretisch feststellen zu können, wo „hinter dem Kloster" zu finden sei, aber nachdem wir dem zuversichtlich Dahinschreitenden eine Weile über verschiedene Höfe und durch mehrere Gebäude und Gänge treppauf treppab gläubig gefolgt waren, erklärte er freimütig, daß er sich auf diesem Bauplan, ohne einen Grundriß desselben gesehen zu haben, nicht zurechtfinden könne und wir uns nach einem Einheimischen umsehen müßten, um „hinter dem Kloster" zu finden. Glücklicherweise begegneten wir bald darauf dem gewünschten Führer in der Person eines jungen Arbeiters, eines Laien, wie deren mehrere in den großen Klöstern beschäftigt waren. Auch er war sehr schweigsam, beantwortete unsere Fragen kaum, aber führte uns durch einen dunklen Gang, der einer weit älteren Konstruktion als der des heutigen Klosters anzugehören schien, an einer Kapelle vorbei, aus der ähnlicher leiser Chorgesang, wie wir ihn bereits gehört hatten, zu uns drang, in einen durch ein großes Klostergebäude und einen hohen Hügel gebildeten Hohlweg, in dem wir einen Trupp Maultiere, zwei Mönche und mehrere Treiber vorfanden. Unsere Diener waren bereits mit dem Gepäck eingetroffen, das wir mit uns nehmen wollten, da wir beabsichtigten, die Nacht in dem russischen Kloster St. Andreas, gewöhnlich Seraï genannt, das in der Nähe von Karyäs gelegen ist, zuzubringen.

Die Maultiere waren von schöner Rasse und vorzüglich gehalten. Auch der übliche Bock, der einem jeden aufgelegt war, erwies sich als ein bequemer Sattel, und das Zaumzeug war fast noch ganz neu. — Ich vermute, die gastfreundlichen Mönche hatten uns zuliebe den Tieren ihre Festgarnitur angelegt.

Der eine der beiden Ruffikon-Mönche, der griechisch sprach, stellte sich als unser Führer vor. Darauf überwachte er mit sachverständiger Miene, wie unsere Reisetaschen und Decken auf eins der Maultiere festgeschnallt wurden. Dann nötigte er uns, aufzusteigen, und nachdem er sich versichert hatte, daß jeder und alles am gehörigen Platze war, setzte er sich an die Spitze unserer

Kavalkade, und nun ging es im kurzen, schnellen Schritt der starken Maultiere vorwärts. — Unser Zug bestand aus den zwei Mönchen, aus meinen zwei Reisegefährten und mir, zwei Dienern und vier Maultiertreibern, von denen einer das mit unserem Gepäck beladene Tier an einem langen Strick führte, während seine drei Kameraden, ein jeder mit einer leichten Gerte in der Hand, neben dem Zuge einhergingen und hier und da eines der Tiere durch einen sanften Schlag zu schnellerer Gangart anfeuerten.

Der Weg von Russikon nach Karyäs führt gleich hinter dem Kloster steil empor. Nach wenigen Minuten befanden wir uns auf einer Anhöhe, hinter uns zu unseren Füßen das Kloster, das wir von dort aus in seinem ganzen großen Umfang überblicken konnten, und das einsame blaue Meer, auf dem wir, außer unserem kleinen Dampfer, nicht ein einziges Fahrzeug entdeckten, — und vor uns der grüne Wald, der die Landseite des Bildes von allen Seiten dicht einschloß.

Der Weg war so schlecht, wie Maultier- und Ochsenhufe und Menschenfüße ihn im Laufe der Jahrhunderte gebildet hatten, ohne ihn ebnen zu können. Die Gebirgswasser, denen er nach Regentagen an vielen Stellen als Bett dienen mochte, hatten ihn ausgehöhlt und dann auch wieder mit kleinen, beweglichen Felstrümmern gefüllt. Einen Schubkarren dort hinaufzubringen würde Mühe gekostet haben; für jedes, auch das schmalste und festeste zweirädrige Gefährt war er unpassierbar. — Mir kam zunächst der Gedanke, daß die vielen tausend Mönche, die seit Jahrhunderten auf Athos hausen, sicherlich kein gottungefälliges Werk getan haben würden, wenn sie den Weg einigermaßen ausgebessert hätten. Aber das war augenscheinlich niemand in den Sinn gekommen. Der eine oder der andere Skitenbewohner mochte gelegentlich daran gedacht haben, in allernächster Nachbarschaft seiner Behausung die Straße zu ebnen — das machte sich jedoch niemals mehr als über eine Strecke von hundert Schritt bemerkbar.

Bald vergaß ich, auf den Weg zu achten. Mein Saumtier bedurfte keiner Leitung: sie würde es wohl nur in seinen sicheren Bewegungen gestört haben. Es zog seiner steilen Straße, und ich hatte den Zügel über die beiden großen Haken gehängt zur Rechten und Linken der Stelle, an der sich bei einem Sattel der Sattelknopf befunden haben würde, und bekümmerte mich um das Reittier ebensowenig wie dieses sich um seinen Reiter. So konnte ich mich ungestört des schönen Waldes erfreuen, durch den wir still dahinzogen; denn da der Weg zu schmal war, als daß wir zu zweien hätten reiten können, und wir uns einer hinter dem andern bewegten, so war die Unterhaltung, die unmittelbar nach der Abfahrt noch einige Minuten gewährt hatte, vollständig verstummt. — Wunderbare Stille, köstlicher Frieden lag über dem Lande.

Man kann vom Athoswalde, wenn man ihn mit abendländischen Landschaftsbildern vergleichen wollte, keine richtige Vorstellung geben. Hier gibt es keine Forstverwaltung irgendwelcher Art. Alles wächst, gedeiht, wuchert mit ursprünglicher Kraft in freier Wildnis. Die Natur allein waltet allmächtig, pflanzt, erzieht und tötet, und sie ist eine gute Mutter, die ihre wilden Kinder wohl gedeihen und eines sanften Todes sterben läßt. Herrliche

Kastanienbäume, mächtige Platanen, knorrige Eichen, hoch aufgeschossene grüne Tannen und dunkle Zypressen, Fichten, Buchen; an den Stämmen klimmen üppiger Efeu und großblättrige Weinranken empor, und undurchdringlich dichtes Gesträuch, aus dem blaßrote Rosen und weiße Myrten hervorleuchten, verbindet einen Stamm mit dem andern und macht den Wald zu einem geschlossenen Ganzen, das an einigen Stellen durch Lichtungen, Schluchten und den Weg unterbrochen wird. Die Luft ist voll süßen Duftes, voll des Summens und Zirpens kleinen Getiers und sorglos nistender Vögel, die niemals von Menschen verfolgt worden sind. — Schön sind die wilden Waldschluchten, die unser Weg hier und da auf schmalen Brücken durchschneidet. Dann sahen wir zur Linken ein enges, tiefes, grünes Tal, zur Rechten an steil aufsteigender Höhe zwischen dem Grün der Bäume hervorspringendes dunkles Gestein, über das ein Sturzbach mit Rauschen und Murmeln einen blitzenden silbernen Faden zieht. Es mutete mich wundersam an, als ritte ich durch einen verzauberten Wald.

Nach einem Ritt von etwa anderthalb Stunden hatten wir den Kamm des Gebirges erreicht und konnten an einigen Stellen die See auf der östlichen und der westlichen Küste von Athos in der Mittagsonne bläulich emporleuchten sehen. Bald verschwand die Aussicht auf das westliche Meer.

Der Abstieg bis Karyäs, das nach Griesebach, in dem Hochtal unterhalb des Bergkammes 2000 Fuß über dem Meere gelegen ist, dauerte etwa dreiviertel Stunden und war bei der vollkommenen Sicherheit unserer Reittiere kaum beschwerlicher als der Aufstieg. Die Landschaft blieb unverändert schön und zeigte uns keine neuen Bilder, bis wir Seraï, das russische St. Andreas-Kloster, und etwas weiter nördlich Karyäs zu unsern Füßen liegen sahen. Wir ließen St. Andreas zunächst zu unserer Rechten und ritten bis Karyäs weiter.

III. Karyäs.

Die Hauptstadt des Mönchsstaates Athos zählt nur wenige Häuser, dagegen zwanzig Kapellen und die älteste Klosterkirche der Halbinsel. Karyäs lehnt sich an die quellenreiche Steilseite des Laubwaldes und hat — nach Fallmerayer — ihren Namen von dem jetzt seltenen Walnußbaum oder von den Haselnußstauden, die heute noch in Gärten zwischen den allein stehenden Wohnhäusern üppig aus dem Boden wuchern.

Die politische Bedeutung von Karyäs beruht darin, daß es Sitz der Synode ist, der, wie bereits gesagt, die Generalverwaltung der Insel anvertraut wird. Zu den Vorrechten der Synode gehört unter anderem, daß sie den fremden Besuchern, die sich an sie wenden — und das muß ein jeder tun, der sicher sein will, daß ihm die Pforten der Klöster geöffnet werden — ein von den vier Vorsitzenden des Präsidiums vollzogenes Dokument übergibt, das an die Archimandriten sämtlicher Klöster von Athos gerichtet ist. Schwierigkeiten werden bei dieser Gelegenheit nicht gemacht, vorausgesetzt, daß der Fremde sich genügend legitimieren kann, was am sichersten durch Vorzeigen eines Empfehlungsschreibens des hochehrwürdigen ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel geschieht.

Ich war im Besitz eines solchen Schreibens an die Epistates und machte mich sofort auf den Weg zu ihnen, aber die frommen Herren waren zum Gebet in der Klosterkirche versammelt, und ich mußte mich damit begnügen, das Schriftstück den beiden Pförtnern anzuvertrauen, die vor dem bescheidenen Häuschen, das mir als Sitz der Regierung bezeichnet wurde, Wache hielten. — Eine Antwort darauf wurde mir auch später nicht zugestellt, was sich dadurch erklärt, daß wir die Umgebung von Karyäs schon am nächsten — dem Osterſonntag — Morgen wieder verließen.

Nachdem der Brief des Patriarchen pflichtschuldig an seine Bestimmung abgegeben war, benutzten wir die letzten Tagesstunden, um uns die Stadt anzusehen und einige Einkäufe zu machen; denn ein jeder von uns hatte vielen seiner griechischen Bekannten von Konstantinopel — den Damen und jungen Mädchen besonders — versprechen müssen, ihnen geweihte Andenken vom Heiligen Berge: Bildnisse der Jungfrau und des Sohnes Gottes, Medaillen, Rosenkränze, Heiligenbilder, Schnitzwerke aus Horn und Buchsbaum, Kirchenzierate und ähnliches mitzubringen. Wir fanden, was wir suchten, im Bazar. Die engen, schlecht gepflasterten Straßen des Handelsviertels, von niedrigen, kleinen, steinernen Häusern gesäumt, waren belebt, aber alles ging dort außerordentlich ruhig zu, und von dem Laufen, Schreien und lauten Handeln, die im allgemeinen den Bazarverkehr der türkischen Städte kennzeichnen, war nirgends eine Spur.

In den Klöstern hatte ich selbstverständlich keine Frauen und Mädchen gesehen, und ihre Abwesenheit war mir dort nicht aufgefallen, ebensowenig wie auf dem öden Waldweg von Russikon nach Seraï; aber eine ganze Stadt ohne irgend ein weibliches Wesen, ohne Kinder, ohne den Straßenhund, den man sonst überall in der Türkei antrifft, nur von bärtigen Mönchen, Maultiertreibern, Arbeitern und Bediensteten der Klöster belebt, machte einen eigentümlichen Eindruck der Öde auf uns alle.

Der Mönch, in dessen Laden wir den größten Teil unserer Einkäufe gemacht hatten, erbot sich bereitwillig, unser Führer durch Karyäs zu sein. Wir nahmen dies dankbar an, aber wir waren nicht anspruchsvoll, und nachdem wir uns die alten Klosterkirchen hatten zeigen lassen, verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Manne.

Die Kirche von Karyäs ist die älteste von Athos und führt deshalb den Namen, das Prostaton. Das Datum ihrer ersten Erbauung ist unbekannt, dagegen weiß man, daß sie vom heiligen Athanasios im zehnten Jahrhundert und unter Andronikus II. (1282—1328) gründlich restauriert wurde. Eine ausführlichere Beschreibung des Prostaton findet der Wißbegierige auf S. 23 des schönen Werkes von Brockhaus: „Die Kunst in den Athosklöstern". Es wird dort mit einigem Vorbehalt als eine „byzantinische Kuppelkirche ohne Kuppel" bezeichnet. Vom Innern der Kirche konnten wir wenig sehen. Es herrscht dort tiefe Dämmerung, aus der die alten Fresken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, auf die der Kustos uns aufmerksam machte, und die für die Kunstgeschichte von großem Wert sein sollen, nur schwach hervorschimmerten.

Einer meiner beiden Reisegefährten, ein Opfer der Ansichtskarten-Krankheit, die auch schon am Bosporus wütet, sprach den Wunsch aus, verschiedenen Freundinnen in Konstantinopel, Athen und Paris Grüße mit dem seltenen Poststempel Karyäs zu senden. Das Post- und Telegraphenamt war in dem kleinen Orte bald gefunden. Es war dürftig, aber vollkommen reinlich gehalten. Wir wurden dort von zwei höflichen griechischen Beamten empfangen, zu denen sich bald darauf ein noch junger, hoch gewachsener, vornehm aussehender blonder Herr gesellte, den man eher für einen deutschen Offizier als für einen Muselmann gehalten haben würde, und der sich in geläufigem Französisch als das türkische Oberhaupt von Karyäs zu erkennen gab. Ansichtskarten waren in Karyäs nicht zu bekommen. Unser Reisegefährte ließ sich ein Dutzend gewöhnlicher türkischer Postkarten geben und war bald darauf eifrig damit beschäftigt, die üblichen „herzlichen Grüße", diesmal aus Karyäs oder vom Berge Athos, an seine Freunde zu senden. Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten. Bald saßen wir zu dreien auf der Veranda vor dem im ersten Stockwerk gelegenen Postzimmer und taten dasselbe. Die Arbeit erforderte wenig Nachdenken, und die Unterhaltung mit den beiden griechischen Beamten und dem türkischen Herrn von Karyäs nahm während derselben ungestörten Fortgang. Nach wenigen Minuten war übrigens unsere ganze Korrespondenz beendet.

Der türkische Beamte war augenscheinlich mitteilsamer Natur; er hatte nicht häufig Gelegenheit, Fremde zu sehen, und es war ihm wohl angenehm, sich mit uns unterhalten zu können. Er sagte mir, er sei verheiratet, habe Kinder und würde es in Karyäs nicht aushalten, wenn er nicht ermächtigt wäre, seinen Posten jeden Monat auf eine Woche zu verlassen und Saloniki zu besuchen.

„Wie leben Sie hier?" fragte ich ihn.

„Nun, wie soll ich hier leben? — Zu tun habe ich wenig. Ich gehe früh zu Bett und stehe spät auf, und dann habe ich von Saloniki gewöhnlich ein paar Bücher mitgebracht, die ich hier in Ruhe lese. Ich bin wohl mit den beiden Herren hier" — er zeigte auf die Postbeamten — „der Einzige in Karyäs, wo nicht auf dem ganzen Berge Athos, der jemals ein Buch oder eine Zeitung aufmacht. Die Mönche lesen nie. Gebet ist besser als Wissen, sagen sie."

„Aber die Mönche der Synode haben doch zu arbeiten?"

„Nicht viel, meine ich, da sie den größten Teil des Tages im Gebet verbringen. Bücherlesen ist jedenfalls nicht ihre Art. Ich habe wenig mit den Herren zu tun, aber meine Stellung bringt es doch mit sich, daß ich sie häufig antreffe. Niemals habe ich ein Buch in der Hand eines einzigen von ihnen gesehen."

„Verkehren Sie außergeschäftlich mit ihnen?"

„Absolut nicht. Überhaupt habe ich keinen Umgang. Der geschäftliche Verkehr mit den Mönchen nimmt mich nur wenig in Anspruch, und es sind friedfertige Leute, die einem keine Schwierigkeiten machen. Und dann ist alles hier so schön geregelt und geht nach dem Schnürchen. — „Tout marche comme sur des roulettes."

Die zwei griechischen Postbeamten waren schlimmer daran als der Türke. Sie erhielten nur alle sechs Monate einen kurzen Urlaub, aber man ließ sie selten länger als drei Jahre auf ihrem einsamen Posten.

Man brachte uns Kaffee. — Ich versuchte, dafür zu bezahlen, aber das wurde zwar sehr artig, doch gleichzeitig so bestimmt abgelehnt, daß ich mein Vorhaben entschuldigen mußte.

Der eine Beamte, ein junger, blasser Mann mit traurigem Gesicht, nickte dazu und sagte: „Ein Gast auf dem Berge Athos soll keinen Heller ausgeben, außer wenn er Einkäufe machen will. Das ist hier Sitte."

„Und darf man auch keine Trinkgelder geben?" fragte ich.

„Nun," meinte der Beamte lächelnd, „die Maultiertreiber würden ein kleines Geschenk sicherlich nicht zurückweisen. Die Leute kommen ja hierher, um Geld zu verdienen; aber ein Mönch würde kein Geld von einem Gast des Klosters annehmen."

„Die Klöster sind wohl sehr reich?" fragte ich weiter. „Die Tausende von Mönchen müssen doch ernährt werden."

„Sehr reich? — Das weiß ich nicht. Aber alle haben genug zum Leben. Die slavischen Klöster erhalten große Geschenke, namentlich aus Rußland. Die griechischen Klöster sind wohl ärmer, denn in Griechenland ist man heute nicht reich und auch nicht sonderlich freigebig, aber bedürftig sind auch sie nicht. Die Ernährung eines Mönches kostet ja so gut wie nichts, und die meisten bringen, wenn sie sich in ein Kloster aufnehmen lassen, eine Mitgift hinein oder sie verdienen ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit."

„Wie lange sind Sie schon hier?" — Der junge Mann, der auffallend ruhig und leise sprach, flößte mir Teilnahme ein.

„Es werden bald drei Jahre."

„Sie wünschen sich natürlich fort von hier?"

„Nun ja. Zum Mönch habe ich wohl keinen Beruf, aber ich beklage mich nicht über das Leben, das ich führe. Es hat sein Gutes."

Ich sah mir den jungen, traurigen Mann, dessen Sprache mir gefallen hatte, genauer an, und der Gedanke kam mir, er könnte wohl als Athosmönch enden. — Ruhe, Einsamkeit, Freiheit! Wer das einmal gekostet hat, der findet es draußen in der Welt zu laut und unruhig.

Die Sonne neigte zum Abend. Die Luft kühlte sich plötzlich erheblich ab.

„Wie weit ist es von hier zum Seraï?"

„Eine Viertelstunde, wenn Sie ein guter Fußgänger sind."

„Ich bin im Gegenteil ein recht schlechter."

„Nun, dann eine halbe Stunde. Es geht etwas bergauf."

Ich sah nach der Uhr. — Halb sieben. — Da mußten wir uns beeilen, wenn wir vor Torschluß nach St. Andreas kommen wollten. Die Diener und Maultiertreiber mit dem Gepäck hatten uns zwar zweifelsohne angemeldet, aber wir mußten möglichst vermeiden, gegen die Regel zu verstoßen, die die Türe des Klosters nach Sonnenuntergang verschließt. Wir sagten den drei Herren, mit denen wir wohl eine Stunde verplaudert hatten, Lebewohl und befanden uns wenige Minuten später auf dem Wege nach dem St. Andreaskloster.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Die bevorstehende Reform des höheren Schulwesens in Frankreich.

Seit dreißig Jahren hat die französische Republik auf allen Gebieten des Unterrichts die größten Anstrengungen gemacht, um den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft zu entsprechen. Das Budget des öffentlichen Unterrichts ist von circa 25 000 000 bis über 140 000 000 Franken gestiegen. Der Schulzwang ist in allen Departements eingeführt worden. Die Zahl der Rekruten, die weder lesen noch schreiben können, nimmt mit jedem Jahre ab. Der Zudrang zu den Prüfungen aller Art und zu den Staatsämtern wird immer stärker. Überall sind bedeutende Fortschritte aufzuweisen.

Was den Elementarunterricht (l'enseignement primaire) betrifft, so hat der Erfolg den Anstrengungen ziemlich entsprochen. Sogar in den entlegensten Dörfern haben sich die Volksschulen für Knaben und Mädchen auf ungeahnte Weise entwickelt. Wenn noch manches zu wünschen übrig bleibt, und der Schulzwang nicht überall streng genug durchgeführt wird, so ist jedoch kaum zu leugnen, daß sich gegenwärtig der französische Elementarunterricht in aufsteigender Linie bewegt. Ebenso hat im Hochschulwesen (enseignement supérieur) die Wiederherstellung der französischen Universitäten sämtlichen Fakultäten einen neuen Impuls verliehen. Die verschiedenen Hochschulen des Staates haben sich so rasch entwickelt, daß die meisten katholischen Fakultäten ihre Türen schließen oder sich mit wenigen Studenten begnügen mußten. Ohne Kampf ist die Konkurrenz vor den Staatsuniversitäten verschwunden, und heutzutage besuchen die jungen Priester, die eine „licence ès lettres" bestehen wollen, unsere Vorlesungen.

Nur das höhere Schulwesen (l'enseignement secondaire) hat, obschon die französische Schulverwaltung seit fünfundzwanzig Jahren ein bewunderungswürdiges Maß organisatorischer Gestaltungskraft an den Tag legte, die Hoffnungen nicht erfüllt, die man seit Ende der siebziger Jahre gehegt hatte. Auf diesem Gebiete haben die freien Anstalten beinahe die Hälfte der Knaben aus dem Bürgerstande an sich gezogen. Die kirchlichen Schulen (Écoles des Frères, Jesuiten) sahen von 1854—1898 ihre Schülerzahl von 21 195 bis zu 67 643 steigen, während in demselben Zeitraume die Bevölkerung der „Lycées" und „Collèges"[1]) nur von circa 47 000 bis zu 86 321 Schüler stieg.

Es gab sogar Perioden, in denen die Zahl der Schüler in den französischen „Lycées" im Sinken begriffen war: so zählten im Jahre 1887 diese Lehranstalten bereits 53 816 Schüler[2]), während sie im Jahre 1898 nur noch 52 372 aufzuweisen hatten.

---

[1]) „Lycée" ist ein Staatsgymnasium, „Collège" ein städtisches Gymnasium oder Progymnasium, das aber nicht mit einer deutschen Realschule zu verwechseln ist.

[2]) In dieser Zahl sind die Schüler der „Collèges" nicht begriffen.

Woher kommt dieser Rückschritt der französischen Gymnasien zu gunsten der kirchlichen Anstalten?

Man behauptet im allgemeinen, die christlichen Brüder und Jesuiten zielen mehr auf moralische und gesellschaftliche Bildung („usage du monde") als die Leiter der Staatsanstalten; man sagt, die französischen Mütter ziehen eine religiöse Erziehung einer rein wissenschaftlichen Bildung vor. Doch diese an und für sich schon wichtigen Gründe genügen nicht, um den ungeahnten Aufschwung des kirchlichen Unterrichts zu erklären. Unleugbar ist, daß seit zwanzig Jahren, trotz des Fleißes und der Fähigkeit der Gymnasiallehrer, eine gewisse Unzufriedenheit im höheren Schulwesen des Landes wahrzunehmen ist. Wäre es nicht darum, weil der staatliche Unterricht in „Lycées" und „Collèges" den Bedürfnissen des modernen Lebens nicht mehr entspricht und weil die zahlreichen Umänderungen, die seit dreißig Jahren unternommen wurden, das Ziel einer modernen Bildung noch nicht erreicht haben?

Nichts kann von der Notwendigkeit einer Reform des höheren Schulwesens in Frankreich einen klareren Begriff geben als die verschiedenen Versuche, die seit vierundzwanzig Jahren gemacht wurden, um die Programme der „Lycées" und „Collèges" zu erneuern. Nur wer diese Versuche kennt, wird von der bevorstehenden Reform ein klares Verständnis haben. Nur wer der Vorbereitung dieser Reform im Lande selbst beigewohnt hat, wird die pädagogische und soziale Bedeutung des unternommenen Werkes verstehen und würdigen. Denn nur selten ist eine Reform mit mehr Einsicht, Takt und Geduld vorbereitet und ausgeführt worden.

* * *

Das „Baccalauréat" ist in Frankreich eine uralte, mit dem ganzen Leben und Weben des Bürgertums eng verbundene Einrichtung. „Bachelier" zu werden ist das Ziel eines jeden Schülers aus guter Familie. „Nicht einmal Bachelier sein" gilt als der Beweis einer ungenügenden Bildung. Somit kommt alles einzig und allein auf den Titel, nicht auf die zur Erlangung des Titels unternommenen Studien an. Während man in Deutschland fragt, ob ein Schüler das Gymnasium oder die Realschule absolviert habe, wird in Frankreich gewöhnlich nur gefragt, ob ein Jüngling „Bachelier" ist oder welches „Baccalauréat" er bestanden hat. Ein Schüler, der sich zwei oder drei Jahre in einer besonderen Vorbereitungsanstalt, in einer sogenannten „boîte à bachot"[1]) ausschließlich auf das „Baccalauréat" vorbereitet hat und nichts als das betreffende Programm im Kopfe hat, wird, wenn ihn das Glück (la chance) am Tage der Prüfung begünstigt, im Leben genau dieselben Berechtigungen haben als derjenige Jüngling, der zehn oder zwölf Jahre ein Gymnasium besucht hat.

Deshalb haben neuerdings mehrere Universitäten den Wunsch geäußert, den Namen „Baccalauréat" abzuschaffen, in der Hoffnung, daß man mit dem Namen auch die Baccalaureatsmode aufheben könnte. Doch die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß das Volk trotz aller Dekrete am Namen festhalten wird. Das einzige praktische Mittel wäre, das „Baccalauréat" durch eine in den Gymnasien bestandene Reifeprüfung zu ersetzen, und das ist eine Maßregel, die noch lange viele politische Schwierigkeiten bieten wird.

Das Baccalaureatsproblem ist also in Frankreich mit demjenigen des höheren Schulwesens eng verbunden. Jeder Veränderung des Examens entspricht notwendigerweise eine Umgestaltung des Gymnasialunterrichts.

Bis in den siebziger Jahren entsprach das „Baccalauréat" und also auch das höhere Schulwesen den im französischen Bürgertum vorherrschenden Anschauungen. Man teilte nämlich nach alter Sitte das gesamte menschliche Wissen in zwei Hauptabteilungen: „lettres" und „sciences". Was einen literarischen Charakter

[1]) Diese Privatanstalten sind leider heutzutage in Frankreich sehr zahlreich.

zu haben schien, also Philosophie, Geschichte, Geographie, gehörte, ebensowohl als Philologie, zur ersten Abteilung. Was keinen literarischen Charakter hatte, also Mathematik, Physik, Chemie, Medizin, gehörte zur zweiten Abteilung. Infolgedessen war in allen „Lycées“ und „Collèges“ der literarische Unterricht von dem wissenschaftlichen scharf getrennt. Einerseits waren die „Classes de lettres“, in denen nur sehr wenig Mathematik gelehrt wurde, andererseits die „Classes de sciences“, in denen fast nur exakte Wissenschaft und Naturgeschichte getrieben wurde.

Der große Unterschied zwischen einem früheren französischen „Bachelier“ und einem deutschen Abiturienten ist also, daß der eine Philologie oder exakte Wissenschaft, der andere Sprachwissenschaft und Mathematik getrieben hat.

Sei es in einem Gymnasium, sei es in einer Realschule, hat nämlich der deutsche Philologe oder Theologe vor der Universität fünf bis sechs Jahre Geometrie, Algebra, Physik, Naturgeschichte lernen müssen. Diese Wissenschaften werden ihm vielleicht, dem Anscheine nach, sein lebenlang nichts nützen; aber — und das ist eben die Hauptsache — er ist im Besitz einer wissenschaftlichen Methode. Sein Geist hat Präzision und Gründlichkeit erworben, und diese unschätzbaren Eigenschaften werden dem Gelehrten nützen, sei es auf dem Gebiete der Philologie, sei es auf demjenigen der Theologie oder der Philosophie.

Der französische „Bachelier“ im Gegenteil hatte bis in den letzten Jahren eine einseitige Bildung erhalten. Er hatte fast ausschließlich Philologie oder Mathematik getrieben. Es war nicht selten, einen „Bachelier ès lettres“ zu treffen, der ein Barometer oder ein Hygrometer nicht erklären konnte, und umgekehrt habe ich öfters „Bacheliers ès sciences“ geprüft, die Kant ins siebzehnte oder sogar ins sechzehnte Jahrhundert stellten oder Schiller für einen Norddeutschen hielten.

Wirft diese langjährige Trennung zwischen „lettres“ und „sciences“ nicht ein neues Licht auf manches Erzeugnis der französischen Literatur? Erklärt jener Hauptunterschied zwischen der deutschen und der französischen Bildung nicht manche Eigentümlichkeiten des deutschen und des französischen Geistes?

* * *

So lange man in Frankreich für einen gebildeten Mann gehalten werden konnte, ohne von den neuesten Erfindungen mehr als eine Ahnung zu haben, genügte den meisten Franzosen die rein literarische Bildung. Doch je mehr die Ergebnisse der modernen Wissenschaften in das Gebiet des praktischen Lebens übergingen, desto deutlicher mußte man fühlen, daß eine exklusiv literarische Bildung den Ansprüchen der modernen Gesellschaft nicht mehr entspricht.

Um diesem Gefühl Genüge zu tun, wurde kurz nach dem deutsch-französischen Kriege eine erste Reform des „Baccalauréats“ und des höheren Schulwesens unternommen. Diese allerdings noch sehr unreife Reform war ein kühner Versuch, die frühere Einseitigkeit unmöglich zu machen und mit einem Schlage den Erfordernissen der modernen Bildung zu entsprechen. Es war die schöne Zeit, wo Frankreich, nach der furchtbarsten Niederlage, die es jemals erlitten hatte, mit neuem Mut alle moralischen und physischen Kräfte aufbot, um sich aus dem Zustande der Erniedrigung wieder emporzuschwingen. Kein Ziel schien zu hoch zu stehen. Da wurden wunderschöne Programme entworfen. Geometrie, Algebra, Naturgeschichte wurde mit dem Studium des Griechischen und Lateinischen verbunden. Der Kandidat zum „Baccalauréat ès lettres“ war genötigt, Anatomie des Menschen, der Tiere und der Pflanzen, Logarithmenkunst, Kosmographie, Physik und Chemie zu treiben. Überall wurde mit Vorliebe Deutsch gelernt, und die Sprache der Sieger schien bestimmt, in Frankreich Englisch, Italienisch und Spanisch zu verdrängen.

Doch ein solcher Enthusiasmus konnte unmöglich von Dauer sein. Die Fassungskraft eines fünfzehnjährigen Knaben hat ihre Grenzen. Die Eltern eiferten gegen

Überbürdung. Die Examinatoren jammerten über ungenügende Leistungen. Es zeigte sich, daß die Schüler, von denen man zu viel verlangte, nichts mehr gründlich kannten.

Da wurde die wichtige Reform der Jahre 1890 und 1891 unternommen[1]), die seit zwölf Jahren auf unser höheres Schulwesen einen überwiegenden Einfluß ausübt und als eine Vorbereitung zur neuen Umgestaltung angesehen werden kann.

Es ist nämlich schon ein bedeutender Versuch, die Forderungen der Programme besser zu verteilen und die Rolle des Zufalls möglichst zu verringern.

Statt der beiden „Baccalauréat ès lettres" und „Baccalauréat ès sciences" wurde ein einziges „Baccalauréat de l'enseignement secondaire classique" eingeführt, das in zwei Teilen besteht. Alle Schüler, auch diejenigen, die später Mathematik oder Naturgeschichte treiben wollen, müssen den ersten Teil des Examens über alte und neue Philologie, Geschichte und Geographie bestehen. Man sieht also, wie sehr die Franzosen daran halten, daß auch ihre Mathematiker und Physiker, ihre Juristen und Mediziner Griechisch und besonders Latein lernen. Die Kenntnis der toten Sprachen gilt immer noch als der beste Beweis einer vollständigen Bildung, als das Wesen von dem, was die Franzosen nach altem Gebrauch „les humanités" zu nennen pflegen.

So oft man verlangte, daß Schüler ohne Latein oder auch ohne philosophische Kenntnisse zum medizinischen oder juristischen Studium zugelassen werden sollten, antworteten die betreffenden Minister, die „klassischen Studien" seien zukünftigen Ärzten und Advokaten unentbehrlich.

Erst nach der „Rhétorique" (Unterprima), die auf den ersten Teil des „Baccalauréats" vorbereitet, müssen die Schüler zwischen Philosophie und Mathematik wählen. Wer später Philologie, Philosophie, Theologie oder Jura studieren will, besucht die „Classe de philosophie" (Oberprima) und meldet sich zum „Baccalauréat ès lettres philosophie" an; wer die Absicht hat, in eine „Faculté des sciences" einzutreten, wird in die „Classe de mathématiques élémentaires" aufgenommen und hat das „Baccalauréat ès lettres mathématiques" zu bestehen.

Da die „Bacheliers ès lettres philosophie", wie in Deutschland die Gymnasialabiturienten, die Berechtigung zu allen akademischen Studien haben, ist leicht zu erraten, daß die meisten Gymnasiasten diesen akademischen Titel zu erwerben suchen. Kaum ein Fünftel der heutigen Primaner meldet sich zum „Baccalauréat ès lettres mathématiques", so daß sich heutzutage die meisten gebildeten Franzosen vor dem Eintritt in die Universität mit Philosophie beschäftigt haben.

Dieses Jahr Philosophie ist seit einiger Zeit von verschiedenen Seiten sehr heftig angegriffen worden[2]). Manche wollten das Studium der theoretischen sowie der historischen Philosophie aus dem Gymnasium entfernen. Ich halte aber diese Klasse für die anregendste der französischen Gymnasien. Obschon die Schüler noch etwas jung sind, lernen sie, wenn der Lehrer seine hohe Pflicht versteht, ein richtiges Urteil fassen; sie interessieren sich für die großen metaphysischen, religiösen oder auch sozialen Fragen, die keinen gebildeten Menschen gleichgültig lassen können. Als Examinator im philosophischen Fach habe ich fast immer, sowohl auf dem Festlande als auch in Korsika bemerken können, wie sich der Geist der Kandidaten zwischen dem ersten und dem zweiten Examen aufklärt und nach allen Seiten entfaltet.

Neben dem „Baccalauréat de l'enseignement classique" haben wir seit zwölf Jahren in Frankreich noch das „Baccalauréat de l'enseignement moderne"[3]). Der sogenannte moderne Unterricht (Enseignement moderne), der zu dieser Prüfung führt, soll den deutschen Realschulen entsprechen. Im Gegensatz zu den deutschen Verhältnissen wird dieser Unterricht in denselben Anstalten erteilt

---

[1]) Dekret vom 1. Juni 1891.
[2]) Besonders in den Jahren 1899 und 1900.
[3]) Dekret vom 5. Juni 1891.

wie der klassische. Es ist ein Versuch, eine Bildung ohne Griechisch und ohne Latein zu erlangen. Zwei neuere Sprachen und mehr Mathematik und Naturgeschichte ersetzen das Studium der alten Sprachen. Leider hat dieser Versuch die Hoffnungen nicht erfüllt, die man auf ihn gesetzt hatte, und dies, weil in der Rekrutierung der Schüler manches zu wünschen übrig bleibt.

Anstatt nämlich diejenigen Knaben in den modernen Unterricht zu schicken, die für neuere Sprachen oder Mathematik besondere Fähigkeiten zu haben scheinen, wählt man meist diejenigen Zöglinge, die überhaupt weniger begabt oder träge sind. Dazu kommt noch der Umstand, daß dem „Bachelier de l'enseignement moderne" außer Mathematik, Physik, Chemie und Naturwissenschaften keinerlei akademische Studien zugänglich sind. Außerhalb der Universitäten steht allerdings diesem Abiturienten noch manche Laufbahn offen: er kann Post- und Telegraphenbeamter, Stationsvorsteher, Apotheker, Tierarzt, Oberförster, Techniker, Land- und Seeoffizier, Lehrer der unteren Gymnasialklassen, Repetent an einem Gymnasium, Seminarlehrer und Subalternbeamter aller Verwaltungszweige werden. Doch man wird leicht einsehen, daß die Eltern einem zehn- oder elfjährigen Knaben nicht gern von vornherein vier Fakultäten verschließen wollen.

Die bestehende Lage, welche die Leiter des französischen Unterrichts antrafen, als sie der jetzt beschlossenen Reform näher traten, war also folgende:

Auf der einen Seite stand der alte „klassische Unterricht", der die meisten Schüler an sich zog, der aber, was Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Philologie betrifft, den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft nicht mehr entsprach.

Andererseits war der neugegründete „moderne Unterricht" an der Gleichgültigkeit der Eltern und an einer fehlerhaften Rekrutierung der Schüler gescheitert.

Infolgedessen hatte man ein doppeltes Ziel zu erreichen. Erstens mußte man den Eltern einen Unterricht anbieten, der ohne Überbürdung den berechtigsten Bedürfnissen des modernen Lebens entsprechen könne. Zweitens war es notwendig, dem Studium der neuen Sprachen und der exakten Wissenschaften frische Kräfte zuzuführen.

Ersteres wollte man durch Verzweigung des Gymnasialunterrichts [1]) erreichen. Letzteres dachte man dadurch zu erlangen, daß man den Schülern der Elementarschulen den Eintritt in die Gymnasialklassen erleichterte.

Das sind die beiden leitenden Ideen, welche der bevorstehenden Reform zu Grunde liegen. Sie allein werden uns deren Einzelheiten verständlich machen.

* * *

Vor allem wird festgesetzt, daß der Unterricht in den „Lycées" und in den „Collèges" so eingerichtet werden soll, daß der Schüler, der eine Elementarschule absolviert hat, in die Sexta eintreten kann. Zu diesem Zwecke soll der eigentliche Gymnasialunterricht erst mit der Sexta anfangen. Er wird sieben Jahre dauern, da die Prima einen zweijährigen Kursus betragen soll [2]). Schüler, die von Anfang an das Gymnasium besuchen wollen, werden in die Vorgymnasialklassen aufgenommen werden. Septima und Oktava werden die „Division élémentaire", Nona und Decima die „Division préparatoire" bilden [3]).

---

[1]) Diese Trennung der Schüler, die zu derselben Klasse gehören, hat in Deutschland nichts Entsprechendes und ist auch in Frankreich etwas Neues. Seit einigen Monaten haben wir für die neuen Verhältnisse Ausdrücke wie „embranchement", „différentes branches de l'enseignement" bilden müssen. Sexta, Quinta, Quarta und Tertia werden in zwei, Sekunda und Prima sogar in vier Abteilungen zerfallen.

[2]) Aber nur die Prima, nicht, wie in Deutschland, auch Sekunda und Tertia.

[3]) Diese Klassen werden also der sogenannten „Vorschule" höherer deutschen Lehranstalten entsprechen.

Die notwendige Folge dieser neuen Einrichtung wäre, daß in den vier Vorgymnasialklassen nichts gelehrt werden sollte, was die Kinder aus dem Volke in ihren Elementarschulen nicht lernen können. Danach sollte sich der Unterricht in diesen Klassen auf Französisch, Schönschreiben, Rechnen, Anschauungsunterricht, Geschichte und Geographie, Zeichnen und Gesang beschränken. Also müßte man die neueren Sprachen opfern, denen gegenwärtig in der Nona, Oktava und Septima wöchentlich nicht weniger als vier Stunden zukommen. Denn wie könnte der elf- oder zwölfjährige Knabe, der aus einer Elementarschule in die Sexta eines Gymnasiums tritt, den Kameraden nachfolgen, die schon drei Jahre lang deutschen oder englischen Unterricht genossen haben? Deshalb war auch im ersten Projekt der neusprachliche Unterricht von der Nona bis zur Septima aufgehoben worden. Nur auf Verlangen der Neuphilologen wurden in diesen Klassen den fremden modernen Sprachen wöchentlich zwei Stunden gewährt. Es fragt sich nun, ob die Gymnasiasten, nach dreijährigem Unterricht, in der Sexta Deutsch oder Englisch vom ABC an wieder anfangen sollen. Die einzige Lösung der Frage wäre, den neusprachlichen Unterricht in die Elementarschulen einzuführen, wenigstens für diejenigen Schüler, die später ein Gymnasium besuchen wollen. Glücklicherweise läßt man uns hoffen, auch diese Reform baldigst zu unternehmen.

Somit sollen die vier Vorgymnasialklassen den Unterricht einer guten Elementarschule erteilen.

Schon an und für sich ist nicht zu leugnen, daß der höhere Unterricht nur auf der Grundlage eines guten Elementarunterrichts gedeihen kann. Die Erfahrung hat bewiesen, daß es nichts oder wenigstens sehr wenig nützt, den lateinischen Unterricht schon in der Septima oder Oktava anzufangen, wie es früher in Frankreich der Fall war.

Aber die bevorstehende Reform hat in Frankreich einen bedeutenderen, einen sozialen Vorteil. Je leichter die Schüler, die eine Elementarschule absolviert haben, in die Sexta eines Gymnasiums eintreten können, desto leichter werden die Eltern, die auf dem Lande wohnen, ihre Kinder wenigstens bis zur Sexta zu Hause behalten können. Und wer die heutigen französischen Gymnasien im modernen Kasernenstile kennt, wird schon aus diesem Grunde der bevorstehenden Reform gewogen sein. Das Herz hat mir oft geblutet, wenn ich die kleinen „internes“ in der Septima, Oktava oder Nona sah, die, fern von der Familie und oft ohne Bekannte in der Großstadt, mit Sehnsucht die Ferien erwarteten. Das Internat mag vielleicht für ältere Knaben nicht allein Schattenseiten haben; für acht- oder neunjährige Kinder ist es eine unnatürliche Erziehungsform, denn Massenerziehung ist und bleibt naturwidrig. Und gegenwärtig gibt es noch jüngere „internes“: mit vollendetem sechsten Jahre kann ein Knabe in die unterste Vorgymnasialklasse (classe enfantine) aufgenommen werden, und außerdem werden, je nach körperlicher und geistiger Reife, manche Ausnahmen gemacht.

Ein solches Kind aus dem natürlichen Boden der Familie herausreißen, um es fern von der mütterlichen Fürsorge und der väterlichen Aufsicht zu erziehen, das heißt einige der edelsten Triebe des zukünftigen Mannes verkümmern lassen, um anderen Trieben den Boden freizugeben, die lieber unentwickelt bleiben sollten[1]). Wenn nun einmal die großen Masseninternate, unter den in Frankreich obwaltenden Verhältnissen ein notwendiges Übel sind, so muß jeder Versuch, dieselben, bis man sie wird ganz abschaffen können, wenigstens zu beschränken, mit Beifall aufgenommen werden.

Da die Schüler in den französischen Elementarschulen nichts zu bezahlen haben, ist leicht vorauszusehen, daß gar bald die Hälfte, vielleicht zwei Drittel der Gym-

[1]) Vgl. Edmond Demolins, L'Éducation nouvelle. Paris, Firmin Didot. 1902. Kap. I, und von demselben Verfasser: „A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons?“ Paris 1900.

nasiasten aus diesen Schulen kommen werden. Man hofft, und wohl nicht mit Unrecht, es werden die besten unter den Elementarschülern sein, die ihre Studien in einem Gymnasium fortsetzen werden.

* * *

Wie wird sich nun der Unterricht in den eigentlichen Gymnasialklassen gestalten?

Zuerst werden wir, sowohl in den „Lycées" als auch in den „Collèges", statt des jetzigen „Enseignement classique" und des neueren „Enseignement moderne" einen doppelten Unterricht (deux divisions) haben, der vier Jahre, also von der Sexta bis zur Tertia, dauern wird. Jede Abteilung dieses ersten Zyklus soll ein Ganzes bilden, so daß der Schüler, der nach der Tertia aus dem Gymnasium treten will, eine allgemeine Bildung besitzen wird, die einem Kaufmann, einem Subalternbeamten, einem gewöhnlichen Bürger genügen kann.

Ein besonderes Zeugnis („Certificat d'études secondaires du premier degré") wird nach der Tertia von den betreffenden Gymnasiallehrern den fleißigsten Schülern erteilt werden.

In der ersten Abteilung (Division A), die dem jetzigen „enseignement classique" entsprechen soll, wird, von der Sexta an, Lateinisch (7 Stunden wöchentlich) und, von der Quarta an, Griechisch (3 Stunden) gelehrt werden. Letztere Sprache aber wird fakultativ sein, so daß wohl nur diejenigen, die später alte Philologie lehren wollen, Homer im Urtext lesen werden.

In der zweiten Abteilung (Division B), die den jetzigen modernen Unterricht ersetzen soll, wird, statt des Lateinischen, mehr Französisch, mehr Mathematik und Physik getrieben werden. Dazu kommt, von der Sexta an, Naturgeschichte (2 Stunden), die in der ersten Abteilung beinahe völlig geopfert wird, etwas Chemie, von der Quarta an, und in Quarta und Tertia Buchführungstheorie und sogar in letzter Klasse etwas Rechtskunde.

Man sieht, wie man bestrebt war, diesen Unterricht praktisch zu gestalten, und wie man in den Gymnasien nicht allein Professoren, Ärzte und Advokaten, sondern auch tüchtige Kaufleute, Buchführer, Fabrikanten, Verwalter bilden möchte.

In beiden Abteilungen sollen die neueren Sprachen besonders gepflegt werden, denn es sollen ihnen wöchentlich fünf Stunden zukommen, was bis jetzt nur in gewissen Klassen des „modernen Unterrichts" vorkam.

Geschichte und Geographie, die früher in Frankreich so vernachlässigt wurden, haben in allen Klassen drei Stunden erhalten.

Gesang dagegen wird nur von der Decima bis zur Septima verlangt werden. Während es also die deutschen Primaner und Sekundaner nicht für unwürdig halten, an einer Gesangstunde teilzunehmen, scheinen die Franzosen den Gesangunterricht sieben- bis zehnjährigen Kindern zu überlassen. Doch wird den Neuphilologen besonders empfohlen, in den unteren und mittleren Klassen deutsche oder englische Lieder singen zu lassen, und, betreffs der Aussprache hat diese Übung sehr guten Erfolg. Ich habe öfters mit wahrem Genuß in der Septima oder Sexta und sogar in höheren Klassen deutsche Lieder, wie „O Tannenbaum" oder „Ich hatt' einen Kameraden", von französischen Knaben singen hören. Noch weiter bringen es aber die Mädchen in den höheren Töchterschulen, die in Frankreich wie die Gymnasien „Lycées" und „Collèges" genannt werden.

Der Gymnasiast, der nach der Tertia, also im vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre, das Gymnasium verläßt, wird also Französisch, allgemeine Geschichte und Geographie, ein wenig Mathematik und Naturwissenschaft, Deutsch oder Englisch, Gesang und Zeichnen gelernt haben. Die einen werden außerdem Lateinisch, vielleicht auch ein bißchen Griechisch können, die anderen dafür mehr exakte Wissenschaften getrieben haben. Alle werden aber, wenn der neue Lehrplan gewissenhaft befolgt wird, eine für viele Berufe ausreichende Bildung besitzen.

Wir wissen noch nicht, welche Berechtigungen das „Certificat d'études secondaires du premier degré“ gewähren wird. Wahrscheinlich wird es nur für Subalternbeamte mancher Verwaltungszweige, vielleicht für Tierärzte, Architekten, Zahnärzte genügen. Jedenfalls werden es die Kandidaten bei der Baccalaureatsprüfung vorzeigen können, und die Examinatoren werden verpflichtet sein, darauf Rücksicht zu nehmen [1]).

* * *

Noch mannigfaltiger wird der Gymnasialunterricht im zweiten Zyklus sein, der von der Sekunda bis zur Oberprima drei Jahre umfassen wird. Denn da sollen nicht nur zwei, sondern vier verschiedene Abteilungen eingerichtet werden. Man scheint also von vornherein zu glauben, daß die oberen Klassen mehr Schüler zählen werden als die mittleren; und die gegenwärtige Lage der französischen Gymnasien scheint diese Vermutung zu bestätigen.

In Deutschland ist das Verhältnis umgekehrt, denn da ist es nicht selten, ein Gymnasium anzutreffen, das nur sechs oder sieben Oberprimaner aufzuweisen hat, während in der Quarta oder Quinta dreißig bis vierzig Schüler sitzen. Die deutschen Gymnasien wollen nämlich nur die Tüchtigsten in die oberen Klassen befördern; ihnen kommt es nicht auf die Quantität, sondern einzig und allein auf die Qualität an. Viele Gymnasiasten bleiben zwei Jahre in einer Klasse sitzen; andere verlassen das Gymnasium, sobald sie das Einjährigenzeugnis erlangt haben.

Ganz anders ist es in Frankreich. Hier hat kein Gymnasium das Recht, ein Einjährigenzeugnis auszustellen. Da alles auf das vor Universitätsprofessoren bestandene Baccalaureatsexamen ankommt, und man es leider, der heftigen Konkurrenz wegen, noch nicht dazu gebracht hat, es mit den Versetzungsprüfungen ernst zu nehmen, so werden sozusagen alle Schüler von einer Klasse in die andere versetzt. In Folge des Umstandes, daß der erste Teil des Baccalaureats die erste wirklich ernste Versetzungsprüfung ist und jedes Jahr neue Schüler aus freien oder geistlichen Anstalten hinzukommen, ist gewöhnlich die „Rhétorique“ die bevölkertste Klasse. Sie kann vierzig bis fünfzig, ja sogar sechzig Gymnasiasten zählen, während in demselben Gymnasium die Sexta oder die Septima nur neun bis zehn Schüler aufzuweisen hat. Somit könnte die Verzweigung des Unterrichts in den höheren Klassen ein Mittel gegen übermäßige Anschwellung der „Rhétorique“ sein.

Die erste Abteilung (Sektion A, Grec-Latin) des zweiten Zyklus ist für diejenigen Schüler bestimmt, die in der Quarta und Tertia Griechisch gelernt haben. In Sekunda und Unterprima werden wöchentlich fünf Stunden der griechischen und nur vier der lateinischen Sprache zukommen. In der Unterprima ist sogar letztere Sprache auf drei Stunden beschränkt; dafür aber werden ihr zwei Extrastunden für Exerzitien gewährt. In beiden Klassen sind Geschichte und Geographie (5 Stunden) wie nie zuvor in Frankreich vertreten, und zum ersten Mal sind in einem französischen Programm alte und neue Geschichte getrennt worden. Dagegen haben aber die neueren Sprachen in beiden Klassen nur zwei Stunden, Mathematik und Physik sogar nur je eine Stunde errungen.

Diese erste Abteilung soll vorzüglicherweise Helleniſten und Latiniſten bilden. Man hat das Griechische dadurch in den französischen Gymnasien retten wollen, daß man es, und zwar mit Recht, einer Elite vorbehielt. Zu bedauern scheint mir nur, daß Mathematik und Naturwissenschaften zu kurz kommen und die zukünftigen Professoren der griechischen, lateinischen und französischen Sprache diese Fächer vernachlässigen werden. Ich weiß wohl, daß wahrscheinlich nur wenige Schüler diese griechisch-lateinische Abteilung besuchen werden; aber eben weil diese

[1]) S. Revue Internationale de l'Enseignement, publiée par la Société de l'Enseignement supérieur. 22. Jahrgang. Bd. 44, Nr. 6 und 7, Juni und Juli 1902.

Wenigen eine Elite sein werden, sollten sie im Besitz einer wissenschaftlichen Methode sein. Meine Befürchtung ist, daß wir wieder Philologen sehen werden, die ein Barometer oder ein Hygrometer nicht erklären können oder die voltaische Säule für ein öffentliches Monument halten.

Für diese Abteilung wird die Oberprima der jetzigen Philosophieklasse entsprechen, denn in erster Linie werden hier theoretische und historische Philosophie gelehrt werden. Sehr auffällig ist, daß in dieser Klasse, sogar in der griechisch-lateinischen Abteilung, das Studium der beiden toten Sprachen fakultativ sein wird, einzig und allein aus dem Grunde, weil diese Fächer beim zweiten Teil des Baccalaureats nicht mehr verlangt werden. Ebenso wird der neusprachliche Unterricht (2 Stunden) nicht obligatorisch sein. Ist nicht zu besorgen, daß die meisten Schüler nur an ihre Prüfung denken und Griechisch und Latein, Deutsch oder Englisch zum größten Teil vergessen werden?

Etwas günstiger wird es mit der Mathematik und mit den Naturwissenschaften aussehen, weil man für diese Fächer eine schriftliche Arbeit beim zweiten Teil des Baccalaureats verlangen wird. Aber wie wird ein Professor mit drei Stunden wöchentlich in neun Monaten die verschiedenen Teile der Physik und der Chemie vortragen können, während ein deutscher Lehrer mit seinen Sekundanern oder Primanern gewöhnlich ein ganzes Schuljahr braucht, um nur Elektrizität und Magnetismus durchzunehmen?

Wie in der griechisch-lateinischen Abteilung, so wird im zweiten Cötus (Sektion B, Latin-Langues vivantes) besonders Latein gepflegt werden. Statt des Griechischen werden die Schüler eine moderne Sprache mehr lernen. Während im ersten Cötus, statt Deutsch oder Englisch, auch Italienisch oder Spanisch gelernt werden kann, wird hier Deutsch oder Englisch obligatorisch sein; die zweite Sprache wird nach Belieben Deutsch, Englisch, Italienisch oder Spanisch sein[1]). Es ist aber wohl vorauszusetzen, daß nicht von einem Jahr zum anderen in allen französischen Gymnasien die vier Sprachen eingeführt werden können; es wird dies mit Spanisch wohl im Südwesten und mit Italienisch zuerst im Südosten geschehen, während Deutsch und Englisch im Nordosten und Nordwesten des Landes noch lange vorherrschend bleiben werden.

Für Mathematik und Physik, Geschichte und Geographie ist die Stundenzahl dieselbe, wie in der ersten Abteilung, und höchstwahrscheinlich werden viele „Lycées" und die meisten „Collèges" für solche Kurse die Schüler der beiden Cöten vereinigen. Ebenso sind in der Oberprima der zweiten Abteilung die verschiedenen Disziplinen in beiden Abteilungen gleich vertreten, so daß zwei verschiedene Kurse nur in sehr besuchten Anstalten stattfinden werden. Der einzige Unterschied ist nämlich, daß nur zwei Stunden für Latein und dagegen drei Stunden für die beiden neueren Sprachen bestimmt sind.

Die dritte Abteilung (Sektion C) wird unter dem Namen „Latin-Sciences" in Frankreich etwas ganz Neues sein. Bis jetzt hatte man nämlich wenigstens bis zur „Rhétorique" Altphilologie und nur sehr wenig Mathematik, oder, im „Enseignement moderne", viel exakte Wissenschaften und kein Latein gelernt. Der neue Cötus ist ein Versuch, das Studium des Griechischen durch eine lebende Sprache zu ersetzen, ohne die Urquelle der Muttersprache zu vernachlässigen. Bei der unleugbaren Nützlichkeit des Lateins zum Verständnis des Französischen und bei dem Aufschwung der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten wird wohl diese Abteilung bedeutenden Erfolg haben. Sie scheint mir für die zukünftigen Mediziner, Juristen, Mathematiker und Naturforscher ganz besonders geeignet zu sein. Mit vier Stunden Latein und zehn Stunden für exakte Wissenschaften

[1]) Russisch, das vor zehn Jahren in Frankreich Mode geworden war, wird im neuen Programm nicht mehr erwähnt. Arabisch kann als zweite neuere Sprache gewählt werden, aber selbstredend nur in Algerien.

(5 Stunden für Mathematik, 2 Stunden für praktische Übungen und 3 Stunden für Physik und Chemie) ist gar kein Zweifel, daß eine gründliche klassische und wissenschaftliche Bildung zu erzielen wäre, besonders wenn die einzige lebende Sprache gründlich gelernt wird.

Denjenigen Schüler, der später Offizier, Baumeister, Industrieller, Post- oder Eisenbahndirektor, Bergrat, Oberförster oder Techniker werden will, wird hingegen die vierte Abteilung (Sektion D, „Sciences-Langues vivantes") auf seinen zukünftigen Beruf besser vorbereiten. Da sind nämlich die toten Sprachen gänzlich geopfert worden, und dafür sollen Neuphilologie (7 Stunden) und Mathematik (gleichfalls 7 Stunden) gründlich studiert werden. Auch hier wird notwendigerweise eine der beiden modernen Sprachen Deutsch oder Englisch sein. Was Französisch (3 Stunden), Geschichte und Geographie (3 Stunden) und Zeichnen (4 Stunden) betrifft, wird der Unterricht in beiden letzteren Abteilungen gleich sein, so daß auch hier in den meisten Lehranstalten die Schüler vereint werden können.

Der philosophischen Oberprima wird für die dritte und vierte Abteilung eine mathematische Oberprima entsprechen, deren Schüler nur in der Neuphilologie getrennt werden sollen. Denjenigen Gymnasiasten, die in Sekunda und Oberprima die dritte Abteilung besucht haben werden, sollen zwei Stunden Deutsch oder Englisch genügen; die Schüler der vierten Abteilung werden die beiden erlernten Sprachen weitertreiben.

* * *

Den vier verschiedenen Abteilungen werden, nach der Unterprima, vier besondere Prüfungen entsprechen, die man alle vier „Baccalauréat de l'enseignement secondaire, 1e partie" nennen wird. Alle Kandidaten werden einen französischen Aufsatz und, mit Ausnahme der vierten Abteilung, eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Französische (version latine) liefern müssen; die Altphilologen außerdem noch eine Übersetzung aus dem Griechischen, die Neuphilologen der zweiten und vierten Abteilung einen leichten Aufsatz in einer neueren Sprache (Deutsch, Englisch, Italienisch oder Spanisch) und die Kandidaten der vierten Abteilung eine mathematische Arbeit.

In Deutschland wird wohl auffallen, daß beim ersten Teil einer so wichtigen Prüfung wie das „Baccalaureat" nur drei schriftliche Arbeiten verlangt werden sollen; doch gegenwärtig werden, sowohl beim „Baccalauréat classique" als beim „Baccalauréat moderne", nur zwei Arbeiten aufgegeben. Bei der mündlichen Prüfung werden übrigens die andern Fächer auch berücksichtigt werden, so daß jede Disziplin beim Examen Berücksichtigung finden wird.

Da in der Oberprima, wie schon gesagt, die beiden philosophischen, sowie auch die beiden mathematischen Abteilungen fast gleiche Programme haben, so werden beim zweiten Teile des „Baccalaureats" zwei Prüfungen genügen; bei dem einen, dem „Baccalauréat ès lettres philosophie", wird mehr theoretische und historische Philosophie, bei dem anderen, dem „Baccalauréat ès lettres mathématiques", mehr exakte Wissenschaft verlangt werden. Das erste Examen wird dem früheren „Baccalauréat ès lettres", das zweite dem früheren „Baccalauréat ès sciences" entsprechen.

Welche Berechtigungen diese verschiedenen Diplome gewähren werden, ist noch nicht genau festgestellt. Manche möchten allen „Baccalauréats de l'enseignement secondaire" gleiches Recht auf akademische Studien erteilen; doch sieht man nicht gut ein, wie ein Kandidat der vierten Abteilung, der weder Latein noch Griechisch gelernt hat, in eine „Faculté des lettres" eintreten könnte, um Horaz oder Sophokles zu lesen. Wenn sich alle diejenigen, die eine der vier Prüfungen bestanden haben, gleich „bacheliers de l'enseignement secondaire" nennen dürfen,

so werden wohl, was die Berechtigung zu akademischen Studien betrifft, manche Einschränkungen stattfinden müssen[1]).

Vergleichen wir die neue Organisation der französischen „Lycées" und „Collèges" mit den Verhältnissen in Deutschland, so können wir sagen, daß der griechisch-lateinische Unterricht (Sektion A) dem deutschen Gymnasialunterricht entsprechen wird, doch leider mit dem Unterschied, daß in dieser Abteilung viel weniger Mathematik getrieben werden soll. Die zweite Abteilung (Sektion B) wird ungefähr einem deutschen Progymnasium, mit Latein aber ohne Griechisch, gleichzustellen sein; doch werden hier ebenfalls weniger Mathematik und Naturwissenschaften verlangt werden. Die dritte Abteilung (Sektion C) könnte einer deutschen Realschule erster Ordnung mit Latein, die vierte endlich (Sektion D) einer gewöhnlichen Realschule ohne Latein verglichen werden.

* * *

So stellt sich in ihren Hauptlinien die bevorstehende Reform des französischen Gymnasialwesens und des „Baccalaureats" dar. Trotz des heftigen Widerstandes der meisten Altphilologen[2]) scheint die Regierung willens zu sein, sie im Oktober in den vier Progymnasialklassen, in der Sexta und Sekunda, d. h. am Anfange eines jeden Zyklus, und vielleicht in Quarta und Quinta durchzuführen. Meines Erachtens ist diese Reform der wichtigste Versuch, der jemals in Frankreich auf dem Gebiete des Unterrichts gemacht wurde, um aus dem Geleise einer hundertjährigen Tradition zu treten und die soziale und pädagogische Bedeutung der neueren Sprachen, der exakten Wissenschaften, der Geschichte und Geographie endlich anzuerkennen.

Doch scheint sie mir an einem Hauptfehler zu leiden. Die Schüler werden den wichtigsten Entschluß ihres Lebens zu früh fassen müssen. Schon im zwölften oder dreizehnten Lebensjahre werden sie zwischen der ersten und zweiten Abteilung des ersten Zyklus, im fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre zwischen den vier Abteilungen des zweiten Zyklus zu wählen haben. Das heißt, daß ein Knabe, der noch nicht weiß, was Philologie ist und von exakten Wissenschaften kaum eine Ahnung hat, genötigt sein wird, zwischen vier ihm noch unbekannten Laufbahnen eine Wahl zu treffen. Als unerfahrenes Kind wird er sich für sein ganzes Leben entscheiden müssen![3])

Und dennoch ist die bevorstehende Reform, mit ihren Licht- und Schattenseiten, ein bedeutender Fortschritt; denn sie wird den neueren Sprachen, der Geschichte und Geographie und, wenigstens in zwei Abteilungen, den exakten Wissenschaften den Platz einräumen, der ihnen heutzutage gebührt. Sie enthält eine intensivere Berücksichtigung des wirklichen Lebens und ist ein Sieg des praktischen Unterrichts gegenüber der rein theoretischen Schulung. Unsere moderne Gesellschaft verlangt Bürger, vertraut mit allen Teilen und Einrichtungen des sozialen Lebens. Es muß der gebildete Jüngling unseres neuen Jahrhunderts vor allem seine Zeit verstehen; er muß moderne Geschichte und neuere Sprachen gelernt haben. Der alte Unterricht und das alte „Baccalaureat" entsprachen den neuen Methoden und den Anforderungen einer veränderten Zeit nicht mehr; die verjüngten „Lycées" und „Collèges" werden von nun an mit allen geistigen Bedürfnissen und Bestrebungen der Gegenwart in beständiger Wechselwirkung stehen.

Dr. H. Schoen,
Professor an der Universität Aix-Marseille.

---

[1]) S. Revue Internationale de l'Enseignement. Juni 1902.

[2]) S. Alfred Fouillées heftige Polemik im „Journal des Débats politiques et littéraires" vom 15. März 1902 und folgende Nummern.

[3]) S. Marcel Bernès in der Zeitschrift „L'Enseignement secondaire". 23. Jahrgang. Nr. 13, 1. Juli 1902: La Réforme et l'Inquiétude dans l'Université, und besonders die Reden der Senatoren Denoix und Fabre am 8. und 9. Juli 1902.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Zu einem bedeutsamen politischen Ereignisse gestaltete sich der Besuch, den der König von Italien dem deutschen Kaiser abstattete. Wohl war die neue Unterzeichnung des Dreibundes bereits eine authentische Tatsache, immer wieder tauchten jedoch in der auswärtigen Presse Gerüchte auf, wonach der Wortlaut des Friedensbündnisses der europäischen Zentralmächte eine Veränderung erfahren haben sollte. An den entgegengesetzten authentischen Erklärungen der die auswärtige Politik Österreich-Ungarns, Deutschlands und Italiens leitenden Staatsmänner, der Grafen Goluchowski und von Bülow, sowie des Herrn Prinetti, wurde ohne Unterlaß gemäkelt. Bald hieß es, Militärkonventionen seien bei der Erneuerung des Dreibundes aufgehoben worden, bald sollte dessen „Geist" ein wesentlich anderer geworden sein. Da in dieser Hinsicht vor allem Italien in Betracht kam, dessen Annäherung an Frankreich als hauptsächliches Argument angeführt wurde, mußten alle Ausstreuungen von dreibundfeindlicher Seite in demselben Augenblicke sich als phantastisch erweisen, in dem der deutsche Kaiser in Gegenwart seines Bundesgenossen, des Königs von Italien, in authentischer Weise die Tatsachen feststellte, und König Viktor Emanuel III. dieser Auffassung zustimmte. So erhält der Trinkspruch, den Kaiser Wilhelm am 28. August bei der im königlichen Schlosse zu Berlin veranstalteten Galatafel ausbrachte, seine historische Bedeutung. In schwungvollen Worten wurde zunächst „des ritterlichen Königs Umberto ohne Furcht und Tadel" gedacht, der „seine Freundschaft und Bundestreue mit vollster Wärme" von den Vorgängern des Kaisers Wilhelm II. auf diesen übertrug. Nicht „einer Höflichkeitsform, sondern der tiefsten Herzensüberzeugung" verlieh der deutsche Kaiser Ausdruck, indem er an die Vergangenheit anknüpfte und dann das gegenwärtige Verhältnis ebenso sympathisch wie charakteristisch betonte: „Willkommen sei Eurer Majestät zugerufen als dem König des herrlichen, schönen Italien, des Landes unserer Träume, des Jungbrunnens unserer Künstler und Dichter. Willkommen seien Eure Majestät uns als der treue Bundesgenosse nach Wiedererneuerung des uns untereinander und mit unserem erhabenen Freunde Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Franz Josef verknüpfenden Bündnisses, welches in alter Kraft fortbesteht und in das Sein unserer Völker sich fest eingelebt hat, nachdem es Jahrzehnte hindurch den Frieden gesichert hat und, so Gott will, noch für lange sichern wird."

In seiner Erwiderung wies der König von Italien dann ebenfalls auf die „brüderliche Zuneigung" hin, die den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den späteren Kaiser Friedrich III., mit dem Könige Humbert verband, sowie auf die „herzliche Intimität", die zwischen dem Könige Viktor Emanuel II. und Kaiser Wilhelm I. bestand. Von historischer Bedeutung waren wiederum die Worte: „Im Zeichen solcher Erinnerungen werden unsere Völker auf den Bahnen der Zivilisation fort-

schreiten, gesichert durch dieses alte Bündnis zwischen Italien und den beiden Kaisermächten, in dem die allgemeine Anschauung jetzt ein Sinnbild des Friedens und dessen wirksamsten Schutz erkennt."

Der friedliche, defensive Charakter der Tripelallianz bleibt durchaus gewahrt; nur diejenigen, die selbst den Frieden stören wollen, können sich getroffen fühlen. Nicht minder müssen anderseits die Klerikalen in Frankreich ein für allemal wissen, daß jeder Versuch, den territorialen Besitzstand des geeinten Italien zu verändern, Deutschlands gesamte Streitkräfte unverzüglich auf den Plan rufen würde. Die jüngsten Vorgänge, die sich in der Bretagne und in der Vendée bei der Schließung der von den Kongregationen geleiteten Schulen abspielten, die grellen Streiflichter, die bei dieser Gelegenheit auf die Zustände in einem Teile des französischen Offizierkorps fielen, lassen keinen Zweifel darüber obwalten, daß, wie einst bei Mentana die Chassepots Wunder taten, um das Eindringen Garibaldis in Rom zu verhindern, von französischer Seite auch Versuche zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes unternommen werden könnten. Wie bezeichnend war in dieser Hinsicht der vom „Figaro" jüngst veröffentlichte Artikel eines „observateur" der vatikanischen Verhältnisse, der offen zugestand, solange der französische Botschafterposten existiere, würde die römische Kurie darin eine Bürgschaft gegen „italienische Anmaßungen" erblicken!

Nicht fehlen konnte es, daß wiederum französische Organe in dem Berliner Trinkspruche des Königs von Italien hervorhoben, in dem Dreibunde werde von der allgemeinen Anschauung „jetzt" ein Sinnbild des Friedens und dessen wirksamster Schutz erkannt. Hiernach soll es früher anders gewesen sein. Diese Silbenstecherei und Selbsttäuschung würde jedoch nur beweisen, daß die Franzosen ehemals eine falsche Auffassung hegten, da die Staatsmänner der europäischen Zentralstaaten stets an dem friedlichen, defensiven Charakter der Tripelallianz festhielten.

Mit vollem Recht ist anderseits auf den nicht ausschließlich der politischen Lage, sondern zugleich den wechselseitigen Herzensbeziehungen Rechnung tragenden Charakter der am 28. August in Berlin ausgetauschten Trinksprüche hingewiesen worden. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß der Einzug des Königs von Italien in der deutschen Reichshauptstadt gerade am 28. August, dem Jahrestage der Geburt Goethes, erfolgte, dessen Standbild in Rom sich in einer nahen Zukunft als Wahrzeichen der geistigen Beziehungen zwischen den beiden Kulturnationen erheben wird. Kaiser Wilhelm unterließ denn auch nicht, seinem Gaste die Pläne des der Stadt Rom zu widmenden Denkmals vorzulegen, die, wie zuverlässig gemeldet wird, den vollen Beifall des Königs Viktor Emanuel fanden.

Neuer politischer Abmachungen bedurfte es im Hinblick auf die unlängst erst vollzogene Unterzeichnung des Dreibundes nicht. Wohl aber machte der König von Italien persönlich einen so günstigen Eindruck, daß das geschriebene Wort der Bündnisverträge gleichsam seine Weihe erhielt. Früher bereits war wohl bekannt, daß der junge König alle Eigenschaften des Charakters und des Geistes besitzt, die ihn für seine schwierige Aufgabe befähigen. Alle maßgebenden Urteile stimmen jedoch nunmehr in der Anerkennung des Ernstes und der Gewissenhaftigkeit überein, mit denen König Viktor Emanuel III. diese Aufgabe erfaßt hat und durchzuführen entschlossen ist. Wie intim auch die Unterredungen mit dem deutschen Kaiser, dem Reichskanzler Grafen von Bülow, dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen und dem Unterstaatssekretär von Mühlberg gewesen sein mögen — es wurde doch bekannt, daß der König von Italien ein Charakterkopf sei, ein „homme supérieur", um in der Diplomatensprache zu bleiben.

Sicherlich hat auch der italienische Minister des Auswärtigen, Herr Prinetti, den bestimmten Eindruck mit in seine Heimat genommen, daß Italien auf Deutschland zählen darf. Im ersten Septemberheft der „Nuova Antologia" ist unter der Überschrift: „Il Re d' Italia a Berlino" ein Artikel erschienen, der wohl bemerkt zu werden verdient. Sogleich der Auftakt zeigt, daß die Sympathien Italiens und

Deutschlands durchaus auf Gegenseitigkeit beruhen. „König Viktor Emanuel," heißt es, „ist in diesen Tagen Gast des deutschen Kaiserhauses und der deutschen Bevölkerung. Er bringt der befreundeten und verbündeten Nation — der großen deutschen Nation — den herzlichen und liebevollen Gruß des italienischen Volkes; wir können beinahe sagen: aller unserer politischen Parteien, da die Tripelallianz niemals, wie in diesem Jahre, unter geringeren Meinungsverschiedenheiten im Parlamente und außerhalb erneuert worden ist." Tatsächlich haben selbst die italienischen Sozialdemokraten diesmal der Erneuerung des Dreibundes zugestimmt; ein Beweis, in welch hohem Maße das Bündnis als eine Lebensbedingung erkannt worden ist. Der Verfasser des Aufsatzes der „Nuova Antologia" weist mit allem Nachdruck die vereinzelte Prophezeiung eines deutschen Blattes zurück, wonach der Empfang des Königs von Italien in Berlin sich kühler gestalten werde. In Wahrheit hat der italienische Beurteiler mit seiner Zurückweisung dieser Ankündigung durchaus recht behalten. Wer am 28. August dem Einzuge des Königs in Berlin beiwohnte und ihn dann zwei Tage darauf von der großen Parade auf dem Tempelhofer Felde durch die mit Fahnen reichgeschmückte Friedrichstraße zurückkehren sah, darf versichern, daß er nur selten einen fremden Monarchen von der Berliner Bevölkerung mit solchem Jubel begrüßen hörte. An der Spitze der Fahnenkompagnie und der Standartenschwadron neben dem deutschen Kaiser reitend, erwiderte der König von Italien, der die Uniform seines hessischen Husarenregiments trug, die Grüße der dichtgedrängten Volksmenge, in der manche sich des festlichen Empfanges erinnerten, der auch dem König Humbert bei seinem Besuche in Berlin bereitet wurde. Als gute Vorbedeutung des jüngsten Besuches durfte angesehen werden, daß der König Viktor Emanuel seinen Weg durch die Schweiz nahm und in Göschenen vom Bundespräsidenten und den Mitgliedern des eidgenössischen Bundesrates begrüßt und empfangen wurde, nachdem dank der Vermittlung und der guten Dienste des deutschen Gesandten in Bern, Alfred von Bülow, der vielerörterte Konflikt zwischen Italien und der Schweiz glücklich aus der Welt geschafft worden war.

Auf diese gute Vorbedeutung für die Reise nach Deutschland wird auch in der „Nuova Antologia" hingewiesen, die dann eine Reihe positiver Tatsachen hervorhebt, aus denen auf die Unverbrüchlichkeit der Bündnisverträge geschlossen werden darf. Hieran werden dann Erwartungen hinsichtlich der Erneuerung der Handelsverträge geknüpft. Italien braucht in dieser Beziehung, insofern Deutschland in Betracht kommt, keine Besorgnisse zu hegen. Selbst die Agrarier denken nicht daran, den italienischen Südfrüchten, den „agrumi", den deutschen Markt zu verschließen. Freilich regten sich hier und da Bestrebungen, durch die unter anderem der italienischen Blumenausfuhr nach Deutschland Schwierigkeiten bereitet werden sollten. Allein, jetzt bereits darf als gewiß gelten, daß auch hier die Bäume der extremen Schutzzöllner nicht in den Himmel wachsen werden. In der Zeit, in der Italien seine Veilchen und andere duftige Gaben seiner Flora über die Alpen sendet, können diese bei uns nur in Treibhäusern gezogen werden, weshalb von einer ernsthaften Konkurrenz kaum die Rede sein kann. Die Erklärungen aller maßgebenden Faktoren in Deutschland lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß Italien am wenigsten Ursache haben wird, auf handelspolitischem Gebiete sich beschwert zu fühlen.

Die „Nuova Antologia" zweifelt um so weniger an diesem günstigen Erfolge, als sie zu den leitenden Persönlichkeiten in Deutschland großes Vertrauen hegt. „Zum Glück," schreibt sie, „wird Deutschlands Geschick von einem genialen Kaiser gelenkt, der in dem Reichskanzler, Grafen von Bülow, den hervorragendsten Staatsmann Europas zur Verfügung hat. Graf von Bülow ist nicht bloß ein Freund Italiens, sondern auch ein genauer Kenner unserer Lebensbedingungen, der deshalb besser als jeder andere in der Lage sein muß, die wirtschaftlichen und sozialen Bande zwischen beiden Nationen zu befestigen."

In Deutschland kann es überdies nur mit Genugtuung aufgenommen werden, wenn die italienisch-französische Annäherung, wie sie der Stellung Italiens im Mittelländischen Meere förderlich ist, auch den wirtschaftlichen Verhältnissen Italiens zum Vorteile gereicht. Deutschland selbst legt großen Wert darauf, mit der französischen Republik freundnachbarliche gute Beziehungen zu unterhalten. Bei der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren in Reval ist wie von den beiden Monarchen auch von den beiden leitenden Staatsmännern, Grafen von Bülow und Grafen Lamsdorff, der auswärtigen Politik des Herrn Delcassé in durchaus sympathischer Weise gedacht worden. Die besonnenen Elemente in Frankreich würden nur im Interesse ihres Landes handeln, wenn sie insbesondere auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, auf dem es nahezu vollständig an Reibungsflächen fehlt, vielmehr nach Berührungspunkten mit Deutschland suchen würden, das es seinerseits niemals an Bemühungen im versöhnlichen Sinne fehlen ließ.

Kaiser Wilhelm hat auch bei seiner jüngsten Reise nach der Ostmark gezeigt, daß ihm vor allem die Hebung von Land und Volk am Herzen gelegen ist. Die Erwiderung auf die Ansprache des Marschalls des Provinziallandtages von Posen enthält eine Reihe nützlicher Ratschläge. Daß die Deutschen ihren Erbfehler des Parteihaders ablegen, daß der einzelne das Opfer seiner ausgeprägten Individualität zu bringen bereit sein möge, um in der Gesamtheit mit allen vereint zu wirken — das verdient in der deutschen Ostmark besonders beherzigt zu werden. Da anderseits bei dem polnischen Teile der Bevölkerung von ultramontaner Seite insbesondere die Vorstellung zu erwecken gesucht wird, die Propaganda für das Deutschtum und die deutsche Sprache richte ihre Spitze hauptsächlich gegen die katholische Religion, führte der Kaiser in seiner Ansprache aus, daß derjenige sich „einer schweren Lüge schuldig mache", der behaupte, daß den Katholiken in den östlichen Provinzen Preußens Schwierigkeiten in der Ausübung ihres Glaubens gemacht oder sie gezwungen werden sollen, von diesem zu lassen. In charakteristischer Weise fügte der Kaiser im Hinblick auf solche verleumderische Behauptungen hinzu: „Meine ganze Regierungszeit und meine Worte in Aachen beweisen, wie hoch ich Religion, das heißt das persönliche Verhältnis jedes Menschen zu seinem Gott, achte, und er beleidigt durch eine solche Verleumdung den Nachfolger des großen Königs, der erklärt hat, ein jeder solle auf seine Façon selig werden." Wohl aber durfte der König von Preußen verlangen, daß alle Staatsangehörigen, ohne daß ihre Stammeseigentümlichkeiten und Überlieferungen ausgelöscht werden, sich als Preußen fühlen, und als seine eigene Pflicht bezeichnete er, „dafür zu sorgen, daß diese Provinz unauflöslich mit der preußischen Monarchie verknüpft, daß sie stets gut preußisch und gut deutsch bleibe". Auch an die Beamten richtete Kaiser Wilhelm ermahnende Worte, und in dem Zusammenwirken von Volk und Beamtenschaft unter der Leitung der Krone erblickt er die sicherste Gewähr für eine segensreiche Entwicklung.

Als Gäste des Kaisers hatten sich in Posen der Generalgouverneur von Warschau, General Tschertkow, und das Offizierkorps der beiden russischen Regimenter des Kaisers Wilhelm eingefunden. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß noch niemals eine Begegnung des Kaisers mit dem Zaren einen so intimen persönlichen Charakter hatte wie die jüngste in Reval, so wird dieser Beweis durch die an die russischen Offiziere vor der Paradetafel gerichtete Ansprache erbracht. Auch bei dem Paradediner galt der erste Trinkspruch des Kaisers Wilhelm dem Zaren, „dem obersten Kriegsherrn der mit uns in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen russischen Armee".

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat unlängst Gelegenheit genommen, die Grundzüge seiner wirtschaftlichen und allgemeinen Politik zu entwickeln. In der Frage der Trusts will Roosevelt eine vermittelnde Stellung einnehmen. Die Gesetzgebung soll dahin wirken, daß neben den Interessen der Unternehmer auch diejenigen der Konsumenten gewahrt werden. Von besonderem Interesse sind die Äußerungen des Präsidenten über seine Auffassung der Monroe-Doktrin.

Nicht als ein Angriffsmittel soll diese dienen, wie er in der zu Proctor im Staate Vermont gehaltenen Rede hervorhob. Vielmehr soll nur der Grundsatz aufrechterhalten bleiben, daß Amerika „von keiner europäischen Macht, welche es auch sei, als ein Gegenstand politischer Kolonisation betrachtet werden darf". Gewisse englische Blätter haben nicht verfehlt, anzudeuten, daß diese Ausführungen des Präsidenten Roosevelt sich gegen Deutschland richten könnten. Aber dieses hat niemals daran gedacht, Territorialbesitz in Südamerika zu erlangen, und anderseits hat der Präsident der Union anerkannt, daß europäische Mächte die Monroe-Doktrin durchaus nicht verletzen, wenn sie südamerikanischen Republiken gegenüber berechtigte Ansprüche auf der Grundlage des Völkerrechts durchsetzen. So hat die Regierung der Vereinigten Staaten das Verhalten Deutschlands gegenüber Venezuela gebilligt. Nicht minder war das deutsche Kriegsschiff „Panther" berechtigt, das haïtische Rebellen-Kanonenboot „Crête à Pierrot", dessen Besatzung unbefugterweise den Hamburger Kauffahrer „Markomannia" durchsucht und die an Bord vorgefundenen Waffen nebst Munition mit Beschlag belegt hatte, aufzubringen und als sich dies nicht mehr durchführen ließ, in den Grund zu bohren. Allerdings hatte der Vertreter der Regierung Haïtis selbst in Berlin die „Crête à Pierrot" als ein „Piratenschiff" bezeichnet, das keine anerkannte Flagge führe. Sonst hätten zunächst Verhandlungen aus Anlaß des völkerrechtswidrigen Verhaltens gegenüber der „Markomannia" stattgefunden. Daß der Unfall, der den Präsidenten betroffen, keine schlimmen Folgen für ihn gehabt, ist auch in Deutschland mit allgemeiner Befriedigung vernommen worden; und daß er selber bald darüber hinweggekommen, geht daraus hervor, daß er bereits wieder öffentlich geredet hat. Ihm liegt vor allem daran, die Vereinigten Staaten mit einer starken Flotte ausgestattet zu sehen, durch die die Monroe-Doktrin im Ernstfalle aufrechterhalten werden kann.

Das Entgegenkommen, das Frankreich gegenüber Spanien an den Tag legt, wird in Zusammenhang mit der marokkanischen Angelegenheit gebracht. Die Königin-Witwe Marie Christine wurde bei ihrer Rückkehr aus Österreich in Paris mit besonderer Freundlichkeit empfangen; auch entsendete die französische Regierung zur Begrüßung des in Bilbao verweilenden Königs Alfonso XIII. Kriegsschiffe, die diesen dann nach San Sebastián begleiteten. Ebenso waren die Ansprachen bemerkenswert, in denen der französische Kriegsminister General André den an den Manövern in Südfrankreich teilnehmenden Prinzen von Asturien, den Gatten der älteren Schwester des Königs von Spanien, feierte. Man wird daher kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Frankreich jetzt bereits sich die guten Dienste oder doch mindestens die Zurückhaltung Spaniens für den Fall sichern möchte, daß die marokkanische Frage aufgerollt werden sollte.

Literarische Rundschau.

Renans Seminaristen-Briefe.

Lettres du Séminaire (1838—1846). Par Ernest Renan. Paris, Calman Lévy.

Die Zeit ist längst vorbei, in der der Name Renan an Radikalismus und Freigeisterei erinnerte. Nachdem alle Bischöfe Frankreichs zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Hirtenbriefe gegen Renans „Leben Jesu" erlassen und eigene Sühngottesdienste wegen der Beleidigung des Glaubens durch dieses Buch angeordnet hatten, galt der Verfasser für einen Radikalen, den man mit Voltaire und den Enzyklopädisten in eine Reihe stellte. Allmählich schwand jedoch dieser Wahn, da sein Werk über „Die Ursprünge des Christentums" mit jedem Bande konservativer wurde und gegenüber den Anschauungen der deutschen kritischen Schule als halb katholisch angesehen werden konnte. Heute reden auch positiv gesinnte Theologen mit Anerkennung von dem Manne, der in seinen Essays offen zugestand: „Wir leben von einem Glauben, den andere haben, durch den aber heute noch die Gesellschaft erhalten wird," und der als Philosoph bescheiden eingesteht, das letzte Rätsel der Welt sei unlösbar: Tout est possible même dieu. Wer diese Jugendbriefe des Seminaristen an seine geliebte Mutter und an seine über alles geliebte Schwester Henriette liest, dieselbe Schwester, die ihn auf seiner Orientreise begleitete und dort ein Opfer des Klimas wurde, begreift leicht, daß diese weiche, fast weiblich zärtliche Seele trotz des Bruches mit dem Katholizismus schließlich doch nur in einer religiösen Auffassung des Lebens ihre Befriedigung fand und Reformkatholiken wie Montalembert und Père Loyson näher stand als jenem David Friedrich Strauß, mit dem er in Deutschland so oft in einem Atemzuge genannt wird. Renan und Strauß! Man könnte ebenso gut sagen: Beyschlag und Nietzsche, und würde damit doch nur das eine treffen, daß die Orthodoxie gegen beide geeifert hat.

Mit seinem fünfzehnten Jahre wird Renan aus seiner Heimat Tréguier, aus dem Hause seiner Mutter nach Paris in das Seminar von Saint-Nicolas versetzt. Dankbarkeit gegen die in knappen Verhältnissen lebende, verwitwete Mutter, gegen die teuren Lehrer, die ihm den Freiplatz im Seminar durch ihre guten Zeugnisse verschafft haben, zärtliche Besorgnis für die ältere, innig geliebte Schwester sind die Mollakkorde, die alle diese zärtlichen, ernsten, fast nie jugendlich heiteren Briefe begleiten. Von dem Heimweh heilt er sich in der Chapelle de la Sainte-Vierge. Die Versorgung in dem Knabenseminar erscheint dem in Armut Aufgewachsenen opulent. Sein Ehrgeiz ist, in Paris denselben Platz als guter Schüler zu behaupten wie in Tréguier, und wenn er in einem Exerzitium unter zwanzig Schülern den fünften Platz erhält, so ist ihm das ein échec; sinkt er noch tiefer, so wird er so traurig, daß die Lehrer ihn trösten müssen. Dann ruft er wohl verzweifelt: „Ah! j'étais heureux à Tréguier!" Aber in Saint-Nicolas sowohl

wie in dem Seminar d'Issy und Saint-Sulpice hängt er mit kindlicher Pietät an seinen Lehrern, und die Behandlung der Knaben in den geistlichen Seminarien ist offenbar eine sehr humane und pädagogische. Zu Ende seines Aufenthaltes in d'Issy soll er im April 1843 die erste Tonsur empfangen, die ihn aber noch nicht zum geistlichen Stande verpflichtet. Er selbst ist innerlich noch unsicher und bittet die Mutter um ihren Rat. „Les conseils d'une mère ont quelque chose de trop sacré pour n'être pas consulté." Die Mutter aber rät zu, da sie während einer Krankheit des Knaben denselben unserer lieben Frau de bon Secours gelobt hat, falls er genesen würde. So fleht sie ihn an: „Ernst, mein lieber Ernst, folge den Eingebungen der Gnade!" Anfänglich ist der Sohn geneigt, nach ihrem Willen zu handeln, dann aber kommt ein schmerzerfüllter Brief: sein Gewissen habe ihm verboten, das Gelübde zu leisten, und sein Beichtvater setzt einige Zeilen hinzu, daß er den Aufschub billige, damit Ernst später mit größerer Reife den Schritt tun könne. Die Grüße, die Erklärungen, die Entschuldigungen, die er an die Väter des Knabenkonvikts in Tréguier richtet, zeigen, mit wie vielen Fäden ein solcher Seminarist von Jugend auf eingesponnen ist, und wie schwer es später wird, sie zu zerreißen. Mit dem November tritt er nun in das höhere Seminar von Saint-Sulpice ein, und die Freundlichkeit, die er bis jetzt überall erfahren, verdoppelt sich hier. Er assistiert sonntäglich der Messe von Saint-Sulpice und treibt nun die Woche über ausschließlich Theologie. Bald aber konzentriert sich sein Interesse auf das Hebräische. Sein eigentlicher Genius beginnt sich zu regen, man kommt dem entgegen, aber man verlangt zugleich, er solle durch Empfang der ersten Weihen zeigen, daß es ihm wirklich um eine kirchliche Laufbahn zu tun sei. Und nun ergibt er sich. In der Kapelle des Seminars empfängt er im Dezember 1843 die ersten Weihen durch keinen Geringeren als den Erzbischof von Paris. Er schreibt auch der Mutter, er sei fest überzeugt, daß Gottes Hand ihn so geführt habe. Daß er vom Seminar aus die Vorlesungen des Collège de France besucht, macht der Mutter neue Sorgen, er aber versichert ihr, daß nur Quinet und Michelet dort gegen das deklamierten, was anderen heilig sei, er aber werde sich hüten, seine Ohren mit dem Hören ihrer Kollegien zu beschmutzen. Als er dann seine Studien in Deutschland fortsetzen will, widerspricht die Mutter aufs neue, und der Plan zerschlägt sich auch. Inzwischen hat er dem Lehrer des Hebräischen in Saint-Sulpice den Entwurf einer hebräischen Grammatik vorgelegt, der so sehr dessen Beifall findet, daß er den jungen Mann ermutigt, denselben drucken zu lassen, und verspricht, das Buch dem Unterricht im Seminar zu Grunde zu legen. So aufgemuntert, beginnt Renan nun auch das Studium des Arabischen. Dann verwickeln sich die Fäden. Er klagt der Schwester, man habe ihm im Seminar nicht Wort gehalten. Er beschließt, wie er der Mutter schreibt, im besten Einvernehmen mit den Seminarlehrern, in eine Pension der Nachbarschaft überzusiedeln, in der er nur in zwei Abendstunden zu unterrichten hat, während der ganze Tag ihm für seine Studien zur Verfügung steht. Die Mutter ahnt freilich, daß das der erste Schritt sei, sich von der geistlichen Karriere zu lösen; sie protestiert lebhaft, aber als ihr Brief kommt, ist der Schritt bereits geschehen. Der junge Gelehrte besteht sein Examen für das Baccalaureat mit Auszeichnung, und im Collège und der Sorbonne bereitet er sich nun für den Lizentiaten vor. Seinen Entschluß aber, den Beruf zu wechseln, wagt er der Mutter nicht selbst mitzuteilen — er überläßt es der Schwester, ihr zu eröffnen, daß er Bedenken trage, „à s'engager dans la carrière vers laquelle on avait, peut-être imprudemment, dirigé son enfance". Die Mittel, ein anderes Studium zu ergreifen, will Henriette, die selbst ihr Brot verdient, ihm zur Verfügung stellen. Aus ihrem Brief ersieht man, daß der Bruder schon bei seiner Übersiedlung aus dem Seminar in die Pension sich innerlich säkularisiert hat. Mit dreiundzwanzig Jahren wirft er das geistliche Gewand ab, um nun als Student der orientalischen Sprachen sich zu einem anderen Lebenswege vorzubereiten. Er selbst jubelt, daß seine Arbeit neue Flügel erhalten hat

und daß man ihm glänzende Aussichten für die Zukunft eröffne. Seiner frommen Mutter aber schreibt er: „Chère mère, je ne connais qu'une vocation pour l'homme: c'est de réaliser l'idéal de sa nature." Ob sich die fromme Frau damit zufrieden gegeben hat, erfahren wir nicht; aber die Briefe der drei Personen gereichen allen dreien zur Ehre, und aus denen der Schwester namentlich versteht sich leicht, daß Renan an ihr mit religiöser Pietät hing, wie er ja sein berühmtes Buch ihrer reinen Seele widmete.

Die ernste Jugend des großen Geschichtschreibers der semitischen Sprachen, des Historikers und Philosophen lehrt sein späteres Wesen verstehen. Ein Schatten von Melancholie lag über seinem Antlitz und seinen Reflexionen. Die frühesten Eindrücke haften am längsten. Aber es war eine Jugend, deren er sich nicht zu schämen hat, und man lernt gern einen Franzosen kennen, der nicht bloß geistreich ist, sondern auch es an Innerlichkeit, Gewissenhaftigkeit und heiligem Ernst mit den Besten aufnimmt.

A. Hausrath.

Gustav Freytags vermischte Aufsätze.

Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894. Von Gustav Freytag. Herausgegeben von Ernst Elster. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

Um Herausgabe und Wiederabdruck von Schriften, die die Verfasser selbst zurückgelegt haben, ist es ein eigentümliches Ding. Der Regel nach ist der Verfasser selbst der berufenste Richter darüber, ob seine Hervorbringungen ein dauerndes Gedächtnis in Anspruch nehmen dürfen, oder ob sie nach Erlöschen derjenigen Zwecke, denen sie dienen sollten, ihre Bedeutung verloren haben. Der Herausgeber der „Grenzboten" war mit dem journalistischen Handwerk zu genau bekannt, um Illusionen über diese bloß vorübergehende Bedeutung von Erzeugnissen der Tages- und Gelegenheitsschriftstellerei hegen zu können oder für den hierher gehörigen Teil seiner Tätigkeit eine Ausnahmestellung in Anspruch zu nehmen — von dem Dichter Freytag aber wissen wir, daß er zu den besonnensten und gewissenhaftesten Künstlern seiner Zeit gehörte. Kunstverstand und kritische Anlage waren bei ihm mindestens ebenso stark entwickelt wie poetisches Talent und produktives Vermögen. Nichts lag ihm weiter ab als der Wahn, bei Schöpfungen solcher Art komme es allein auf den sogenannten „genialen Wurf" oder die Inspiration glücklicher Augenblicke an. Lange bevor Bulwer das goldene Wort gesprochen: „Suche niemals durch Talent zu erreichen, was Du durch Fleiß fertig bringen kannst," hatte Freytag diesen Grundsatz geübt und auf seine Schöpfungen ein Maß von Sorgfalt verwendet, wie es zur Zeit seines Werdens nicht allzu häufig vorkam. „Nie geschlossen, oft gerundet," hatte es schon bei seinen frühesten Arbeiten geheißen.

Mit dem Vorstehenden ist bereits anerkannt, daß für die Veröffentlichung einer Nachlese in Freytag's kleinen Arbeiten ungleich bessere Gründe bestanden haben als für die Mehrzahl verwandter Unternehmungen. Ob die von dem Herausgeber getroffene Auswahl immer und überall die richtige war, ist freilich eine andere Frage. Daß das vorliegende Buch vielfach Gedanken enthält, die der Verstorbene bereits früher und in verwandter Form zum Ausdruck gebracht hatte, ist von Herrn Elster selbst anerkannt und außerdem eingeräumt worden, daß Freytag's Stellung und Verhältnis zu den behandelten Gegenständen nicht überall das nämliche gewesen, daß er z. B. für die Musik eines tieferen Verständnisses entbehrt habe. Rücksichtlich des Wiederabdruckes der Aufsätze über den „Fidelio" und über Wagner's „Tannhäuser" hätte der Herausgeber vielleicht dieselbe Be-

scheidung üben können, die er (mit gutem Grunde) in Bezug auf Freytag's politische Journalartikel beobachtet hat. Das Nämliche dürfte von der im Jahre 1849 geschriebenen, auf Voraussetzungen einer vergangenen Zeit ruhenden Abhandlung über die konservative Kraft des Ackerbaues gelten. — Dafür ist in den übrigen Beziehungen fast ausnahmslos eine glückliche und wohl begründete Auswahl getroffen worden. Und zwar in doppelter Rücksicht. Dem Leser wird nicht nur eine Anzahl kritischer und ästhetischer Ausführungen vorgelegt, die des Verfassers feines und sicheres Urteil in wohltuender und belehrender Weise zum Ausdruck bringen — er erfährt zugleich, was alles in dem deutschen Leben der Jahrzehnte, die unserer letzten großen Umwälzung vorher gingen, eine Rolle gespielt oder ein wenigstens vorübergehendes Interesse erregt hatte. Auf diesen letzteren Punkt darf um so größeres Gewicht gelegt werden, als eine erhebliche Zahl der von Freytag besprochenen literarischen Erscheinungen heute so gut wie vergessen ist, seiner Zeit aber wichtig genug erschien, um von unserem Dichter berücksichtigt zu werden. Freytag's Beurteilungen sind in kulturgeschichtlicher Rücksicht mindestens ebenso interessant wie in ästhetischer Hinsicht. Auf beiden Gebieten zählte er zu den vorzüglichsten Kennern seiner Zeit, weil ihm die Witterung für das Bleibende und Charakteristische in ungewöhnlichem Maße gegeben war und weil er zugleich das Talent und den Mut besaß, seine Meinung ebenso deutlich wie konziliant heraus zu sagen. Des alten Erasmus Mahnwort: „Admonere voluimus, non mordere, prodesse, non laedere", haben wenige Kritiker so gewissenhaft zu beherzigen und so glücklich in Ausführung zu bringen gewußt wie er, für den es keiner „Pointen" bedurfte, wenn die Dinge beim rechten Namen genannt werden sollten. Daß es ebensowenig seine Sache war, „um die Dinge herum zu reden", beweisen mit besonderer Deutlichkeit die Kritik des Boasschen Buches über „Schillers Jugendjahre" und die zum 28. August 1849 geschriebene „Bemerkung über Goethe". Von der ersteren dieser beiden Abhandlungen meint der Herausgeber, sie sei für Freytag besonders bezeichnend, beweise aber zugleich, „daß ihm der richtige Maßstab für das Genialische der noch ungeläuterten Kraft des jungen Dichters" gefehlt habe. Darüber wird gestritten werden können; wohltuend erscheint unter allen Umständen, daß ein Mann, den niemand der Pietätlosigkeit gegen die Unsterblichen von Weimar zeihen kann, mit einem wirklichen Urteil hervorzutreten und die herkömmlich gewordenen Kautelen und Hintertüren hinter sich zu lassen gewagt hat. Wahrer Schätzung und echtem Kultus des Genies kann es nur zur Förderung gereichen, wenn Beurteiler von so unanfechtbarer Zuständigkeit, wie Freytag sie besaß, in einer Sprache reden, die es nicht auf Verhüllung, sondern auf Verdeutlichung der ausgesprochenen Meinung absieht. Daß seitdem eine abweichende Übung herkömmlich geworden ist und daß bei kritischen Auseinandersetzungen, die unseren Klassikern gelten, vielfach so getan wird, als ob jede Kritik derselben an und für sich eine Unbotmäßigkeit bedeute, erklärt sich aus den Tagen pseudo-romantischer und jungdeutscher Frechheiten, die lange genug ihr Wesen getrieben haben, heute aber glücklich überwunden sind. Auch in dieser Beziehung wird das moderne Schriftstellertum von Freytag zu lernen haben, dessen Schriften für „Schaffende" (wie er sie zu nennen pflegte) von noch größerer und direkterer Wichtigkeit sind als für das Publikum der Empfangenden. Von Einseitigkeiten ist auch er nicht frei geblieben — das letzte Wort hat auch er nicht immer zu sagen vermocht — an Kunstverstand und an künstlerischer Durchbildung aber hat Freytag die Mehrzahl seiner Zeit- und Bildungsgenossen so weit überragt, daß er unter die praeceptores Germaniae, zu den Bevorzugten zu zählen ist, von denen noch viele kommende Generationen zu lernen haben werden. Schon wegen ihres reichen Lehrgehalts wird die vorliegende Sammlung überall dankbar begrüßt werden, wo man auf das Dauernde in unserer Literatur und auf die Kontinuität in Bildung und Leben gerichtet ist.

— r —

ρ. **Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache.** Von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirektor. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen Regeln. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Nach der neuesten, für Deutschland, Österreich und die Schweiz geltenden Orthographie von 1902. Bearbeitet von Dr. August Vogel, Rektor a. D. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Die Verschiedenheit der Ansichten, mit denen das deutsche Publikum der neuen Rechtschreibung gegenübersteht, spiegelt sich in den Vorreden der beiden oben genannten Bücher. Duden sagt: „Geschwunden ist nicht nur der Zwiespalt zwischen Schule und Amt, da voraussichtlich alle Behörden des Reiches und der Bundesstaaten sich fortan im amtlichen Verkehr nur noch der ‚neuen Rechtschreibung' . . . bedienen werden, sondern geschwunden sind auch die Eigentümlichkeiten, durch die sich bisher noch die Schulorthographien der einzelnen Staaten voneinander unterschieden." Bei Vogel heißt es: „Insbesondere wird zunächst die Schule darunter zu leiden haben, daß sie in nicht wenigen Fällen dem Schüler das als Fehler anrechnen muß, was sie ihn noch vor kurzem als allein richtig lehrte, und umgekehrt das als Norm aufstellt, wovor sie ihn bisher als fehlerhafter Schreibung warnte. Fast noch schlimmer aber ist die erwachsene Generation daran, welche nach ihrem Austritt aus der Schule sich mit großer Mühe die sog. Puttkamersche Orthographie aneignete, nur um dieselbe jetzt wieder über Bord zu werfen und abermals eine neue Rechtschreibung — die dritte ihrer Art! — zu erlernen." Beide Verfasser haben recht, und beiden sind wir zu Dank verpflichtet. Der bisherige Zustand der deutschen Orthographie war unhaltbar; man konnte ihn getrost als einen anarchischen bezeichnen, da jeder schrieb wie er wollte, und niemand wußte, welche Schreibart die richtige, welche die falsche sei. Die jetzt, nach den Beschlüssen der „Orthographischen Konferenz" (Berlin, 17. bis 19. Juni 1901) geschaffene einheitliche Rechtschreibung für Schule und Amt verursacht allerdings nicht wegzuleugnende temporäre Unbequemlichkeiten, wie sie jedem Übergangsstadium eigen sind. Allein, wir müssen hindurch und können nichts Besseres tun, als auch außeramtlich uns der neuen Ordnung anzuschließen, die dem bisherigen Wirrwarr ein Ende machen wird. Als vorzügliche Hilfsmittel dazu können wir Dudens „Wörterbuch" und Vogels „Nachschlagebuch" empfehlen. Ersteres, das bereits in siebenter Auflage vorliegt, hat nicht wenig beigetragen, den Weg zur einheitlichen, das gesamte deutsche Sprachgebiet umfassenden Rechtschreibung anzubahnen: seit Jahren schon hat es als Regelbuch für die Schulen gegolten, und als solches wird es auch in Zukunft seine Geltung bewahren. An den weiteren Kreis der Hilfesuchenden wendet sich Vogels „Nachschlagebuch", das nicht nur die Orthographie, sondern mehr noch als Duden auch die Grammatik berücksichtigt, — ebenfalls „ein strittiges Land", auf dem kurz und bündig zurechtgewiesen zu werden selbst für viele Gebildete ein Segen ist.

ρ. **Italien.** Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Erster Teil: Oberitalien, Ligurien, das nördliche Toscana. Mit 29 Karten, 30 Plänen und 9 Grundrissen. Sechzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Die Riviera, das südöstliche Frankreich, Corsica. Die Kurorte in Südtirol, an den oberitalischen Seen und am Genfer See. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 27 Karten und 31 Plänen. Dritte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Der Anblick dieser roten Bücher erweckt immer Reiselust, und jetzt, da die Zeit gekommen ist, in der die Blicke vieler, die dem nordischen Winter entfliehen möchten, sich wieder dem „sonnigen Süden" zuwenden, wollen wir nicht versäumen, die Aufmerksamkeit auf diese neuen Auflagen der beiden altbewährten „Baedeker" zu lenken, die einander trefflich ergänzen. Das Rivierabuch geleitet den das mildere Klima der Riviera Aufsuchenden durch die lieblichen Landschaften und altertümlichen Städte des südlichen Frankreich, ebenso wie es die Wintergäste, die weiter nach Corsica streben oder sich mehr in der Nähe der oberitalischen Seen, von Meran und Montreux halten wollen, in nicht minder ausreichender Weise orientiert. Die Riviera di Ponente bis Ventimiglia und die ganze Riviera di Levante finden sich auch im Reisehandbuch für Oberitalien; aber sie bilden hier nur integrierende Teile des weiteren Reiseplans, der vom Fuße der Alpen bis Florenz reicht und alles umfaßt, was Piemont, die Lombardei, Venezien, die Emilia, Ligurien und Toscana an Schönheiten der Natur und Herrlichkeiten der Kunst zu bieten haben. Welch ein unvergleichlicher Führer Baedeker ist, braucht nicht noch einmal gesagt zu werden; er macht nicht sehr viele Worte, aber auf jedes kann man sich verlassen. Er gibt uns ein Gefühl der Sicherheit, das selten täuscht, und das in der Fremde, wo man meist keinen anderen Ratgeber hat, von doppeltem Wert ist.

ρ. **Wanderungen.** Von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit zehn Vollbildern. Berlin, Hermann Paetel. 1902.

Aus diesem sehr hübsch ausgestatteten, mit zehn vortrefflich ausgeführten Städtebildern geschmückten Bändchen tritt uns eine liebenswürdige Persönlichkeit entgegen. Herr von Egloffstein, der Erbe eines berühmten Namens, hat sich schon früher als Verfasser einiger Untersuchungen zur Geschichte der Gegenreformation vorteilhaft bekannt gemacht, und in diesem leichter gehaltenen Werkchen finden wir seine historisch geschulte Betrachtungsweise vereint mit einem feinen Blick für das Gegenwärtige, der Gabe, anschaulich zu schildern, anmutig zu

erzählen, und einem unbefangeneren Urteil über Land und Leute. Besonders interessant in dieser Hinsicht sind Herrn von Egloffsteins Bemerkungen über Frankreich, dessen südliche Provinzen er bis zu den Pyrenäen durchwandert hat. Überall begegnet der deutsche Reisende dem freundlichsten Entgegenkommen. Wohl ist die Wunde von 1870/71 noch nicht verschmerzt, und wird es auch so bald nicht sein; aber doch ist man sich wieder näher gekommen, seit Frankreich angefangen hat, namentlich in der Literatur und den Schulen, sich ernsthafter mit deutschen Dingen zu beschäftigen, und vor allem ist unser Kaiser dort — man könnte sagen — populär. „Ah, voilà un homme, votre petit empereur! Quelle intelligence, quelle énergie, quelle activité! . . . Votre bon Guillaume, c'est un excellent garçon! . . ." So hörte der Verfasser oft Franzosen und Französinnen sich äußern; und ein Priester aus Nimes meinte sogar: „Guillaume, c'est Frédéric le Grand avant que son père l'eût mis en prison." Von den Ufern der Garonne und dem Strande von Biarritz werden wir dann weit in den Osten Europas, nach Agram, versetzt und erfahren mit Vergnügen, daß die Landeshauptstadt Kroatiens, die jüngst erst durch allerdings unliebsame Vorgänge viel von sich hat reden machen und vor etwa vierzig Jahren noch keinen sehr angenehmen Aufenthalt bot, sich inzwischen ganz modern entwickelt hat und eine Reihe nach dem Erdbeben von 1880 neuerrichteter monumentaler, sowohl öffentlicher wie Privatbauten aufweist, die von dem Wohlstand der Bevölkerung zeugen und ihrem Kunstsinn zur Ehre gereichen. Auch hier fühlte der Deutsche sich sympathisch angesprochen, was wohl in anderen slavischen Gegenden nicht überall der Fall sein mag. „Schwob dobro" — der Schwab ist gut — sagte unserem Gewährsmann ein alter Bauer, als er hörte, wes Stammes er sei. Ganz unter Deutschen ist er im Siebenbürger Sachsenlande, der letzten Strecke seines Wandergebietes. Er betritt es bei der Stadt Broos, gastlich empfangen vom Offizierkorps des hier garnisonierenden österreichisch-ungarischen Infanterieregiments, das den teuren Namen seines damals vor kurzem erst entschlafenen Landesherrn Karl Alexander trägt, wird aber auch hier schon inne, wie verhängnisvoll die durch Beschluß des ungarischen Reichstages 1876 erfolgte Aufhebung der (seit 1224 zu Rechte bestehenden) einheitlichen und auf Selbstverwaltung beruhenden Verfassung der Erhaltung des Deutschtums schon geworden ist und immer mehr noch zu werden droht. Karlsburg, die Stadt Trajans, berührt er nur von ferne; desto länger weilt er in Hermannstadt, dem Mittelpunkte deutscher Gesittung Transsilvaniens, architektonisch mehr durch mittelalterliche und achtzehnte Jahrhundert-Bauten als solche der Neuzeit ausgezeichnet, wie das Leben ihrer Bewohner altväterisch-bescheiden ist. Man könnte sich, sagt der Verfasser, in eine kleinere, vorwiegend evangelische Stadt Süddeutschlands versetzt glauben. Aber in Kampf und Abwehr erstarkt, erwuchs hier und allerwärts im Siebenbürger Sachsenland aus der Verbindung deutschen Wesens mit dem lutherischen Glauben „eine nationale Eigenart, wie sie sich kaum bei irgend einem anderen deutschen Stamme in schärferer Ausprägung wiederfindet". Die Tage, die Herr von Egloffstein unter den dortigen Bauern und in evangelischen Pfarrhäusern zugebracht, zählt er zu seinen wohltuendsten Erinnerungen. Mit dem Besuche von Schäßburg und Kronstadt schließt das Buch, das gering an Umfang, aber reich an Anregung ist und zur Lektüre warm empfohlen zu werden verdient.

πβ. **Friedrich von Gentz.** Von Eugen Guglia. Eine biographische Studie. Wiener Verlag. 1901.

Obgleich das Interesse für Friedrich Gentz, seine Persönlichkeit und sein literarisch-politisches Wirken immer lebendig geblieben ist, wie zahlreiche Veröffentlichungen gerade der letzten Jahrzehnte bewiesen haben, so hat es doch nach dem Erscheinen der Gentz-Biographie von Schmidt-Weißenfels fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis in unseren Tagen wieder ein Versuch zu einer Lebensbeschreibung von Gentz gemacht wurde. Guglia nennt bescheiden seine Schrift nur eine „biographische Studie". Nicht mit Unrecht. Stärker in der Analyse als in der Synthese, gibt er uns statt einer kulturgeschichtlich-psychologischen Biographie, wie sie der wohlberechtigte Geschmack der Gegenwart bevorzugt, eine Reihe mehr oder minder abgerundeter Essays: „Gentz und die Frauen", „Gentz als preußischer Beamter" (ein schwaches Kapitel), „Gentz und die französische Revolution" u. s. w. Gewiß ist darunter manches wohlgelungene Kapitel, wie das eben erwähnte über die Stellung von Gentz zur französischen Revolution und über die Gründe, die ihn aus einem Freunde zu ihrem bedeutendsten literarischen Gegner in Deutschland wandelten. Andere und nicht weniger wichtige Fragen erfahren dagegen, wie uns scheint, eine unzulängliche Behandlung, so die Übersiedlung von Gentz aus Preußen nach Österreich, die doch mehr als einen Wohnungswechsel bedeutete; so ferner bei seinem oft erörterten Verhalten während der Freiheitskriege die Abwendung von Preußen und dessen nationalem Aufschwung, die Wilhelm von Humboldts Gattin in einem hier doch wohl erwähnenswerten Schreiben an Varnhagen im Januar 1814 so treffend charakterisiert hat. Auch die Beziehungen von Gentz zu England, für das er der Vertrauensmann auf dem Festlande, gleichsam der Botschafter bei Europa war, verdienten eine eindringendere Erforschung. Dabei wäre der Verfasser, der seinen Helden wahrlich nicht überschätzt, vielleicht doch zu einer höheren Wertung von Gentz als Staatsmann oder politischem Denker gelangt. Von anderen Eigenschaften ganz abgesehen, besaß Gentz in seinen guten Jahren einen politischen Scharfblick, einen politischen Instinkt möchte man sagen, der ihm unter den sich kreuzenden Bahnen den richtigen Pfad immer wies und ihn Zukunftsmöglichkeiten der Politik ahnend vorausnehmen ließ. Er schüttelte die Herrschaft der „Ideen von 1789" von sich zu einer Zeit, wo die Kreise, in denen er geistig lebte, noch in ihrem Banne standen (1791); er

erkannte — drei Jahre vor Tilsit! — die „drohendste aller politischen Kombinationen", die Allianz zwischen Rußland und Frankreich, und er predigte dagegen mit hinreißender Beredsamkeit schon 1804 den „großen germanischen Bund" zwischen Preußen und Österreich. Gehört er nicht doch vielleicht in die erste Reihe unserer politischen Denker, oder ist sein Platz zwischen Mirabeau etwa und Lassalle? Wann kommt der Biograph, der aus dem Staatsmann, dem Agitator, dem Lebenskünstler Gentz den Einen und Einzigen gestaltet?

βλ. **Friedrich Nietzsche, der Philosoph und Prophet.** Von Dr. Otto Stock. Braunschweig, G. Westermann. 1901.

Der Wiederabdruck dieses Essays aus „Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften" beweist, daß der Verfasser desselben das Interesse an Friedrich Nietzsche, unerachtet der Hochflut von Publikationen über ihn, noch immer als ein lebendiges voraussetzt. Er selbst gesteht, sein Urteil über ihn habe sich fortwährend in günstigem Sinne verändert; obwohl er nicht zu seinen kritiklosen Bewunderern gezählt werden will, schätzt er Nietzsches Gedanken als Fermente der Gegenwartskultur, deren Wirkung er nicht entbehren möchte. Selbst in bezug auf eine Schätzung in so gemilderter Form ist er sich des Widerspruches der wissenschaftlichen Welt bewußt und erinnert die Fachphilosophen an ihre Ignorierung Arthur Schopenhauers. Der Vergleich ist nicht zutreffend, denn über Nichtbeachtung hat sich Nietzsche nicht zu beklagen, weder von Seite der Wissenschaft noch von der des Bildungsphilisters, der ihm seinen grausamen Spott mit Vergötterung gelohnt hat und ihn überdauert. Denn Mittelmäßigkeiten, und nicht Übermenschen, sind nun einmal die Regel und werden es bleiben. Um so beherzigenswerter ist das Schlußurteil des Verfassers: „Nietzsches Schwäche liegt genau da, wo die Schwäche unserer Zeit liegt: in der Überschätzung des Physischen und Materiellen, in der Betonung des Außen ohne Innen . . . Der Kern der Lehre ist ohne Frage die frohe Botschaft vom starken, freien einzelnen. Es ist aber nicht wahr, daß sie der Menschheit ein ganz neues Ziel zeigt, und es ist nicht wahr, daß in ihr einer der ewigen Leitsterne der Menschheit aufgeflammt ist." Dr. Otto Stock bezeichnet Nietzsche als den Arzt der Kranken, nicht als den Lehrer und geistigen Führer der Gesunden. Dieses Urteil dünkt uns so wahr, daß wir schon um seinetwillen die Schrift, die mit demselben abschließt, empfehlen.

βλ. **Voltairiana inedita** aus den Königlichen Archiven von Berlin. Herausgegeben von Wilhelm Mangold. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Wenn auch durch die vom Herausgeber veröffentlichten Funde in den Berliner Archiven unsere Kenntnis von Voltaire, dessen Werk bekanntlich über hundert Bände umfaßt, eine Bereicherung nicht erfährt, so danken wir doch Herrn Mangolds Sammlerfleiß das negative Resultat, daß kein Nachfolger mehr sich der Mühe solcher Nachforschungen zu unterziehen braucht. Zwanzig authentische Gedichte Voltaires, zehn Varianten zu solchen, drei ihm zugeschriebene Gedichte, fünf Briefe sind die Ausbeute, die Herr Mangold selbst als „Kleinigkeiten" bezeichnet. Die Verse sind meist ganz wertlose Gelegenheitsdichtungen und Epigramme, von welchen das beste, die Satire auf Friedrich, 1760, wohl mit Unrecht als zweifelhaft gilt. Sowohl die leicht-gefällige Form als der boshafte Inhalt sprechen für die Autorschaft Voltaires; die anonyme Übersendung dieses Schmähgedichtes an den König spricht nicht dagegen.

βλ. **Sechs Morgen in Florenz.** Von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt von A. Wilmersdoerffer. Straßburg, Heitz. 1901.

Wir hatten wiederholt Gelegenheit, uns über Ruskin als Kunsthistoriker, Kritiker, Sozialpolitiker und vor allem Moralphilosoph zu äußern und begrüßen jeden Versuch, ihn dem Verständnis der Deutschen immer mehr zu erschließen. Dafür gebührt auch dem vortrefflichen Übersetzer der „Sechs Morgen in Florenz" unser Dank. — John Ruskin war selbst ausübender Künstler. Er wußte genug von der Technik der Malerei und Architektur, um wie ein Sachkundiger über ihre Werke zu urteilen. Er war in keiner Theorie befangen und trug kein Bedenken, sein Urteil zu korrigieren und seinen Standpunkt zu ändern, wenn genauere Einsicht und neu hinzu getretene Erfahrungen ihn eines Besseren belehrten. Kein nationales oder religiöses Vorurteil, keine schriftstellerische Eigenliebe traten zwischen ihn und die Vergangenheit, in die er sich mit dem genialen Seherblick des Künstlers versenkte. Der einheitliche Gedanke, der sein vielseitiges Schaffen durchdringt, ist der, durch verständnisvolle Liebe für das Schöne sein Volk zunächst und alle, die ihn hören wollen, für das Gute und Wahre zu begeistern. So ist er eine große sittliche Macht, ein Erwecker der edelsten Empfindungen und ein unvergleichlicher Förderer echten und originellen Kunstverständnisses geworden. Wer an seiner Hand mit dem vorliegenden Büchlein Florenz durchwandert, wird Bilder sehen und Dinge beobachten lernen, die vor ihm niemand so zu schauen wußte. Denn für Ruskin ist die Kunst keine ästhetische Formel, sondern ernste Arbeit und das Symbol einer vollkommenen Welt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 16. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antiquus. — Zehn Worte an jedermann (jung und alt, hoch und niedrig) für das tägliche Leben. Mit Nachbemerkung von Antiquus. Königsberg i. Pr., Ostdeutsche Buchhandlung. O. J.

Bach. — Die Haftpflicht der Lehrer. Von Wilhelm Carl Bach. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bär und Quensel. — Bildersaal deutscher Geschichte. Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel. Bis zur vierzehnten Lieferung. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Becker. — Aberglaube und Mystik im 19. Jahrhundert. Von Julius Becker. Berlin, Verlag Aufklärung. 1902.

Becker. — Die Eruptivgesteine des Niederrheins und die darin enthaltenen Einschlüsse. Von Otto Becker. Bonn, Friedrich Cohen. 1902.

Bloem. — Heinrich von Plauen. Tragödie von Walter Bloem. Elberfeld, Baedekersche Buchhandlung. 1902.

Borght. — Finanzwissenschaft. Von R. van der Borght. Leipzig, G. J. Göschen. 1902.

Burgdorff. — Die Arbeitslosenversicherung wie allgemeine Volksversorgung. Von A. Burgdorff. Altona-Ottensen, Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Burmeste[illegible]. — Pfarrhäuser. Von Marie Burmester. Hanau, Clauß & Feddersen. 1902.

Coester. — Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Erzählt von B. S. Coester, geb. von Bischoffshausen. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Collin. — Björnsons „Über unsere Kraft" und die griechische Tragödie. Von Chr. Collin. München, Albert Langen. 1902.

Doryş. — Abdul-Hamids Privatleben. Von Georges Doryş. Mit einem Vorwort von Paul Quillard. München, Albert Langen. 1902.

Egloffstein. — Wanderungen. Von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit zehn Vollbildern. Berlin, Hermann Paetel. 1902.

Encyclopaedia Britannica. — New Volumes, XXV and XXVI of the complete work. Edinburgh and London, Adam and Charles Black. London, „The Times". 1902.

Fabris-Marselli. — Das Haus Savoyen. Aus dem Italienischen des Obersten C. Fabris von Major K. Marselli. Turin, Königl. Hofbuchdruckerei von Vincenz Bona. O. J.

Fortunato. — Il castello di Lagopésole. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1902.

Friedberg. — Aus meiner Welt. Gedichte von Johanna Friedberg. Straßburg i. E., Jos. Singer. 1902.

Gardini. — In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen von Dr. Carlo Gardini. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals von M. Rumbauer. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Geist. — Das freie Reingöttliche im Menschen als das Grundelement aller echten Moral. Von Dr. Hermann Geist. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger. 1902.

Greyerz. — Albrecht Haller als Dichter. Von Otto von Greyerz. Bern, Eugen Sutermeister; Dresden, Hans Schultze. 1902.

Hampe. — Das Germanische Nationalmuseum von 1852 bis 1902. Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens im Auftrage des Direktoriums verfaßt von Dr. Theodor Hampe, Konservator und Bibliothekar am Germanischen Nationalmuseum. Leipzig, J. J. Weber.

Hardt. — Bibelkritik und Religionsunterricht. Von Walther Hardt. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Heugel. — Entgöttlichte Seelen. Realistischer Roman von Carl v. Heugel. Zürich, Caesar Schmidt. 1902.

Hirschfeld. — Aber, Aber! Humoristische Brettl-Vorträge und Aufführungen. Von Max Hirschfeld. Berlin, Federverlag. 1902.

Hübner. — Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. von Juraschek. Ausgabe 1902. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jerome. — John Ingerfield und andere Erzählungen. Autorisierte Übersetzung von Johanna M. Lankau. Von Jerome K. Jerome. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1902.

Volksbote. — Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1903. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Wahl. — Studien zur Vorgeschichte der französischen Revolution. Von Dr. Adalbert Wahl, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1901.

Weitkamp. — Pestalozzis Gertrud als Muster einer Mutter und Erzieherin. Von Heinrich Weittamp. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Wihan. — Menschenglück und Veredlung. Ein Versuch, alle unanfechtbaren Thesen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und zur Anerkennung und Beachtung zu bringen. Begründung einer voraussetzungslosen Vernunftmoral. Von Robert Wihan. Trautenau, im Eigenverlag. 1902.

Wilpert. — Irmgard oder Weibertreu. Versluſtspiel in fünf Aufzügen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Wilpert. — Naladt oder Königswild. Indisches Versdrama in fünf Aufzügen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Wilpert. — Der Leibarzt oder Das vergnügte Krankenhaus. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Wilpert. — Mongkut oder Die Stiefgroßschwiegermutter. Versschauspiel in fünf Aufzügen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Wilpert. — Im Jungfernstift oder Der gezähmte Widerspenstige. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Winckler. — Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Ein Vortrag. Von Hugo Winckler. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1902.

Windholz. — Das neue Leben. Ein moderner Roman von J. L. Windholz. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. O. J.

Wolff. — Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. O. J.

Wolynski. — Die russische Literatur der Gegenwart. Von A. L. Wolynski. Autorisierte Übersetzung von Josef Melnik. Berlin, Goſe & Tetzlaff. 1902.

Wulff. — Na also! Sprach Zarathustra und anderes. Humoristisches und Parodistisches von Leo Wulff. Berlin, Harmonie. O. J.

Zabel. — Deutschland in China. Von Rudolf Zabel. Leipzig, Georg Wigand. 1902.

Zabel. — Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Von Eugen Zabel. Zwei Bände. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Zacher. — Herr Assessor Affemacher in Italien. Freuden und Leiden eines rheinischen Jubiläumspilgers. Von Albert Zacher. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1902.

Zeitlin. — Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen. Darstellung und Kritik. Von Leon Zeitlin. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Zerbst. — Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Von Max Zerbst. Dresden, Karl Lingner. 1902.

Ziegler. — Der Reihenunterricht im Lichte des sozialpädagogischen Prinzips und Konzentration. Von C. Ziegler. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Ziemſſen. — Himmelsanschauung und Weltanschauung. Gedanken und Beiträge zur Geschichte ihrer gemeinsamen Entwicklung, ihrer Förderer und ihrer Deuter. Von Otto Ziemſſen. Gotha, E. F. Thienemann. 1902.

Zimmermann. — Amerikanische Wohltätigkeitsanstalten. Von A. Zimmermann. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Zobeltitz. — Die papierene Macht. Roman von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart, J. Engelhorn. 1902.

Zwymann. — Das Georgesche Gedicht. Von Kuno Zwymann. Berlin, Dr. John Edelheim. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Refugium peccatorum.

Roman

von

Ossip Schubin.

IX.

Es war fast um eine Woche später, Sonntag. Gegen vier Uhr war Marinja ausgegangen, um sich von einer Schülerin zu verabschieden; um halb sechs Uhr heimgekehrt, fühlte sie sich traurig, matt und ganz ungewöhnlich verlassen.

Es war sehr still in dem großen, gelben Haus auf dem Johanniterplatz. Die Handwerker- und Beamtenfamilien, die den größten Teil der Bewohnerschaft des Hauses ausmachten, waren hinaus vor die Stadt ins Freie gezogen; auch die rothaarige Christine hatte mit ihrem Mann eine kleine Landpartie unternommen. Es war ihr Hochzeitstag, und den beging das Ehepaar immer feierlich. Nur die Mutter der Christine war bei dem Kind des Ehepaares geblieben. Durch die heiße Nachmittagsstille tönte die alte, freundliche Stimme, die dem Enkelkind ein Wiegenlied sang.

Auf dem Tisch in Marinjas Zimmer vor dem schwarzen Kanapee stand in einem breiten, niedrigen Napf aus grünem Ton, einem englischen Produkt, das ihr die Gräfin Edith einmal von einer Reise mitgebracht hatte, ein Strauß, bereits etwas ins Bläuliche hinüberspielender, aber noch wundersam duftender, roter Rosen.

„Rosen sind billig im Juni," murmelte sie; „das ist für die Städter beinahe ein Trost."

Über die Rosen hinüber schweifte ihr Blick nach dem schwarzen Kanapee; zum ersten Male fiel es ihr auf, daß es genau dieselbe Form hatte wie das Sofa, auf dem sie ihre arme Mutter so oft hatte kauern sehen in der alten Försterei. Selbst der mit Porzellanknöpfen befestigte Überzug des Möbels war derselbe. Warum war es ihr nur nicht früher eingefallen ... Arme Mutter! Ihre Gedanken beschäftigten sich heute besonders zärtlich mit der Verstorbenen, fast als ob sie es ihr hätte abbitten wollen, daß sie sich durch einen so häßlichen Verdacht an ihrem Andenken versündigt hatte.

Der Nachmittag war lang. Sonst pflegte sie um diese Stunde Tee zu trinken. Aber heute war es zu heiß dazu; auch zum Klavierspielen war es zu heiß. Sie wollte lesen. Nachdem sie ihr Büchergestell flüchtig gemustert hatte, schüttelte sie wie abweisend den Kopf, dann trat sie an den Schrank in ihrem Schlafzimmer, in dem sich ihre Reliquien befanden, und holte den „Faust" hervor, der ihrer Mutter gehört hatte. Darauf kehrte sie in ihr Wohnzimmer zurück. Das Buch öffnete sich noch immer an derselben Stelle.

„Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer!" Immer heißer, immer mitleidiger drängten Marinjas Gedanken zu ihrer Mutter; ohne weiter zu blättern, behielt sie das Buch auf den Knieen. Die Tränen rollten ihr über die Wangen auf das vergilbte Papier hinab . . . Und noch immer ringsumher das große, feierliche Schweigen; selbst das eintönige Lied der Großmutter ist verstummt; statt dessen dringt aus der Ferne der Schall dumpfen, eintönig rollenden Donners, der sich mit dem Klang durch die Straßen rollender Wagenräder mischt. Der Donner und das Wagenrollen sind weit — aber ein anderes Geräusch ist nahe, ein leiser und unregelmäßig über die Galerie draußen hinschleichender Schritt . . . Marinja wendet den Kopf.

Wer ist das? Niemand im Haus hat einen so leichten Schritt und niemand einen so sonderbaren, unregelmäßigen, bald fiebrig vorwärtshastenden, dann wieder fast schleppenden. Es ist, als fürchte sich der Schritt, ein Ziel zu erreichen, nach dem er sich sehnt.

Eine Fremde . . . und doch, Marinja kennt den Schritt . . . Das ist . . . das . . . nein, es kann nicht sein!

Ein Grauen kommt über Marinja, erst nur leicht und kalt an ihrer Haut hinstreifend, die Haare aufsträubend, dann dringt es tiefer; es legt sich wie eine Last auf ihr Herz, auf ihre Brust, so daß jeder Atemzug eine bewußte Anstrengung wird — durch das weiße, dünne Gewebe der ihre Fenster verschleiernden Gardinen glänzen zwei große, trostlose Augen.

Marinja sitzt da wie gelähmt, ein unerträglich schwindliges Gefühl hat sich ihrer bemächtigt, als ob sich knapp vor ihr ein Abgrund aufgetan hätte. Die Augen sind verschwunden — die alte Großmutter geht aufschließen — sie hört murmelnd hin und her reden — die Türe von Marinjas Zimmer öffnet sich — die Frau mit den trostlosen Augen tritt herein.

Sie schloß die Tür sorgfältig hinter sich, dann, die Arme ausbreitend, hastete sie auf Marinja zu; ihr Schritt verlangsamte sich; ehe sie die Mitte des kleinen Zimmers erreicht hatte, blieb sie stehen. Ihre ausgebreiteten Arme fielen an ihrer Seite nieder wie die Flügel eines angeschossenen Vogels — so stand sie.

Eine hohe, schmale Gestalt in einem durch billigen Aufputz entstellten schwarzen Kleid, das offenbar nicht für sie gemacht war; auf dem nachgefärbten, mit Grau gemischten, gelben Haar ein schwarzer Hut von auffälliger Form, mit lebensmüden Straußfedern besetzt, um den Hals ein himbeerfarbenes Band, das unter dem Ohr zu einem Schleifchen zusammengebunden war, ein

unbeholfenes Lächeln in einem geschminkten Gesicht — nicht aufdringlich herausfordernd geschminkt wie letzthin in der Nacht, sondern diskret, verlegen, wie bei einer Person, die gern anständig und achtbar aussehen möchte, bei der aber das Schminken etwas Selbstverständliches geworden ist — bei all dem die Spuren einstiger Schönheit.

Marinja hatte sich nicht gerührt. — Ihr Blick war starr auf die Eingetretene gerichtet. Das Gesicht der Fremden wurde immer unruhiger, ihre Lippen zuckten — dann plötzlich, den Arm hebend und das Handgelenk vor ihre Augen haltend, wie um sich vor Marinjas Blick zu schützen, wendete sie sich um.

Sie hatte bereits die Türe erreicht, als Marinja endlich aufsprang, ihr nacheilte und sie festhielt.

Ihr war, als sei sie einer Ohnmacht nahe — wieder der Hauch von Moschus und Alkohol, in den die ganze Persönlichkeit der Unglücklichen geradezu wie eingetaucht und von dem Rest der Menschheit abgesondert erschien.

„Ich geh' lieber," murmelte die Verlorene; es klang mehr wie Wimmern als Sprechen, und sie machte einen Versuch, sich von Marinja loszuringen, einen schwachen, unschlüssigen Versuch; „ich geh' lieber."

„Warum bist du gekommen?" fragte Marinja hart und grausam. Jede Fiber in ihr sträubte sich gegen die widerwärtige Kreatur, die vor sie hingetreten war, und die mit einem Schlage alle poetischen und zärtlichen Erinnerungen an ihre Mutter — alles, was sie noch so sorgsam in ihrer Seele bewahrt und heilig gehalten — vernichtet, zum wenigsten auf das abscheulichste beschmutzt und vergiftet hatte. „Warum bist du gekommen?"

„Weil ich Hunger hatte, und weil ich glaubte, du seist barmherzig," erwiderte Jadviga, und diesmal klang in ihrer Stimme eine Art Trotz; „neulich, in der Nacht . . ."

„Mutter, wie kannst du —" Marinja war wie verbrannt vor Scham — und gleich darauf erschrak sie darüber, daß sie der Gefallenen den heiligen Namen „Mutter" gegeben.

Nun, es war ja doch ihre Mutter, und sie hatte nicht das Recht, sie so ohne weiteres von ihrer Schwelle zu weisen.

„Setze dich," sagte sie kalt.

Und Jadviga setzte sich.

Ein verlegenes Schweigen herrschte zwischen den beiden. Jadviga war die erste, die es brach. Sie versuchte, sich zu rechtfertigen — das mußte kommen, das war fast selbstverständlich. „Neulich, in der Nacht," begann sie, „du darfst nicht denken . . . Marinja . . . daß es wirklich schon so weit mit mir ist, als es damals den Anschein hatte — nein . . . ich war hart . . . am ärgsten . . . kein Geld . . . die Wirtin hat mir keins leihen wollen, nicht einmal ein paar Kreuzer für Morphin — und ohne das kann ich nicht sein — ich kann nicht . . . weißt du — aber du weißt es eben nicht — ein Kind wie du — man muß manchmal etwas haben, was das Leben von einem wegschiebt — die Wirklichkeit — die Erinnerung, die an einem nagt, die Mutlosigkeit, die einen in die Erde zieht — man braucht einen Traum, und dazu ist das Morphin. Wenn man das Morphin im Blut hat, dann ist's,

als wiegten einen ein paar liebe Arme an einer zärtlichen Brust — man weiß nicht, wem die Arme gehören, man will nicht wissen — aber man weiß, daß sie einen über einen Abgrund wiegen — einmal werden sie uns fallen lassen in den Abgrund hinein — was tut's — man hat sich wenigstens für eine Stunde vom Leben losgekauft!" Sie sprach jetzt sehr rasch, halblaut gedämpft, mehr vor sich hin als zu Marinja; sie hatte etwas von einer Irrsinnigen, aber von einer, die aus Verzweiflung irrsinnig geworden ist. „Und neulich abend," fuhr sie fort, „da war ich zu allem fähig ... zu allem, um nur noch einmal träumen zu können — das war's, nur das ... Dann bist du gekommen ... du warst gut ... die Wirtin hat mich hineingelassen — dich vor Augen, bin ich eingeschlafen ... und die Nacht ... die Nacht hab' ich keinen Traum gebraucht."

Stöhnend ließ die Unglückliche den Kopf auf die Tischplatte fallen. Marinja fing an, in allen Fibern zu zittern, sie war tief erschüttert. Das Widerliche, das sie von der Mutter trennte, trat in den Hintergrund, einen Moment wäre sie fast niedergekniet neben der Hoffnungslosen und hätte sie in die Arme genommen — da kam ihr eine schreckliche Angst, die Angst, die Abscheulichkeiten könnten ihr gleichgültig werden — sie könnte den Ekel verlieren ...

Statt niederzuknieen neben der Mutter, blieb sie gerade und steif auf ihrem Platz und sagte nur: „Und nun, was hast du vor?"

Die Elende wimmerte nur: „Ich weiß nicht — das alte Leben kann ich nicht weiterführen, alles stößt mich davon zurück — ich kann nicht — ich kann nicht, ich hab' nie dazu getaugt — nicht als es so glänzend war, wie so ein Leben überhaupt sein kann — im Grunde bin ich immer eine anständige Frau geblieben!"

Marinja zuckte zusammen — die Phrase! — banal, angegriffen wie ein Stück Kleingeld, das durch alle weiblichen Hände gegangen, die je gesündigt haben. Es mochte wohl keine Frau geben auf der ganzen Welt — keine noch so tief gesunkene, die diese Phrase nicht einmal ausgesprochen hätte!

„Ich habe mich nach dir erkundigt, Marinja, ich erfuhr von den Leuten — Bäckern, Briefträgern, was allenfalls mit unsereinem noch sprechen muß — daß du sehr zurückgezogen lebst. Und da — ich hab's mit mir herumgetragen drei Tage lang — ich wollte erst nicht, ich sagte mir: es kann nicht sein. Eine Bekannte hat für mich bei der Wirtin gebürgt, aber ewig kann das nicht dauern — was dann? — Ich weiß nicht mehr, wohin mit mir — und da — da — von meiner Freundin habe ich mir das Kleid ausgeborgt, um zu dir zu gehen und dir nicht Schande zu machen — hab' ich mir's ausgeliehen — du — du warst letzthin so gut zu mir — so barmherzig — nimm mich auf! ... nimm mich auf!" Die Verzweifelte war von ihrem Sitz hinuntergeglitten und lag jetzt zu Marinjas Füßen schluchzend und zitternd: „Nimm mich auf!"

Marinja sprang empor. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Einen Augenblick zögerte sie, dann, hart und entschieden, sagte sie: „Ich kann nicht — es ist nicht möglich!"

Noch immer auf dem Boden liegend hob Jadviga ihr vom Weinen ganz verstörtes Gesicht. „Du verstehst mich nicht — ich will ja nicht bei dir wohnen als deine Mutter, kein Mensch braucht es zu wissen, daß ich deine Mutter bin! Deine Magd will ich sein, den Fußboden für dich reiben — aber nimm mich zu dir!"

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach — draußen grollte der Donner noch immer aus weiter Ferne.

Zu Marinjas Füßen lag ihre Mutter schluchzend und zitternd.

„Steh auf," sagte Marinja. Das Mitleid in ihr stieß ihr das Herz wund, aber neben dem Mitleid meldete sich der Selbsterhaltungstrieb. „Steh auf, Mutter — ich will für dich tun, was ich kann!" Und erst als sich die Unglückliche mit von Hoffnung leuchtenden Augen erhoben hatte, fügte sie hinzu: „Aber dich zu mir nehmen kann ich nicht — nein, unter keiner Bedingung!" Und während sie die Worte sprach, hatte Marinjas Stimme den harten, metallischen Klang eines Schlüssels, der sich im Schloß umdreht.

„Marinja!"

„Nein, und wenn ich meine ganze Existenz ändern wollte — ich könnte nicht." Und mit mühsam zurückgehaltener Bitterkeit fügte sie hinzu: „Ich begreife nicht, wie du es mir zumuten kannst!"

Die arme Jadviga wurde plötzlich ganz schmal, so eng preßte sie ihre Arme an sich, der Kopf sank ihr auf die Brust, sie zitterte.

„Aber unterstützen will ich dich, soweit es nur irgend in meinen Mitteln liegt," beeilte sich Marinja hinzuzufügen, wie um den vernichtenden Eindruck, den ihre Worte auf die Trostlose gemacht hatten, zu mildern.

„Unterstützen!" hauchte die Ärmste; es klang wie das geduldige Stöhnen eines todmüden Tieres unter einem Peitschenhieb.

„Der Totenschein war natürlich gefälscht," begann von neuem Marinja.

„Der Totenschein . . . welcher Totenschein?" Jadviga fuhr sich über das zerzauste Gelock auf ihrer Stirn.

„Dein Totenschein!"

„Ach, hab' ich den Totenschein geschickt . . . ja, richtig . . . Als ich erfuhr, daß du gut aufgehoben seist bei Menschen, die über mich den Stab gebrochen, und als es mir zu Ohren kam, daß sie angefangen hatten, Erkundigungen über mich einzuziehen, da hab' ich den Totenschein geschickt. Eine arme Klavierlehrerin war's, die sich bereit erklärte, auf meinen Namen zu sterben — sie hatte auch Unglück gehabt — ich unterstützte sie. Als sie fast in den letzten Zügen lag, haben wir unsere Papiere ausgetauscht . . . es ging mir gut damals . . . glänzend — dann habe ich dir den Totenschein geschickt. Es war ja nicht recht . . . aber ich dachte . . . ich dachte . . . es sei besser für dich, wenn man mich tot glaubte."

Tiefe Stille; die Unglückliche stand noch immer da, die Ellenbogen fest an sich gepreßt, den Kopf auf der Brust.

„Seit wann bist du in Prag?" fragte Marinja; sie fragte so vorsichtig, nur antupfend, aus Angst, an Dinge zu streifen, denen sie lieber ausweichen, und andere zu erfahren, über die sie wenigstens im unklaren bleiben wollte.

„Nicht lange," erwiderte Jadviga, „man kennt mich noch nicht, du brauchst dich nicht zu fürchten."

Marinja machte mit der Hand eine ungeduldige, hin und her fahrende Bewegung, wie die eines Menschen, der etwas auf einer Schiefertafel verwischt, eine Bewegung, die sagen wollte: nur keine Deutlichkeit — dann fuhr sie fort: „Ich bin nicht reich, ich kämpfe noch immer um meine eigene Existenz, aber ich will jetzt für deinen ganzen Unterhalt sorgen; später wird es dir vielleicht möglich sein, selbst etwas dazu zu tun — etwas, das dich beschäftigt, deine Gedanken ablenkt."

„Meine Gedanken ablenkt . . ." Wieder das geduldige Stöhnen eines müden Tieres unter einem Peitschenhieb. Marinja aber trat an den Schrank, dem sie erst kürzlich den „Faust" entnommen und in dem sie auch ihre Ersparnisse aufbewahrt hatte. Aus einer kleinen Ledermappe zog sie einige Banknoten. „Ich habe momentan nicht mehr bei mir," erklärte sie, „aber gleich morgen schicke ich dir eine größere Summe. Gib mir deine Adresse." Jadviga nahm die Banknoten unschlüssig, unfreudig, drehte sie zwischen den Händen und legte sie dann abweisend auf den Tisch, neben dem sie stehen geblieben war. „Ich bitte dich, Mutter, nimm das Geld, zu meiner Beruhigung nimm's," drang jetzt Marinja in sie; „gleich morgen schicke ich mehr — genug, dich anständig auszustatten und dazu dir bei ehrlichen Leuten ein Zimmer zu mieten." Jadviga blieb stumm.

„Besuchen will ich dich, sobald du anständig wohnst, du aber darfst mich unter gar keinen Umständen mehr aufsuchen, sonst sag' ich mich ein für allemal von dir los!" Marinja sprach zugleich hart und erregt wie die Menschen, die sich vor dem Zusammenbrechen ihrer Widerstandskraft fürchten, die Angst haben, einer mitleidigen Schwäche zu unterliegen. „Verstehst du mich, Mutter?"

„Ja, ich versteh'!" Die Worte fielen kaum hörbar von den geschminkten Lippen, dann, mit einer gewissen widerspenstigen Empfindlichkeit den Kopf hebend und die Achseln zuckend, wendete die Unglückliche sich der Türe zu. Dabei stieß sie mit dem Fuß an einen harten Gegenstand, über den sie beim Gehen beinahe gestolpert wäre — fast unwillkürlich blickte sie danach — fuhr zusammen und hob einen kleinen, dunkel und einfach gebundenen Band vom Boden auf. „Marinja — wie kommt das her — das Buch — mein Buch . . ."

„Ich hatte darin gelesen, als du eintratst," murmelte Marinja, und ihre Stimme war ganz verändert, fast von Schmerz erstickt . . . sie sprach wie von etwas, das längst — längst vorüber war — etwas, von dem sie eine Ewigkeit trennte.

„Darin . . . warum gerade darin, Marinja?" Und gespannt in einer neuen Hoffnung fiebernd, fügte Jadviga hinzu: „Hattest du dabei an mich gedacht?"

„Ja," sagte Marinja matt, „an dich und an das traurige Leben auf der Försterei — an dein Unglück!"

Eine Stille — dann zögernd, aber unendlich weich kam es von den Lippen der Gefallenen: „Und auch . . . daran, daran, wie wir uns einst lieb hatten . . .?"

Es blieb still. Marinja schwieg; endlich, mit unaussprechlicher schmerzlicher Betonung, stieß sie's hervor: „Ja, auch daran! . . ."

„Du hattest mich nicht erkannt . . . damals in der Nacht?"

„Nein . . . eine Vermutung hatte mich verfolgt, eine Angst . . . aber ich hatte sie mir ausgeredet."

Wieder eine Stille — eine lange, bange Stille. „Ich hätte nicht kommen sollen!" flüsterte die Verlorene.

Sie war zerknirscht, zerbrochen. Endlich faßte sie die Sachlage, endlich begriff sie, daß sie kein Recht gehabt hatte, eine Unterkunft bei Marinja zu erbitten, kein Recht, ihre Strenge ihr zu verübeln — daß sie überhaupt zu nichts mehr ein Recht hatte auf dieser Welt.

„Ich hätte nicht kommen sollen!"

„Nein!," sagte Marinja, „du hättest nicht kommen sollen; nun du aber gekommen bist, trachte, daß aus dem Schmerz, den du uns beiden zugefügt hast, zum wenigsten etwas Gutes entstehen möge — gönn uns beiden den Trost, daß sich der Schluß deines Lebens" — Marinja unterbrach sich, sie suchte nach einem Ausdruck — „wenigstens . . . erträglicher . . . für uns beide erträglicher gestalte." Sie nahm die Banknoten von dem Tisch und reichte sie von neuem der Unglücklichen; diesmal wies diese das Geld nicht zurück, aber sie blieb stehen.

„Deine Adresse?"

Jadviga griff in ihre Tasche und zog eine angeschmutzte Visitenkarte heraus, aber noch immer blieb sie stehen. „Was — was willst du noch?" fragte verlegen werdend die Tochter.

„Ma — Marinja —" Das klang so flehend, so trostlos.

Jetzt begriff Marinja.

Die Verstoßene, Gefallene wollte nicht fort ohne eine Liebkosung. Marinja ging auf sie zu — mit unendlicher Überwindung drückte sie ihre Lippen auf die der Mutter, aber es war keine Wärme in ihrem Kuß; nein, ihre zarten, reinen, jungen Lippen erstarben fast zu Eis auf den heißen, gesprungenen, geschminkten Jadvigas. Ihr Abscheu wurde in dem Moment ein Martyrium; wie sie sich auch sträubte, sie mußte daran denken, was alles über diese Lippen gegangen war. Den ganzen Umfang dieses Abscheus konnte Jadviga nicht mehr fassen, aber etwas von dem, was in Marinja vorging, erriet sie doch — sie machte sich von der Tochter los und ging.

An der Türe kehrte sie sich noch einmal um und murmelte: „Ich danke." Als Marinja aber auf sie zugehen wollte, winkte sie ihr mit einer matten, unbeholfenen Bewegung ab.

Die Tür schloß sich hinter ihr. Marinja sah sie an den Fenstern vorüberschleichen; diesmal richtete sie die Augen nicht in die Stube. Sie ging auch nicht mehr mit ungleichen Schritten, als ob sie auf ein Ziel zustrebe, nach dem sie sich sehnte, und das sie doch zu erreichen fürchtete — nein, geduldig, tief gebückt, weder schnell noch langsam, aber gleichmäßig ging sie, wie eine, die jede Hoffnung verloren hat, sich unter der Last, die sie durchs Leben schleppen muß, je wieder aufrichten zu dürfen; wie eine, die's endlich begriffen hat, daß die Last zusammengewachsen ist mit ihr selbst.

Es war etwas so Gedemütigtes, so Kümmerliches in der armseligen Erscheinung, daß Marinja sich überwinden mußte, ihr nicht auf die Galerie nachzueilen. Sie hätte es gewiß getan, wenn sie nicht von Jugend an gelernt hätte, ihren Impulsen zu mißtrauen, den guten wie den bösen. Im Grunde eine rasend leidenschaftliche Natur, hatte sie in ihren verschrobenen Verhältnissen nur durch einen eisernen Willen und einen unerquicklich hellen Verstand mit ihrem Temperament fertig werden können. Dieser Sieg war natürlich teilweise auf Kosten der Anmut ihres Charakters errungen worden. — Die Unbefangenheit und Unbesonnenheit, jene zwei liebenswürdigen Eigenschaften gut gehüteten, jungen Mädchentums, fehlten ihr.

Die schmale Gestalt war fort, aber der mutlose, müde schleichende Schritt klang Marinja noch immer im Ohr — er klang ihr in der Seele nach, als er längst das Haus verlassen haben mußte.

Eine Stunde war vergangen, die Dämmerung fiel, es wurde dunkel; sie saß noch immer auf derselben Stelle. Sie hatte das Gefühl, als ob sie jemanden, der sich hilflos an sie geklammert, ins Wasser gestoßen hätte, um sich selber zu retten.

Da klopfte es an der Tür.

„Wer ist's?" fragte sie zusammenfahrend.

„Ich, Christine!"

„Herein, ich bitte," sagte Marinja; sie hatte es gar nicht bemerkt, daß die Schneiderin von ihrem Ausflug zurückgekehrt war. Christine trat ein.

„So im Dunkeln? Darf ich die Lampe bringen?"

„Natürlich; ich war eingeschlafen," sagte Marinja, indem sie sich zum Beweis für ihre Behauptung die Augen rieb.

Christine brachte die Lampe, zugleich reichte sie Marinja einen Strauß von frischen Wiesenblumen: „Die haben wir dem Fräulein mitgebracht, damit das Fräulein sieht, wie gern wir das Fräulein haben!"

„Ach, Sie sind wirklich lieb; gleich werd' ich die Blumen in die Vase stecken," erwiderte, sich aufraffend, Marinja, „bringen Sie mir doch etwas Wasser!" Und sie reichte der Čizek eine Vase, vielmehr einen Krug, einen ganz einfachen aus blauem Ton, zu dem die Wiesenblumen gut paßten. „Sehen Sie nur, wie hübsch," rief sie; „Sie haben mir eine rechte Freude gemacht, Frau Čizek!"

Sie erschrak vor dem unnatürlichen Klang ihrer Stimme. Selbst vor diesem einfachen Weib konnte sie mit ihrer Verlegenheit nicht fertig werden. Würde das immer so bleiben?

Frau Čizek hatte indessen beide Hände auf die Hüften gestützt und sah zwischen ihren dichten, weißen Augenwimpern abwechselnd Marinja und den Feldblumenstrauß an. Offenbar hatte sie etwas auf dem Herzen — endlich brachte sie's heraus, plump und unbeholfen.

„Das Fräulein weiß, wie wir sie schätzen, und ich mein's gut mit dem Fräulein, aber solchen Besuch darf das Fräulein nicht mehr empfangen. Gott, wie das nach Moschus riecht!" Mit der ganzen Empörung ihrer einwandfreien Rechtschaffenheit drehte Christine ihren roten Kopf nach allen Seiten und schnüffelte.

Jetzt aber richtete sich Marinja auf. „Ich werde doch empfangen können, wen ich will," rief sie; „wenn's Ihnen und Ihrem Mann nicht recht ist, so . . ."

Aber Christine unterbrach sie. „Nein, so ist's nicht gemeint," rief sie. „Daß das Fräulein ein Engel ist, wissen wir alle, aber was versteht ein Engel vom Leben, und so etwas kann das Fräulein gar nicht wissen, die begreift das nicht, kennt sich nicht aus. Und es ist auch gar nicht wegen uns, 's ist wegen des Fräuleins, daß ich das sag'. Meine Mutter hat mir's erzählt, daß so eine kuriose Person bei dem Fräulein war und so endlos lang, und der Karel, der Kris, der ist ihr auf der Treppe begegnet, als sie im Fortgehen war, und er sagt — na, zu was das wiederholen, was er gesagt hat! Gewiß ist sie nur gekommen, das Fräulein anzubetteln, aber so was wie die darf das Fräulein nicht empfangen, nicht einmal aus Mitleid. Wie kommt denn das Fräulein überhaupt zu der Bekanntschaft?"

„Ach, noch aus Wien, sie war Sängerin an einem kleinen Theater, wir wohnten im selben Haus," sagte Marinja; „seitdem ist es mit ihr herabgegangen, aber Sie können ganz ruhig sein, sie wird nicht wiederkommen."

Einige Minuten später war sie allein. Die Christine hatte sich mit allerhand Entschuldigungen entfernt.

Mit schweren Gliedern und trocknem Mund saß Marinja da. „Mein Gott," dachte sie, „ich habe gelogen, mit einer Flinkheit hab' ich gelogen, wie ein Straßenkind. Muß das sein — wird das immer so sein?" Sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf, sie hätte laut aufschreien mögen und wagte nicht einmal zu ächzen, aus Angst, die Christine könnte hereinkommen und sie fragen, was ihr fehle.

Ein heißer, dringender Wunsch, sich vor irgend jemandem niederzuwerfen, irgend jemandem ihre Qual anzuvertrauen, meldete sich in ihr.

In ihrem Zimmer war die Schwüle drückend. Sie trat aus der Wohnung hinaus auf die jetzt vereinsamte Galerie. Durch den feuchten, schwelenden Dunst, der den Hof erfüllte, glimmte das Lämpchen zu Füßen des gekreuzigten Heilands.

Die linke Hand langsam an der Brustwehr der Galerie hinziehend, schritt Marinja der Treppe zu und dann die Treppe hinunter — wie im Traum, einem unendlich schweren, von einem gehemmten Herzschlag herrührenden Traum. Die Dämmerung war hier nicht so dicht wie in Marinjas Stübchen oben, aber doch dicht genug, um jeden Umriß zu verwischen.

Der ganze Hof war wie mit einem dicken, braungrauen Rauch erfüllt, aus dem, von dem glimmenden Lämpchen schwach beleuchtet, das Kreuz gespenstisch aufragte. Die alten Akazienbäume schwenkten ihre blütenbeladenen Äste leise rauschend über dem Haupt des Gottessohnes, an seine Füße schmiegten sich welkende Blumensträuße.

Der üble Hauch, der aus dem Pflaster stieg, mischte sich mit dem lieblichen Duft der Blüten, die zu Füßen des Gekreuzigten starben, und mit dem der noch im üppigen Leben schwelgenden, die, hoch über seinem Haupte schwebend, die Sterne grüßten. Die Luft wurde immer feuchter und schwerer, eine breite,

dunkelgraue Wolke stieg langsam über die Dächer und löschte die Sterne aus. Die weißen Akazien schimmerten undeutlich.

Marinja stieß ihren Kopf gegen den Sockel des Kreuzes, sie versuchte zu beten. „O Allbarmherziger, hilf mir," murmelte sie, „gib mir die Kraft, daß ich diese Prüfung überstehe, die mir aufgebürdete Last würdig trage, daß ich meine Pflicht tue in frommer Ergebenheit . . ."

Sie unterbrach sich — die Worte fielen von ihren Lippen, aber der Wunsch kam nicht aus ihrem Herzen, sie konnte ihn nicht in sich erzwingen, wie sie sich auch mühte — sie konnte nicht, und verzweifelnd streckte sie die gefalteten Hände vor sich aus und rief: „Hab Mitleid, großer Gott! Hab Mitleid!"

Aus der Ferne grollte der Donner, langsam, anschwellend feierlich — in den weißschimmernden Akazienkronen klagte ein schwüles Lied, aber kein kühlender Tropfen fiel. Der Donner wurde lauter, und der Wind gellender, aber der Regen kam nicht, das Gewitter wühlte nur in der Erde und bebte in der Luft wie ein trostloses, ausdörrendes Fieber, das vergeblich nach Linderung schrie.

X.

Marinja war fromm. Bis dahin hatte ihr das vieles erleichtert. Sie hatte die Frömmigkeit, wie so manche andere die Dissonanz in ihrer Seele beschwichtigende Denk- und Anschauungsgewohnheit, von Lukava herübergenommen.

Man mußte fromm werden in Lukava, besonders wenn man für alle phantastischen und poetischen Eindrücke so leicht empfänglich war wie Marinja. Nicht nur leicht dafür empfänglich, sondern tief davon bewegt. Es war eine so liebenswürdige Frömmigkeit, die Frömmigkeit in Lukava, sie zählte so zu den intimsten und alltäglichsten Bedürfnissen der Bewohner; nirgend hemmend und überall schützend, begleitete sie dieselben einem freundlichen Schutzengel gleich durchs Leben.

Die Lornitz gehörten zu den alten böhmisch-mährischen Familien, bei denen der jahrhundertelang gewohnte Katholizismus nicht nur in Gemüt und Herz, sondern in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie ihre von Generation zu Generation ungeprüft und unbewußt übernommenen Standesüberzeugungen. Sie waren nichts weniger als Fanatiker, — was eigentlich selbstverständlich und kaum erwähnenswert ist, da bekanntlich dem sogenannten „Catholicisme militant" nur Katholiken in protestantischen Ländern verfallen. Aber fromm waren sie alle, bis auf den Grafen Ernst, der an sehr wenig Vorgeschriebenes glaubte, von dem es aber seine Familie nicht leiden mochte, wenn man ihn einen Freigeist oder gar Atheisten schalt.

„Freigeist! Atheist!" pflegte in solchen Fällen seine Stiefmutter achselzuckend und ärgerlich auszurufen; „ein Mensch, der so wohltätig, der so edel, so weichherzig, so . . . so alles ist, was ein Christ sein soll, wie Ernst, der ist kein Atheist, er hat nur seine eigene Art, sich mit dem lieben Gott zu verständigen."

Die hatten die Lornitz übrigens mehr oder minder alle; strenggläubig war von ihnen keiner, vielleicht nicht einmal der junge Geistliche, Ernsts einziger rechter Bruder, der, als Marinja nach Lukava kam, erst vor kurzem in Rom die Weihen empfangen hatte.

Fast jeder von ihnen glaubte etwas anderes, der eine etwas mehr, der andere etwas weniger, aber alle begegneten sie einander in dem Gefühl warmer Anhänglichkeit an die alten katholischen Traditionen und darin, daß jedesmal, wenn das Leben sie besonders schmerzlich angefaßt hatte, sie den Kopf sozusagen mit geschlossenen Augen in den Schoß der Kirche niederlegten, wie ihn ein krankes Kind in den Schoß der Mutter birgt.

In Kontroversen ließen sie sich nie ein, — sie waren viel zu gebildet und auch viel zu klug, um die Religion gegen die Angriffe der Wissenschaft verteidigen zu wollen. Die Religion war ein heiliges Mysterium, mit dem sich die Wissenschaft abfinden mußte, wie sie konnte, und das sich seinerseits mit der Wissenschaft abfand, wie es eben ging.

Nach dem hier Gesagten ist es wohl ganz unnütz, hinzuzufügen, daß bei all ihrer durchaus katholisch schattierten Frömmigkeit die Lornitz die tolerantesten aller Menschen waren, und daß sie für Torquemada ebensowenig Sinn hatten als für Martin Luther, ja, eigentlich noch viel weniger. Unter solchen Menschen mußte man fromm werden. Marinja war fromm geworden gleich von Anfang ihres Aufenthalts in Lukava an.

Jeden Morgen war sie der Gräfin Lornitz nachgeschlichen in die Kirche, die in Lukava einen Flügel des Schlosses bildete. Aber die religiösen Begriffe, die sie aus der Försterei mitgebracht, waren mehr als lückenhaft gewesen. Von den vielen Dingen, die die katholische Kirche zu glauben vorschreibt, hatte Marinja keine Ahnung, konnte kein einziges Gebet richtig hersagen und wußte, mehr als vierzehnjährig, noch nichts von Beichte und Kommunion.

Man war entsetzt, aber mitleidig entsetzt, nicht entrüstet und übergab ihre religiöse Erziehung dem Hauskaplan. Beim Haar hätte dieser alles verdorben und Marinjas Frömmigkeit im Keim erstickt. Und daran war der Umstand schuld, daß er, ein emsiger, dogmatischer Fanatiker, der einzige schlechte Katholik in Lukava, bei dem Religionsunterricht stets alle Unwahrscheinlichkeiten des katholischen Credo in das nüchternste Licht rückte und, ohne auch nur auf deren symbolischen, allegorischen Sinn hinzudeuten, sofort von seiner Schülerin die unbedingte Kapitulation des Verstandes vor diesen Unbegreiflichkeiten forderte.

Marinja war hart daran, entweder eine Heuchlerin oder eine Atheistin, vielleicht beides zu werden, als sie ein Wunder vor diesem traurigen Schicksal rettete. Das Wunder war das plötzliche Erscheinen des Abbé Lornitz in Lukava. Krankheitshalber war er in Rom beurlaubt worden, um sich ein paar Wochen lang in der Heimat erholen zu können. Wie gut sich Marinja noch heute des ersten Eindrucks, den er auf sie gemacht hatte, erinnerte!

Sie hatte ihn zum erstenmal abends im Salon gesehen, und zwar dem intimen Salon, in dem sich die Familie stets um diese Zeit zu versammeln pflegte, einem weiten, luftigen Gemach mit glatt gebohntem Parkett und hohen, verhältnismäßig schmalen, weißvertäfelten und mit Gold abgestreiften

Fensternischen. Die Familienbilder an den Wänden waren nachgedunkelt und wiesen einen etwas strengen Typus auf, in den hellen, bequemen, weich gepolsterten Möbeln aber verriet sich die nachsichtigste Gutmütigkeit, welche auch, in noch höherem Grade, bei der Beleuchtung zum Ausdruck kam. O das liebe, angenehme Licht! Diskret durch die seidenen Schirme der Öllampen abgetönt, verbreitete es einen angenehmen, zugleich verklärenden und verschleiernden Schimmer, und kennzeichnete so recht eigentlich die Gemütstimmung von Lukava.

Manchmal schien es, als ob der das ganze Gemach erfüllende schwache Duft von Lavendel und vertrockneten Rosenblättern (in dem sich eine Spur Moders bemerkbar machte) mit von dem Licht ausginge, das die verschleierten Lampen verbreiteten. Das weiche Licht und der zarte Duft verschwammen für Marinja in demselben Eindruck.

Es war in diesem Licht, in dieser Atmosphäre, daß sie zum erstenmal den jungen Priester sah. Da sie eintrat, saß er auf einem großen, breiten Sofa zwischen seiner Schwester Edith und seinen jüngeren Geschwistern. Da Edith ihn auf sie aufmerksam machte, erhob er sich, um sie zu begrüßen.

Die Ähnlichkeit mit seinem Bruder Ernst war stark ausgeprägt, nur war seine Gestalt schmaler und höher, und die Züge waren zarter; die Augen waren ganz dieselben in Schnitt und Farbe; doch auch da zeigte sich ein deutlicher Unterschied und zwar im Blick.

Der Blick des jungen Geistlichen war nicht so scharf, wie der seines älteren Bruders, aber er reichte weiter, — nie wieder hatte Marinja einen ähnlichen Blick gesehen. Der Blick berührte sie ebenso seltsam und wohltuend wie die Stimme des jungen Geistlichen. Es war überhaupt etwas recht Eigentümliches um seine ganze Persönlichkeit, von der es wie ein ergreifender und heilender Zauber ausging.

Sie hatte ihn seither nie wiedergesehen, aber nachgedacht hatte sie über ihn oft, und ihr gereiftes Urteil hatte den schönen, in ihrer Seele aufbewahrten Eindruck bestätigt.

Wie nicht recht zur Erde gehörig war er ihr erschienen, nur vorübergehend ins Leben hineingeborgt, wie etwas zu Heiliges, um sich in die alltäglichen Beschäftigungen der Menschen hineinzumischen. Gleich den Tag nach seiner Ankunft übernahm er ihren Religionsunterricht. Er lachte nur über die zornige Ratlosigkeit des Kaplans und über die trotzige Verstocktheit der Schülerin, von welcher ihm berichtet worden war. Mit der Kleinen würde er schon fertig werden, behauptete er, — und er wurde mit ihr fertig. Das Dogma streifte er kaum, — es war die Poesie des Christentums, die er auf Marinja wirken ließ.

In einfachen Worten erzählte er ihr die Tragödie, die in Bethlehem ihren lieblichen Anfang, auf Golgatha ihren ergreifenden Abschluß gefunden hat, die Tragödie vom Gottessohn, der auf die Erde heruntergestiegen ist, um den Jammer der Menschen begreifen und aus diesem Begreifen heraus ihre Schwäche bemitleiden, ihre Sünden verzeihen zu lernen.

Die Augen blind von Tränen, ließ sich Marinja von dem jungen Geistlichen führen bis an die Stufen des Altars, wo er ihr die Kommunion reichte. Seither war sie fromm.

Wie alle frommen Menschen, die eine große Seelenerschütterung erlitten haben, fühlte sie nach der Begegnung mit ihrer unglücklichen Mutter stärker denn je das Bedürfnis, Trost in der Religion zu suchen, — auch sie hätte ihren müden Kopf gern in den Schoß der Kirche legen mögen.

Sie ging jetzt jeden Morgen zur Messe. Heute hatte ihr das nicht genügt, — sie hatte auch den Nachmittagsgottesdienst besucht. Eine ganze Stunde hatte sie dagesessen zwischen Krüppeln und Bettlern, den einzigen, welche an Wochentagen Zeit zu längeren Andachtsübungen übrig behielten. Aber wie sie sich mühte, sie vermochte nicht zu beten, — ebenso wenig als sie es an jenem ersten Abend zu Füßen des Heilandes vermocht hatte. Nur weinen konnte sie, und wenn sie aufhörte zu weinen, so begann sie zu denken, und das schmerzte sie in der Kirche noch mehr als an irgend einem anderen Ort.

Es war, als hätte sich eine Scheidewand aufgetürmt zwischen ihr und Gott, und jeden Tag wurde die Scheidewand höher, — wurde endlich so hoch, daß sie ihr den Blick in den Himmel versperrte.

Obschon sie nicht beten konnte, und ihre Tränen versiegt waren, blieb sie sitzen in der feuchten, abgesperrten Luft, die mit dem Geruch von Weihrauch, Wachskerzen und Armenleidern geschwängert war, vor ihr das Geflimmer des rötlichen Kerzenlichts am Altar, rings um sie herum das Elend in dem eigentümlichen Rahmen der malerischen, aber überladenen Architektur späten Barockstils. Jetzt war der Vespergottesdienst vorüber. Durch die ganze Kirche ging das Gebetmurmeln vieler müder Lippen, wie das Summen eines Insektenschwarmes nach Sonnenuntergang; dann schlugen die Bettler und Krüppel ein letztes Mal das Kreuz und erhoben sich. Im Hinausgehen blieben sie stehen vor dem Weihwasserkessel und benetzten Stirn, Mund und Brust. Die Glocken schwirrten noch ernst und feierlich, Marinja dachte, jetzt würde die Kirche bereits geschlossen. Aber nein, eine junge Person mit einem Tuch über dem Kopf näherte sich dem Beichtstuhl, und mehrere andere warteten, um denselben Gang zu machen. Es war Samstag nachmittag, und offenbar bereiteten sich ein paar Gottesfürchtige vor, den nächsten Tag die Kommunion zu nehmen. Marinja wurde unruhig, — endlich ein Ausweg, eine Rettung. Auch sie wollte niederknieen vor dem Priester, ihr Elend niederzulegen zu den Füßen Gottes.

Schon lenkte sie ihre Schritte dem Beichtstuhl zu, — im letzten Augenblicke zögerte sie, änderte ihren Entschluß. „Der Priester würde mich nicht verstehen," sagte sie sich, „nicht jeder Priester versteht! . . ."

Plötzlich fiel ihr der Abbé Lornitz ein. „Ja, wenn der da wäre," seufzte sie. Das Außerhalbstehende in seinem ganzen Wesen, das doch mit der unbegrenztesten Teilnahme an der Menschheit verbunden war, brachte es mit sich, daß es jedem Feinfühlenden leichter fallen mußte, sich ihm anzuvertrauen, als einem mitten im Getriebe Stehenden gegenüber. Mit tiefer Rührung erinnerte sich Marinja des Tages, an dem sie in dem alten, geschnitzten Beichtstuhl niedergekniet war in der Kirche von Lukava, um ihre noch kindliche,

aber bereits tiefbewegte und oft getrübte Seele vor dem Abbé Lornitz bloßzulegen.

Sie hatte seither oft gebeichtet, aber bei keinem anderen Priester hatte sie denselben diskreten Takt, dasselbe feine psychologische Verständnis und, mehr als alles, dieselbe unendliche, aufrichtende, ermutigende Herzenswärme gefunden.

„Ja, wenn der Abbé da wäre," murmelte sie; aber kaum hatte sie den Gedanken ein zweites Mal ausgesprochen, kam ihr ein Frösteln, eine Angst und dann das Bewußtsein, daß, wenn das Schicksal es ihr heute ermöglichte, ihm zu beichten, sie es weniger über sich gewinnen könnte als dem ersten besten Werkeltagsgeistlichen gegenüber, der gedankenlos Absolution erteilte, ohne nur auf die Geständnisse seines Beichtkindes zu achten. Ein eigentümlicher Ausspruch, den er einmal vor ihr getan, trat ihr ins Gedächtnis. „Weniges auf der Welt wirkt schädlicher als ein herzlos gespendetes Almosen!" hatte er damals gesagt. Bisher war ihr selbst das Wenige, was sie für ihre Mutter getan hatte, im Licht einer fast heldenmütigen Pflichterfüllung erschienen, und jetzt . . .

Zum erstenmal bäumte sich eine geradezu leidenschaftliche Widerspenstigkeit in ihr auf gegen den Abbé, den sie bis dahin stets grenzenlos verehrt hatte. Eine innere Stimme sagte ihr, daß er in diesem Falle mehr von ihr verlangen würde als ein anderer; daß er ihr den Seelenfrieden nur zurückgeben könnte auf Kosten eines Opfers, das sie nicht bringen konnte, nicht bringen wollte.

Sie verließ die Kirche und lenkte ihre Schritte nach Hause. — —

Auf dem Johanniterplatze angelangt, bemerkte sie etwas, das in jener Gegend merkwürdig war, nämlich einen verschlafen vor dem Torweg wartenden Fiaker. Was der nur hier wollen konnte, fragte sie sich, trat jedoch, ohne sich weiter hierüber Gedanken zu machen, in das Haus hinein.

Auf der Galerie saß die Wahnsinnige feierlich und lächerlich in einem alten Lehnstuhl, bei dem das Roßhaar aus dem Überzug herauskroch.

Neben ihr stand die Tochter und steckte ihr ein Kissen hinter den Rücken. Die stieren Augen der Närrin hefteten sich besorgt auf die kaum verheilte Schramme an der Stirn des Mädchens. „Wo hast du dir das gemacht?" fragte sie.

Die Tochter versicherte ihr lachend, sie sei ungeschickt gewesen und habe sich an einem Schrank gestoßen. Die Närrin fing an zu schelten, verstummte mitten in einem Satz und streichelte der Tochter beide Hände, wobei sie ihr unruhig und traurig ins Gesicht starrte. Sollte ihr eine Ahnung gekommen sein, daß sie selbst die arme, geduldige Tochter mißhandelt habe?

Diese rückte ihr indessen die Haube zurecht und küßte sie auf die Stirn. Marinjas Herz fing an zu klopfen; „mit der wäre der Abbé zufrieden gewesen," sagte sie sich, „mit der ja" — gleich darauf kam ihr eine Art Zorn. „Das ist aber etwas anderes — ganz anderes," schrie eine entschuldigende Stimme in ihr.

Indessen war sie mit einem freundlichen Gruß an den beiden Frauen vorübergegangen. An der Türe ihrer Wohnung empfing die rothaarige Christine sie mit einem feierlich-verschmitzten Gesicht: „Eine Überraschung — so eine Überraschung für das Fräulein!“ sagte sie, und den Kopf nach Marinjas Zimmer wendend, fügte sie hinzu: „Drinnen wartet ein Besuch.“

Unwillkürlich schrak Marinja zusammen. „Das Fräulein braucht sich nicht zu fürchten, das ist ein Besuch, der . . .“

„Marinja,“ rief eine freundliche, alte Stimme.

Marinja riß die Türe auf. Ein kleiner Freudenschrei entrang sich ihren Lippen.

Vor ihr stand in einem einfachen, weißgetupften, schwarzen Batistkleid und einem glockenförmigen, schwarzen Strohhut, unter dem ihre nach einer längst verschollenen Mode über die Ohren gekämmten Scheitel silbern hervorschimmerten, die Gräfin Lornitz. Sie war stark und schien sich nie damit abgequält zu haben, dagegen zu kämpfen; das war in ihrer Jugend noch nicht Mode gewesen; hingegen hatte sie Hände und Füße von so verwöhnter Zierlichkeit, wie sie die jetzige tennisspielende, rudernde und rastlos spazierengehende Generation nicht kennt.

Ihr Gesicht zeigte, bis auf die unvermeidlichen Slavinschen Augen, keine Spur von irgendwie auffallender, vergangener Schönheit; doch wirkte es anziehend durch seinen geistvollen und wohlwollenden Ausdruck.

„Ach, Frau Gräfin, wie ich mich freu',“ rief Marinja und schmiegte sich in die zwei warmen Arme hinein, die sich ihr so herzlich entgegenstreckten. Einen Augenblick atmete sie auf, fühlte sich unbedingt geborgen, doch gleich wieder hatte sie die Empfindung des Gehemmtseins, des Nicht-mehr-aufrichtigredens, Sich-nicht-mehr-frei-bewegen-könnens, das sie jetzt überall verfolgte. „Hat Ihnen Karlsbad gut getan?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen.

Die alte Dame hatte sich indessen auf das schwarze Ledertuchsofa gesetzt. „Ach, Karlsbad,“ rief sie, mit den Achseln zuckend; „ich hab's ja doch nur gebraucht, damit mir meine verehrten Anverwandten nachträglich keine Vorwürfe machen können. Die Ärzte behaupten, es habe mir gutgetan; was mich anbelangt, so fühle ich keinen großen Unterschied. Für meine sechzig Jahre halte ich noch recht anständig zusammen, und Wunder verlang' ich weder vom lieben Gott noch von einer Badekur, und jetzt laß Dich ansehen, Marinja!“ — Die Gräfin faßte das Mädchen, welches sich neben sie gesetzt hatte, beim Kinn. „Hübscher als je,“ erklärte sie, „aber recht blaß — und die schönen Augen voller Tränen — wo fehlt's, mein Schatz?“

„Ach eigentlich nirgend,“ erwiderte mit dem Weinen kämpfend, Marinja, indem sie heimlich nach einer glaubwürdigen Begründung ihrer Verstimmtheit suchte; „nur . . .“ sie stockte.

„Noch immer traurig über deine kranke Hand,“ fragte die Gräfin leise, „der Schmerz um deine getrübte Künstlerzukunft? Du schriebst mir doch, daß es mit der Hand besser gehe.“

„Es geht auch besser, viel besser,“ entgegnete Marinja; „wenn ich die Hand nicht anstrenge, möchte ich manchmal glauben, sie sei ganz geheilt; von

einer künstlerischen Zukunft kann natürlich trotzdem keine Rede für mich sein, aber dahinein habe ich mich gefunden."

„Du machtest wenigstens den Eindruck, und ich bewunderte dich immer für deine Tapferkeit; also wo fehlt's, Kind Gottes, wo steckt's?"

Marinja suchte, zögerte dann, „ich bin so müde," sagte sie, „so — ach nicht den kleinen Anstrengungen meines Berufes gegenüber — dem Leben gegenüber bin ich müde — zu was alles — zu was? Wissen Sie, wo mich's hinlockt, liebe Frau Gräfin, — hinter die Mauer über dem Platz drüben!"

„Hinter die Klostermauer?" fragte entsetzt die alte Frau.

„Ja!"

Gräfin Lornitz schüttelte mißbilligend ihren klugen, alten Kopf. „Hm, das ist krankhaft, entschieden krankhaft," erklärte sie; „soll ich dir sagen, an wen du mich erinnerst mit deinen klösterlichen Anwandlungen? An die Faulpelze, die irgend ein ganz dummes Verbrechen begehen, nur um sich einsperren zu lassen und nicht mehr arbeiten zu müssen, an die Bauernlümmel, die sich einen Finger abhauen, um sich dem Militärdienst zu entziehen."

„Was für schreckliche Vergleiche!" rief wider Willen fast lachend Marinja; „Nonne kann man Gottlob werden, ohne sich einen Finger abzuhacken oder ein Verbrechen zu begehen."

Gräfin Lornitz machte eine rasche Bewegung mit dem Zeigefinger. „Nein, man kann nicht," rief sie. „Nonne werden ohne wirklichen Beruf, seine Kräfte brachlegen ohne triftigen Grund ist wohl noch ärger als sich einen Finger abhauen."

„Ich hatte keine Ahnung, daß Sie so über alles Klosterwesen den Stab brechen," entgegnete etwas betroffen Marinja.

„Ich breche ihn auch gar nicht," verteidigte sich die alte Dame; „fällt mir nicht ein; aber über deinen falschen Appetit nach dem Kloster breche ich ihn. Ich finde, daß man nur in ein Kloster tritt aus religiösem Beruf, oder wenn unsere Existenz durch etwas so Schreckliches getrübt worden ist, daß es uns gänzlich vom Leben trennt. Mein Stiefsohn Alexander — du erinnerst dich doch seiner?"

„Und ob ich mich erinnere," murmelte Marinja.

„Nun, der pflegte immer zu sagen — aber bitte, erzähl's nicht weiter, er käme sonst in Konflikt mit der Kurie — also, er pflegte immer zu sagen, daß sich in der Barmherzigkeit und Teilnahme an der Menschheit die schönste und innigste Gottesliebe (das Wort ‚Gottesfurcht' kann er nicht leiden) ausspreche. Wir dürfen uns ja doch nur stammelnd und tastend mit dem großen Unsichtbaren verständigen, von dem wir nichts kennen als seine Werke; aber wenn wir diesen Werken, so gut wir's nur irgend vermögen, unsere Liebe und Achtung beweisen, können wir nicht fehlgehen. Und darum müssen wir alle trachten, uns tüchtig zwischen unseren Nächsten herumzutummeln und nützlich zu machen, wenn's uns auch schmerzt. ‚Es sind nur die Menschen mit todkranken Seelen, die das Recht haben, die Hände in den Schoß zu legen und nichts weiter zu tun als zu beten,' behauptete Alexander."

„Aber man kann sich doch auch im Kloster nützlich zeigen," verteidigte sich Marinja; „das möchte ich gewiß . . . man hat so manchmal Lust, vor der Sonne zu fliehen, vor allem, was hell und grell ist, sich die Augen auszuruhen in dem Schatten, sich zu bergen in der Dämmerung des Klosters, — dazu hat man das Recht."

„Nun ja, dazu hat man das Recht," seufzte etwas ungeduldig die alte Frau, „aber ich sehe zu dem allen bei dir keine Veranlassung, keinen Grund. Was ist denn eigentlich mit dir? Ehe ich nach Karlsbad abreiste, warst du so frisch wie eine Rose, die aus einem gesunden Boden herausblüht, und jetzt welkst du, als hätte man den Boden mit Scheidewasser begossen, — was ist's? Hast du vielleicht eine unglückliche Liebe?"

Diesmal lachte Marinja ganz herzlich. „Nein, die hab' ich nicht," versicherte sie, „darüber können Sie ganz ruhig sein, liebe Frau Gräfin." Und wieder stockte sie, zögerte. „Wenn ich's meiner alten Freundin sagen würde, was mich drückt," dachte sie bei sich, — „wenn ich mit ihr beriete, sie ist praktisch, kennt das Leben, sie würde nicht so vernichtende Forderungen an mich stellen wie der Abbé Lornitz."

Schon schwebte das verhängnisvolle Geständnis auf ihren Lippen. Da richteten sich die Augen der alten Frau mit einem unruhig forschenden Ausdruck auf das blasse, junge Gesicht ihres Schützlings. „Bist du vielleicht . . . aus bloßer Gutmütigkeit und Unerfahrenheit in irgend eine Verlegenheit hineingeraten, wegen deren du dich jetzt genierst, und aus der du den Weg nicht herausfinden kannst?" begann sie. „Ich bitte dich, vertrau dich mir an! Deine Wirtin hat mir da, wahrscheinlich in der freundlichen Absicht, mich zu unterhalten, eine schreckliche Mordgeschichte erzählt von irgend einer ganz unmöglichen Person, die dich neulich überfallen und angebettelt hatte; weißt du, mein Kind, mit derlei Dingen ist nicht zu spaßen; wenn sich so eine Bagage auch hundertmal auf alte Zeiten beruft, wirf sie nur hinaus. Nicht einmal streifen darfst du so etwas!"

Marinja war fast zu Stein erstarrt; dann, eh' sie noch genau wußte, was sie that — „ach, diese dumme Čizek," rief sie; „daß sie doch mit allem heraus muß! Den Besuch der armen Peretti hätte sie wirklich unerwähnt lassen können, — armes Ding! Nun ja, leid war mir um sie, und sie so mir nichts dir nichts hinauszuwerfen habe ich nicht über das Herz gebracht, aber ich hab' ihr verboten, wiederzukommen. Aufgeregt hat mich die Geschichte, das leugne ich nicht."

„Hm! . . . warst du denn nahe mit ihr befreundet?" fragte etwas befremdet die alte Dame.

„Ach nein, . . . aber immerhin — sie war eine sympathische Person und jetzt so ganz herabgekommen!"

„Nun, halt sie dir vom Leib, — das ist alles, was ich dir raten kann," erklärte die Gräfin Lornitz, „und schau, daß du wieder frische Augen bekommst. A propos — bist du diesen Sommer noch nicht vergeben?"

Marinja schüttelte den Kopf.

„Dann könntest du wahrhaftig zu mir nach Lukava kommen. Edith, die, seitdem sie Witwe geworden ist, keinen rechten Halt mehr hat — und sich letzterer Zeit darauf kapriziert, Ernst, der noch immer nicht verheiratet ist, das Haus zu führen —, Edith kommt auch. Es wird ganz wie in den alten Zeiten sein, und wir wollen dich schnell gesund füttern und fröhlich machen. Anfang Juli zähl' ich auf dich. Wenn du Zeit hast, so komm morgen um eins bei mir gabeln. Indessen adieu, behüt dich Gott, liebes Kind!" — —

Marinja begleitete ihre Gönnerin noch bis an den Wagen. Als sie umkehrte, befand sie sich in einer fürchterlichen Aufregung.

Wie hatte sie denn das tun können — lügen . . . schon wieder lügen! Daß ihre Verhältnisse sich als so grenzenlos demütigend herausstellten, war ja schrecklich; aber der Schatten einer fremden Schande lastet nie so schwer auf einem wie eine selbst begangene Gemeinheit. Lügen — und gerade ihre alte Freundin anlügen, die so große Stücke auf ihre Wahrhaftigkeit hielt und bis dahin mit Recht gehalten hatte! Denn Marinja hatte stets eine unter ihren Bekannten sprichwörtlich gewordene pedantische, mitunter fast aufdringliche Wahrheitsliebe bewiesen. — Und jetzt . . . nein, sie hielt's nicht aus, das hielt sie nicht aus; alles lieber als das. Sie wollte sich anklagen, gleich morgen und ihrer lieben Gönnerin die Wahrheit eingestehen, die ganze, ungeschminkte Wahrheit. Als sie den Entschluß gefaßt hatte, atmete sie auf — da . . . sie wendete den Kopf, was war das?

Ein starker, dumpfer Schlag, dann ein markerschütternder Schrei, dann Weinen, Durcheinanderrufen, Hin-und-herlaufen.

Marinja erriet sofort, was geschehen war. Hastig trat sie ans Fenster. Die Irrsinnige hatte sich in den Hof hinuntergestürzt.

Ja! Dort lag sie jetzt auf dem Pflaster. regungslos, halb auf der Seite, ihre Haube war ihr während des Sturzes vom Kopf gefallen, das spärliche, graue Haar hing in Strähnen um ihr Ohr, um ihren Hals, — ein schmaler, dunkelroter Blutfaden sickerte aus einer unsichtbaren Wunde. Die Tochter kniete neben der Mutter, ihr magerer, abgearbeiteter Körper zuckte vor Schluchzen, sie berührte den armen, zerschmetterten, grauen Kopf, das aufgedunsene, weiße Gesicht, so zart, wie man ein ganz kleines Kind berührt. „Mütterchen, mein armes, liebes Mütterchen!" Und sie hob die schwere Hand der alten Frau an ihre Lippen. Die Wahnsinnige gab keinen Laut mehr von sich. Sie war tot.

Marinja eilte hinunter.

Der Hof hatte sich mit Menschen gefüllt; alle gestikulierten, alle lamentierten. Ein paar Gevatterinnen machten sich mit ganz sinnlosen Belebungsversuchen wichtig, die Tochter schluchzte nur.

Marinja trat bis an sie heran, und ihr sanft die Hand auf die Schulter legend, fragte sie: „Könnte ich Ihnen nicht helfen, Ihre arme Mutter hinaufzutragen?"

Da aber mischte sich der Hausmeister in die Angelegenheit. „Es ist nicht erlaubt," erklärte er; „so eine Verunglückte muß man liegen lassen, wie

sie eben gestorben ist, bis das Gericht sie besehen hat; mein Sohn ist schon gelaufen ums Gericht!"

So wartete man denn aufs „Gericht". — —

Jetzt war's vorbei. Die gerichtlichen Formalitäten waren besorgt, die Leiche hinweggeräumt.

Nur ein aufgeregt-gedämpftes Murmeln durchzitterte noch das ganze Haus. Der Hof war leer, und die Fliegen surrten über dem schmalen, blauroten, sich zwischen dem Pflaster hinkrümmenden Faden geronnenen Blutes, das noch nicht weggescheuert war.

Die rothaarige Christine ging neben Marinja die Treppen hinauf.

„Die braucht sich keine Vorwürfe zu machen — nein, die nicht," sagte sie mit einem Blick nach der Treppenbiegung, hinter der die Tochter der Irrsinnigen soeben verschwunden war; „wie ein Engel hat sie sich benommen, wie eine Heilige, 's ist ihr wirklich gar nicht so schwer gefallen — sie hat die alte Frau lieb gehabt und die alte Frau sie auch, und darum hat sie sich umgebracht, weil's das einzige war, was sie für die arme Tochter noch hat tun können. Anfangs bin ich erschrocken, aber 's ist doch am besten so; die Wahnsinnige hat nichts mehr vom Leben gehabt, und die Tochter — na, wenn sie sich einmal satt geweint hat, wird sie endlich den jungen Kriš heiraten, der sich schon lang nach ihr sehnt, und da soll dann das Fräulein sehen, was das für ein glückliches Paar sein wird." — —

Den nächsten Tag befand sich Marinja bereits um acht Uhr früh auf dem Weg nach der Straße, in der ihre Mutter laut der zurückgelassenen Adresse bei einer Friseurin eingemietet war. Die Erinnerung an ihre Lüge war in den Hintergrund getreten. Ihre Aufregung darüber wollte ihr jetzt fast wie eine Art moralischer Vornehmtuerei erscheinen. Ihre ganze Seele war nur noch erfüllt von der einen Angst — einer Angst, die immer deutlicher, immer unabweislicher hervortrat, ihr den Atem nahm und die Glieder lähmte.

Und die Angst wuchs mit jedem Schritt. Sie schleppte sich kaum. Ihr war's, als gäbe das Pflaster nach unter ihren Füßen. Der Gedanke, ihre Mutter könne der armen Irrsinnigen gleich einen Selbstmord begangen haben, um sich aus dem Wege zu räumen, hatte mit der Festigkeit einer Überzeugung in ihr Wurzel gefaßt. Und daß sie nicht mit derselben Beruhigung über diese schauerliche Begebenheit würde hinüberleben können wie die arme Chladryck, das wußte sie.

Ein kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Jedes harte, tugendstolze Wort, mit dem sie ihre Mutter von sich gestoßen, fiel ihr ein. Sie ging unruhig, je mehr sie sich der bezeichneten Straße näherte, um so unruhiger. Die Straße bog ab von dem sogenannten Aujezd und befand sich somit in dem Teil der Kleinseite, der an die ärmsten und nüchternsten Winkel des Trastevere erinnert.

Die Hitze hatte ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, aber die Luft war träg und schwer und voll von allen häßlichen Sommerausdünstungen einer schlecht kanalisierten Stadt.

Die Straße, in der Theresa Peretti wohnte, ging etwas bergauf, neben der Kaserne bog sie ein, beschrieb eine Art unregelmäßiges S, war schmal, düster, von häßlichen, schmucklosen, alten Häusern besetzt. Ein Ekel stieg in Marinja auf und mit dem Ekel ein rasendes Mitleid. Es war plötzlich gekommen. Sie fühlte sich heute zu jedem Opfer fähig, zur gänzlichsten Selbstvernichtung. Sie begriff nicht mehr, wie sie ihre Mutter so herzlos hatte abweisen können. Immer stärker wurde die Angst in ihr, sie komme zu spät, — die Mutter müsse sich den Tod gegeben haben, sonst hätte sie von ihr gehört.

Endlich hatte sie das Haus erreicht. Es war zweistöckig, mit grünlichem, wetterverdorbenem Anstrich und kleinen, unfreundlichen Fenstern. Wie die meisten alten Prager Häuser hatte es eine Durchfahrt. In der Durchfahrt neben dem Tor saß eine Hökerin in einer Art Glasschrank und verkaufte Semmeln, welkes Obst und saure Gurken.

Marinja fragte nach der Friseurin, Frau Minna Pejčha. „Im zweiten Stock, die Treppe links," rief die Hökerin; „vom Hof aus geht man." Dann nach einer kleinen Weile, fast mitleidig: „Weiß das Fräulein, wohin sie geht? Denn wenn es sich wirklich um einen falschen Zopf oder eine Frisur für das Fräulein handelt . . ."

Marinja wendete sich nicht um. Sie brannte vor Scham, ihr war, als ob sie über glühende Kohlen hinschritte.

Der Hof war schmutzig und schlecht gepflastert; in der Mitte stand ein Fuhrmannskarren. Ein zu so früher Morgenstunde bereits betrunkener Mann ging an ihr vorüber und gaffte ihr neugierig unter den Hut.

Sie dachte ohnmächtig zu werden, — nichtsdestoweniger ging sie vorwärts über die enge, abscheulich riechende Treppe bis ins zweite Stockwerk. Dort klingelte sie an einer Tür, die ohne Vorplatz direkt auf die Treppe hinaus mündete. Die Klingel bestand aus einer langen Eisenstange mit einem Holzgriff, an dem man ziehen mußte, um einen Draht in Bewegung zu setzen, der irgendwo mit einer Glocke verbunden war.

Marinja hatte in einem übertriebenen, sozusagen verzerrten Maß das Gefühl, als ob sie im Begriffe stände, ein Lazarett zu betreten.

Die Türe öffnete sich, eine Person von unwahrscheinlichem Umfang in niedergetretenen Pantoffeln aus Teppichstoff, in einem schlampigen Rock und einer beschmutzten Flanelljacke, mit einem roten, frechen, gutmütigen Gesicht und zerzausten, grauen Haaren stand in der Türöffnung.

„Bitte, nur herein."

Marinja trat in ein Zimmer, das zugleich Vorzimmer und Empfangsraum war, niedrig, dumpfig, die zerrissenen und beschmutzten Tapeten an der Wand mit häßlichen oder lächerlichen Farbendruckbildern behängt.

„Womit kann ich dienen?" fragte die Person, indem sie Marinja von oben bis unten aus ihren kleinen, grauen Augen anblinzelte. Dabei hielt sie

beide Hände unter der Nachtjacke auf die Hüften gestützt und kaute an irgend einem Bissen, mit dem sie nicht fertig geworden war, ehe Marinja eintrat.

Marinjas kalte, unnahbare Schönheit, die Präzision und strenge Einfachheit ihres Anzugs schien feindselige Gefühle in der „Friseurin" wachzurufen. Was konnte diese tugendprotzige, steife Person bei ihr wollen?

„Ich möchte gern mit Frau Theresa Peretti sprechen."

„Ach, ist das Fräulein mit der Peretti bekannt?" die Pejčha wurde sofort freundlicher; „ich dachte erst, das Fräulein müßte sich geirrt haben, als sie zu mir kam." Sie lachte breit, verlegen und unverschämt zugleich; „aber wenn das Fräulein mit der Peretti bekannt ist — übrigens, ich lass' nichts auf sie kommen, ein Goldherz —, wenn sie das nicht gehabt hätte, wäre sie heut so reich . . . na, so reich wie irgend eine. Aber sie ist fort, und ich kann dem Fräulein nicht einmal sagen, wohin sie ist."

„Um Gottes willen," rief Marinja aus, „verschwunden, auf welche Art?"

Wieder dasselbe Lachen, unverschämt, aber mit einer Art kleinlauter, gezwungener Unverschämtheit. „Ja, auf welche Art soll sie wohl verschwunden sein? mit einem Freund doch — freilich! hat ein Glück gemacht. Merkwürdig, wie das gekommen ist. Noch vor etwa zehn Tagen war sie so herunter, aber so — na, mit der ist's ganz aus, denk' ich mir — zum Straßenkehren oder ins Spital, — da kommt sie auf einmal auf irgend eine Art zu Geld, erscheint plötzlich vor mir angezogen wie eine Prinzessin und noch immer so bildschön — ja bildschön — im Theater hat sie der Herr gesehen — ein ganz junger ist's — glaub' ich — ein Graf — fort ist sie mit ihm — aber ich gönn's ihr — nur soll sie jetzt endlich vernünftig sein — sie wird alt — 's geht schon zum letzten!"

Die Person hatte noch nicht ausgeredet, als Marinja bereits in der Mitte der Treppe war. Atemlos eilte sie aus dem Haus, aus der verpesteten Straße; erst als sie in die helle, freundliche Choteksgasse kam, verlangsamte sie ihren Schritt.

„War's der Mühe wert, sich so aufzuregen, sich solche Skrupel zu machen?" murmelte sie vor sich hin, — „war's der Mühe wert, ach, mein Gott! . . ."

Eine rasende Bitterkeit stieg in ihrem Herzen auf; aber die Bitterkeit verflüchtigte sich, machte einem Gefühl ungeheurer Erleichterung Platz. Sie wußte, daß das Gefühl häßlich war, aber sie konnte sich seiner nicht erwehren. Zu was sich noch quälen! Die Unglückliche hatte sich selber von ihr losgesagt. Von nun an durfte sie keinen Anspruch mehr erheben an sie.

Eine schwache, innere Stimme freilich wollte sich melden, ihr etwas von den herzlosen Almosen zuflüstern, die keinen Segen bringen. Vielleicht wäre die arme Verstoßene nicht von neuem gesunken, wenn man ihr, anstatt des trockenen, nüchternen Geldes, nur eine Spur der Teilnahme gegönnt hätte, nach der sie sich sehnte. Aber diesen unbequemen Mahnern lieh Marinja kein Gehör. Das Gefühl der Erleichterung war zu groß und zu angenehm. Sie lächelte jetzt über ihre Angst, die Mutter könne sich das Leben genommen haben. Mein Gott! wenn ihre Mutter den Mut in sich gehabt hätte, einen Selbstmord zu begehen, so hätte sie ihn wohl längst begehen müssen. Mutter . . .

was fiel ihr ein, auch nur in Gedanken das weihevolle Wort weiter zu entheiligen. Mutter — für sie existierte die Mutter nicht mehr; es existierte nur eine gewisse Theresa Peretti, mit der sie nichts, nichts mehr zu tun hatte.

Und mitten aus ihrer Erleichterung stieg ein Gedanke, dessen sie sich schämte, wie all der anderen häßlichen Empfindungen, die an jenem Morgen ihre Seele entstellten, und dem sie doch Rechnung trug. „Es war gut, daß ich gestern die Wahrheit nicht gesagt hab'. Zu was die Sache aufrühren, — es hat keinen Sinn mehr."

Von der Moldau herüber wehte eine linde Luft. Eine zarte, wehmütige Melodie — eine Melodie aus dem achtzehnten Jahrhundert durchzog Marinjas Seele; der diskret einschmeichelnde Duft frisch begossener Reseda mischte sich dazwischen, auch leises Blätterrauschen und das Gezwitscher von Singvögeln, die sich aus dem Schatten eines geborgenen Plätzchens am Sonnenschein freuten.

Alles Gemeine, das je ihr Leben verdunkelt, trat in den Hintergrund. Alles in ihr war hell und licht, als strebe es einer weiten, in innigster Harmonie zu ihrem ganzen Sein stehenden Zukunft entgegen.

Sie sah nur noch eins, strebte nur nach einem — nach Lukava.

Zweites Buch.

I.

„Jamnitz! Drei Minuten Aufenthalt! Jamnitz!" ruft der Kondukteur in den grau verschleierten, halberwachten Sommermorgen hinaus. Jamnitz! Eine traurige, nüchterne, kleine Station, ein Gebäude im sogenannten Schweizerstil, ein mit gelbgestrichener Holzschnitzerei verunstalteter Giebel und vorn die übliche Veranda, ebenfalls gelb gestrichen und von wildem Wein unordentlich umrankt. In einem Fenster liegt eine ungekämmte Frau in einer Nachtjacke und späht nach den Passagieren. Aus dem Innern des Hauses tönt Kindergeschrei. Jemand zankt mit einer Magd. Neben dem Stationsgebäude ein Garten, schlecht gehalten, lieblos, ein mißmutiger Wirrwarr von Gemüse- und Blumenbeeten, — überall Unkraut. Der Tau liegt schwer auf allem in ganz kleinen Perlen wie Quecksilber, grau, fast glanzlos. Ein dichter Nebel verschleiert die noch tiefstehende Sonne, der östliche Himmel ist blaß wie ein Opal, mit etwas verwischt Rotem drin knapp über dem Horizont.

Aus übernächtigen Augen blickte Marinja nach einem Träger aus, der sie ihres Handgepäcks entledigt hätte, als ein Diener auf sie zutrat und, den Hut über dem Ohr haltend, erläuternd bemerkte: „Aus Lukava," worauf sie, von ihm geleitet, den Weg hinter das Stationsgebäude nahm. Ohne daß er sie aufmerksam zu machen brauchte, hatte sie sofort zwischen den verschiedenen, teilweise von den Besuchern der naheliegenden Luftkurorte vorausbestellten Fuhrwerken das für sie bestimmte Gefährt erkannt, und fast hätte sie den gelben Jagdwagen für denselben gehalten, in dem sie vor zehn Jahren die traurige Försterei verlassen hatte.

Die einfache Livree des Kutschers paßte in die auf Drab gestimmte Farbenskala der ganzen Equipage; unter seinem niedrigen Filzhut grinste sein glattrasiertes, freundliches Gesicht.

Sie hatte sich in den Wagen gesetzt und wartete, um abzufahren, auf den Diener, der indessen ihr Gepäck auslöste, als jemand zu ihr trat, ein Mann in mittleren Jahren, in einem langen, englischen Reisemantel und mit einem ebenfalls englischen Hut.

„Graf Lornitz" — sagte er, sich selber vorstellend, worauf er etwas unbeholfen in der Anrede, da er offenbar nicht wußte, mit wem er es zu tun hatte, hinzufügte: „Ich glaube, wir streben nach demselben Ziel." — Plötzlich, das junge Mädchen näher betrachtend, rief er: „Marinja!", und sie, halblaut und wie aus einem schweren Traum in eine befreiende Wirklichkeit hineinlächelnd, erwiderte: „Mein Schutzpatron!"

Es war, als ob sie gestern voneinander geschieden wären, nur daß aus dem halbreifen, seine Gefühle mit Begeisterung preisgebenden Kinde ein erwachsenes, sehr zurückhaltendes, junges Mädchen geworden war.

„Wollen Sie mich aufnehmen?" fragte er, nachdem er Marinja herzlich die Hand geschüttelt hatte; „ich komme unangesagt zu meiner Schwester, und wenn ich nicht zufällig den Wagen bemerkt, so hätte ich mir hier irgend ein Gefährt gemietet, — aber unter den Umständen —"

„Unter den Umständen wäre es wohl unnötig," unterbrach ihn Marinja etwas kurz, „gewiß, Graf Lornitz."

Sie wußte, daß es in ihrer Stellung hergebracht gewesen wäre, „Herr Graf" zu sagen, aber sie erlaubte sich manchmal den Luxus, bessere Manieren zu haben, als ihrem Stand eigentlich vorgeschrieben waren.

Er wunderte sich über die Sicherheit ihrer Haltung. Sie gefiel ihm, sie paßte zu ihrer ganz ungewöhnlich stolzen und herben Schönheit.

„Es ist eigentlich sehr unkonventionell, daß wir so im tête à tête die Fahrt durchs Gebirg machen," bemerkte er leicht lächelnd. „Haben Sie nicht am Ende Skrupel?"

„Unsinn!" — Sie errötete plötzlich heftig, dann, mit einer gewissen Ungeduld, fügte sie hinzu: „Steigen Sie doch ein, Graf Lornitz, — Sie müssen ja wissen, daß Sie bei solchen vorsichtigen und stupiden Erwägungen gar nicht in Betracht kommen können, und daß ich mich einfach herzlich freue, Sie wiederzusehen." Bei diesen Worten traf ihr Blick unwillkürlich in den seinen. Sie merkte, daß ihm der frühmorgendliche Abschied auf dem Korridor eingefallen war, und ihre Wangen wurden noch heißer. Aber der Sonnenstrahl, der, aus ihrem Herzen brechend, für einen kurzen Moment ihr Wesen durchwärmt, ihre ganze Erscheinung verklärt hatte, war erloschen. Sie war wieder kalt, herb, verschlossen. Er wußte nicht recht, was er aus ihr machen sollte. Für Augenblicke übte sie einen herzgewinnenden Zauber auf ihn aus, und gleich darauf stieß sie ihn beinahe ab.

Die leichtgebauten, ungarischen Pferdchen trabten flott. Die Station lag bereits weit hinter ihnen. Der Kohlenstaub und Rauch, alle Unannehmlichkeiten, die mit Eisenbahnen verbunden sind, hatten dort das Aroma der Luft

ein wenig verdorben; jetzt aber weitete sich Marinjas Brust, jeder Atemzug war ein Genuß. Die Straße zog sich zwischen reifenden Getreidefeldern hin, in denen der leise spielende Morgenwind Wellen zog, und über deren gelbgoldigen oder grünlich-silbernen Ährenschimmer der dämpfende Schleier des leichten, durchsichtigen Morgennebels schwebte.

Es war alles schön und friedlich. Aber im Osten dunkelte es fast indigoblau; es war, als ob man in ein Gewitter hineinführe, und in das Säuseln des Getreides mischte sich ein anderer, Marinja wohlbekannter und unheimlicher Laut. Ein Zischen und Schaudern, das immer lauter wurde, — die Stimme des Waldes, dem sie sich näherten.

„Ist es weit bis Lukava?" fragte sie.

„Nicht weit, im Vergleich zu sonst; die kleine Lokalbahn ist ja seit ein paar Jahren sehr tief ins Gebirg vorgeschoben worden, seitdem die schöne Gegend durch verschiedene Luftkurorte ausgebeutet wird, — noch etwa dreißig Minuten zur Cavalierka und von da an, wenn wir uns halbwegs beeilen, noch anderthalb Stunden."

„Ach, wir müssen an der Cavalierka vorbei —" Sie erblaßte sichtlich.

Er wunderte sich, daß sie den Weg nicht kannte, das aber erklärte sie ihm. Sie war noch nie von Prag aus nach Lukava gekommen, und die Straße von Wien führte aus der fast entgegengesetzten Richtung.

„Wenn Sie die Försterei seit Ihrer Kindheit nicht mehr gesehen haben, werden Sie vielleicht gar nicht wissen, daß mein Vetter Jaroslav, — von dem Tode meines Onkels Zdenko haben Sie doch gehört?"

Nein, sie hatte nicht davon gehört. Lornitz nagte an seiner Unterlippe; es machte ihn plötzlich verlegen, den Namen seines Oheims vor ihr genannt zu haben; zugleich stellte er stumme, aber recht einschneidende Betrachtungen darüber an, daß gerade sie über den Tod des Grafen Zdenko im unklaren geblieben war.

Etwas hastiger sprechend fuhr er fort: „Also mein Vetter Jaroslav — die Slavins heißen alle Jaroslav, Zdenko oder Peter — Jaroslav, der jetzige ‚regierende' Slavin, hat die alte Försterei in ein Wirtshaus umwandeln lassen. Die Leute behaupteten, es gingen Gespenster darin um; es hatte eigentlich kein Förster mehr Lust, die Cavalierka zu beziehen. So ist sie denn jetzt ein Wallfahrtsort für durstige Ausflügler geworden. Seitdem mein Vetter ein Brauhaus gebaut hat, das durchaus die beiden Pilsener schlagen soll, legt er überall Bierquellen an; neben der Ruine Slavin hat er auch eine Wirtschaft gründen lassen."

„So," meinte Marinja etwas gedehnt. „Da wird wohl die Cavalierka gar nicht mehr zu erkennen sein."

Ernst Lornitz zuckte die Achseln. „Im Grunde ist sie geblieben, wie sie war," sagte er; „sie ist nur ein wenig verunstaltet."

Schon erhoben sich die ersten vereinzelten Fichten neben dem Weg; man sah die knorrigen, wunderlich verdrehten Wurzeln, mit denen sie sich an dem unwirtlichen, steinigen Boden anklammerten; dazwischen wucherte allerhand mageres Gestrüpp. Dann wurde der Boden tiefer, die Bäume ragten etwas

höher. Immer mächtiger entfaltete sich der Wald. Der Wagen rollte dahin wie zwischen finstern Mauern, wie durch eine schwarze Schlucht. Die herrlichen Fichten schleppten ihre breiten Äste auf dem Boden. Um die schwarzen Bäume hingen große, weiße Nebelfetzen, über die Straße kroch es wie kalter, feuchter Rauch, auch der Himmel hatte eine fahle, unbestimmte Farbe. Das Ärgste aber war das unaufhörliche Schaudern und Stöhnen, als erzählten die Bäume sich untereinander mit gedämpften, heiseren Stimmen von einem tief unter ihren Wurzeln verborgenen schauerlichen Geheimnis.

Endlich wurde es heller, der Wald blieb stehen vor einer unwirtlichen Heide, über die sich der dunkle Purpur halbaufgeblühter Erika breitete.

Das Schaudern der alten Fichten erklang leiser, — bald wurde es ganz übertönt von einem kümmerlichen Wimmern. Rechts von der Straße breitete sich, schwarz und undurchsichtig, von einem breiten Schlammstreifen eingefaßt, das „klagende Wasser", — von links streckte die Cavalierka ihren kalten Schatten über den Weg.

Marinja war leichenblaß geworden. Erst wendete sie sich ab, dann aber kehrte sie sich doch dem alten Gebäude zu, betrachtete es, wie man ein Ungeheuer betrachtet, mit einer Neugierde, die von einem großen Entsetzen geschürt wird. Der Wald war ringsherum ausgerodet, um die Luft freier streichen zu lassen; das alte Haus nahm sich darum nicht fröhlicher aus, im Gegenteil machte es einen verödeten, preisgegebenen Eindruck. Es war, als ob man ihm seine Wichtigkeit genommen hätte, den unheimlichen Hofstaat, den es gewohnt gewesen war.

Das Gärtchen war vergrößert, jedes unnützen Zierats entblößt und mit zahlreichen in das Erdreich eingerammten Tischen und Bänken besetzt. Das Gebäude hingegen war so gut wie unverändert, dasselbe hohe Dach — dieselbe Dachrinne, in ein boshaft grinsendes Ungeheuer auslaufend, dem ein Höcker auf dem Hals und die Nase zwischen den Augenbrauen saß — dieselbe schwere, schwarze Tür, mit großen eisernen Nägeln beschlagen, die wie die Tür eines Gefängnisses aussah. Und plötzlich, ganz plötzlich erinnerte sich Marinja dessen, wie damals, als sie die Cavalierka verlassen hatte, jene schwarze Tür hinter ihr zugefallen war und ihr Kleid festgehalten hatte.

Ein Grauen packte sie. Sie hatte das Gefühl, als ob eine schwere, kalte Hand — etwa wie die Hand einer Leiche — sie am Nacken gepackt hätte, um sie gewaltsam in ihr altes, mühsam überwundenes Elend zurückzuschleppen.

Ernst Lornitz, der mitleidig ihr bleiches Gesicht betrachtete, zog den Mantel an ihren Schultern hinauf, von denen er heruntergeglitten war. Marinja sah sich nach ihm um und lächelte dankbar — die leise Berührung der teilnehmenden, von starkem Leben durchwärmten Hand hatte ihr wohlgetan.

Hinter der Cavalierka veränderte sich langsam die Gegend, der Charakter des Waldes. Birken und Buchen mischten sich zwischen den düstern Ernst der Fichten, ja, schließlich verdrängten sie die Fichten fast gänzlich vom Schauplatz. Der ganze Wald zeigte eine wundervolle, tiefsatte Farbigkeit, auch die Birken wurden seltener, die Buchen behaupteten fast ausschließlich das Feld. Aus weichem, samtgrünem Moos ragten helle Stämme, reichentfaltete Kronen

tragend und an verschiedenen Stellen zeigten eigenartige Holunderbüsche ihre saftig dunkelgrünen Blätter, zwischen denen blutrote Beeren prangten.

Der Nebel verschwebte; nur ein silberner Schleier dort, ein krauses Rauchwölkchen da waren zurückgeblieben. Der Himmel war blau. In schräg einfallenden goldenen und silbernen Bündeln drang das Sonnenlicht von Osten her zwischen die Buchenäste. Das vom Morgentau genetzte Moos war dermaßen von Sonnenschein durchsättigt, daß es aussah wie aus Smaragden zusammengesetzt. Der ganze Wald stand in einem goldenen Dampf.

Auch die Stimme des Waldes hatte sich verändert. Das angstvoll zischende Schaudern war verschwunden. Weich hingleitende Melodien, deren Wehmut von einer Art träumerischen Behagens durchzogen war, wiegten sich in den Buchenkronen, und liebliche Vogelstimmen zwitscherten einander Morgengrüße zu. Die Luft war feucht und frisch, ohne herb zu sein, und von unbeschreiblicher Würzigkeit.

„Wie wunderschön! Gehört das schon zu Lukava?" fragte Marinja leise.

„Nein, noch nicht, erst vom nächsten Grenzstein an," erklärte Lornitz.

„Haben Sie je von der Geschichte der armen Scharka gehört?" wendete sich Marinja noch einmal an ihn.

„Der Geliebten Jaroslav Slavins? — Gewiß — wer hätte in dieser Gegend nicht davon gehört!"

„Nun, als Kind pflegte ich mich immer zu fragen, wo denn die Wälder wären, die der Herbst mit Gold und Scharlach geschmückt hatte, da es bei uns doch keinen Laubwald gab, und schließlich bemächtigte sich meiner das Gefühl, der Wald habe Trauer angelegt nach dem Tode der armen Scharka, und es seien seither nur Fichten gediehen in der Umgebung von Slavin."

Lornitz lachte. „Ich glaube nicht, daß sich der Charakter des Waldes erheblich verändert haben dürfte seit dem Tode des armen, recht sagenhaften Wesens. Wenn es Sie übrigens interessiert, so kann ich Ihnen die Stelle zeigen, an welcher der Jagdzug über die Verstoßene hinübergesetzt haben soll. Beim nächsten Kreuzweg — da, die Martersäule soll zur Erinnerung an die Schandtat hier errichtet worden sein."

„Zur Erinnerung an die Schandtat" — murmelte Marinja, dann, sich rasch nach Lornitz umwendend, fügte sie hinzu: „In Ihren Augen war es eine Schandtat?"

„Nun, was soll es denn gewesen sein?" fragte, die Brauen zusammenziehend, Ernst Lornitz.

„Was weiß ich, — ein leichtsinniges Reiterstückchen vielleicht!" erwiderte mit gekräuselten Lippen das junge Mädchen.

Ihr Ausspruch verletzte ihn — gleich darauf flößte er ihm Mitleid ein.

„Sie tun unrecht, solchen Bitterkeiten nachzugeben," sagte er ernst; „ich denke, das Leben sollte Ihnen bereits bewiesen haben, daß es noch etwas anderes in der Welt gibt als lauter Jaroslav Slavins und Leonoren Sonnenbergs!"

„Gewiß, Graf Lornitz, aber es hat auch damit angefangen, mir zu beweisen — daß" — sie wurde sehr verlegen und brach ab. „Verzeihen Sie,"

murmelte sie; „Ihnen vorzuklagen, ist geschmacklos — und sehr undankbar — aber heute müssen Sie ein wenig Geduld haben mit mir, — ich habe die traurige Försterei wiedergesehen — und das wirkt nach!"

Jetzt hatten sie den Wald verlassen. Die Sonne schien hell aus einem leuchtend blauen Himmel auf blumige, grüne Wiesen, durch die sich ein Bach schlängelte. Nun kam das Dorf, gut gehalten, wohlhabend. Über einen Wall von dunkeln Linden und Ulmen ragte das gebrochene Schindeldach des Schlosses, das eiserne Parktor knirschte in seinen Angeln und fuhr über seine halbrunde Schiene zurück. Der Torwart grüßte tief. In kühnem Bogen fuhr der Kutscher an einem runden Rasenplatz vorbei.

Die Morgensonne glänzte auf den Wassern des altväterischen Steinbeckens, glitt liebkosend über die grünbemoosten Leiber der Najaden und flimmerte und sprühte in den brausenden Wasserfanfaren, die sie in die Luft bliesen. Aus den alten Linden schwebte weicher Duft. Ein aufatmendes Heimatsgefühl erfaßte Marinja. Das Gefühl einer wundersamen Erlösung. Ihre Seele breitete sich aus wie in ihr eigenstes Element zurückversetzt.

II.

„Nun, was sagt ihr zu Marinja?" rief Edith und richtete erwartungsvoll gespannte Augen auf Ernst und ihre Stiefmutter.

Es war der Tag von Marinjas Ankunft; man hatte ihn damit verbracht, ihr die „verschönernden Neuerungen" in Lukava zu zeigen, Neuerungen, denen man natürlich bemüht gewesen war einen möglichst altertümlichen Charakter zu geben, sonst hätten sie nicht nach Lukava gepaßt. Eine der wichtigsten bestand darin, daß man den großen Saal mit den Giulio Romano-artigen Fresken, der seinerzeit eine Freistätte für obdachlose Fledermäuse gewesen war, bewohnbar gemacht. Man hatte nämlich entdeckt, daß er der kühlste Raum im ganzen Schloß war und schätzte ihn in den heißen Julitagen dementsprechend. Zu seiner Einrichtung hatte man eine Menge alter Möbel verwendet, Möbel aus der Maria Theresia-Zeit, die in den Bodenräumen zwischen modernem Gerümpel entdeckt worden waren. Dazwischen hatte sich hie und da ein amüsant grell lackierter, roter oder grüner Lehnstuhl aus irgend einem ganz neumodischen Geflecht eingeschmuggelt, polizeiwidrig, aber gemütlich, und der Genius höherer Ästhetik, der bekanntlich eklektischen Prinzipien huldigt, gab seinen Segen dazu.

Der Saal lief durch zwei Stockwerke, und die schmalen Fenster waren so hoch, daß die Hausdiener auf Dachdeckerleitern steigen mußten, um sie zu reinigen. Vorhänge gab es nicht; man konnte keine finden, die zu den Fresken gepaßt hätten; aber es war trotzdem sehr hübsch.

Draußen senkte sich's bereits kühlend über den Park, die Schatten fingen an, sich endlos lang über die Rasenplätze hinzudehnen.

Edith hielt eine gelbe Broschüre im Schoß, die sie mit einem sehr großen Falzbein aufzuschneiden im Begriffe stand. Ernst lehnte in einem grüngestrichenen, amerikanischen Schaukelstuhl, ganz hinter einer ungeheuren englischen Zeitung versteckt. Die Gräfin Lornitz legte an einem weißlackierten Tischchen Patience.

„Nun, was sagt ihr beide zu Marinja?" bemerkte ein zweitesmal Edith, und da auch diesmal niemand ihre Frage beantwortete, wurde sie ärgerlich und sich direkt an ihre Stiefmutter wendend, rief sie aus: „Ich möchte doch wissen, wieviel Patiencen du in einem Tag legst, Mama."

„Kann wirklich nicht sagen," erwiderte diese lächelnd, ganz in das anstrengende Problem vertieft, wie eine Reihe freizumachen wäre; dann phlegmatisch die Karten durcheinander schiebend, sagte sie: „Du begreifst nicht, wieso ich mich dieser geistlosen Beschäftigung widmen kann. Siehst du, in meinem Alter hat man ja doch nichts anderes zu tun, als die Zeit so sanft totzuschlagen wie möglich. Life is but a froward child, that must be pampered and played with until it goes to sleep! Aber um was handelt es sich denn?"

„Ich wollte nur wissen, was ihr eigentlich zu Marinja sagt?" fragte jetzt etwas beschämt zum drittenmal Edith.

Ernst Lornitz ließ indes die Zeitung auf seine Kniee sinken, und halb lachend bemerkte er: „Edith sammelt wieder einmal Stimmen; das ist immer so, wenn ihre Begeisterung für irgend etwas oder irgend jemanden zu wackeln beginnt, da sucht sie nach äußeren Stützen. Was soll man viel ‚von und zu' dem armen Mädel sagen, als daß sie wunderschöne Augen hat, und daß sie einem leid tut?"

Er versenkte sich von neuem in seine Zeitung, während die Gräfin Lornitz ebenfalls wieder anfing, Patience zu legen. Dabei bemerkte sie: „Nun, etwas mehr ließe sich doch über sie sagen. Ich kenne sie genau und habe sie sehr gern mit allen ihren Verkehrtheiten, an denen es ihr allerdings nicht fehlt. Mein Gott" — die alte Dame sah von ihren Karten auf, und die Ellenbogen auf die Seitenlehnen ihres Sessels stützend, die Fingerspitzen aneinander legend, fügte sie hinzu: „Sie ist eine echte Slavin in einer falschen Stellung; das ist der Schlüssel zu ihrem ganzen Wesen."

„Ich glaube, Mama hat recht," sagte Lornitz, diesmal ohne die Zeitung niederzulegen; „wenn man daran denkt, begreift man das Scheue, Mißtrauische, fast möchte ich sagen: Holprige in ihrem Wesen!"

„Was wollt ihr," meinte Gräfin Lornitz, „ihre Instinkte stehen beständig mit ihren Lebensbedingungen im Kampf, — das macht den Menschen nicht liebenswürdiger. Sie fühlt sich so unbehaglich in der ihr vom Schicksal angewiesenen Sphäre, wie — ein Schwan auf dem Rasen. Ein Schwan auf dem Rasen sieht eigentlich nur aus wie eine sehr große und sehr ungeschickte Gans mit einem zu langen Hals, aber führt ihn nur in sein Heimatselement zurück, und dann sollt ihr sehen, wie königlich sich der Schwan entfaltet!"

„Hm . . . Marinja in ihr Heimatselement zu führen, hielte allerdings etwas schwer," bemerkte, die Achseln zuckend, Edith.

„Sie gibt Klavierstunden in Prag, nicht wahr?" fragte Ernst.

„Ja, wiewohl sie sich recht gut als anonyme Verwandte und unbezahlte Gesellschafterin bei irgend einem Familienglied hätte herumfiedeln können," erwiderte Gräfin Lornitz. „Aber sie wollte unabhängig sein. Was habe ich ihr zugeredet, in Prag wenigstens bei mir zu wohnen. Um keinen Preis! Hingegen besucht sie mich, so oft sie kann, und wenn ich meine Gichtanfälle

habe, pflegt sie mich wie eine barmherzige Schwester. Sie ist ein Staatsmädel in ihrer Art, nur freilich manchmal herzlich unausstehlich. Aber wenn man bedenkt, was sie alles durchgemacht hat, so verzeiht man ihre Verschlossenheit und Empfindlichkeit."

„Là, tu viens de mettre le doigt sur la plaie, Maman," rief Edith, „verschlossen und empfindlich, das ist sie, aber sie ist's doch früher nicht so gewesen, nicht in dem Grad; ich finde mich nicht mehr zurecht mit ihr, — es ist etwas so — so Undurchsichtiges in ihrem Wesen, fast als ob sie ein Geheimnis mit sich herumschleppte, von dem sie fürchtete, man könnte es ihr abfragen."

„Aber Dietzi, das arme Mädel hat Sorgen, weiß von einem Monat zum anderen nicht, ob sie eine genügende Anzahl Schülerinnen behalten wird, sich anständig weiterzubringen," verteidigte die alte Dame ihren Schützling.

„Das ist es nicht, — es ist etwas anderes — etwas Undefinierbares, — findest du nicht auch, Ernst?"

„Aufrichtig gesagt, habe ich mich mit der psychologischen Analyse der armen Person noch nicht abgegeben; aber wenn dir ein besonderer Gefallen damit geschieht, will ich mich dem Studium ihres Charakters eingehend widmen," erwiderte Lornitz.

Worauf Edith etwas verdrießlich: „Ach, du spottest immer, wenn sich's um die ernsthaftesten Dinge handelt, und bei den lächerlichsten Anlässen machst du ein ganz feierliches Gesicht."

„Er ist der Geist, der stets verneint," neckte Gräfin Lornitz phlegmatisch die aufgeregte junge Frau. Diese, ein wenig ärgerlich, vertiefte sich jetzt völlig in das Aufschneiden ihrer Broschüre.

Ernst lächelte nur und schwieg. Es war die beste Art, den kleinen Sturm vorüberziehen zu lassen. Eben im Begriff, die Zeitung noch einmal aufzunehmen, legte er sie plötzlich endgültig nieder, setzte sein Monocle ein, wie manche Männer tun, um besser zu hören, und wendete seinen Kopf nach der Fensterseite. Dann stand er auf, ging langsam, mit etwas zögernden Schritten, die Hände in den Taschen seines kurzen Jacketts, auf eines der offenen Fenster zu und blieb neben demselben stehen.

Während er hinunterblickte, trat ein Ausdruck von halb belustigter Rührung immer deutlicher auf seinem Gesicht hervor. Edith war noch immer mit ihrer Broschüre beschäftigt, Gräfin Lornitz aber erhob sich und trat neben ihren Stiefsohn.

Sie blickte hinunter, um zu sehen, was es war, das seine Aufmerksamkeit fesselte.

Vor dem Schloßportal, auf einer Gartenbank saß Marinja, ein kleines, barfüßiges, bitterlich weinendes Kind auf dem Schoß. Es mußte gefallen sein und sich wundgeschlagen haben, denn Marinja netzte ihm die Stirn mit ihrem Taschentuch. Ein junges, kräftiges Weib, die Tochter des Schloßwärters, stand, ein Glas Wasser haltend, daneben. Allmählich beruhigte sich das Kind. Marinjas Art, es zu beschwichtigen, war zugleich neckisch und zärtlich. Bald liebkoste sie es, und dann wieder ließ sie ihm Ermahnungen angedeihen. Die

Mutter des Wichts fuhr fort, bewundernd daneben zu stehen, immer noch das Wasserglas steif vor sich hinhaltend.

Ernsts Blick war sehr aufmerksam geworden — „so ist sie allerliebst," murmelte er, und leise fügte er hinzu: „Jetzt ist sie in ihrem Element."

„Hm," meinte die alte Dame, „wir Frauen sind immer in unserem Element, wenn wir ein Kind auf den Knieen halten, — aber — arme Marinja!"

„Du meinst wohl: wie sollte ihr ein solches Glück blühen!" murmelte Ernst.

„Ja, wie denn — mein Inspektor hat um sie angehalten und einen Korb bekommen, — mein Hausarzt, Dr. Breit, ist plötzlich um die gewohnte Stunde ausgeblieben. ‚Wissen Sie, Frau Gräfin,' hat er mir versichert, ‚mir war's nicht recht geheuer, ich hab' zu große Angst gehabt, mich in Fräulein Marinja zu verlieben, — und heiraten — heiraten könnt' ich sie ja doch nicht.'"

„Schafskopf," brummte Ernst.

Der kleine, barfüßige Junge unten hatte sich indessen müde geweint, er kauerte sich behaglich auf Marinjas Schoß zusammen und lehnte seine dicke, nasse Wange an ihre Brust. Kleine, weiche Koseworte flüsternd, streichelte sie seine goldnen Härchen und hielt seine winzige Hand an ihre Lippen.

„Allerliebst ist sie jetzt," wiederholte Ernst; „ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die finsteren Augen so sonnig werden könnten." Kurz darauf trat er von der Fensternische hinweg.

„Ernst," bemerkte jetzt Edith aus ihrer Broschüre heraus, „Ernst, denke dir, der Reiseexport aus Japan beträgt alle Jahr . . . ja wo ist er denn hin, Mama?"

„Er ist soeben fortgegangen," erwiderte Gräfin Lornitz.

„Da hat er sich über etwas geärgert; ich weiß nicht, was er hat, — er ist so übellaunig heute," seufzte Edith; „ich denke, es ist Marinja, die ihm auf die Nerven gefallen ist, — meinst du nicht auch?"

Die ältere Dame setzte sich jetzt der Tochter gegenüber und kreuzte die Arme über der Brust.

„Nein, ich meine nicht." Nach einer Weile: „Edith, unter uns gesagt — gib acht, daß sich Ernst nicht in Marinja verliebt."

„Unsinn, da ist wirklich keine Gefahr, — Ernst ist ein viel zu anständiger Mensch, um . . ."

„Ach, davon ist nicht die Rede," erwiderte die alte Dame trocken, „ich kenne ihn ja — aber . . ."

„Nun, Mama?"

„Mir ist ja nicht so sehr um mich wie um dich zu tun. Wenn sich Ernst einmal verliebt, so wird er dir etwas aufzulösen geben, — wenn sich Ernst verliebt, so hält ihn nichts zurück, er geht über Stock und Stein und andere Hindernisse auf sein Ziel los — — Ernst wäre im stande . . ."

„Nun, was?"

„Marinja zu heiraten."

Statt jeder anderen Antwort perlte erst nur eine übermütige Lachsalve von Ediths Lippen, dann rief sie:

„Aber Mama! Ernst! . . . Ernst — Ernst, der mit siegreicher Unerschütterlichkeit den Angriffen der ersten Schönheiten von Europa standgehalten hat, — und der sollte heiraten — Marinja heiraten wollen? — Nein, selbst wenn er sich verliebte, was mir mehr als unwahrscheinlich vorkommt, denn Marinja hat nun einmal trotz ihrer Schönheit nichts Anziehendes für Männer, — selbst dann würde er einfach plötzlich vom Schauplatz verschwinden und nach vierzehn Tagen ein Kabel schicken mit der Nachricht, daß er richtig in New York eingetroffen ist. Ernst! heiraten! Der fürchtet sich auf der Welt vor nichts so sehr wie vor der lebenslänglichen Gefangenschaft. Und da behauptet man in der Familie, daß ich das Gras wachsen höre! O Mama!"

III.

Die Gräfin Edith „litt", wie bereits erwähnt, „an Begeisterungen"; sie hatte immer daran gelitten, d. h. sie hatte immer von Zeit zu Zeit für irgend etwas geschwärmt — mit zwanzig Jahren für einen Hofmeister, den sie sogar hatte heiraten wollen; sie hatte ihn zwar nicht geheiratet, aber sie behauptete noch heute, daß sie es „im stande gewesen wäre!"

Inzwischen hatte sie sich mit einem älteren, sehr vermögenden Mann, dem Grafen Lindberg, vermählt und war vor anderthalb Jahren Witwe geworden; aber ihre Begeisterungsfähigkeiten hatten sich im Laufe ihrer Ehe nicht abgekühlt; im Gegenteil, da sie während der Zeit einigermaßen brachgelegen haben mochten, regten sie sich jetzt mit doppelter Kraft.

Sie schwärmte noch immer für irgend etwas, sehr oft für einen großen Mann und manchmal für eine „große Bewegung". Aber das war vorübergehend; die stärkste Begeisterung ihres Lebens, diejenige, die keinem Wechsel untertan war, galt ihrem Bruder Ernst. Seit sie Witwe geworden, hatte sie es sich vorgenommen, sich ihm ganz und gar zu widmen. Sie führte ihm das Haus und empfing seine Gäste, nur leider meist in seiner Abwesenheit; denn das hauptsächlichste Resultat ihrer Aufopferung hatte bisher darin gegipfelt, Ernst zu veranlassen, noch ein wenig toller auf der Weltkugel hin und her zu reisen als bis dahin. Sein Vetter und vertrauter Freund Jaroslav Slavin hatte sich sogar unlängst im Wiener Jockeyklub dahin geäußert: „Die Edith bringt das Unmögliche fertig, — sie stimmt Ernst Lornitz heiratslustig!"

Das war allerdings eine ganz merkwürdige Leistung, denn Ernst war wirklich der heiratsscheueste Mensch in ganz Österreich, seit er einmal verlobt gewesen und zwei Drittel der Zeit seiner Verlobung damit zugebracht hatte, dieselbe zu bereuen und sich vor den lebenslangen Folgen seiner Übereilung zu fürchten. Als seine Braut endlich freiwillig das Verlöbnis gelöst, hatte er ihr eine grenzenlose Dankbarkeit geweiht und sich zugleich fest vorgenommen, seine Freiheit kein zweites Mal aufs Spiel zu setzen. Ihm war auf der ganzen Welt nichts mehr so wichtig wie seine Freiheit.

„Ernst heiratet nie," behauptete seine Schwester Edith. Und die mußte es wissen, — denn sie kannte ihn ja genau; zum wenigsten bildete sie sich's ein.

Im Grunde genommen kannte ihn Niemand genau, nicht einmal er sich selbst. Es lag so viel Unwesentliches bei ihm auf der Oberfläche, das jeder-

mann sehen konnte, kleine Bizarrerien, harmlose Schroffheiten, und tief darunter lag so vieles brach, das niemand ahnte, das noch nie zu Worte gekommen war.

Er hatte glänzend studiert und war eine Zeitlang Diplomat gewesen, hatte aber seine Karriere ohne jeden triftigen Grund an den Nagel gehängt, weil sie ihn einengte und er nicht ehrgeizig war.

Man erwartete nun eine große politische Rührigkeit von ihm innerhalb seines Vaterlandes. Aber er verhielt sich ganz passiv. Gleichwohl war seine Umgebung fest davon überzeugt, daß er irgend einer sehr großen Tat „fähig gewesen wäre", und eigentlich war man ihm dankbar dafür, daß er im Konditional stecken geblieben war. Denn große Taten waren gefährliche Experimente, und eigentlich fürchtete man sich davor.

Indessen lebte er das Leben eines von der Natur etwas zu gut ausgerüsteten Aristokraten in einem Land, in dem dem Adel alle Macht und alle Rechte entzogen worden, die Vorrechte aber geblieben sind, — das Leben eines geistreichen Faulenzers, der sich mit allerhand Zerstreuungen die Zeit zu vertreiben trachtet und es doch nicht zu stande bringt, ohne sich zu langweilen.

Von irgend einer Pose oder Prätension hatte er nicht die Spur; wenn ihn seine Umgebung überschätzte, so verfiel er aus einer gesunden Neigung zur Opposition ins Gegenteil. Das Gerede, das sich mit seiner Persönlichkeit beschäftigte und ihm von mehr oder minder verliebten Tanten und Basen zugetragen wurde, verdroß ihn unaussprechlich. Wo er konnte, ging er der Öffentlichkeit aus dem Wege und auch der unbefugten Bewunderung seiner Verwandten.

Er reiste beständig und planlos, manchmal um wilde Tiere zu jagen, zu anderen Malen, um Altertümer zu sammeln, und zu noch anderen Malen, um kulturhistorischen Studien zu frönen, am öftesten aber um die Zeit tot zu schlagen und in einer malerischen Umgebung zu verträumen.

Am längsten und öftesten hielt er sich in Indien auf. Dort sprach alles zu ihm — das grelle und nüchterne Flickwerk seiner durch die Engländer aufgetünchten neuen Kultur und das alte, großartige Mysterium seiner Vergangenheit. Tief in das innerste Land drang er hinein. In eigentümlich bewegter Stimmung durchwanderte er tote, menschenleere Städte, in denen behende Affen, große und kleine, umheimlich grinsend zwischen halb im Schlamm versunkenen Tempelruinen ausgelassene Reigen tanzten, abwechselnd einander und die Tempelruinen mit Schlamm und Blumen bewarfen und in das ausgestorbene Schweigen hinein plötzlich ihr heiseres, aufreizendes Gelächter vernehmen ließen.

Es war, als verhöhne die niedrige und unsittliche Kreatur die Menschheit, welche im Schweiße ihres Angesichts all dies ebenso komplizierte als unnötige Bauwerk errichtet hatte, um die Gottheit zu ehren, die sich seit Jahrtausenden vergeblich von ihr suchen ließ.

In Indien war alles interessant, die Religion, die Architektur, die Brahminen, die Fakire, die englischen Soldaten. Was jedoch die größte Anziehungskraft auf Ernst Lornitz ausübte, das war der Dschungel, die Jagd, der große, lebensgefährliche Sport. Dort auf der Lauer liegen, inmitten dieser sonderbaren, bisweilen ganz verworrenen, dann wieder steif und präzis, wie die alte Tempelornamentik, geformten Vegetation — die unbeschreibliche, wie durch einen leichten elektrischen Schlag geweckte Aufregung, wenn aus

der Ferne, noch schwer von den verschiedenen Geräuschen der unbelebten Natur zu unterscheiden, das heisere, hustende Bellen des erwarteten Raubtieres zu ihm drang, — das Krachen eines Zweiges, das Rascheln des zähen, breithalmigen Grases, das Aufleuchten eines Paares gelbgrüner Augen, aus etwas Schattenhaftem heraus, dessen Umriß sich nicht deutlich erkennen ließ, — ringsum die feuchte, nach Sumpf und Moschus riechende Luft, das Düster der in das Dickicht herabsinkenden Nacht — — Ein dumpfes, leises Schleichen, bedächtig und gewichtig . . . etwas Schweres, Großes, das auf Sammetpfoten geht — atemlose Spannung — der Schuß, der treffen muß . . .

Als sehr junger Mensch hatte er eine Zeitlang hoch gespielt, es aber bald aufgegeben. Eine Aufregung, die nur darauf hinzielte, ob er als Bettler oder als Räuber aus einer Kartenschlacht hervorgehen würde, habe kein Interesse für ihn, behauptete er. Das einzige, was ihn wirklich aufrüttelte, war das große Hazardspiel im Dschungel.

Wenn er dann mehrere Monate weggeblieben war und man sich bereits den Kopf darüber zerbrach, wohin er denn eigentlich verschwunden sei, tauchte er wieder in Wien oder Prag auf, korrekt, einfach, ein klein wenig steif. Daß er sich für irgend etwas begeistern könne, sah ihm kein Mensch an, und er tat, was er konnte, den Umstand zu verbergen. — Er hatte es förmlich darauf abgesehen, gegen niemanden abzustechen, einen möglichst landläufigen Eindruck zu machen.

Man glaubte immer, jetzt endlich würde er sich müde gereist haben, sich bleibend auf seinen Gütern niederlassen, aber er hielt es nie lange aus auf einem Fleck. Er war wie besessen von einer beständigen Rastlosigkeit, der Rastlosigkeit eines Menschen, der seinen Schwerpunkt nicht finden kann. — „Er hat keine Religion," seufzten seine alten Tanten; „er hat keine Leidenschaft," klagten seine interessanten, jungen Cousinen; „er hat keine Pflichten", erklärte etwas schroff seine Stiefmutter.

Gräfin Edith aber sagte: „Er hat keinen Beruf! — Man muß ihn dazu zwingen, etwas zu leisten!"

Sie war fest davon überzeugt, daß sie im stande sein würde, ihn zu zwingen. Sie glaubt noch immer daran, daß er sich einen Platz im Konversationslexikon erobern würde; einen großen, weitläufigen Platz — mit einem kleinen Plätzchen daneben für seine Egeria und Schwester — Edith, Gräfin Lindberg.

Er war nach Lukava gekommen, um von seiner Stiefmutter Abschied zu nehmen, ehe er „für ein paar Wochen" nach Ostafrika reiste; aber jetzt waren vierzehn Tage vergangen, und er blieb noch immer.

Edith bildete sich ein, er bleibe um ihretwillen. Die Gräfin Lornitz war anderer Ansicht. Aber sie störte die Menschen so selten als möglich in ihren Illusionen; aus Prinzip und aus Bequemlichkeit. „Es ist nichts zweckloser, als sich mit Illusionszerstörungen abzugeben," pflegte sie zu behaupten. „Man macht sich damit nur unbeliebt — und nützt niemandem. Eine Illusion stirbt manchmal eines natürlichen Todes; eines unnatürlichen nie!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Knabenfreundschaft Kaiser Friedrichs III.

Erinnerungen und Briefe.

Mitgeteilt
von
Emma Ribbeck, geb. **Baeyer.**

Auf den nachfolgenden Blättern wird der Versuch gemacht, das Bild einer Knabenfreundschaft des unvergeßlichen Kaisers Friedrich III. zu geben, die so viel menschlich edle, herzgewinnende Züge enthält, daß ich es wohl wagen darf, ihre Geschichte zu erzählen, soweit das in unseren Familienpapieren bewahrte Material es gestattet. Dieses besteht aus Briefen des Prinzen Friedrich Wilhelm an meinen Bruder während der Jahre 1846—1848, aus einem nicht regelmäßig geführten Tagebuch und einigen Briefen meines Bruders, die mehrfach zu ergänzen meine eigenen Erinnerungen mir erlaubten.

Im Herbst 1845 forderten der Prinz und die Prinzessin von Preußen die Direktoren der Berliner Gymnasien auf, unter den Altersgenossen ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, der im Oktober sein vierzehntes Jahr zurücklegte, gute Schüler zu nennen, deren Persönlichkeit sich zum Umgang für den jungen Prinzen eignen möchte. Unter den Vorgeschlagenen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums befand sich mein Bruder Eduard Baeyer, der am 12. Mai 1832 geboren war. Nachdem unser Vater (damals Oberstleutnant im Großen Generalstabe, später Präsident des geodätischen Bureaus) seine Zustimmung gegeben hatte, erhielt mein Bruder eine Einladung zum Sonntag-Nachmittag und fand eine große Gesellschaft von Knaben vor, die zum größeren Teil auch zum ersten Mal im Palais des Prinzen von Preußen waren. Solche Einladungen folgten im Winter 1845—46 Sonntags oder Mittwoch Nachmittags häufiger. Dazwischen trafen sich die jungen Leute beim Schlittschuhlaufen im Tiergarten. Bei Eduard bildete sich bald eine schwärmerische Zuneigung zu dem Prinzen heraus, während er noch nicht recht wagte, an eine volle Er-

widerung seiner Freundschaft zu denken, wie sie ihm für ein paar glückliche Jugendjahre geworden ist. Diese fröhliche Gewißheit wurde ihm bald zu Teil; schon im März schrieb ihm der Prinz:

Sonnabend früh, 14. März 1846.

Lieber Baeyer!

Du wirst Dich wohl erinnern, daß Herr Curtius[1]) Dich frug (letzten Sonntag), ob Du am Mittwoch und Sonnabend Zeit hättest, zuweilen herzukommen. Ich habe nämlich den Gedanken, daß wir dann und wann Abends mit einigen Anderen etwas Hübsches lesen, und da wollte ich Dich fragen, ob Du es gerne annimmst, darum heute herzukommen, doch überlasse ich es Dir gänzlich, wenn Du es nicht gerne thust, so komme nicht.

Im Falle Du aber kommst, so würde ich Dich bitten, ein Buch mit zu bringen, welches Dir recht gefällt, denn wir haben nicht viel der Art. Wir kommen dann um 7 Uhr zusammen.

In der Hoffnung, daß Du zusagst, bleibe ich

Dein treuer Freund Friedrich Wilhelm.

Für gewöhnlich Fritz.

Diesen Leseabenden im kleinen Kreise folgten in der besseren Jahreszeit mehrfach Gelegenheiten zu intimerem und ganz intimem Verkehr. Noch entsinne ich mich mit Vergnügen, wie wir Geschwister aus der Tiefe des Gartens unseres alten Hauses spähten, wenn Herr Curtius mit seinen Zöglingen kam, unseren Bruder zu einem Spaziergang abzuholen, was nicht selten geschah. Ich sehe den schlanken Jüngling noch vor Augen in seinem kleidsamen blauen Tuchanzug, den er zu tragen pflegte, wie er sich anmutig an den Pfosten der großen Gartentür lehnte, statt den Diwan zu benutzen, der bei uns den Hausflur auch zum Gartensaal machte. Als der prinzliche Haushalt später nach Potsdam übersiedelte, wurde mein Bruder häufig dorthin geladen und die Freuden, die das folgende Blättchen verheißt, reichlich ausgekostet.

Babelsberg, den 3. Juli 1846.

Lieber Baeyer!

Ich komme, Dir vorzuschlagen, morgen um 5 Uhr herzukommen, hier die Nacht und Sonntag zu bleiben. Es würde mir große Freude machen, wenn Du kämest, wir könnten dann Abends etwas reiten, Wasser fahren, baden u. s. w. Hast Du aber irgend etwas Anderes vor, so komme nicht und komm dann Sonntag wie gewöhnlich, wenn Du da kannst.

Dein ewig treuer Freund

Friedrich Wilhelm.

Am 10. Juli begannen die Schulferien, und am 11. durfte mein Bruder eine Reise nach Schlesien mitmachen, die der Prinz in Gesellschaft des Herrn Curtius und Rudolf v. Zastrow's antrat. Man hatte dem Prinzen freigestellt, aus der Zahl seiner jungen Freunde sich einen Reisebegleiter auszuwählen, und seine Wahl war auf Eduard gefallen. Die kurze Eisenbahnfahrt nach Fürstenwalde machte Extrapost, Wagenfahrten und Fußwanderungen Platz. Schlösser, Klöster, Badeorte, wie: Salzbrunn, Reinerz, Cudowa, wurden besucht, im Riesengebirge gewandert, auch einmal in einer Baude übernachtet, wo die Gesellschaft mit einem Schlafraum für alle fürlieb nehmen mußte. Der Rückweg führte über Dresden, und erst von Jüterbog aus wurde mit der

[1]) Ernst Curtius, damals Zivilgouverneur des Prinzen.

Eisenbahn heimgekehrt. Das noch sehr kindliche Reisetagebuch meines Bruders schwelgt wohl hier und da in jugendlicher Freundschaft, verzeichnet aber noch viel öfter alle Stationen und Merkwürdigkeiten, die sie besucht haben, mit großer Genauigkeit und versäumt nicht zu berichten, wenn der Prinz etwa die Dorfkinder beschenkt hat, wobei die Freude durchblickt, die der Schreiber an der Betätigung der gütigen Gesinnung des Freundes empfindet. Der Höhepunkt der Reise für den Knaben war aber der Besuch in Camenz, bei dem er die Cousine des Prinzen, Prinzeß Charlotte[1]), kennen lernte. Sie machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, und auch er gewann ihr freundliche Gesinnung ab. Unter dem 4. Juli 1847 steht verzeichnet: „Fritz gab mir einen Brief seiner Cousine Charlotte zu lesen, in dem sie unter Anderem schrieb: ‚Grüße doch von mir den Baeyer, den wir beide so lieb haben.‘“ Ein andermal notiert er mit besonderer Freude, daß sie ihn „Ede“ gerufen hätte, wie er zu Hause hieß, und wie auch der Prinz ihn öfters nannte. — Das Tagebuch spricht nun von mancherlei Komödien-Aufführungen während des Winters, deren Abschluß die Darstellung des Lustspiels „Die Seelenwanderung“ bildete, das Emanuel Geibel auf den Wunsch der Prinzessin von Preußen und seines Freundes Curtius für den Prinzen und seine jugendlichen Genossen geschrieben hatte, und das nachmals unter dem Titel „Meister Andrea“ auch auf die wirklichen Bühnen gelangt ist. Der Tag der Aufführung im prinzlichen Palais ist von meinem Bruder als einer der frohesten seines Lebens verzeichnet. Nebenher gehen die Abende, an denen einmal Schiller's „Turandot“ mit verteilten Rollen, ein andermal E. T. A. Hoffmann's „Fräulein von Scudéri“ gelesen ward. Wohl auf die Lektüre der „Turandot“ zurückzuführen sind die von des Prinzen Hand gezeichneten Köpfe mit Fez und Turban, die sich eingeklebt in dem Tagebuch finden. Im neuen Jahre wurden die zwölf jungen Leute, die Komödie gespielt hatten, vom Prinzen zu einer Aufführung von Laube's „Gottsched und Gellert“ in das Königl. Schauspielhaus geladen und gelost, wer von ihnen mit dem Prinzen in der Loge sitzen solle. Das Los fiel auf Eduard, der schon morgens auf dem Eise die Ehre gehabt hatte, die Prinzessin von Preußen Schlitten zu fahren. Den ganzen Januar hindurch ununterbrochen dauerte das Schlittschuhlaufen im Tiergarten. Im Mai begleitete mein Bruder den Prinzen nach Pichelsberg, wo der zehnte Geburtstag des Prinzen Albrecht, der an diesem Tage Offizier wurde, mit allerlei ländlichen Belustigungen und Spielen, mit einer Kahnfahrt nach dem Werder und einem Souper unter freiem Himmel gefeiert ward. Die Pfingstferien brachten wieder täglichen Verkehr, eine Fahrt nach Charlottenburg, Spazierritte nach den Pichelsbergen und auf dem Korso, eine Fußwanderung nach dem Grunewald und vor allem ein Picknick in Schönhausen, arrangiert von sämtlichen jungen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die alle dazu etwas mitbrachten. Der Kaffee wurde im Freien genommen und die bevorzugten Spiele waren Fanchonzeck und Katz und Maus. Bei solchen Unterhaltungen

[1]) Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, geboren 1831, vermählt 1850 mit dem Erbprinzen, nachmaligen Herzog von Meiningen, gestorben 1855.

wurde jedoch der Kirchenbesuch nicht verabsäumt; namentlich war es Büchsel, dessen Predigten sowohl der Prinz wie mein Bruder und andere ihrer Kameraden mit Andacht hörten. Auch das Interesse für volkswirtschaftliche Fragen, die meinen Bruder später so sehr beschäftigten, macht sich zuerst in dieser Zeit bemerklich, angeregt durch eine der wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie über „Handel und Schutzzölle". Wenn unser Vater demnach das Gefühl haben mußte, daß sein Sohn ihm Ehre machte, beschlich ihn doch zuweilen die Besorgnis, dies Leben sei zu zerstreuend für einen Gymnasiasten, dem die Aufgaben der Schule doch in erster Linie stehen sollten. Ganz unbegründet war diese Befürchtung nicht; denn wenn auch stets noch ein guter, war mein Bruder doch nicht mehr der ausgezeichnete Schüler von früher, und an manchen Stellen seines Tagebuches macht er sich selbst Vorwürfe darüber. Indessen war der Kreis, der sich um den Prinzen gebildet, ein immer intimerer geworden, und von einem Sonntag-Abende Winter 1847 sagt das Tagebuch: „Es wurde beschlossen, daß Fr. von Walbersee in unsere Freundschaft aufgenommen werden sollte."

Unter dem 16. Juni meldet Eduard, daß er gleichzeitig von seinem Vater und dem General von Unruh (Militärgouverneur des Prinzen) Briefe erhalten hat, in denen sie ihm mitteilten, daß er den Prinzen nach Travemünde ins Seebad begleiten sollte; die Rückreise würde durch den Harz gehen. Es kam ihm ganz unerwartet, und er schreibt: „Vor Freude wäre ich beinahe vom Stuhl gefallen." Am 26. Juni war der Tag der Abreise; von Ludwigslust aus, bis wohin die Eisenbahn benutzt werden konnte, ging es durch Mecklenburg in des Prinzen Reisewagen mit Extrapostpferden. Eduard war mit dem General von Unruh und dem Prinzen allein, mit dem er auch in Travemünde das Schlafzimmer teilte. In Lübeck war ein großes Sängerfest, das man gleich am ersten Tage besuchte; bei den Eltern von Herrn Curtius wurde gespeist, dann das Konzert mitangehört (800 Sänger), der Tee bei Herrn Senator Curtius, dem Bruder des prinzlichen Lehrers, eingenommen. Hierauf, von dem Syndikus und Herrn Hausmann, einem der Sänger, geleitet, besichtigte man den erleuchteten Ratskeller und kehrte nach einem Spaziergang durch die altertümliche Stadt und einer Fahrt nach dem vor dem Tor gelegenen Festplatz nach Travemünde „bei dem herrlichsten Mondschein" zurück. Am dritten Tage hatte die ganze Sängergesellschaft auf Dampfbooten und Schleppschiffen einen Ausflug nach Travemünde gemacht, und bei dieser Gelegenheit „kam ein Theil, unter dem besonders die Berliner Liedertäfler waren, vor unser Haus und brachten dem Prinzen, dessen Incognito schon längst aufgedeckt war, ein Ständchen; wir saßen in dem Fenster der Schlafstube. Als sie ankamen und vor unserem Hause Posto faßten, bekam der Prinz einen fürchterlichen Schreck, und wir liefen beide davon. Da stimmten die Sänger aber das ‚Deutsche Vaterland' an, und wir hörten andächtig zu. Als sie aufgehört hatten, trat der Prinz auf den Balcon. Da brachen sie in ein donnerndes Hurrah aus, das gar kein Ende nehmen wollte. Der Prinz dankte ihnen darauf, indem er sagte: ‚Ich danke Ihnen, meine Herren,' worauf sie noch ein Lied sangen, dem ebenfalls ein Hurrah folgte. Als sie vor der Abreise wieder bei uns

vorüber zogen, schwenkten sie den preußischen Adler hoch und erhoben nochmals ein mehrfaches Hurrah. — Dem Prinzen kam die ganze Geschichte wie ein Traum vor, da er der Einzige war, der bis jetzt vor seiner Mündigkeit öffentlich so gefeiert worden ist." Nun folgten ruhigere Tage, in denen die großen Bauerngüter der Umgegend unter Herrn Curtius' Führung besucht und Segelpartien unternommen wurden. Am 3. Juli heißt es: „Der Prinz legte hier ein glänzendes Zeugniß seiner Steuerkunst ab, indem er zwischen die beiden Stege mitten hinein fuhr. (Der Wind war umgesprungen, darum wollte man an der Badeanstalt aussteigen). Sogar der Bootsmann lobte ihn. — Es gefällt mir hier mit jedem Tage besser. Alles ist vereint, was Einen nur glücklich machen kann. Mit seinem besten Freunde in so schönen Verhältnissen, bei so schönem Wetter, — wer sollte da nicht glücklich sein?"

Mancherlei Bekanntschaften mit Kurgästen wurden angeknüpft. Eine Miß Grant, die mit den Kindern ihres Bruders im Bade war, fand den besonderen Beifall des Prinzen, und Eduard bedauerte lebhaft, sich nicht mit ihr unterhalten zu können, da sie außer Russisch nur Englisch sprach. Während der Prinz diese Sprache schon vollkommen beherrschte, fühlte mein Bruder sich an der Mittagstafel im Gesellschaftshaus zwischen dem von ihm sehr verehrten General und Herrn Curtius doch wie eingesperrt in einen Käfig und faßte den guten Vorsatz, seine englischen Studien eifriger in Angriff zu nehmen: „Noch nie habe ich die Folgen der Faulheit schmerzlicher empfunden." — Auch an geistiger Anregung fehlte es in diesen Ferientagen nicht. Die Freunde des Herrn Curtius, Professor Classen und Emanuel Geibel, kamen mehrmals nach Travemünde. Classen hielt eine Anzahl Vorträge über alte Lübische Geschichte. Er sprach von der Blütezeit der Hansa, der allmählichen Entwicklung der Stadt Lübeck im 12., 13. und 14. Jahrhundert und vom dortigen Besuche des Kaisers Karls IV. Geibel las an verschiedenen Abenden ein Fragment des Epos „Tristan und Isolde" von Immermann und seine eigene, für Felix Mendelssohn-Bartholdy verfaßte Operndichtung „Loreley" vor.

Nach einem Ausfluge durch das östliche Holstein, der in Eutin mit den Erinnerungen an die Grafen Stolberg und Joh. Heinr. Voß endete, verzeichnet das Tagebuch meines Bruders noch einen Vortrag des Professors Classen „über die holsteinische Frage." Die Heimfahrt führt über Hamburg, wo der Hafen besichtigt wird, über Goslar mit seinem alten Kaiserpalast und Rathaus nach Wernigerode, wo die Reisenden den Abend im Schlosse bei der Familie Stolberg verleben. Auch hier, auf der Gebirgstour, scheint den jungen Leuten die Natur mit allem belebt worden zu sein, was an Sage und Geschichte, Sitten, Gebräuchen und volkswirtschaftlichen Zuständen in den durchwanderten Landschaften wurzelt.

Nach einer längeren Pause setzt das Tagebuch erst gegen Ende des Jahres wieder ein, um ausführlicher bei dem „Bohnenfest" zu verweilen, das im weißen Saale des Berliner Schlosses stattfand. Die Einladung kam vom „Onkel König" und „Tante Elise", wie die prinzlichen Neffen und Nichten Friedrich Wilhelm IV. und dessen Gemahlin nannten. Es wurde getanzt, und alle Eingeladenen sollten in Kostümen erscheinen, die von der Garderobe

der Königlichen Theater zur Verfügung gestellt waren. Eduard war nach der Mode Ludwigs XIV. gekleidet, die ihm so prächtig stand, daß man hätte meinen können, seine Kinderschönheit[1]), die ihm nicht treu geblieben war, sei wieder aufgelebt. Er kam strahlend nach Haus, da er mehrere Tänze von der Prinzeß Charlotte erhalten hatte. Und damit sind wir auf der Schwelle des Jahres 1848 angelangt, das für den Prinzen und sein Haus ein denkwürdiges, aber auch für seine Knabenfreundschaft ein verhängnisvolles werden sollte. Noch am zweiten Tage dieses Jahres hatte er sich in das Geburtstagsbuch meines Bruders mit folgenden Versen eingetragen:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!

Löwenmark in den Gebeinen,
Adlersinn im hohen Haupt,
Und ein Kindesherz im Busen,
Welches an das Heil'ge glaubt.

Aber schon auf einem für die jugendliche Gesellschaft am 27. Februar gegebenen Maskenball beim General von Unruh ward die Abdankung Ludwig Philipps bekannt, und an einem Sonntag beim Prinzen — es war der 12. März — beunruhigte man sich wegen der Volksversammlungen in den Zelten. Am Abend des 15. März sah mein Bruder den Prinzen und die Prinzessin Charlotte noch in der Sinfonie-Soirée; doch war die Stadt schon in starker Erregung, und es folgte nun, am 18. März, der Straßenkampf, der das Andenken an diese Tage so traurig macht. Die eigenen Erlebnisse meines Bruders während dieser Tage zu schildern, unterlasse ich hier. Am 19. März erfuhr er von der Flucht des Prinzen und der Prinzeß Charlotte nach Potsdam. Am 20. begann die ausgefallene Schule wieder, aber am 21. wurden die Schüler der beiden Primen bewaffnet und dem Studentenkorps zugeteilt; am 22. mußte Eduard die Nacht auf Wache zubringen, und am anderen Tage erhielt er folgenden Brief:

Potsdam, den 22. März 1848.

Lieber, guter Baeyer!

Diesen Augenblick erhielt Deinen lieben Brief, den ersten, seitdem ich Berlin verlassen! Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du Dir denken. Was ich seit dem Sonnabend bis heute erlebt habe, hat mich um viele Jahre älter gemacht, und ich muß gestehen, das Alles scheint mir jetzt ein böser Traum zu sein. Die furchtbaren Scenen des Sonntags und die Kämpfe der heldenmüthigen Truppen am Sonnabend, das ich Alles vom Schlosse aus gesehen, brauche ich Dir nicht zu erzählen; Du weißt es ebenso gut, wenn nicht besser als ich. Als ich aber Berlin verließ Sonntag-Abend um 7 Uhr, und aus dem Schloß durch die Bürgergarden

[1]) Es existiert von ihm eine reizende Büste vom Bildhauer Drake, und der Maler und Dichter Robert Reinick hat den fünfjährigen Knaben auf dem Titelblatt des illustrierten Werkes „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" (Düsseldorf, 1838) als Modell benutzt.

ging, blutete mein Herz. Zum Glück fand ich noch in den meisten Fluren Soldaten, was mir noch ein beruhigender Anblick war. Vielfache Beweise von Anhänglichkeit seitens der Officiere wurden mir noch erwiesen, bis ich in unserm Wagen die Linden herunter nach dem Hause des Major Oelrichs in der Potsdamerstraße fuhr. Mit mir war noch meine Schwester; meine Eltern blieben noch beim König. Wir fuhren dann nach Potsdam und sind vor der Hand sicher. Den Abend dachte ich zu träumen; den schauderhaft entsetzlichen Anblick der Leichenprocession! Und der Ausmarsch der Truppen aus dem Schloß, wo auf einmal dasselbe fast unvertheidigt war, war ganz erschrecklich. Und was für eine Erniedrigung für unsern theuern König und die arme, kranke Königin, vom Volke gefordert, auf dem Balcon die greulichen Leichen, unter Geheul, Geschrei und Drohungen ansehen zu müssen. Diese Geschichte ist mir fürchterlich, und nie mag ich wieder den Schloßhof betreten. Ueberhaupt, Berlin ist mir auf ewig zuwider!

Sonnabend war ich von 4 Uhr ungefähr an bis Mitternacht auf dem Schloß und habe die Kämpfe unserer braven Soldaten angesehen. Mit welcher Tapferkeit die sich geschlagen haben, dafür können Worte nicht hinreichen. Gott sei Dank sind im Verhältniß mit der Canaille wenig geblieben; jede Nachricht von einem Verwundeten war mir schrecklich. Dies war der erste mörderliche Kampf, dem ich beiwohnte; nun kann ich in die Schlacht gehen, und der Anblick wird mir nicht neu sein.

Sonntag ist der gräßlichste Tag meines Lebens bis jetzt gewesen. Als ich den Morgen unser Haus verließ und nach dem Schloß fuhr, sagte mir eine Stimme: Du kommst fürs Erste nicht wieder! Und wie steht's?! Meine meisten Sachen waren schon und sind in Sicherheit, Vieles auch schon in meinen Händen. Von dem Augenblick an, wo ich das Schloß betrat und viele Officiere meines Regiments mir in der tiefsten Rührung die Hand drückten, bis ich wieder Abends fortfuhr, hörte das furchtbare Geschrei nicht auf und tönt mir die Nacht noch lange stets in den Ohren.

Meine armen Eltern sind wohl und in Sicherheit. Papa **geht** nach England im Auftrage des Königs, **flieht aber nicht**. Ich habe beide gesehen. In Potsdam ist Alles in der größten Ruhe und Sicherheit. Die hiesige Schutzcommission benimmt sich musterhaft.

Meine anderen jüngeren Verwandten, mit Ausnahme meines Vetters Friedrich Karl und meiner Schwester, sind in Sicherheit, aber nicht mit uns. Die arme Charlotte ist außer sich und fast durch ein Wunder entkommen. Wann wird ihre Einsegnung stattfinden können?! Und die meinige! Gott allein weiß es. Ich habe aber den Muth noch lange nicht verloren. Auf Gott vertraue ich; er wird's wohl machen. Für heute muß ich schließen. Ich habe Dir so ausführlich wie möglich Alles erzählt, was mir gerade durchs Herz ging, aber entsetzlich gekritzelt. Ich hoffe, Du wirst es aber lesen können. Daß Du jetzt so froh bist und das Vorgefallene vergißt, ist erklärlich bei der jetzigen Aufregung. Ich aber kann nicht froh sein, erkenne aber gehorsam die neuen Maßregeln des Königs an, die gewiß mit Gottes Hülfe segnend sein werden. Lange, lange wird es währen, ehe ich wieder froh sein kann! So bald seht Ihr mich nicht in Berlin.

Nun lebe wohl! Verzeihe die schlechte Hand und grüße alle Freunde aufs Herzlichste. Sage ihnen, sowie auch unseren Lehrern, daß ich stets an Alle dächte, in Sicherheit wäre und auf Gott in allen Dingen vertraute, und das schwere Unglück, das über uns ausgebrochen, als von Gott kommend mit Muth und Fassung trüge.

Theile den Freunden aus dem Briefe mit Vorsicht mit, was Dir gut dünkt, nichts oder Alles; ich überlasse es Dir. Betet Alle für uns, so wie ich es für Euch thue. Gott segne Euch Alle und gebe, daß wir uns recht bald wiedersehen!!

Dein ewig treuer Freund
Friedrich Wilhelm.

Ich bitte Dich um Gottes willen, nimm Dich mit diesem Brief in Acht und hüte Dich, ihn Jemand zu zeigen. Theile lieber mündlich daraus mit, was über unser Schicksal beruhigen kann, nicht aber, was ich von Gedanken ausspreche. Glaubst Du, den Brief nicht wohl verbergen zu können, so verbrenne ihn. Niemand darf ihn lesen, wenn nicht Schellbach, den ich übrigens schon gesehen und ausführlich gesprochen habe, und unter vier Augen, denn glaube mir wahrhaftig: es steckt Alles voller Spione und Emissäre, daß man sich mit jedem Wort in Acht nehmen muß! Ich weiß es zu genau! Nimm Dich nur selbst recht in Acht!!

Nun lebe wohl und denke an Vorsicht in allen Dingen. F. W.

Am 25. März fuhr Eduard mit den Lehrern des Prinzen, Professor Schellbach und Professor Heidemann, nach Potsdam. „Ich fand Fritz besser, als ich erwartet hatte. Der Augenblick des Wiedersehens war vielleicht der schönste meines Lebens." Den Sonntag darauf war er wieder dort; die Prinzeß von Preußen, die mit ihnen aß, war sehr freundlich gegen ihn, und er sprach auch die Prinzeß Charlotte. Acht Tage später sagt das Tagebuch: „Ich stritt mich viel mit Fritz und Rudolph (von Zastrow). Fritz zeigte große Abneigung gegen mich. Mit Fritz und seiner Mama gegessen." Vom 9. April heißt es, der Streit sei noch fortgesetzt worden, doch hätten sie sich einander wieder genähert. Eduard war nicht unberührt geblieben von dem Rausch, der im Frühling 1848 durch die Welt ging, während sein prinzlicher Freund und die jungen Aristokraten, die ihn umgaben, natürlich ganz anders dachten. Am nächstfolgenden Sonntag heißt es aber wieder: „Heut war es sehr hübsch. Fritz ist doch noch immer der alte, gute Jung wie früher. Am Abend las uns die Prinzeß die Zeitung vor." Am 19. April, zur Einsegnung der Prinzeß Charlotte, war mein Bruder wieder in Potsdam und blieb, da Osterferien waren, bis zu den Feiertagen dort. Das Einvernehmen mit seinem Freund schien aufs Schönste wieder hergestellt, und sehr beglückt kehrt er von diesem Besuche heim, ergeht sich in seinem Tagebuch über das Wesen der Freundschaft, kommt zu dem Resultat, daß der Freund dem Freunde vor allem stets die Wahrheit sagen müsse, und wünscht sich, seinem Fritz einmal seine Liebe durch die Tat beweisen zu können.

Am 27. April wurde Eduard von Snethlage eingesegnet. Unter dem Bibelspruch, den er erhalten hat, steht: „O lieber Gott, gib mir Kraft, alle meine guten Vorsätze auszuführen," und auf demselben Blatt: „Prinzeß Charlotte war auch in der Kirche. Rad gebrochen beim Hinfahren und daher zu Fuß gegangen von der Friedrichstraße bis zum Dom." Vom Prinzen erhielt er folgenden Brief:

Lieber Baeyer!

Erlaube mir, zum morgenden Tage Deiner Confirmation beifolgende Geschenke Dir zu übersenden. Mama schickt Dir die Nadel mit den besten Wünschen zu der so ernsten und wichtigen Feier, und ich schicke Dir das Buch als Andenken an den für Dich so schönen Tag als Pfand meiner treuen Liebe für Dich. Mögest Du oftmals darin lesen und Dich daran erbauen; es war mir von Charlotte gerade für Dich bestens empfohlen, da sie es auch so sehr gern liest. Möge Gott Dir mit seiner segensreichen Hand nahe stehen und Dich ferner auf allen Deinen Wegen behüten! Dies ist das Gebet

Deines Dich von ganzem Herzen
liebenden treuesten Freundes
Friedrich Wilhelm.

Das erwähnte Buch ist: „J. John's Herzerhebende Betrachtungen für christliche Kommunikanten und Konfirmanden, neu herausgegeben und vermehrt von dessen Sohne Johann John, Diakonus zu St. Petri, Hamburg 1837. Perthes-Besser und Mauke." Auf dem ersten Blatt steht von des Prinzen Hand:

Für meinen lieben, theuern Eduard Baeyer zum Andenken an den 27. April 1848 von seinem ewig treuen Freunde Friedrich Wilhelm.

Die folgenden Sonntage und den Bußtag brachte mein Bruder in Potsdam zu. Er empfindet schmerzlich die etwas kühlere Temperatur des Freundes und der angebeteten Prinzessin. Er predigt sich Bescheidenheit: „Ich und zwei solche Engel! O wäre sie nicht Prinzessin." Andere Male heißt es: „Winterfeldt ungeheurer Aristokrat." „Mit Rudolph gesprochen über Constitution und absolute Monarchie. Fritz hat noch gar keine festen Ansichten. Politisch ist er noch sehr kindlich. Uebrigens scheint er sich mehr zu dem Absolutismus als dem Constitutionalismus, mehr zu der Aristokratie als der Demokratie hinzuneigen. Nun, er ist noch jung," — und derjenige, der dies schrieb, war noch etwas jünger! Aus diesen Tagen liegt mir ein Brief des Generals von Unruh an meinen Bruder vor, der ihm mitteilt, daß der Prinz zu einer ländlichen Feier des Geburtstages der Prinzeß Charlotte eingeladen und ihm freigestellt worden sei, einen seiner Freunde mitzubringen. „Der Freund nun, den er dazu ausgesucht hat, sind Sie!" Unterschrieben war der Brief: „Ich bleibe unverändert Ihr aufrichtiger Freund v. U." Trotz solcher sich immer gleich bleibenden Freundlichkeiten, wie Eduard sie erfuhr, ist doch nicht zu verkennen, daß ein anderer Ton in das Verhältnis der Freunde gekommen, obschon beide bemüht sind, es auf dem alten Fuße zu erhalten. Eduard schreibt nach dem Feste: „Fritz ist nicht offen gegen mich. Ueberhaupt weiß man nie, was er von Einem hält. Daran ist hauptsächlich seine Gutmüthigkeit schuld; er will Einem nicht wehe thun." Er rühmt dann noch die Offenheit der Erzieherin der jungen Prinzessin, Fräulein von May, die ihm mehrmals seine abweichenden politischen Ansichten vorgehalten hat; und nach einer Betrachtung über Geistreich-sein folgt die Bemerkung: „Für wirklich geistreiche Menschen halte ich die Prinzeß von Preußen, Herrn Curtius, Prediger Heim und Fräulein von May."

Aber trotz der Schwankungen bricht immer wieder die frühere Unbefangenheit durch, wie das nachfolgende Billet des Prinzen zeigt:

Sonnabend früh, 15. Juli 1848.

Mein lieber Baeyer!

Könntest Du vielleicht heut Abend mit der Fahrt um 7 Uhr herkommen, um die Nacht und den morgenden Tag hier zuzubringen? Hoffentlich erlauben es Dir Deine Gesundheitsumstände?! Tausend Dank für Deinen Brief vom Sonntag; er hat uns und auch Charlotte großen Spaß gemacht.

In der Hoffnung und mit der Bitte, daß Du kommst,

Dein treuer Freund

„ Friedrich Wilhelm.

Indessen bemerkt man wohl, wie sehr die politischen Vorgänge die Seele des kaum dem Knabenalter Entwachsenen beschäftigen. Am 23. Juli, abermals Gast des Prinzen, schreibt er in sein Tagebuch: „Im Allgemeinen sehr große Entrüstung über die Erlasse des Reichsverwesers;" und etwas später kommt er noch einmal auf den 18. März und „die polnischen und französischen Emissäre" zurück, von denen er glaubt, daß sie „das Volk zu ihren Zwecken gemißbraucht" haben. „Ich verfluche nicht die Märzkämpfer," schreibt er, „aber ich bedauere sie aus dem tiefen Grunde meines Herzens, daß sie sich zu ihrem eigenen Verderben von den schändlichen Emissären haben so verderben lassen. Ueber die Emissäre komme der Fluch des Unheils, das die Märzrevolution über das Land gebracht hat." Dann wieder tritt die Politik in den Hintergrund, und er gibt sich, so oft er in Potsdam ist, ganz der Jugendlust hin. Am 1. Oktober bekennt er in einem Schreiben an den Prinzen seine Schwärmerei für dessen Cousine und freut sich am nächsten Tage, bei der Feier von Professor Curtius' Geburtstag, daß er diesen Brief nicht übel aufgenommen hätte. Aber kaum nach Berlin zurückgekehrt, erfassen ihn von neuem die öffentlichen Ereignisse, der Sturz des Ministeriums Auerswald, die Sitzungen der Nationalversammlung, die er besucht, wenn es nur irgend seine Zeit erlaubt. Ebenso freilich folgt er den Lockungen seines Freundes, wie der hier folgenden:

Sonnabend, 9. September 1848.

Wäre es Dir recht, lieber Ede, heute Abend um 5 Uhr zu uns zu kommen und die Nacht hier zuzubringen? In der Hoffnung, Dich zu sehen,

Dein treuer Freund

100000 Dank für Deinen Brief. F. W.

In Eile.

So löste die freundliche Potsdamer Idylle die aufgeregten Berliner Tage ab. Am 23. September schreibt General von Unruh an meinen Bruder, der Prinz wolle den Sonntag vor seiner bevorstehenden Einsegnung ruhig zu Hause bleiben, würde sich aber sehr freuen, wenn er so freundlich sein wolle, ihm dabei Gesellschaft zu leisten. Das tat er natürlich mit Freuden und wohnte am 29. September der Einsegnung des Prinzen in der Charlottenburger Schloßkapelle und dem darauffolgenden Diner bei. Am 1. Oktober nahm er mit dem Prinzen das Abendmahl in der Garnisonkirche zu Potsdam. Er schreibt: „Möge dieses gemeinschaftlich genommene Mahl der Liebe das Band zwischen Charlotte, Fritz und mir immer fester knüpfen. Gott gebe seinen Segen dazu." Er wurde aufgefordert, die Woche über zu bleiben. Die Prinzeß von Preußen sagte ihm, sie hätte sich so darüber gefreut, daß er gekommen sei, und er solle nur immer Fritz ein treuer Freund bleiben. Diese Tage wurden für Eduard besonders reich; mehrmals nach dem Frühstück gingen sie zu den Eltern des Prinzen hinauf, und die Prinzeß von Preußen widmete sich in dieser Woche ihrem Sohne noch mehr als zu anderen Zeiten. Eduard durfte sie öfters führen. „Sie sprach viel mit uns, besonders über Güte und Schwäche." An einem der Abende las sie ihnen einen Brief der Herzogin von Orléans vor, die ihr und ihrem Sohne zwei Ringe geschenkt hatte, eine

echte Perle in einen Goldreif gefaßt. Sie schrieb, sie sollten eine Erinnerung sein an die vielen Tränen, die sie in der letzten Zeit vergossen habe. — Eduard nahm den französischen Unterricht mit dem Prinzen, focht mit ihm, ließ sich zu seiner Beschämung wiederholt im Damenspiel schlagen und bemerkt nach einem wunderhübschen Spaziergang: „Wir sind noch nie einander so nah gewesen.“ Am 18. Oktober, zu des Prinzen Geburtstag, heißt es: „Prinzeß Charlotte beim Diner. Ich habe Fritz noch nie so liebenswürdig gesehen wie heute. Er war auch seit langer Zeit nicht so froh gewesen. Am Morgen hatte er vom ersten Garde-Regiment ein Ständchen bekommen; das hatte ihn so glücklich gemacht.“ Am 22. Oktober ist Eduard wieder in größerer Gesellschaft in Potsdam. „Mischke und Königsmarck sind eben solche Reactionäre wie Winterfeldt. Mischke seiner mir nicht zusagenden Ansichten ungeachtet ein sehr netter Junge.“ Am 25. Oktober, nach einem Teeabend bei der Prinzeß Charlotte, steht: „Beginn des deutschen demokratisch-socialen Congresses.“ Am 5. November wird aus Potsdam nur gesagt: „Mit Winterfeldt gestritten über die mecklenburgische Aristokratie.“ Am 9. November beginnen die stürmischen Sitzungen der Nationalversammlung, von denen folgende Briefe meines Bruders handeln:

Eduard Baeyer an den Prinzen Friedrich Wilhelm.

I.

Berlin, den 19. Brumaire[1]) 1848.
6 Uhr.

Lieber Fritz!

Soeben komme ich aus der Nationalversammlung. Es war eine herrliche Sitzung. Die Versammlung hat durch ihre heutige Haltung alle von ihr früher begangenen Fehler wieder gut gemacht. Mit einem Wort, sie hat die Kinderschuhe abgeworfen, sie ist Mann geworden. Sie hat die größte Mäßigung neben der größten Energie gezeigt. Doch nun zur Sache.

Die Antecedenzien von heut Nacht werden Dir bekannt sein; daß nämlich um 2 Uhr, als Rimpler den Befehl erhalten, die Nationalversammlung am Morgen aus einander zu jagen, dieser vielmehr den Präsidenten der Versammlung davon benachrichtigt hat, worauf Unruh die Abgeordneten, die noch nicht da waren (zwanzig waren nur da geblieben), zusammen holen ließ. Ich will Dir das nicht weiter ausführen. [Hier lasse ich den gedrängten Bericht der Sitzung aus, der mein Bruder von 9 Uhr morgens an beigewohnt hatte. Auf die Königliche Botschaft durch das Ministerium Brandenburg, daß die Nationalversammlung nach siebzehntägiger Vertagung ihre Beratungen in Brandenburg wieder aufnehmen solle, war die Antwort erfolgt, daß sie nur der Gewalt weichen würde.] Nachdem sie dies einstimmig beschlossen, zog sie in Pleno, das Präsidium an der Spitze, mit der Bürgerwehr, die erklärt hatte, sie werde nicht eher ihren Posten verlassen, als bis die Versammlung es thäte, aus dem Hause, von einem begeisterten Hurrah eines für die Freiheit wie für das Gesetz glühenden Volkes begrüßt. — Uebrigens ist das Einverständniß zwischen der Bürgerwehr und dem Militär das beste. Sie brachten sich gegenseitig Hurrahs, und ich selbst hörte Einen vom Franz-Regiment sagen, der sich darüber beschwerte, daß sie den ganzen Tag hätten auf den Beinen

[1]) Dieses für die damalige Stimmung des Briefschreibers charakteristische Datum bezeichnet den 10. November.

sein und frieren müssen. Ja, das geschieht bloß deshalb, um uns recht wild zu machen, damit wir dann blindlings auf unsere Brüder fallen sollen.

Aus dem, was ich Dir geschrieben, wirst Du meine Ansicht über diese Dinge wohl erkannt haben; ich hoffe jedoch, daß ich noch Gelegenheit finden werde, Dir in einem ruhigeren Momente[1]) meine Gründe dafür auseinander zu setzen. Ich weiß sehr wohl, daß Du keineswegs mit mir übereinstimmst, und es thut mir von Herzen leid. Ich habe Dir aber auch in dieser Beziehung, wie schon in mancher anderen, rückhaltlos mein Herz ausgeschüttet; ich will kein Geheimniß vor Dir haben und habe auch keins. Um Eins bitte ich Dich nur: begegne mir mit derselben Offenheit wie ich Dir. Glaubst Du, daß unser so schönes Verhältniß nicht mehr bestehen kann, sage es mir offen. Ich thue es mit blutendem Herzen, aber ich will es lieber, als daß ich ein Heuchler werde. Ich aber sage Dir, sollte ich Dir auch das größte Opfer, meine Ueberzeugung, zum Opfer bringen müssen, ich bleibe Dir treu bis in den Tod.

Dein treuer Freund
Ed. Baeyer.

II.

Berlin, den 12. November 1848.

Mein lieber, guter Fritz!

Wie sehr ich mich über Deine freundliche Einladung gefreut, kann ich Dir nicht sagen. Denn abgesehen davon, daß ich immer so gern zu Dir gekommen, ist es mir ein Beweis dafür, daß Du das, was ich in meinem Briefe gesagt, nicht übel aufgenommen hast. Es thut mir daher doppelt leid, daß ich nicht kommen kann. Du wirst selbst einsehen, daß es mir in der That nicht möglich ist, fortzugehen, da wir jeden Augenblick erwarten, daß der Belagerungszustand über unsere friedliche Stadt, deren Bevölkerung bis zu diesem Momente ihre ausgezeichnete Haltung beibehalten, verhängt werde. Daß Du das nicht für einen bloßen Vorwand hältst, davor, glaube ich, brauche ich mich nicht bei Dir zu verwahren. Denn wer steht mir dafür, daß ich gar nicht wieder herein gelassen werde? — Die Ereignisse des gestrigen Tages wirst Du zwar wohl schon kennen; ich werde daher nur das erzählen, was ich selber erlebt habe.

Am Morgen um 9 Uhr zog die Nationalversammlung in Pleno, das Präsidium an der Spitze, nach dem Schauspielhause, wo sie mit unendlichem Jubel empfangen wurde; später erfuhr ich in der Nationalversammlung, daß, als die Versammlung nahte und das Volk in den Jubelruf ausbrach, der Hauptmann der im Schauspielhaus aufgestellten Compagnie vom 24. Regiment die Gewehre laden und die Zündhütchen aufsetzen ließ. Ueberhaupt hat sich das Militär dort auf eine empörende Weise benommen. Denn nachdem es in der Nacht den dort vor dem Archiv der Nationalversammlung aufgestellten Posten der Bürgerwehr mit Gewalt verdrängt, kramten die Soldaten nach Belieben in den Papieren herum und lasen, was ihnen einfiel. Dies wurde von zwei Personen, die im Schauspielhaus angestellt waren und gar nicht mit einander in Berührung kamen, gleichlautend ausgesagt; es wurde daher in das Protokoll der Nationalversammlung aufgenommen. Als nun, wie gesagt, die Versammlung beim Schauspielhaus angekommen, klopfte der Präsident an die Thür. Der drinnen befindliche Officier fragte ihn durch das Schlüsselloch, was er wolle; worauf der Präsident Oeffnung verlangte. Der Officier antwortete ihm, er hätte strenge Ordre, Niemanden einzulassen. Unruh wandte sich darauf um und erklärte, daß er im Namen der Nationalversammlung gegen den Verschluß des Locals protestire und es unter seiner Würde halte, als Präsident der Nationalversammlung länger mit einem Unbekannten durch das Schlüsselloch zu verhandeln.

---

[1]) In dem ersten Teil des Briefes heißt es: „Verzeih übrigens meine schlechte Schrift; ich bin ungeheuer aufgeregt."

Darauf zog die Versammlung nach dem Hôtel de Russie, wo sie sich vorläufig constituirte und beschloß, Nachmittag um 3 Uhr sich in dem Schützenhause in der Linienstraße zu versammeln. Ich ging hin und bekam glücklicher Weise einen Platz auf der Galerie und wohnte so dieser denkwürdigen Sitzung bei.

Hier lasse ich den Bericht über die Verhandlungen aus und gehe zu den folgenden einstimmig angenommenen Anträgen über:

1. von Waldeck: Die Verfügung wegen der Auflösung der Bürgerwehr für ungesetzlich zu erklären.
2. Jeden, sowohl Civil- als Militärbeamten, der diesen Befehl ausführe, für einen Landesverräther zu erklären.
3. von Wachsmuth: Das Staatsministerium zur sofortigen Zurücknahme der Auflösungsordre aufzufordern und zugleich die Bürgerwehr aufzufordern, mit Ruhe und durchaus in Passivität der Antwort entgegen zu sehen. —

Es wird auch auf keinen Fall im Fall einer Entwaffnung ein activer Widerstand erfolgen. Es wäre die größte Thorheit. Was können 24000 Mann Bürgerwehr gegen 30000 Mann Soldaten machen? Die Provinzen müssen es dieses Mal für die Hauptstadt thun, und sie werden es auch, davon bin ich fest überzeugt.

Zuletzt noch der Antrag Waldeck-Unruh: Eine Commission niederzusetzen, die heute über die Steuerverweigerung Bericht erstatten soll. Heute um 2 Uhr ist nämlich wieder Sitzung. Sollte die Bürgerwehr wirklich aufgelöst werden, woran gar nicht zu zweifeln ist, so wird die Steuerverweigerung auf jeden Fall einstimmig beschlossen. Der Belagerungszustand erfolgt dann, wenn er nicht schon bis dahin ausgesprochen ist, unbedingt, und die Nationalversammlung, die Vertretung von 16 Millionen Preußen, wird, wie jeder andere Club, mit Gewalt schimpflich auseinander gejagt. Die Folgen eines solchen Schrittes kann Niemand berechnen: Gott allein weiß es. Er beschütze unser theures Vaterland vor gänzlichem Untergang!

Fritz, ich stimme allen diesen Beschlüssen von ganzer Seele bei. Du weißt nun, wie ich denke. In politischer Beziehung stehen wir uns also als Feinde gegenüber, denn ich zweifle keinen Augenblick daran und kann es auch gar nicht anders erwarten, daß Du alle Maßregeln der Regierung vollkommen billigst. Doch als Freunde, hoffe ich, wird diese sturmbewegte Zeit das Band zwischen uns immer fester knüpfen. Wie dies zu vereinigen, ist eine schwere Aufgabe, fast zu schwierig für einen Menschen. Doch mit Gottes Hülfe hoffe ich sie zu lösen! Daß ich Dir so gegenüber trete, Fritz, betrachte es nicht als einen Treubruch! Denn nie habe ich dem Prinzen, dem Freunde nur habe ich Treue bis in den Tod geschworen.

Um Eines bitte ich Dich noch. Sage Deiner Cousine, daß mein Herz für Euch beide noch ebenso warm schlägt wie früher, und sollte wirklich, was Gott verhüte, die eiserne Zeit uns aus einander bringen, nie werde ich Euch vergessen.

Dein treuer Freund
Ed. Baeyer.

Der Prinz Friedrich Wilhelm an Eduard Baeyer:

Mein lieber Baeyer!

Ich danke Dir vielmals für Deine beiden Briefe über Berlins Zustände und für die genauen Berichte der letzten Sitzungen. Es hat mich sehr gefreut, daß Du, wie gewöhnlich, mir über das Vorgefallene Bericht zu erstatten so freundlich warst, denn es hat für mich ein besonderes Interesse, einmal die Meinungen Derjenigen zu hören, die noch so jung sind wie Du, und die, mitten unter dem Volke sich bewegend, dort die verschiedenartigsten Ansichten aussprechen hören. Ich kann, ganz aufrichtig gesagt, allerdings nicht leugnen, daß ich mich sehr zu Anfang über Deine

Ansichten gewundert habe, da ich Dich kaum wieder erkannte; erklären kann ich es mir aber, denn in Deinem Alter ist man, bei einem so lebendigen Geiste wie dem Deinigen, oft dazu geneigt, der herrschenden Volksmeinung beizustimmen; aber ich kann Dir nur den guten Rath geben, ja recht zu überlegen, bevor Du so entschieden gegen die Schritte der Regierung Dich aussprichst, und besonders Dich mit solchen Beschlüssen wie die der letzten Sitzungen einverstanden erklärst. Ich glaube, Du hast viel zu übereilt geurtheilt und bist zu sehr gegen die scheinbar ungesetzlichen Maßregeln der Regierung eingenommen. Ich will mich keineswegs in eine Discussion über einen Gegenstand einlassen, über den nicht einmal gelehrte und verständige Männer einverstanden sind; so viel aber kann ich sagen, daß solch offener Ungehorsam und Widerstand gegen den königlichen Befehl, wie es der Theil der Nationalversammlung thut, mir im höchsten Grade tadelnswerth und strafwürdig erscheinen; denn das ist eine offene Empörung gegen das Königthum. Ist die Versammlung auf Befehl des Königs nach Berlin zusammen gekommen, so sehe ich nicht ein, warum sie nicht ebenso gut auf seinen Befehl irgend wo anders sich versammeln kann, da die Motive rein das Wohl und die freie Berathung der Versammlung sind und der König auf keine Weise das Gesetz verletzt hat. Du kannst fest überzeugt sein, daß die Regierung auf keinerlei Weise daran denkt, irgend eine der gegebenen Freiheiten zu schmälern und bei uns Keiner an Reaction im Entferntesten denkt.

Glaube nicht, daß unsere sehr verschiedenen Ansichten irgendwie unser inniges Verhältniß zu einander auflockern sollten, denn das wäre keine rechte Freundschaft. Fahre nur fort, sobald es die Umstände erlauben, mir wieder zu schreiben, und behalte lieb

Deinen treuen Freund

Potsdam, den 13. November 1848. Friedrich Wilhelm.

Zwei Tage nach Empfang dieses Briefes war Eduard wieder in Potsdam: „Viel gestritten. Alle gegen mich. Prinzeß von Preußen sehr unglücklich. Deputation der Stadtverordneten. Prinzeß weinte. Curtius auch für die Regierung. Er sagte: die Rechte, die die Krone noch nicht fortgegeben, kämen ihr noch zu. Es sei nur eine Verwaltungsmaßregel. Jetzt, wo wir keine Gesetze haben, müssen wir uns an die Versprechungen des Königs halten. Der König hat eine Constitution auf den breitesten Grundlagen versprochen. Der Grundzug einer solchen Constitution ist doch, am mildesten aufgefaßt, der: die Souveränität ist zwischen der Krone und dem Volke getheilt; also kann weder die Krone der Versammlung noch die Versammlung der Krone etwas befehlen, sondern sie müssen sich vereinbaren. Die Vertagung ist keine bloße Verwaltungsmaßregel."

Am 17. November erhielt unser Vater einen Brief vom General von Unruh, der ihm die beiden Briefe meines Bruders vom 10. und 12. schickte. Er nannte Eduard darin einen exaltierten Kopf und sagte, er wünsche eine solche Korrespondenz nicht weiter fortgesetzt. Mein Bruder erbat daraufhin eine Unterredung mit dem General, der sich ihm die Jahre hindurch immer so freundlich gezeigt hatte; sie wurde ihm gewährt, und er fuhr nach Potsdam, teilte dem General das väterliche Verbot auf Grund seines Briefes mit und sagte ihm, er habe den Schluß daraus gezogen, daß sein Umgang mit dem Prinzen ganz abgebrochen werden solle. Der General verneinte dies entschieden; es sei ihm gar nicht eingefallen, störend in ihr Verhältnis einzugreifen, noch jede Korrespondenz zu untersagen; nur eine solche, wie sie durch die letzten

beiden Briefe repräsentiert werde, wünsche er nicht fortgesetzt, weil sie in jeder Beziehung unfruchtbar sei. Er empfahl ihm Mäßigung in allen Dingen, und sie schieden als Freunde. Doch mußte mein Bruder immer mehr empfinden, daß er nicht nur den Respektspersonen gegenüber mit seinen Ansichten allein stand, sondern auch in dem jugendlichen Kreise der Altersgenossen. Denn im Dezember findet sich nach einem Sonntagsbesuch in Potsdam in seinen Aufzeichnungen vermerkt, der Prinz von Preußen sei weniger freundlich als sonst gegen ihn gewesen, und die Prinzeß Charlotte habe ihn in einem sehr ernsten und teilnehmenden Tone gesagt: „Bessern Sie sich", was er beides auf die beanstandeten Briefe bezog. Auch die Stimmung des Freundes wechselt; wenn eine kühlere Temperatur eingetreten ist, macht sie immer bald der alten Wärme Platz. Eduard hat Turnstunde mit dem Prinzen und ist oft im Palais. Da heißt es denn einmal im Tagebuch: „Ueber den Belagerungszustand gestritten", ein andermal: „Mit Königsmarck über Allerlei gesprochen. Er ist trotz seiner kraß absolutistischen Ansichten dennoch tolerant." Einem Disput „über das Wort Demokrat" folgt weiterhin der Eintrag: „Ich behauptete, in einem constitutionellen Staate seien die Begriffe König und Krone zu trennen, was die Anderen widerstritten." Auch Fragen der Religion werden berührt, und als bei Wiederbeginn der gemeinsamen Leseabende „Der Soldatenfreund" von Schneider, Shakespeare's „Julius Cäsar" und Dichtungen von Eichendorff vorgenommen werden, liest mein Bruder für sich politische Schriften, wie Leo's „Signatura temporis", und erhält vom Prediger Snethlage, dem er die sein Herz bewegenden Zweifel ausgeschüttet, die Werke Hamann's, des „Magus aus dem Norden".

Auf einem Ball bei der Prinzeß Charlotte, während Eduard einen Kontertanz mit ihr tanzte, stellt sie ihn abermals zur Rede: „Wenn ich mich nicht besserte, so würde es wohl mit unserer Freundschaft aus sein. Sie beschwor mich bei meiner Mutter, auf dem betretenen Wege umzukehren; es hätten sich schreckliche Gerüchte über mich verbreitet." Als er ihre Frage: „Sie sind doch Ihrem Könige noch treu?" mit „Ja" beantwortet, sagt sie, „sie würde nicht so mit mir gesprochen haben, wenn sie nicht alle mich so gerne hätten; sie habe mich nur vor einem Abgrund bewahren wollen". Um dieselbe Zeit kam es auch zu einer Auseinandersetzung mit dem Prinzen; unter dem 17. Februar heißt es: „Ich theilte Fritz meine religiösen Ansichten mit. Ich fand ihn ganz, wie ich erwartet und gefürchtet. Er sagte, er müßte mich bedauern, würde mich aber darum doch ferner lieb behalten."

Eduard entwickelte sich nach der freieren Seite hin: während er bis vor kurzem noch bei Büchsel und Snethlage, sowie bei Heim in Potsdam volle Befriedigung gefunden hatte, zog es ihn jetzt zu Geistlichen wie Sydow. Er war eine suchende Natur, die aber leicht das eben Gefundene für das Dauernde hielt und darum auf jeder Stufe sich verpflichtet fühlte, dem, was er für Wahrheit hielt, die Ehre zu geben, selbst wenn er damit anstieß. Er besucht auch wieder die Kirche bei Snethlage, für den er Anhänglichkeit und Liebe hatte, sagt aber dann: „er predigte über den Unglauben, hat mich aber nichts weniger als bekehrt".

Im Frühjahr 1849, nachdem noch im Februar „Minna von Barnhelm" verzeichnet steht, werden die Leseabende geschlossen. Meine Quelle fängt an, zu versiegen. Nur hier und da finden sich unter den politischen Begebenheiten Bemerkungen eingestreut, welche zeigen, daß der Verkehr wohl noch fortgesetzt wurde, die abweichenden Ansichten meines Bruders ihm aber eine schwierige Stellung in dem jungen Freundeskreise gaben. „Und so stände ich denn wieder einmal allein!" ruft er aus, nachdem er „ein unangenehmes Gespräch wegen Endrulat" gehabt hat, der in Gemeinschaft mit Paul Heyse und Karl Aegidi in einem Heftchen „Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen" seine Stimme für „die schwarz-roth-goldene Fahne" erhoben hatte. „Wie gewöhnlich fielen Alle über mich Unglücklichen her. Selbst Senfft unterstützte mich nicht einmal in der deutschen Frage. Fritz hat nicht die Spur von deutscher Gesinnung." Und Fräulein v. May hört er zu Rudolf von Zastrow sagen: „Il a la maladie du temps." Wohl wird noch von der einen wie von der anderen Seite der Versuch gemacht, das alte, liebgewordene Verhältnis wieder zu erneuern: kurz vor Eduards Abgang vom Gymnasium schenkt ihm die Prinzeß von Preußen ein großes Bild des Prinzen, mit eigenhändiger Unterschrift von Mutter und Sohn; und herzlich verabschiedete er sich von dem Jugendfreunde, als er im September 1849 Berlin verließ. Da unser Vater den siebzehnjährigen Sohn noch für zu unreif hielt, um in der politisch aufgeregten Zeit in das Studentenleben einzutreten, ging dieser vorerst zur Vervollkommnung in der französischen Sprache auf ein Jahr nach Brüssel und bezog im folgenden Herbst, 1850, die Universität Bonn als studiosus juris. Hier traf Eduard wieder mit dem Prinzen zusammen, der, begleitet von dem jungen Ernst Senfft von Pilsach, bereits das Wintersemester 1849—50 in Bonn zugebracht hatte, fühlte jedoch bald, daß er in den Kreis, der den Prinzen jetzt umgab und fast ausschließlich aus Fürstensöhnen und Mitgliedern des Corps Borussia bestand, weder den äußeren Verhältnissen nach noch innerlich hinein paßte. Er hatte selbst das Gefühl, man würde ihn dort nicht vermissen, und entschloß sich, bei der Burschenschaft Franconia einzuspringen, in deren Verbande er alte Freunde fand und neue gewann. Unter diesen war Heinrich von Treitschke, der ihm im Oktober 1852 am Schluß eines Briefes zurief: „Vergiß nicht die Zeit, wo am Rheinesufer uns in Ernst und Lust ein gleiches frisches Jugendstreben einte." Aber Franconen und Borussen gingen verschiedene Wege; und wenn auch der Prinz wohl einmal an seinem Tisch die in Bonn anwesenden Gespielen aus der Knabenzeit vereinte oder mein Bruder ihn in der uns nahe befreundeten Familie des Obrist Fischer traf, — ihre Lebensbahnen hatten sie für immer auseinander geführt.

Von meines Bruders Leben ist nicht viel mehr zu berichten. Nachdem er seine Studien in Heidelberg, Bonn und Berlin beendet hatte, machte er seine beiden ersten juristischen Examina, diente sein Jahr ab, wurde Offizier, arbeitete als Referendar an der Regierung zu Düsseldorf und kehrte dann nach Berlin zurück, um sein Assessorexamen zu machen. Inzwischen hatten sich, während der Studentenjahre, seine Ansichten bedeutend geändert, und die seltenen Berührungen mit dem Prinzen, die jetzt noch stattfanden, waren

durchaus freundlicher Natur. In einem Briefe — ich glaube vom Jahre 1860 (das Datum ist abgerissen) — sagt er: „Wie sehr ich mich über den Umschwung in unserem politischen Leben gefreut habe, kannst Du Dir denken! Ich kann es mir immer noch gar nicht recht vorstellen, daß ich mit einem Male aus einem halb Geächteten zu einem Mann an der Spitze geworden bin. Dazu kommt, daß sich mein Verhältniß zum Prinzen ganz zurechtgezogen hat, und die Prinzeß von Preußen hat mir auf der Durchreise (in Düsseldorf) eine Audienz ertheilt, bei der sie überaus gnädig war. Der Prinz hat sich zu einer viel freieren Richtung entwickelt, als ich je zu hoffen gewagt. Er ist mit ganzer Seele für das neue Régime eingenommen."

Dieser heitere Blick in die Zukunft sollte sich für meinen Bruder nicht verwirklichen; denn ehe noch die Vorbereitungen für eine öffentliche Wirksamkeit vollendet waren, versagte seine physische Kraft, so daß er sich gezwungen sah, schon Ende des Jahres 1861 seinen Abschied aus dem Staatsdienst und als Landwehroffizier zu nehmen. Er hat noch verschiedene Versuche gemacht, in anderen Berufszweigen Boden zu gewinnen, — ohne Erfolg, da das fortschreitende Nervenleiden, das ihn befallen, ihm jede energische Arbeit zur Unmöglichkeit machte. Er mußte sich zu völliger Resignation durchkämpfen. Das Bedürfnis regelmäßiger, wenn auch bescheidener Tätigkeit und der Wunsch, auf eigenen Füßen zu stehen, veranlaßten ihn, auf einem Eisenbahnbüreau eine Anstellung zu suchen, da er merkwürdigerweise stundenlang rechnen konnte, ohne daß es ihn angriff. Diese Art der Arbeit schien auch das Gleichgewicht seiner Seele wieder herzustellen, und er schrieb im Sommer 1873 seinen Angehörigen, daß er seit Jahren mit seinem Befinden nicht so zufrieden gewesen sei und die Hoffnung sich bei ihm rege, noch einmal ganz gesund zu werden. Die nächste Nachricht aber meldete seine Erkrankung am Typhus, der ihn nach einigen Wochen dahinraffte: am 18. September 1873 schloß er die Augen. Das letzte, dunkle Jahrzehnt seines Lebens wurde durch die großen Ereignisse erhellt, die er mit leidenschaftlicher Spannung verfolgte, und das reinste Glück, das ihm das Leben geboten hat, war die Freude, zu sehen, wie der Kronprinz zu der Heldengestalt wurde, in der er immer der Liebling seines Volkes bleiben wird. Es war eine wehmütige Freude für uns, als kurz nach dem Hinscheiden Eduards mein Vater folgenden Brief empfing:

Eigenhändig. Potsdam, 7. October 1873.

Ich habe mit aufrichtiger Betrübniß durch Ihren gütigen Brief die traurige Kunde des Ablebens Ihres Sohnes Eduard, meines alten Jugendgespielen, erfahren und spreche Ihnen mein ganzes Beileid an diesem schmerzlichen Verlust aus.

Dem Heimgegangenen habe ich von der Knabenzeit an herzliche Zuneigung geschenkt und meine Gesinnungen niemals geändert, wenn auch unsere Lebenswege uns während der letzten Zeiten selten gestatteten, in näheren Verkehr zu treten. So wird auch das Andenken an den Freund aus der Knabenzeit bei mir niemals erlöschen, zumal er mir in den Jahren nahe stand, wo die Geschicke des engeren Vaterlandes sich ernst gestalteten und die im Heranreifen begriffene Jugend früher als gewöhnlich Gelegenheit fand, sich mit dem Gange der öffentlichen Verhältnisse vertraut zu machen. Ich bin

Ihr ergebener

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Das letzte Schreiben des Kronprinzen an meinen Vater legt ein so schönes Zeugnis von seiner Liebenswürdigkeit und Herzensgüte ab, daß ich es, als harmonischen Abschluß dieser Erinnerungen, hier mitteilen will. Es war von einem Geschenk begleitet, das weit zurückreicht in die frühe Zeit der schwärmerischen Jugendfreundschaft zwischen ihm und meinem Bruder. Damals hatte in dem häuslichen Kreise, in dem mein Onkel Franz Kugler und dessen Schwester Luise am abendlichen Theetisch gern Porträts zeichneten, die Letztere auch ein recht ähnliches Bildnis Eduards angefertigt, das dieser sich erbat, um es seinem „Fritz" zu schenken. Dies sei zur Erklärung des nachfolgenden Briefes (von Schreiberhand, aber mit eigenhändiger Unterschrift) vorausgeschickt.

Berlin, den 20. März 1883.

Ich habe zu Meinem lebhaften Bedauern erst verspätet von der im vorigen Monat stattgehabten Feier Ihres siebzigjährigen Jubiläums Kenntniß erhalten, will Mich aber hierdurch nicht hindern lassen, Ihnen zu dem seltenen und schönen Gedenktage, den Sie im Rückblick auf die in der Armee geleisteten bewährten Dienste wie auf die hervorragenden Erfolge Ihrer vieljährigen und unermüdlichen wissenschaftlichen Thätigkeit mit dem Gefühle berechtigter Genugthuung begehen durften, nachträglich Meine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen. Beifolgendes Andenken, welches durch die Vereinigung Meines Bildes mit demjenigen Ihres Sohnes Eduard, des treuen Jugendgefährten, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Verstorbenen veranschaulichen soll, bitte ich Sie als ein Zeichen der wohlwollenden Gesinnung, die Ich auch für den Vater hege, ansehen zu wollen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

Das Andenken war ein Album, das in gleichem Rahmen zum Aufstellen ein Bild vom Kronprinzen und das von Eduard aus dem Jahre 1847 enthielt.

Biarritz.

Eine Bismarck-Studie

von

Richard Fester.

I.

Bismarck hat das Pyrenäenbad Biarritz dreimal besucht. Das erste Mal im August 1862, als nach seinen eigenen Worten seine Sachen noch in Petersburg lagen, seine Wagen in Stettin waren, seine Pferde bei Berlin auf dem Lande, seine Familie in Pommern, er selbst, der Berufung in das Ministerium König Wilhelms gewärtig, als interimistischer Botschafter in Paris auf der Landstraße. Das zweite und dritte Mal im Oktober 1864 und 1865 kam er als preußischer Ministerpräsident: im Jahre der Londoner Konferenz und des Düppelsturmes nach vollbrachter Arbeit, 1865 am Vorabend der Entscheidungen von Königgrätz und Nikolsburg. Wer wäre ihm noch nicht in den Briefen an seine Gattin an die atlantische Küste gefolgt! Auch dem verhocktesten Nordländer offenbaren sie, welch eine „wundervolle Gnade Gottes gegen den Südländer sein Klima" ist. Felsklippen, weißer Schaum, purpurnes Meer, blaues Gebirge, lachender Himmel bezaubern in Bismarcks Schilderung auch die Wissenden. Schmeichelnd umfängt uns die weiche Seeluft, und nur zögernd reißen wir uns mit dem Erzähler von dem mondbeglänzten südlichen Meeresgestade los. Hier hat er 1862 zum letzten Male wirklich ausgespannt, ehe er mit dem Ölzweig von Avignon in der Tasche dem Konflikte und einer nicht mehr aufhörenden Nervenanspannung entgegenging. Hier hat der treueste Gatte sogar seinen Hochzeitstag vergessen, um in Berlin durch sein gesundes Aussehen und seine Kampfesfreudigkeit seine Freunde zu überraschen. Hier durfte er im Verkehr mit sympathischen Menschen das Leben noch einmal in vollen Zügen genießen, bis ihn „die durch die Klippen und Schluchten streichende Hofluft" vertrieb. Hier hoffte er auch 1864 die verlorene Sabbatstimmung jener wundervollen Augusttage wiederzufinden. Hier ist er 1865 auf der Spur des Hofes dem müden Cäsar auf seinen Spaziergängen in die Schluchten gefolgt. Die beiden ersten Besuche sind uns heute durch seine Briefe vertrauter. Der dritte, rein politische Besuch ist zu seiner Zeit mehr beachtet und kommentiert worden. Nur von ihm soll hier die Rede sein.

Vergegenwärtigen wir uns die politische Situation im Herbst 1865, so verstehen wir, daß sich schon die Zeitgenossen durch jene außerordentliche Badereise an Cavours Bittgang nach Plombières erinnert fühlten. Am 14. August war durch die Gasteiner Konvention „der Riß im Bau" des Deutschen Bundes „noch einmal verklebt" worden. Österreich hatte von der Kriegsbeute von 1864 Lauenburg an Preußen verkauft. Die Verwaltung der auf ewig ungeteilten Elbherzogtümer war zwischen den verbündeten Rivalen geteilt worden. Bismarck hatte für das Hinausschieben der Entscheidung von seinem dankbaren König den Grafentitel erhalten. Die französische Nation und ihr Cäsar sprachen ihren Unmut über die vermeintliche Beilegung des alten deutschen Haders, von England eifrig sekundiert, in beleidigender Weise aus. Den Verbündeten von 1864 schien eine westmächtliche Kombination entgegentreten zu wollen, als das völlig Unerwartete geschah, daß der preußische Ministerpräsident in Feindesland an dem Sitz des kaiserlichen Hoflagers seinen Erholungsurlaub verbrachte. Wenn er auch diesmal mit Frau und Tochter gekommen war, wenn er auch nach der Abreise Napoleons noch bis zum 1. November in dem verödeten Badeorte dem schlechten Wetter standhielt, so ließ sich doch die diplomatische Welt durch diese Kriegslist nicht täuschen. Schon in Biarritz hatte man bemerken wollen, daß der Kaiser dem preußischen Staatsmann wie einem unbequemen Gaste ausgewichen sei. In Paris, das Bismarck auf der Rückreise berührt hatte, erschöpfte man sich in Vermutungen. Der dänische Journalist Hansen fand den Minister am 5. November schlecht gelaunt und schrieb das seinen Besprechungen mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, zu. Anderen fiel die zuversichtliche Miene Bismarcks auf. Bis in den Januar 1866 hatte man doch den Eindruck, daß er seinen Zweck in Biarritz nicht erreicht habe. Wie ein Versucher, hieß es, sei er gekommen, aber Napoleon habe sich standhaft gezeigt. Das Versprechen angemessener Entschädigungen, der Hinweis auf Belgien habe dem Kaiser die bindende Zustimmung zu Bismarcks Zukunftsplänen nicht entringen können. Erst im weiteren Verlaufe des Jahres 1866 gewann die Vermutung die Oberhand, daß Bismarcks Zuversicht keine forcierte gewesen sei, und als in raschen Schlägen die deutsche Frage entschieden war, konnte der sächsische Diplomat Vitzthum von Eckstädt in einer Denkschrift an seinen Monarchen vom 7. August versichern, daß die Ereignisse den Schleier von Biarritz gelüftet hätten.

Nichtsdestoweniger trat der Gedanke an Cavour und Plombières rasch wieder in den Hintergrund. Der Schleier von Plombières ist durch die Ereignisse des folgenden Triennium in der Tat gelüftet worden. Als die Mailänder „Perseveranza" 1883 Cavours Baden-Badener Bericht an König Viktor Emanuel veröffentlichte, wußte man längst die Hauptsache. Die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich hatte bewiesen, daß die Verabredungen in dem Vogesenbade über das im Frieden von Villafranca Erreichte weit hinausgegangen waren. Die Neutralität Frankreichs im Juli und August 1866 ließ, da sie unbelohnt blieb, auf keine vorausgegangenen Abmachungen schließen. In der öffentlichen Meinung erschien Napoleon seit

1870 als der Geprellte von Biarritz. Den Geschlagenen von Sedan gewährte es eine gewisse moralische Genugtuung, Bismarcks machiavellistische Politik für den großen Zusammenbruch verantwortlich zu machen. Deutsche Diplomaten, wie Vitzthum, begnügten sich mit der Vermutung, daß Bismarck Biarritz mit der festen Überzeugung verlassen habe, Frankreich werde, wenn es zum Bruch mit Österreich komme, eine strikte Neutralität beobachten. Einsichtigere Franzosen, wie G. Rothan, erwarteten, da Napoleon das Geheimnis mit sich ins Grab genommen hatte, und der Reichskanzler schwieg, die letzten Aufschlüsse von der künftigen Veröffentlichung der Berichte Bismarcks an seinen König. Rascher als sie es denken mochten, erfuhr die Welt 1889 durch Sybel, was Bismarck am 4. und 11. Oktober 1865 aus Biarritz an König Wilhelm geschrieben hatte. Von Vereinbarungen und Entschädigungsanerbietungen oder Forderungen stand in seinen Berichten kein Wort. Wohl aber bezeichnete Bismarck die augenblickliche Stimmung des kaiserlichen Hofes als eine für Preußen äußerst günstige. Die Vermutung Vitzthums von Eckstädt schien eine urkundliche Bestätigung zu erfahren. Wie der sächsische Diplomat meinte Sybel, daß Bismarck das Pyrenäenbad in erregter und gehobener Stimmung verlassen habe, weil er die Überzeugung mitnahm, daß Frankreich der kriegerischen Lösung des Dualismus keine Hindernisse in den Weg legen werde. Auch die französische Forschung hat sich unter Vorbehalt des nationalfranzösischen Urteils Sybels Resultate zu eigen gemacht. Der treffliche Geschichtschreiber des zweiten Kaiserreiches, Pierre de la Gorze, hat im vierten Bande seines preisgekrönten Werkes im vergangenen Jahre die Befriedigung Bismarcks für echt gehalten und der in Biarritz gewonnenen Erkenntnis zugeschrieben, daß Napoleons ewiges Weh und Ach aus der Lösung der venezianischen Frage zu kurieren sei.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich hier umständlich beweisen wollte, daß auch in den aufschlußreichsten Akten nicht alles enthalten ist, daß oft das Wichtigste unausgesprochen bleibt. Indem ich mich zu einer Revision der Sybelschen Darstellung anschicke, gereicht es mir zu hoher Befriedigung, daß auch der neueste Bismarck-Biograph, Max Lenz, die Frage erhebt, „ob der Ton der Gespräche von Biarritz ganz so gedämpft gewesen sei, wie er in Bismarcks Berichten an den König erscheine". Ein Bericht wie der Baden-Badener Cavours ist in seiner rückhaltlosen Offenheit ein diplomatisches Unikum. Nicht nur Napoleon und der sardinische Minister waren Complicen. Auch Viktor Emanuel war mit in der Verschwörung. So viel ist wohl ohne weiteres gewiß, daß König Wilhelm nie im stande gewesen wäre, die politische Rolle des rè galantuomo zu spielen. Auch ohne eine besondere Untersuchung dürfen wir annehmen, daß Bismarck in seinem Bericht vom 11. Oktober 1865 wie auch sonst der geistigen Disposition seines Herrn Rechnung getragen hat. Die Möglichkeit, daß er in der Hauptsache alles berichtet habe, bleibt auch bei dieser Annahme nicht ausgeschlossen, aber daneben taucht von neuem die Möglichkeit auf, daß die früheren Vermutungen über den Inhalt der Biarritzer Gespräche nicht schlechtweg abzuweisen sind, daß Bismarck also in usum regis berichtet hat. Neues Material zur Beant-

wortung dieser Fragen ist kaum mehr zu erwarten. Bismarck hat es bei Sybels Enthüllungen bewenden lassen und kein Bedürfnis gefühlt, in den „Gedanken und Erinnerungen" zu erzählen, was ihm selbst nur noch ein Märchen aus alten Tagen war. Die Italiener und die nächstbeteiligten Franzosen haben gesprochen. Die Berichte des preußischen Botschafters in Paris, Robert von der Goltz, sind von Sybel auszugsweise mitgeteilt worden. Das Wichtigste, den Eindruck jener Gespräche auf den preußischen Staatsmann, ihren Zusammenhang mit seinen folgenschweren Entschlüssen, haben auch seine nächsten Mitarbeiter nicht zu ergründen vermocht. „Es sind ganze Provinzen in meiner Brust, in die ich nie einen anderen Menschen werde hineinsehen lassen", hat Bismarck in den Tagen der Gasteiner Konvention zu Keudell gesagt. Auch ein kurzer Vor- und Rückblick in der Weise Rothans bringt uns nicht weiter. Zwei Fragen sind zunächst auseinanderzuhalten und jede für sich zu beantworten. Zum ersten müssen wir feststellen, was Bismarck von Frankreich und Napoleon für Preußen vor dem Oktober 1865 erwartet hat. Zum zweiten werden wir zu untersuchen haben, wie weit die Offenheit des preußischen Ministerpräsidenten gegen seinen Monarchen gegangen ist und der Natur der Dinge nach gehen durfte. Beide Fragen aber lassen sich nicht dogmatisch, sondern nur historisch, entwickelnd beantworten.

II.

Bismarcks Gedanken über das Verhältnis Preußens zu Frankreich ab ovo gleichsam zu verfolgen, hat für unseren Zweck keinen Sinn, da er sich in seinen großen Denkschriften aus dem Jahre 1857 und seinen gleichzeitigen Briefen an Leopold von Gerlach mit der größten Klarheit darüber ausgesprochen hat. Indem er den Rang und die Stellung des Staates Friedrichs des Großen unter den Mächten Europas scharf ins Auge faßte, trug er der Veränderung der Weltlage seit dem Revolutionsjahre 1848 in weitestem Umfange Rechnung. Die Heilige Allianz der drei Ostmächte war infolge der Revolution zerfallen, Rußlands Übergewicht durch den Krimkrieg gebrochen. Frankreich war seit dem Pariser Frieden die tonangebende Macht, ohne daß sich daraus eine neue Gruppierung der europäischen Mächte ergeben hätte. Wie lange ihre Isolierung anhalten werde, war nicht vorauszusehen. Nur so viel stand dem Bundestagsgesandten fest, daß die kleinste der Großmächte am meisten der Anlehnung bedürftig sei. Wenn Preußen schon unter Friedrich dem Großen seine Großmachtstellung nur mit der äußersten Anspannung aller Kräfte behauptet hatte, so erschien seine Lage 1857 schon deshalb als eine sehr prekäre, weil es seit 1815 an Macht nicht zugenommen, wohl aber seit dem Fehlschlagen seiner Unionspolitik und seit Olmütz an Ansehen eine bedeutende Einbuße erlitten hatte. An dem Deutschen Bunde hatte es keinen Rückhalt. Sein Einfluß auf die fahnenflüchtigen Unionsfürsten und die süddeutschen Mittelstaaten hing ebenso sehr von seinen auswärtigen Verbindungen wie von seiner eigenen Kraft ab, von jenen vielleicht noch in höherem Maße, solange ihm keine Gelegenheit zu einer fühlbaren Machtentfaltung gegeben war. Eine Anlehnung an Österreich konnte bei der

Divergenz ihrer deutschen Interessen nur eine vorübergehende sein. England schied durch die Unberechenbarkeit seiner Politik aus allen staatsmännischen Kombinationen aus. Es blieb somit nur die Wahl zwischen Frankreich und Rußland. Bismarck aber glaubte sich für die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich entscheiden zu müssen, weil dadurch „die Wahrscheinlichkeit eines Bruches zwischen England und Frankreich vermindert und die Chance eines französisch-russischen Kriegsbündnisses vertagt werde".

In dem Preußen von 1857 gab es keinen Politiker, der Bismarcks europäischem Gedankenfluge zu folgen vermocht hätte. Wie der Normalfranzose die Abtretung Elsaß-Lothringens nicht verschmerzen kann, sah man in dem bonapartistischen Frankreich wie nach Jena und Tilsit den Erbfeind, obwohl Möckern und Waterloo die Viktoria auf das Brandenburger Tor zurückgeführt hatten. Auch Bismarck verhehlte sich als gründlicher Kenner der Geschichte keineswegs, daß Frankreich seiner ganzen Entwicklung nach der Erbfeind eines einigen und mächtigen deutschen Bundes war. Ein strebsames Preußen konnte, wie die früheren Rheinbundstaaten, auf französische Sympathien und französische Unterstützung rechnen, solange es die kleinste Großmacht blieb. Bei den ersten Fliegversuchen des flügellahm gewordenen preußischen Aars konnte sich Frankreich nützlich erweisen. Den stolzen und freien Adlerflug mußte es zu verhindern suchen, wenn es nicht all seinen Traditionen seit Franz I. und Richelieu untreu werden wollte. Noch stand Preußen nicht einmal am Anfang seiner Laufbahn zu Fridericianischem Ruhme und welthistorischer Größe, die es unter Bismarcks Führung durchmessen sollte. Für den Augenblick hatte es also keine Gefahr, wenn Friedrich Wilhelm IV. in wohlerwogener Interessenpolitik an dem künftigen Feinde eines vergrößerten, stärker gewordenen Preußen Anlehnung suchte, und auch so würde Bismarck dem Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel niemals jenen Rat erteilt haben, wenn nicht an der Spitze Frankreichs Napoleon III. gestanden hätte. Seine Versuche, durch Manteuffel und Gerlach König Friedrich Wilhelm IV. zu überreden, daß man mit Napoleon als einem gegebenen Faktor rechnen möge, haben in der Geschichte der preußischen Politik keine Spuren hinterlassen, doch bleiben sie deshalb nicht minder merkwürdig. Denn so unberechenbar ihm schon damals jener Faktor erschien, so hat er doch schon 1857 erkannt, daß keine französische Regierung der Sache Preußens, für den schweren Anfang wenigstens, so gute Dienste erweisen könne wie der Neffe des großen Korsen.

Die französische Geschichtschreibung hat in seltsamer Verwechslung der Rollen Bismarck zum Versucher machen wollen. Ob er es in Biarritz gewesen ist, lasse ich vorläufig dahingestellt. Die Genesis seines persönlichen Verhältnisses zu Napoleon zeigt die umgekehrte Rollenverteilung. Ein Jahr vor seiner Unterredung mit Cavour gab der Kaiser in einem längeren, zwanglosen Gespräche mit dem preußischen Bundestagsgesandten seinen Ideen eine Wendung gegen England. Aus Bismarcks Denkschrift an Manteuffel ersieht man, wie nahe ihm die Eröffnungen Napoleons damals einen Bruch zwischen Frankreich und England erscheinen ließen. Der Kaiser knüpfte nur an Gedankengänge

seines Oheims an, wenn er von einer Stärkung der Marinen zweiten Ranges sprach. Die Interessengemeinschaft Frankreichs mit Italien und Preußen sah er in ihrem natürlichen Bedürfnis, Englands Vorherrschaft auf den Meeren zu brechen. Das bald darauf von ihm proklamierte Nationalitätsprinzip trat noch hinter die praktischere Erwägung zurück, daß Italien und Preußen erst in stand gesetzt werden müßten, die ihnen zugedachte Aufgabe zu erfüllen. Den Italienern wollte er selbst durch einen Krieg mit Österreich freie Bahn schaffen. Dem preußischen Staate stellte er die Annexion Schleswig-Holsteins und Hannovers in Aussicht. Zum ersten Male bekam Bismarck aus Napoleons eigenem Munde seine Lieblingsidee zu hören, daß Frankreich für seine guten Dienste weiter nichts als eine kleine Grenzberichtigung verlange. Wo sie auf deutscher, preußischer Seite zu suchen sei, blieb unerörtert. In Italien hatte es der Kaiser nach seinen eigenen Worten auf „die Erwerbung einiger Küstenpunkte" abgesehen.

Obwohl wir über diese Unterredung vom 16. April 1857 erst durch eine spätere Erzählung Bismarcks unterrichtet sind, dürfen wir uns auf die Genauigkeit seiner Angaben verlassen. Als er zum ersten Male, am 29. Juli 1870, den ganzen Gang des 1857 seinen politischen Freunden nur bruchstückweise mitgeteilten Gespräches dem englischen Botschafter Lord Loftus erzählte, kam es ihm allerdings darauf an, die kaiserliche Politik in London zu diskreditieren. Gerade die Hervorhebung der antienglischen Interessengemeinschaft aber hat er weder erfunden noch übertrieben. Nicht nur in der erwähnten Denkschrift, auch in seinen Gesprächen mit Gerlach begegnet die Besorgnis vor einem französisch-englischen Konflikte. Es ist das vielleicht der einzige Punkt, in welchem er sich 1857 durch Napoleon täuschen ließ. In der Hauptsache wird er den Kaiser schon damals durchschaut haben. Auch Napoleon war nur zu dem Ansatze zur Lösung der Gleichung zu gebrauchen. Weder das italienische noch das preußisch-deutsche Selbstbestimmungsrecht lag in seinem Programm. Aber er war der einzige Franzose, der sich bereit zeigte, für den Anfang hier zu helfen, dort gewähren zu lassen. Den drohenden französisch-englischen Konflikt zu beschwören, hatte Preußen schon deshalb ein ausgesprochenes Interesse, weil ihm nach Bismarcks Ansicht nichts erwünschter sein konnte als ein französisch-österreichischer Konflikt. Napoleon besorgte Preußens Geschäfte, wenn er die Österreicher aus Italien vertrieb. Alles Weitere war cura posterior. Das Annektieren als die Vorbedingung zu Preußens Größe hoffte der Erbe Friedrichs des Großen dereinst allein zu besorgen, wenn er erst ans Ruder gekommen war.

Der Mangel persönlicher Berührungspunkte mag es erklären, daß uns in Bismarcks Erzählungen niemals der Name Cavours begegnet. Bei Busch und in den „Gedanken und Erinnerungen" wird der Schöpfer des Königreichs Italien kein einzigesmal erwähnt. Auch in den Briefen an Gerlach ist nur einmal von ihm die Rede. Was Bismarck über das Werk des großen sardinischen Staatsmannes gedacht hat, kann urkundlich nur in den noch unbekannten Petersburger Berichten und Denkschriften niedergelegt sein. Daß er seit der Unterredung von Plombières den Schachzügen Cavours mit der ge-

spannteften Aufmerksamkeit gefolgt ist, versteht sich von selbst. Ich darf in diesem Zusammenhange davon absehen, daß die preußische Politik während des italienischen Krieges von 1859 abermals andere Wege ging, als sie Bismarck gegangen wäre. Noch war seine Stunde nicht gekommen. Auch der Petersburger Botschafter mußte sich mit dem Studium der Zeitereignisse begnügen. Aus der Haltung Napoleons in der italienischen Frage vor und nach Villafranca zog er die Lehre, wie sich der Kaiser in Zukunft zu ehrgeizigen Wünschen Preußens stellen werde. Auf die 1857 angekündigte „Erwerbung einiger Küstenpunkte" warf die Annexion Savoyens und Nizzas nach rückwärts ein helles Licht, das auch die „petite rectification des frontières" auf der deutschen Seite aus dem Dunkel der Zukunft hervorholte. Auch Bismarck würde sich an Cavours Stelle keinen Augenblick bedacht haben, Napoleons Beistand durch ein Opfer zu erkaufen, das Italien jeder Dankesschuld gegen Frankreich enthob. Der kleine Viktor Emanuel hätte sich ohne fremde Hilfe nicht in den Sattel schwingen können. König Wilhelm bedurfte dazu, wenn er nur wollte, keines aktiven Helfers. Sein großer Ahnherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm, hatte den Raub Straßburgs nicht nur geschehen lassen, sondern in einem Vertrage mit dem Räuber garantiert, damit ihn Ludwig XIV. in der Verfolgung seiner nordischen Pläne nicht störe. Dem Stockpreußentume des neunzehnten Jahrhunderts war nicht mehr erlaubt, was ihm schon im siebzehnten mehr geschadet als genützt hatte. Auf aktiven Beistand Frankreichs hatte Bismarck auch 1857 nicht gerechnet. Was Napoleon in dieser Beziehung gegen Österreich, auch für Preußen tun konnte, hatte er schon 1859 für Italien getan. Den passiven Beistand durch ein Opfer an Land und Leuten zu erkaufen, konnte Bismarck als preußischem Staatsmanne gar nicht in den Sinn kommen. Als er am 27. Juni 1862 in Fontainebleau dem Kaiser wieder gegenübertrat, war eben das, was ihm 1857 eine „diplomatische" Allianz zwischen Frankreich und Preußen empfehlenswert erscheinen ließ, schon erreicht. Nicht nur die Abneigung König Wilhelms gegen ein Bündnis mit Napoleon, auch das Interesse Preußens sprach für eine Politik der freien Hand. 1857 wäre er den Liebeswerbungen des Kaisers bis zu einem gewissen Grade entgegengekommen. 1862 riet er lediglich, die Sprödigkeit nicht so weit zu treiben, daß etwa Österreich durch das Opfer Veneziens und des linken Rheinufers Frankreich auf seine Seite bringe, wenn ihm auch das von Napoleon inzwischen proklamierte Nationalitätsprinzip eine gewisse Garantie gegen eine französisch-österreichische Koalition zu bieten schien.

Bismarcks Nachfolger in Paris, Robert von der Goltz, glaubte seinem Chef etwas ganz Neues zu sagen, als er ihm am 9. Dezember 1864 schrieb, es lasse sich in Frankreich für eine ehrgeizige Politik Preußens keine günstigere Regierung denken als die kaiserliche. Auch Thiers habe das vor einigen Tagen zugegeben, indem er der Politik des Kaisers vorwarf, daß sie den Interessen Frankreichs nicht entspreche und es in Gegensatz zu England, Österreich, Rußland und dem Katholizismus versetze. Tatsächlich hat der Botschafter dem Ministerpräsidenten Bismarck durch diese Belehrung nur gesagt, was dieser aus eigener Beobachtung längst wußte. Die verdrießlichen Pariser Warte-

monate vor seinem Eintritt in das Konfliktsministerium waren keine verlorenen gewesen. Als er in Biarritz im August 1862 zum ersten Male Erholung und Stärkung suchte, durfte er sich sagen, daß er der französischen Nation und ihrem dermaligen Leiter den Puls gefühlt habe. Während seines Pariser unfreiwilligen Junggesellenlebens war eben der alte Thiers, der berufenste Interpret der nationalfranzösischen Interessen, sein täglicher Umgang. Den wirklichen Politiker hatte er im Restaurant und im Klub, den sentimentalen Politiker mit unlauteren Maklerallüren in den Tuilerien und in Fontainebleau aufs neue studiert. Sowohl die Ungunst Frankreichs als die Gunst Napoleons lagen ihm klar vor Augen; aber es blieb ihm auch nicht verborgen, daß das für Preußen bekundete Wohlwollen des Kaisers für die Lösung der preußisch-deutschen Frage noch geringere Garantien bot, als sie die italienischen Sympathien des alten Carbonari für die restlose Lösung der italienischen Frage geboten hatten. Für den Ansatz zur Lösung der Gleichung war Napoleon 1862 schlechterdings nicht mehr zu gebrauchen. Den ersten Schritt zur Anlehnung an eine Großmacht tat das Ministerium Bismarck durch die Alvenslebensche Konvention mit Rußland in der polnischen Frage und sicherte sich dadurch für die Zukunft die Erkenntlichkeit des Zaren Alexander. Auch für die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage war von Napoleon nichts zu erwarten. Durch das Bündnis mit seinem deutschen Gegner wurde der kühne Steuermann in stand gesetzt, die Klippen des Londoner Protokolls zu umgehen und den Protokollmächten, einschließlich Frankreichs, Schach zu bieten. Von Düppel führte der Weg über den Kongreßort London nach Alsen und Schönbrunn, ohne Paris zu berühren.

Bis 1862 hat es unsere Untersuchung nur mit Bismarck zu tun. Seit seinem Einzug in der Wilhelmstraße richten sich unsere Blicke auch auf das ausführende Organ seines Willens am Pariser Hofe. Wir kennen den Grafen von der Goltz aus seinen eigenen Briefen und aus Bismarcks Charakteristik. Der Nachruf für den Frühverstorbenen in Buschs Kriegstagebüchern lautet noch unfreundlicher als die scharfumrissene Charakterschilderung in den „Gedanken und Erinnerungen". 1870 nennt ihn der Bundeskanzler „einen raschen Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen". 1891 rühmt ihm der Fürst nach, daß er weniger Eitelkeit und mehr Patriotismus und Charakter als Harry von Arnim gezeigt habe, wenn auch Zorn und Galle Subtrahenda von seiner praktischen Leistung gewesen seien. Die Dankbarkeit für die Leistungen des Botschafters trat bei Bismarck allezeit hinter die bittere Empfindung zurück, daß Goltz ihm die Versetzung nach Paris durch intrigantes Streben nach seiner eigenen Stellung vergolten habe. Durch die Erfahrungen seiner politischen Lehrjahre und die angeborenen Herrschergaben an einsames Denken und Handeln gewöhnt, mußte es sich Bismarck mehr als einmal von seinen Mitarbeitern sagen lassen, daß er nur Maschinen gebrauchen könne, während er selbst sich durch Goltz und Arnim an den undankbaren Vetter Anselmo in Chamissos Ballade erinnert fühlte. Arnim ist wie Anselmo durch den Zauberer Yglano vor die Türe gesetzt worden. Goltz kam 1863 glimpflicher davon, als er der auswärtigen

Politik seines Chefs zu opponieren wagte. Maschinen lassen sich durch andere ersetzen. In geschickte Arbeiter muß sich auch der Meister zu schicken wissen. Als Kritiker der Bismarckschen Politik spielt Goltz heute freilich keine glückliche Figur. Wenn er 1863 an Bismarck schreibt: „Im Jahre 1859 war ich für den Krieg gegen Frankreich, im Jahre 1863 wollte ich uns nicht vor die Bresche für Rußland stellen", wenn ihm die Losreißung der Herzogtümer von Dänemark ohne jede Annexionsabsicht allein schon einen Krieg Preußens gegen Dänemark rechtfertigen würde, so können wir verstehen, daß sich Bismarck auf die Abwehr beschränkte und es stolz verschmähte, sich „über seine letzten Gedanken frei gegen ihn auszulassen", obwohl das Staatsinteresse es eigentlich erfordert hätte, daß er „gegen den Botschafter in Paris rückhaltlos offen bis zum letzten Worte seiner Politik" gewesen wäre. Mit Gerlach hat Bismarck unter analogen Verhältnissen die Diskussion abgebrochen. Auch mit Goltz setzt er sie nach jener drohenden Erinnerung an seine Autorität nicht fort. Weit entfernt, ihn als Maschine zu behandeln, benutzt er ihn, wie er nun einmal ist. Gewohnt, mit allen gegebenen Faktoren zu rechnen, wenn es auch sein eigenes Renommee leichtfertiger Gewalttätigkeit wäre, sieht er es schließlich nicht ungern, daß Goltz in Paris dem Kaiser zu verstehen gibt, er werde mit ihm als Ministerpräsidenten noch bessere Geschäfte machen als mit dem dermaligen Leiter der preußischen Politik. Es fällt ihm nicht ein, Goltz zu belehren, daß auch er Napoleon und Thiers zu kennen glaube. So seltsam es ihn berühren muß, daß sich Goltz, wie er selbst vor sechs Jahren, zum Anwalt einer näheren Verständigung zwischen Preußen und Frankreich aufwirft, so begnügt er sich doch, vor dem dänischen Kriege Wasser in seinen Wein zu gießen, ohne dem Botschafter in die Pflege seiner intimen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe hineinzureden. Um eine Verständigung Frankreichs mit Österreich zu hintertreiben, ist Goltz gerade der rechte Mann. So weit läßt ihn Bismarck bis 1864 völlig gewähren und hält sich an die tatsächliche Grundlage seiner Berichte, um über die Schlußfolgerungen des Botschafters nach jener einmaligen Aussprache einfach zur Tagesordnung überzugehen.

Nur mit einem Briefe des Grafen aus dem Dezember 1863, der Replik auf seinen ministeriellen Verweis, hat Bismarck insofern eine Ausnahme gemacht, als er ihn mit höchst charakteristischen Randbemerkungen begleitete. Goltz zieht darin die Eventualität eines Krieges im Bunde mit Frankreich oder gegen Frankreich in Erwägung, und Bismarck macht dazu die spöttische Glosse: „Für Saarbrücken, um Land." Mit andern Worten, Bismarck weiß, daß es dem Kaiser als Freund oder als Gegner Preußens um Landgewinn zu tun ist, und er verschiebt daher die unvermeidliche Auseinandersetzung mit dem tatsächlichen Vertreter der französischen Interessen, bis die Dinge zu der Auseinandersetzung mit Österreich reif geworden sind.

Als Unterhändler hat Goltz, namentlich nach Königgrätz, die Erwartungen Bismarcks glänzend gerechtfertigt. Als Beobachter vermochte er ihn nicht ganz zu befriedigen. Auch Lenz ist es nicht entgangen, daß die Sehnsucht nach den heilkräftigen atlantischen Seebädern nicht das einzige Motiv der zweiten Biarritzer Reise gewesen sein kann. Wenn Bismarck noch am 3. Oktober 1864

befürchtete, er werde mit dem König „wohl noch einen Kampf wegen der Reise zu bestehen haben", so liegt auf der Hand, daß er die Genehmigung seines Herrn zu einer politischen Rekognoszierung einholte. Früher, als es ihm selbst erwünscht war, verließ er Biarritz, um den Kaiser in Paris nicht zu verfehlen. Am 25. Oktober 1864 ist er auf der Durchreise von Napoleon in St. Cloud empfangen worden. Den Inhalt ihrer Unterredung können wir nur erraten. Was er bezweckt und erreicht hat, ergibt sich aus der politischen Situation und seiner Korrespondenz mit Goltz aus dem Februar 1865. Der Wunsch, wieder einmal mit eigenen Augen zu sehen, war durch die italienisch-französische Septemberkonvention nur verstärkt worden. Es verstand sich für ihn von selbst, daß das Versprechen Napoleons, in zwei Jahren die französische Besatzung aus Rom zurückzuziehen, nicht das einzige Äquivalent der Verlegung der italienischen Residenz nach Florenz und des vorläufigen Verzichtes auf Rom sein konnte. Wenn Napoleon den Italienern in der venezianischen Frage Zugeständnisse gemacht hatte, war zu hoffen, daß er mit der Bundesgenossenschaft Preußens und Italiens gegen Österreich rechnete. Wieder war es dem preußischen Ministerpräsidenten nichts Neues, als Goltz ihm anfangs 1865 meldete, der Kaiser besorge, daß Preußen seinem österreichischen Verbündeten zur Behauptung Veneziens gegen Zugeständnisse in der schleswig-holsteinischen Frage seinen Beistand zusagen möge. Da er damals das Bündnis mit Österreich noch „nicht für ausgenutzt" hielt und ihre „Ehe trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen" gedachte, sah er diese Besorgnis als eine Art von Rückversicherung nicht ungern. In den Kreisen der deutschen Diplomaten in Paris erzählte man sich, Napoleon habe Bismarck in St. Cloud die Elbherzogtümer unter der Bedingung einer kleinen Grenzberichtigung angeboten, aber zur Antwort erhalten, König Wilhelm könne kein einziges deutsches Dorf an Frankreich abtreten, ohne sich in Deutschland unmöglich zu machen. In einem Schreiben des Ministers an Goltz vom 20. Februar findet sich hierfür nur eine indirekte Bestätigung, insofern er betont, daß „die Unterstützung Frankreichs kaum anders als auf lästige Bedingungen zu erhalten sein werde". Wie man sich auch den Verlauf der Unterredung vom 25. Oktober 1864 denken mag, so viel ist gewiß, daß Bismarck Paris schon 1864 mit dem tiefsten Mißtrauen verlassen hat. Mit der Sachlichkeit, die ihn in den politischen Machtkämpfen niemals verlassen hat, sagte er sich, „daß weder Frankreich für Preußen noch Preußen für Frankreich ein Bundesgenosse à toute épreuve sein könne". Das Mißtrauen, das ihn selbst erfüllte, setzte er mit großartiger Unbefangenheit auch bei Napoleon voraus und gab dem allzu vertrauensseligen Botschafter auf seine mit Nachdruck erneuerten Allianzvorschläge zu bedenken, daß eine Allianz mit Frankreich von Napoleon dazu benutzt werden könne, Österreich zur freiwilligen Abtretung Veneziens zu vermögen, während die unsichere Hoffnung auf eine Verständigung mit Preußen das Wohlwollen des Kaisers warm erhalte.

Man muß diese europäischen Antezedenzien des Gasteiner Vertrages im Auge behalten, um seine Bedeutung richtig einzuschätzen. Kein deutscher Darsteller jener Jahre, weder Sybel, Friedjung, Marcks, Lenz noch der Geschicht-

schreiber des Kriegsjahres 1866, v. Lettow-Vorbeck, hat es bemerkenswert gefunden, daß bei der Teilung der Verwaltung Holstein einen österreichischen, Schleswig einen preußischen Statthalter erhielt, als ob nicht Preußen seine Hand ebenso gut auf Holstein wie auf Schleswig hätte legen können. Wenn nach der aktenmäßigen Darstellung Sybels weder Österreich auf Schleswig noch Preußen auf Holstein besonderen Wert gelegt hat, so werden sich die österreichischen Minister etwa gesagt haben: ‚Erhält Holstein einen preußischen Statthalter, so ist es vermöge der von dem Körper der preußischen Monarchie ausgehenden Anziehungskraft so gut wie annektiert. Wir aber können in Holstein durch Agitation für den Augustenburger verhüten, daß Preußen in Schleswig Wurzel faßt.' Bismarck dagegen wird sich für Schleswig entschieden haben, weil er sich sagte: ‚Stehen die Österreicher in Schleswig, und es kommt zum Kriege, so liefern sie Schleswig eventuell wieder an Dänemark aus und nötigen uns, gegen die österreichische Division und die Dänen ein oder zwei Armeekorps zu werfen, die dadurch dem eigentlichen Kriegsschauplatze entzogen werden. Die schleswig-holsteinische Frage hört dann auf, eine deutsche zu sein, und wird wieder, wie 1864, eine europäische. In Holstein aber haben die Österreicher keine unmittelbare Fühlung mit einer preußenfeindlichen Macht. Wir können, im Besitze der Etappenstraße und des Kieler Hafens, ihnen leicht den Stuhl vor die Tür setzen, ihnen und ihrem Herzog.'

Noch Friedjung meint nach Sybels Vorgang, Bismarck sei über den Gasteiner Vertrag nicht eben erbaut gewesen. Meines Erachtens hat er sich erst im August 1865 sagen dürfen, daß Preußen sein Bündnis mit Österreich völlig ausgenutzt habe. Was Österreich im Dienste der Bismarckschen Politik für die preußische Annexion Schleswig-Holsteins überhaupt tun konnte, hatte es durch die Teilung der Verwaltung getan. Schon seit dem Herbst 1864 war Bismarck mit Erfolg bemüht gewesen, der französischen Nation in ihrer Presse durch den dänischen Journalisten Hansen die preußische Annexion mundgerecht zu machen, weil nur von Preußen die Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark zu erwarten sei. Auch in dieser Beziehung war es von Wert, daß Manteuffel als Statthalter gerade nach Schleswig ging. Die Hauptsache aber war für Bismarck die diagnostische Bedeutung des Vertrages. Der Entrüstungssturm der französischen Presse und die gröbliche Kritik des Vertrages durch die französische Regierung bestätigten ihm nur seine früheren Beobachtungen. Die Entrüstung der Nation war echt, die Entrüstung der Regierung gemacht. An der Ungunst Frankreichs war nicht zu zweifeln. Die Ungunst Napoleons war nur der Ausdruck verschmähter Gunst. Schon im Februar 1865 hatte Bismarck die feine Unterscheidung zwischen der persönlichen Politik Napoleons und der Haltung seines Ministers des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, nicht gelten lassen. Goltz hatte, wie ein Historiker, die verschiedenen Faktoren der französischen Regierung auseinandergehalten, während Bismarck als Staatsmann sich an das Resultat hielt und die Firma Napoleon mit Recht als ein Ganzes nahm. Die Entdeckung, daß jene gröbliche Kritik des Vertrages die volle Billigung Napoleons gefunden hatte und wohl auch mit seinem Wissen in die Presse gelangt war, wird ihn daher schwerlich überrascht haben. Dem Kaiser

wie seinem italienischen Klienten war gezeigt worden, daß Preußen mit seinem deutschen Rivalen die besten Geschäfte machen könne. Wenn Napoleon und Italien mit Preußen rechnen wollten, durften sie nicht hinter dem zurückbleiben, was es von Österreich erreichen konnte.

So war denn endlich der so lange hinausgeschobene Augenblick zur Auseinandersetzung mit Napoleon gekommen. Daß er rasch benutzt werden müsse, empfahl sich aus einer doppelten Erwägung. Einmal war Bismarck durch Goltz von der schwankenden Gesundheit des Kaisers, von seinen häufigen Ohnmachtsanfällen seit dem Dezember 1864 unterrichtet und mußte darauf gefaßt sein, daß ein Thron- oder Regierungswechsel der nationalfranzösischen Ungunst zum Siege verhelfe. Zum zweiten bedeutete der Gasteiner Vertrag das letzte für Österreich annehmbare Zugeständnis und enthielt zugleich seiner Natur nach die Keime des Bruches. Ein Stillstehen auf der Etappe von Gastein war nicht denkbar. Wie die Dinge lagen, hatte Bismarck nur noch die Wahl zwischen vorsichtigem Rückzug und entschlossenem Vormarsch. Sein Gang nach Paris und Biarritz unterschied sich von all seinen früheren französischen Rekognoszierungen durch seinen ausgesprochen kriegerischen Charakter. 1864 hatte er König Wilhelm wider Erwarten für seine Badereise günstig gestimmt gefunden. 1865 entrang er seinem Monarchen die Zustimmung zur Fahrt nach Biarritz nur unter der Bedingung, daß er sich auf keine Verpflichtungen gegen Frankreich einlassen werde.

Auch König Wilhelm und seine Umgebung haben die diagnostische Natur des Gasteiner Vertrages nicht verkannt, aber sie versprachen sich eine aufklärende Wirkung hauptsächlich in Bezug auf das Verhältnis der Verbündeten von 1864. Für Bismarck bedurfte es in dieser Richtung keiner Aufklärungen mehr. Wie er im Gedanken an Napoleon den Vertrag unterzeichnet hatte, suchte er jetzt am kaiserlichen Hoflager eine präzise Antwort auf die Fragen zu gewinnen, ob Napoleon im Kriegsfalle ohne lästige Zugeständnisse eine wohlwollende Neutralität beobachten, ob er das Zusammenwirken Preußens und Italiens an seinem Teile fördern werde. Daß ihn das und nichts anderes nach Biarritz geführt hat, bedarf nach meinen genetischen Darlegungen über sein Verhältnis zu Frankreich keiner weiteren Beweise, obwohl er sich selbstverständlich als Minister keine Instruktion geschrieben hat. Wenn man nun aber seine Berichte an den König in der Erwartung liest, darin eine Beantwortung jener Fragen zu finden, so hat man das Gefühl, nach langer direkter Fahrt plötzlich auf ein Nebengeleise geschoben zu werden. Der Kaiser wie sein Minister versichern, von jeder Begehrlichkeit nach preußischen oder deutschen Landesteilen frei zu sein. Napoleon insbesondere ist hocherfreut, daß der Gasteiner Vertrag keine geheime Abmachungen wegen Veneziens enthält. Sein Wunsch, den Italienern Venezien zu verschaffen, versteckt sich hinter der Andeutung, daß Österreich dereinst vielleicht durch die Donaufürstentümer entschädigt werden könne. Kein Wort von einer Waffenbrüderschaft Preußens und Italiens. Der Kaiser wünscht lediglich zu wissen, wie Preußen sich zu einem derartigen Tauschgeschäfte stellen werde. Er selbst ist andrerseits ganz damit einverstanden, daß Preußen einen Versuch macht, den Österreichern die

Elbherzogtümer abzukaufen. Für die Zukunft hält er sich an Bismarcks eigene diplomatische Redewendung, „man müsse die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen". Bismarcks Versicherung, daß ein strebsames Preußen auf Frankreichs Freundschaft hohen Wert lege, nimmt er mit demselben gleichmütigen Wohlwollen entgegen wie die leise Drohung, daß „ein entmutigtes Preußen seinen Schutz in defensiven Bündnissen gegen Frankreich suchen würde". Das einzige Resultat ihrer wiederholten Gespräche ist die Aufforderung des Kaisers, „der König möge ihm vertraulich schreiben, sobald ihm die Umstände ein engeres und spezielleres Einvernehmen der beiden Regierungen zu erfordern schienen". Und zu diesem ganzen, höchst unverbindlichen Frage- und Antwortspiel die verblüffende Schlußbemerkung des Berichterstatters: „Nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung des hiesigen Hofes als eine uns äußerst günstige bezeichnen", während der Kenner aller Prämissen eben auf Grund dieser nichtssagenden Berichte abermals, wie vor dem Abschluß des Gasteiner Vertrages, die „völlige Unzuverlässigkeit der französischen Politik und die fortdauernde Unentschlossenheit der italienischen Regierung" zu konstatieren hat. Fürwahr, Bismarck hat in usum regis berichtet, oder er war selbst der Geprellte von Biarritz. Jenes, an sich wahrscheinlicher als dieses, würde der Logik der mitgeteilten Tatsachen entsprechen. Um es zur Gewißheit zu erheben, bedarf es noch stärkerer psychologischer Beweise.

III.

Die diplomatische Offenheit Bismarcks ist bei Freund und Feind zu einer Art von Axiom geworden, so daß die allgemeinen wie die spezielleren Einschränkungen nur zu leicht übersehen werden. Wenn er in der Regel so gespielt hat, daß er jederzeit seine Karten offen auf den Tisch legen konnte, so ließ er sich doch nicht leicht in die Karten, geschweige denn in das ganze Spiel hineinsehen. Im Anfang seiner politischen Laufbahn hat er noch zuweilen seine Karten aufgedeckt, weil er sich auf die zwingende Gewalt seiner Trümpfe verließ, bis er, durch Erfahrungen gewitzigt, erkannte, daß die unverstandene Wahrheit von einer widerstrebenden Welt stets ans Kreuz geschlagen wird, wenn man damit wie mit der Türe ins Haus fällt. Mit einem Worte: aus dem Überreder wird der Beherrscher der Menschen, der sie durch Tatsachen allmählich von der Richtigkeit seiner Maßregeln überzeugt. Die spontane Offenheit des genialen Anfängers wird zu der berechneten Offenheit des Meisters.

Gerade unser Thema bietet für diese Beobachtung ein bezeichnendes Beispiel. Am 29. April 1857 hat Bismarck aus Frankfurt an Otto von Manteuffel über seine Pariser Reise berichtet. Der Bericht bricht mitten auf der Seite ab. Der Herausgeber im Bismarckjahrbuch hat deshalb die Vermutung ausgesprochen, er sei unvollendet geblieben und nicht abgeschickt worden. Ich wollte das früher nicht gelten lassen, weil das Abbrechen mitten auf der Seite bei einem Konzept oder einer Abschrift nichts Ungewöhnliches ist. Auch scheint dem Berichte weiter nichts als die höfliche Schlußformel und die Unterschrift zu fehlen. Und doch ist es mir heute, nach nochmaliger eingehender Prüfung des Inhalts, nicht mehr zweifelhaft, daß Bismarck den Brief in der Tat nicht

abgeschickt hat. Wie wir bereits wissen, hat er damals einer Annäherung Preußens an Frankreich das Wort geredet. Die vollständige Mitteilung der Eröffnungen Napoleons würde jedoch dieser Politik bei Friedrich Wilhelm IV. und Manteuffel nicht zur Empfehlung gereicht haben. Trotzdem kann Bismarck dem Mitteilungstrieb zunächst nicht ganz widerstehen, will aber doch nicht verraten, daß der Kaiser sein Gewährsmann ist. Die „längere Konversation" mit Napoleon nach dem Diner bei der Kaiserin wird ohne Inhaltsangabe erwähnt. Der Berichterstatter geht scheinbar zu einem anderen Thema über, läßt sich über Attentate und die Gräfin Castiglione aus, gedenkt eines Diners bei dem Prinzen Napoleon, rühmt sich, „die ganze offizielle und Hofwelt von Paris kennen gelernt" zu haben, und versichert, er könne über seine politischen Gespräche in Paris einen dicken Band schreiben. Statt dessen will er nur „einen Totaleindruck resümieren" und glaubt, seine Gewährsmänner für Einzelheiten verschweigen zu dürfen, da er als Privatperson mit ihnen gesprochen habe. Erst nach diesen Vorsichtsmaßregeln hält er es für unverfänglich, dem Minister über Napoleons antienglische Zukunftspläne einige Mitteilungen zu machen. Wenn er schreibt: „man sagt in Paris," „man fürchtet in Paris", soll Manteuffel glauben, einen Auszug aus seinen Gesprächen mit der ganzen offiziellen Welt von Paris zu vernehmen, während er in Wirklichkeit den Kaiser auf diese Weise redend einführt. Beim nochmaligen Durchlesen des Briefes aber muß er sich doch gesagt haben, daß Manteuffel sich durch seine Feinspinnerei schwerlich täuschen lassen, daß er die Chiffre „man" sofort in „Napoleon" auflösen werde. So stark der Mitteilungstrieb, nach der Länge des Berichtes zu schließen, gewesen sein muß, die Zweckmäßigkeitserwägung ist doch noch stärker. Der Bericht geht nicht ab, weil er zu den großen Denkschriften vom 18. Mai und 2. Juni über das Verhältnis Preußens zu Frankreich eine schlechte Einleitung wäre. An seine Stelle tritt der ganz geschäftsmäßige Bericht an den Minister vom 1. Mai.

Allgemeiner bekannt, aber in diesem Zusammenhang noch nicht nach Gebühr gewürdigt, sind zwei Beispiele aus dem Anfang der ministeriellen Tätigkeit Bismarcks. Das eine ist die weltberühmte Blut- und Eisenrede in der Sitzung der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. September 1862. Mit erstaunlicher Offenheit bekannte er sich hier, wenige Tage nach Übernahme des Ministeriums, zu den Zielen seiner Machtpolitik. Er hofft, daß man ihn verstehen, daß man der Regierung nicht länger die Mittel zur größeren Machtentfaltung vorenthalten werde, wenn er rund heraus sagt, daß Preußen seine Kraft für den nächsten günstigen Augenblick zusammenhalten müsse. Er scheut sich nicht, öffentlich von dem schmalen Leibe Preußens und seiner großen Rüstung zu sprechen. Es bedarf, wie er anzunehmen scheint, nur eines Hinweises auf die Karte, um jeden Preußen zu überzeugen, daß die Grenzen des Staates nach den Wiener Verträgen zu einem gesunden Staatsleben nicht günstig sind. Ein abermaliges Verpassen der Gelegenheit hat das preußische Volk von ihm nicht zu befürchten. Dafür bürgt sein fester Wille, die Machtpolitik nicht, wie bisher, durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Eisen und Blut zu inaugurieren.

Wer möchte in Bismarcks Leben jene Programmrede missen! Machtvoller hätte er sein Ich nicht setzen können. Aber ein verhängnisvoller Fehlschuß war die Rede doch. Shakespeares Helden würden unter den preußischen Landboten kaum größeres Befremden geweckt haben als dieser märkische Charakterkopf mit der königlichen Stirn und den buschigen Brauen. Man wollte mit einem königlich preußischen Minister hübsch nüchtern, trocken und langweilig verhandeln. Man war bereit, sich innerhalb der Geschäftsordnung mit ihm herumzuzanken, und war nicht wenig erstaunt, bald Coriolans „get you home, fragments", bald Mark Antons schmeichelnde Töne, bald Hamlets flackernde Weltansicht, bald King Henry zu vernehmen. Nicht als ob man Bismarck für einen Schauspieler gehalten hätte. Jeder sah, daß er nur sich selbst spielte. Aber man hielt ihn für grundsatzlos, für einen Charakter, dem alles Spiel ist. Man nahm ihn nicht ernst und war entsetzt, ihn nach seiner Ernennung ernst nehmen zu müssen. Was in jener Rede die Verständigung anbahnen sollte, schob sie nur weiter hinaus. Kein Zweifel, daß Bismarck mit der Türe ins Haus gefallen war, daß er bei seinen Zeitgenossen eine Einsicht in das Wesen der Macht voraussetzte, die jenes friedensselige Geschlecht erst in seiner Schule gewinnen sollte. Selbst Albrecht von Roon hat seinem Freunde auf dem Nachhausewege erklärt, daß solche geistreiche Exkurse der Sache des Königs nicht förderlich seien.

Nichtsdestoweniger finden wir, daß Bismarck sich noch einmal, allerdings nicht unter Kammerpolitikern, auf die Bundesgenossenschaft des preußischen Staatsgedankens in offener Aussprache verlassen hat. Mag die Staatsratssitzung nach dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark auf den 16. November 1863 angesetzt, mag sie in den Dezember oder gar erst in den Januar 1864 verlegt werden, mag die Überlieferung manches im Dunkeln lassen, — so viel steht fest, daß Bismarck vor dem König, dem Kronprinzen und sämtlichen Ministerkollegen die Vorbereitung der Annexion Schleswig-Holsteins in Vorschlag gebracht hat. Ein Rechtstitel war nicht vorhanden. Nur die Gelegenheit war günstig. Jede Tat ist ihres Lohnes wert. Wenn Preußen die Herzogtümer von Dänemark losriß, durfte es nur in preußischem Interesse geschehen. Von einem deutschen Interesse in der schleswig-holsteinischen Frage konnte überhaupt nicht die Rede sein, da an der Schaffung eines augustenburgischen Kleinstaates nur das außerpreußische Deutschland ein Interesse hatte. Für die maritime Entwicklung Preußens waren die Herzogtümer schlechterdings unentbehrlich. Im Schoße der preußischen Volksvertretung hatte Bismarck mit seinem Aufruf zum Ausbau des unfertigen Staatsgebäudes kein Verständnis gefunden. Bei dem Nachkommen des Großen Kurfürsten und des Eroberers Schlesiens, bei dem Neuordner des preußischen Heeres setzte er es in der Stunde der Entscheidung voraus. Da aber zeigte es sich, daß auch im Schoße der preußischen Regierung keiner im stande war, den Gedanken der Fridericianischen Politik auch nur zu ertragen, daß König Friedrich II. wegen seines Einmarsches in Schlesien unter den Hohenzollern den Namen des Einzigen verdient. Bismarcks Appell an den dynastischen Ehrgeiz Wilhelms I., sein Hinweis darauf, daß alle Hohenzollern Mehrer ihres Staates gewesen seien,

wurde vom König absichtlich überhört, von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Freunde des Augustenburgers, mit dem Ausdrucke unwilligen Staunens aufgenommen. Kein Minister sprang ihm bei. Auch Roon erinnerte sich in dieser Stunde nicht, daß er den König vor einem Jahre aufgefordert hatte, die Fesseln des preußischen Adlers zu lösen. Alle Anwesenden gingen über den Annexionsvorschlag zur Tagesordnung über, keiner mit dem Gefühle, daß Bismarck aus seiner Niederlage nur deshalb keine Kabinettsfrage machte, weil er wußte, daß sich, wenn Preußen nur richtige Großmachtspolitik treibe, alles übrige schon finden werde.

Einer Wiederholung dieser Erfahrungen hat es für Bismarck nicht bedurft, um zu erkennen, daß der schlummernde politische Instinkt der Dynastie und des preußischen Volkes durch vernünftiges Zureden nicht geweckt werden könne. Nicht nur in der schleswig-holsteinischen Frage hütete er sich seit jener Sitzung, sich vorzeitig über seine letzten Ziele auszusprechen. Es ist bekannt, wie er es erst mit Dänemark, dann mit dem Augustenburger, dann gemeinsam mit Österreich versucht hat, um schließlich nach dem erhofften Mißlingen all dieser Experimente auf seinen ersten Plan zurückzukommen. Er marschiert erst ein Stück; alsdann, wenn sein König meint, man sei weit genug vorgerückt, macht er halt, bis jener sich selbst überzeugt, daß der Lagerplatz doch gar zu schlecht gewählt sei, und lieber weitermarschiert. So treibt er es, bis er alle am Ziele hat, König Wilhelm und seine Diener, das Parlament, die Presse, das Volk.

Goltz hatte bis zu einem gewissen Grade recht, wenn er von einer Diktatur des Ministers des Auswärtigen sprach; aber auch Bismarck durfte sich 1865 gegen Manteuffel darauf berufen, daß er „oft genug in der Lage gewesen sei, den seinigen entgegengesetzte Ansichten des Königs und der Majorität des Ministeriums auszuführen". Wer hätte nicht bei Busch seinen Stoßseufzer gelesen: „Wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: so wird es und so nicht; daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen!" Nicht ohne Neid dachte er an den Absolutismus Friedrichs des Großen und Napoleons. Nie ist eine Diktatur beschränkter gewesen. All seinen großen Zielen hat er sich auf Umwegen nähern müssen. Nach jenem letzten vergeblichen Appell an die politische Einsicht der Männer, mit denen er Geschichte zu machen berufen war, hat sich niemand mehr rühmen können, seine letzten Absichten, bevor sie erreicht waren, völlig gekannt oder erraten zu haben. Wie hätte er auch auf Zustimmung zu seinen verwegenen Feldzugsplänen rechnen dürfen, wenn er um jeden Marschbefehl betteln mußte! Erst die historische Forschung unserer Tage vermag durch vorsichtige Schlüsse und sorgfältige psychologische Analyse mit einiger Sicherheit festzustellen, was ihm nur ein Schachzug oder das Ende der Partie gewesen ist.

Speziell die Umwege, die er seinen Monarchen geführt hat, glauben wir jetzt zu kennen. Wir wissen, daß Bismarck 1866 zum Bruche getrieben hat, während der König sich für den Angegriffenen hielt. Wir kennen die Mittel, mit denen er seinen Herrn in den Kampfeszorn versetzt hat, dessen Wilhelm I.

bedurfte, um den Degen des Großen Friedrich zu ziehen. Wir wissen es aus seinem eigenen Munde, daß er den König nur dann dazu brachte, auf seinem Rechte zu bestehen, wenn er ihm bewies, daß es ihm bestritten werde. Keinen Menschen hat er so genau und liebevoll studiert wie den schlichten und doch nicht leicht zu behandelnden Charakter seines Herrn. Jeder Brief, jeder Vortrag beim König war in usum regis berechnet. Auch in den Briefen aus Biarritz ist von der spontanen Offenheit seiner ministeriellen Anfänge keine Spur.

An einem Punkte ist das mit Händen zu greifen. Bismarck wie Napoleon wußten selbstverständlich im voraus, daß Österreich die Herzogtümer an Preußen ebensowenig verkaufen werde wie Venezien an Italien. Auf solche Engrosverkäufe mögen sich todkranke Staaten wie Spanien einlassen. Österreich aber war, wenn auch ungeschickt geleitet, eine Großmacht. Bismarck hat eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht des Königs ausgeführt, als er in Wien jenes Angebot tat. Für ihn war es ein völlig überflüssiger Umweg, ein Schritt, den er lediglich König Wilhelms wegen tat, um ihn zu überzeugen, daß er alles versucht habe, bevor sie zum Äußersten schritten. Wenn Napoleon in Biarritz diesen Schritt gebilligt hat, so war das in seinem Munde eine Phrase, die nur auf den König, nicht auf seinen Minister Eindruck machen konnte. Hätte Goltz ihm jene Äußerung des Kaisers gemeldet, so würde Bismarck dem Botschafter schwerlich vorenthalten haben, was er davon dachte. Indem er sie selbst an seinen Herrn berichtet, verzichtet er aus sehr durchsichtigen Gründen darauf, sie zu analysieren. Hat Napoleon nichts gegen das Kaufgeschäft einzuwenden, so ist er auch mit dem Übergang der Herzogtümer an Preußen einverstanden. Bismarck selbst würde diese Schlußfolgerung nicht machen, aber der König könnte so schließen, und eben das scheint er zu wünschen.

Denn noch in anderem Sinne hat Bismarck, wenn ich ihn recht verstehe, aus Biarritz in usum regis berichtet. Ob dem Könige eine Sache von ihm wie auch immer mundgerecht gemacht wurde, die Verantwortung blieb ihm als königliche Prärogative gewahrt. In diesem Falle aber würde Bismarck seinem Herrn durch einen gefärbten Bericht die Verantwortung vor Gott abgenommen haben, weil er ihn auf andere Weise nicht über den Graben bringen konnte. Die historisch-genetische Entwicklung hat uns zu dieser Erklärung hingedrängt. Die psychologischen Voraussetzungen sind ebenfalls gegeben. Nur noch einige greifbare Ringe, und die Beweiskette ist geschlossen.

IV.

In der Vorgeschichte des Krieges mit Österreich sind die Sitzungen des Ministerrats vom 29. Mai 1865 und vom 28. Februar 1866 zwei markante Etappen. 1865 hat es Bismarck noch vermieden, zum Kriege zu raten. „Der Entschluß dazu könne nur aus der freien königlichen Überzeugung selbst hervorgehen". 1866 kam er zu dem Schlusse, „es sei klüger, den Krieg bei einer für Preußen günstigen Situation selbst herbeizuführen als abzuwarten, daß es Österreich unter ihm günstigen Verhältnissen tue". Zwischen beiden Erklärungen liegt Biarritz und sein eigener Entschluß zum Kriege. Auf die Neutralität Frankreichs aber hat er schon im Mai 1865 dem König Hoffnung gemacht,

obwohl wir aus seiner Korrespondenz mit Goltz wissen, daß er dem Kaiser nicht über den Weg traute.

Läßt das darauf schließen, daß Bismarck dem König auch die Berichte seines Pariser Botschafters 1865 nur in einer Ausgabe in usum regis, das heißt mit abschwächenden, nicht mit seinen originalen Randbemerkungen, in Vorlage gebracht hat, so glaube ich für 1866 einen direkten Beweis hierfür beibringen zu können. In der Sitzung vom 28. Februar 1866 wurde beschlossen, daß der König der Biarritzer Aufforderung Napoleons gemäß an diesen schreiben möge. In seiner Antwort vom 7. März hielt sich der Kaiser, wie nicht anders zu erwarten war, ganz im Allgemeinen, versicherte den König seiner Freundschaft, stellte wohlwollende Neutralität in Aussicht und bezweifelte nicht, daß er sich mit dem Könige gegebenenfalls über ein Kompensationsobjekt für sein Stillsitzen leicht verständigen werde. Mit keinem Worte ging er über das hinaus, was Goltz schon in dem Ministerrat vom 28. Februar referiert hatte. Um so unzweideutiger lautete die Sprache des Kaisers in einer Unterredung mit dem preußischen Botschafter. Ohne Umschweife erklärte er diesem, daß er „der französischen Nation für die Zulassung oder gar Begünstigung einer preußischen Machtvergrößerung einen Preis zeigen" müsse. Das vieldeutige Wort „Kompensation" bekam in seinem Munde eine ganz bestimmte Deutung, als er sich in längerer Rede darüber ausließ, daß entweder Belgien oder die französische Schweiz, oder Rheinbayern, oder Luxemburg, oder endlich die Grenzen von 1814, das heißt Landau und Saarbrücken, für die Grenzberichtigung in Frage kämen. Bei jedem dieser Kompensationsobjekte wußte er ein Wenn und ein Aber, doch hatte Goltz den Eindruck, daß er „für die Annexion der Herzogtümer keine Kompensation, bei weiterem Machtzuwachse Preußens aber höchstwahrscheinlich die Grenzen von 1814 fordern" werde.

Als 1873 Viktor Emanuel in Berlin einen Besuch abstattete, schrieb der Kaiser dem Reichskanzler nach Varzin, die vor kurzem erschienenen Enthüllungen des italienischen Ministers La Marmora über die Vorgeschichte des Krieges von 1866 werde der König von Italien wohl nicht berühren; sollte es wider Erwarten doch geschehen, so beabsichtige er, sie als „histoire ancienne" zu behandeln. Die Antwort Bismarcks vom 20. September lautete: Durch das Buch La Marmoras „wird meine persönliche Politik in ein sehr ungünstiges Licht gestellt; der Eindruck der deutschen Politik Eurer Majestät in Wahrung der Unantastbarkeit deutschen Gebietes kommt durch dies Zeugnis von feindlicher Feder zur vollen Anschauung. Damit wird die damalige Situation auch richtig gezeichnet; denn ich konnte ja die napoleonische Politik nur dadurch hinhalten, daß ich Benedetti und den Italienern, die vor Napoleon nichts geheimhielten, stets zu verstehen gab, ich wäre ganz geneigt, vom Pfade der Tugend abzuweichen, mein allergnädigster Herr aber nicht, und man müsse mir Zeit lassen, Eure Majestät zu überzeugen. Daß ich letzteres nie versucht habe, wissen Eure Majestät, aber der französische Glaube, daß ich daran arbeitete, war uns sehr nützlich; à corsaire corsaire et demi ist ein altes französisches Sprichwort und de bonne guerre in der Politik". Wie er es in diesem Geständnis andeutet, hat er die Italiener und Benedetti

dazu benutzt, Napoleon durch scheinbares Eingehen auf seine Kompensationsforderung bei guter Laune zu erhalten. In vieldeutigen und unverbindlichen Wendungen ist in der Tat bald von einer Abtretung Triers, bald von der Abtretung Landaus oder von der Zustimmung Preußens zur Annexion Belgiens die Rede gewesen, immer so, daß der Minister sich hinter die Abneigung seines Monarchen gegen derartige Abmachungen verschanzen, daß er die Zwischenträger jederzeit desavouieren konnte. Wenn Goltz in Paris durchblicken ließ, daß er für seine Person noch geneigter als Bismarck sei, vom Pfade der Tugend abzuweichen, so wird er wohl auf eigene Faust so gehandelt haben. Als offizieller Vertreter Preußens mußte er selbstverständlich wie Bismarck immer wieder betonen, daß es der feste Wille des Königs sei, die Unantastbarkeit deutschen Gebietes zu wahren. Aber selbst zu hinhaltenden Verhandlungen über die Kompensation erhielt er zunächst vor dem 2. Mai keine Vollmacht. Im Gegenteil befahl ihm Bismarck auf jenen verfänglichen Bericht über die erste Kompensationsverhandlung, „seinerseits die weitere Berührung dieser Frage zu vermeiden".

So erklärt es sich, daß Goltz erst am 25. April und vor allem am 1. und 2. Mai über dieses verfängliche Thema wieder berichtete. Aus Sybel kennen wir den Inhalt seiner Meldungen. In dem Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" ist jetzt auch der Begleitbrief Bismarcks zu der Depesche des Botschafters vom 2. Mai zum Abdruck gebracht. Bismarck legt dem König einige Aktenstücke von höchstem Belang vor, den Gablenzschen Vermittlungsvorschlag, ein Telegramm Viktor Emanuels, der zum Losschlagen drängt, und jene Depesche, „nach welcher der Kaiser Napoleon den Moment der Verständigung mit Preußen für gekommen halte und im Falle des Mißlingens derselben sich den ihm von Österreich gemachten Anerbietungen nicht glaube versagen zu können". „Die Natur der letzteren" — fährt Bismarck fort — „ist nicht ersichtlich, und über die Basis der etwaigen Verständigungen mit uns beschränkt sich der Kaiser nach diesem Bericht auf die Andeutung, daß die Augen Frankreichs nach dem Rhein gerichtet seien". Sybel behauptet, sowohl der König als Bismarck hätten „zu der Annahme geneigt, daß Goltz in seiner bekannten Erregbarkeit, wie oft zu rosig, so dieses Mal zu schwarz gesehen und auf flüchtig hingeworfene Äußerungen ein zu großes Gewicht gelegt habe". Worauf er diese Behauptung stützt, weiß ich nicht. Daß sie die Meinung des Königs noch für den 5. Mai nicht zutreffend wiedergibt, wissen wir jetzt durch sein Billet an Bismarck von diesem Tage. „Die Nachschrift besagt alles," bemerkt er unter Rückgabe der Goltzschen Depesche. „Krieg mit Frankreich und Österreich, wenn wir den Rhein nicht abtreten! Das ist des Pudels Kern! Die Lage wird daher sehr schwierig, und Goltz' Brief enthält manches Prüfungswertes."

Ich denke, wer so schreibt, hat den Märzbericht Roberts von der Goltz nicht mehr in der Erinnerung oder er hat ihn seinerzeit nicht ernst genommen, sonst könnte ihn das Verlangen Frankreichs nach der Rheingrenze und die Gefahr eines Krieges mit zwei Fronten nicht wie ein Donnerschlag rühren. Man erwartet, den König auf die neueste Meldung aus Paris vorbereiteter zu

finden, und ist erstaunt, daß er jene Gefahr erst jetzt erkennt. Wenn Sybels Behauptung für einen etwas späteren Termin zutreffen sollte, so kann nur Bismarck dem König vorgestellt haben, daß Goltz diesmal zu schwarz gesehen habe. Auch sein Vortrag über die Märzdepesche dürfte kaum anders gelautet haben. Ein feiner Beobachter hat kurz darauf gemeint, „der König sei stets bereit, redlich auf Unterhandlungen einzugehen, die unredlich gemeint seien und keinen anderen Zweck hätten, als Zeit zu gewinnen". Ein Glück, daß Bismark, wie wir soeben gesehen haben, es seinem Herrn abnahm, unredliche Meinung mit gleicher Münze zu bezahlen. Von seinen Kompensationsverhandlungen erfuhr der König erst 1873. Aber hat er ihm nicht auch die französische Gefahr so lange als möglich verhehlt? Noch am 20. April möchte er „mehr beten als raten", daß der König sich für den Krieg entscheide. Was soll er auch von seinem Rat erhoffen? Die Kriegsscheu der Österreicher und die Nachgiebigkeit Wilhelms I. begegnen sich. Mit Friedrich Wilhelm I. läßt sich nicht Fridericianische Politik treiben. Den König hat er damals im stillen schon aufgegeben. Nur um die Verblendung des Gegners betet er. Am 2. Mai aber ist der Stein durch die Nervosität der Wiener Staatsmänner bereits ins Rollen gekommen. Jenes Telegramm Viktor Emanuels bezieht sich auf die Mobilisierung der ganzen österreichischen Südarmee. Auch im Norden haben seit dem 27. April die umfassendsten Rüstungen begonnen, obwohl die Ausgleichsverhandlungen mit Preußen im besten Gange sind. Der König kann jetzt gar nicht mehr zurück, auch wenn er der doppelten Gefahr ins Gesicht sieht. Der Degen Friedrichs II. ist schon halb aus der Scheide, und Bismarck weiß, daß von da an bei Wilhelm I. alle schwächlichen Bedenken vor der persönlichen Tapferkeit des preußischen Offiziers das Feld räumen. Vor allem: der König muß jetzt wissen, wie die Dinge stehen, damit Bismarck mit seiner Genehmigung sich auf die Scheinverhandlungen des Gablenzischen Vermittlungsvorschlages einlassen kann. Noch vor acht Tagen hätte die Meldung aus Paris vielleicht den Rückzug bedeutet, geschweige denn im März 1866 oder gar nach der Biarritzer Reise. Jetzt sind die Augen des Erben Friedrichs schon so fest auf Wien gerichtet, daß der Seitenblick auf Paris ihn am Rande des Grabens nicht mehr straucheln läßt. Mit einem Worte: Bismarck hat nicht nur die Gefahren der Redlichkeit Wilhelms I. zu paralysieren verstanden, er hat auch, solange es ging, seinem Herrn die schwerste Gefahr wie hinter einem Schleier verborgen, um ihm den Fridericianischen Entschluß zu erleichtern. Was er im Mai 1865 und im März 1866, wie wir soeben sahen, getan hat, muß auch das Leitmotiv seiner Berichte aus Biarritz gewesen sein.

So bleibt nur die Frage, was der verschwiegene Inhalt der Gespräche von Biarritz gewesen ist. Der italienische Botschafter in Paris, Nigra, wollte in einem Briefe an La Marmora vom 23. März 1866 wissen, daß Bismarck sich bemüht habe, die Augen des Kaisers von dem Rhein auf Belgien abzulenken. Unmöglich ist das nicht, aber für ausgemacht möchte ich es doch nicht halten. Sicherer scheint mir ein Rückschluß von der Märzunterredung Napoleons mit Goltz. Mutatis mutandis wird das Gespräch denselben Gang genommen haben, von der Forderung einer Grenzberichtigung bis zur Musterung

aller in Frage kommenden Kompensationsobjekte. Wir wissen ja schon, daß Goltz seinen Chef durch seine Mitteilungen nicht zu überraschen pflegte, daß Bismarck öfter noch einmal zu hören bekam, was er selbst schon bei seinen französischen Rekognoszierungen festgestellt hatte. Wie zu einem Mitglied der kaiserlichen Familie wird er auch zu Napoleon gesagt haben: „Ich kann euch die Pfalz nicht anbieten, aber nichts wird euch hindern, sie zu nehmen und zu behalten". Indem er den Kaiser an seine Macht erinnerte, war er selbst schon entschlossen, es auf einen Zusammenstoß mit dieser Macht ankommen zu lassen. Während sie sich gegenseitig mit Worten bezahlten, erkannte er, daß der Glaube Napoleons, sich den Preis der Neutralität selbst holen zu können, sein bester Bundesgenosse sei. Gewohnt, der Gefahr ins Gesicht zu sehen, trug er kein Bedenken, den Bonapartes zu sagen: ‚Was bedarf es unserer Zustimmung? Ihr seid ja stark genug, euch selbst euren Beuteanteil zu holen.' Nicht der Hohn der Überlegenheit, sondern der Grimm des Tapferen spricht aus jenen Worten. An seinem anerkennenden Urteil über „die wahrhaft ausgezeichnete Armee" Frankreichs hatte sich seit 1862 nichts geändert. So groß sein Vertrauen auf die von König Wilhelm und Roon geschmiedete Waffe war, so überzeugte er sich doch, daß eine Niederlage Preußens in dem geplanten Waffengange mit Österreich oder auch nur ein Stillstand der Operationen jene Armee wahrscheinlich gegen den Rhein in Bewegung setzen werde. Wie hätte ihm auch die Ironie des Kaisers entgehen sollen, als er ihm seinen Aktionsplan gegen Österreich entwickelte! Die Niederlagen Piemonts von 1849 hatten sich erst in Siege verwandelt, als sich 1859 die kaiserlichen Adler mit seinen Fahnen vereinigten, und er war verwegen genug, zu hoffen, daß Preußen ohne die Waffenhilfe Frankreichs mit der bei Magenta und Solferino erprobten furchtbaren Waffenmacht Oesterreichs fertig werde. Die Äußerung Napoleons zu einem Vertrauten: „Ist er toll?" hat er nicht gehört; aber die Empfindung, daß der Kaiser ihn für toll halte, hat er sicher gehabt und, soweit es in seinen Kräften stand, jenes für seine Politik nützliche Vorurteil genährt. Denn nur die Überzeugung Napoleons, daß er auch ohne preußisches Angebot seiner Beute sicher sei, bot eine Gewähr, daß der Kaiser vor der Entscheidung keine lästigen Bedingungen machen werde und Preußen vor die folgenschwere Alternative der Annahme oder Ablehnung stelle.

An die Gunst Frankreichs hat Bismarck nie geglaubt. Napoleons Lauern auf die Beute für Gunst zu halten, wäre eine sehr optimistische Auffassung gewesen, die er nicht haben konnte und nicht gehabt hat. Nur das Verhältnis des Kaisers zu Italien gab ihm ein Recht, in seinem Bericht vom 11. Oktober von der Gunst des Kaisers zu reden, wenngleich mit dem stillen Hintergedanken, daß diese Gunst eine sehr relative sei. Man hat es mit Recht bemerkenswert gefunden, daß er auf der Durchreise durch Paris dem Italiener Nigra gestand, wenn Italien nicht existiere, so müsse man es erfinden. Die Lösung der venezianischen Frage lag dem Kaiser wegen ihres Zusammenhanges mit der römischen noch mehr am Herzen als die Vorschiebung der französischen Ostgrenze. Das Losschlagen Preußens war ihm schon deshalb erwünscht, weil es Österreich zur Abtretung Veneziens an Italien geneigter stimmen mußte.

Für die Einleitung der Aktion hatte Bismarck hauptsächlich aus diesem Grunde eine gewisse Garantie, von Napoleon vorerst nicht gestört zu werden. Nichtsdestoweniger wird man sich hüten müssen, nach jener Pariser Äußerung anzunehmen, daß er die Garantie für größer gehalten hat, als sie in Wirklichkeit war. Die erste Anknüpfung der Italiener mit Preußen im März 1866 geschah mit Napoleons ausdrücklicher Gutheißung zu dem Zwecke, Österreich dadurch geneigter zu stimmen, das inzwischen herrenlos gewordene Rumänien für Venezien an Zahlungs Statt zu nehmen. Bismarck aber war auf den Versuch, Preußen zu benutzen und dann sich selbst zu überlassen, nicht unvorbereitet, weil Napoleon unvorsichtigerweise schon in Biarritz von seinem rumänischen Tauschprojekte gesprochen hatte. General Govone fand den preußischen Ministerpräsidenten, als er im März 1866 nach Berlin kam, zugeknöpfter, als er erwartet haben mochte. An seiner europäischen Undurchführbarkeit und an Bismarcks Mißtrauen scheiterte jenes Tauschprojekt. Napoleon konnte den Italienern keinen anderen Rat geben, als die von Bismarck gestellten Bündnisbedingungen anzunehmen, wenn die Lunte nicht unmittelbar am Pulverfaß wieder erlöschen sollte. In Biarritz aber hat Bismarck diese Entwicklung der Dinge noch nicht vorhersehen können, sondern lediglich bemerkt, daß der Kaiser Italiens wegen wünschte, es möge preußischerseits mit der Aktion ein Anfang gemacht werden.

So gelangt man auch hier zu dem Ergebnis, daß die Zukunft dem Lenker der Geschicke Preußens in Biarritz so wolkenschwer erschien wie der atlantische Himmel in jenen unfreundlichen Oktobertagen. Wie hoch er selbst die Gefahr eingeschätzt hat, beweist am besten sein Verhalten angesichts der unmittelbar nach Königgrätz sich anmeldenden französischen Vermittlung. Zum ersten Male sah Goltz schärfer als sein Chef, da er dem Kaiser mehr abgewann, als selbst Bismarck zu erhoffen wagte. Fern von Paris, konnte dieser ja nicht ahnen, wie groß die militärische Unfertigkeit Frankreichs, die Furcht vor dem Zündnadelgewehr und vor allem die krankhafte Unentschlossenheit des Kaisers nach der ihm völlig unerwartet gekommenen Entscheidung war. Ihn selbst trifft wegen dieser vorübergehenden Täuschung kein Vorwurf. Am wenigsten hat die Kriegskunst von 1866 Ursache, ihn gegen die Staatskunst von 1866 zu erheben. Die energische Ausnützung des Sieges vom 3. Juli, die Verfolgung großen Stiles nach Königgrätz ist am Abend des Schlachttages und an den folgenden Tagen nur deshalb unterblieben, weil man die Österreicher für widerstandsfähiger hielt, als sie waren, in erster Linie, weil der greise Generalstabschef, physisch erschöpft, die Spannkraft des Geistes verloren hatte, um sie erst nach einigen Tagen wieder zu erlangen. Bismarck aber hat doch keineswegs nur an Napoleon gedacht, wenn er ihm auch auf Grund seiner Biarritzer Beobachtungen im Juli 1866 mehr Initiative zugetraut hat. Aus den Verhandlungen mit Frankreich konnte sich, falls dadurch der Friede hinausgeschoben wurde, eine Kombination entwickeln, die für Preußen höchst unerwünscht war. Die diplomatischen Folgen einer militärischen Demonstration Frankreichs waren ganz unabsehbar. Die Gewitterwolke konnte sich verziehen, aber wer garantierte ihm, daß auf den Sonnenschein des Glückes nicht Regen-

wetter eintrat? Ein guter Landwirt wartet mit der Einbringung einer reichen Ernte nicht so lange, bis sie ihm in einem nassen Herbste auf dem Acker verfault. Kurze Entscheidung nach langer Vorbereitung war Bismarcks Vorsatz, als er nach Böhmen aufbrach, als er Biarritz verließ.

Aber auch wir müssen die Gefahr so einschätzen, wie er selbst sie eingeschätzt hat, um zu ermessen, was er gewagt, als er durch seine beschönigenden Berichte aus Biarritz die Aktion von 1866 einleitete. So wenig er wie sein König geneigt war, auch nur einen Zoll breit deutscher Erde abzutreten, so sah er doch, welcher wahrlich nicht eingebildeten Gefahr sein Entschluß zum Bruche Preußen und das übrige Deutschland aussetzte. Er sah die Gefahr, und er hat es dennoch gewagt. Er stand vor der größten Entscheidung seines Lebens. Jeder andere wäre der Verantwortung, die er sich allein auflud, unterlegen. Er aber trug sie auf starken Schultern, mit jedem Schritte vorwärts wie der große Christophoros ihre Schwere drückender empfindend und doch nicht eher rastend, als bis er seine Last ans Land gesetzt hatte.

Ich widerstehe der Versuchung, den Helden der Nation auf seinem Gange von Biarritz nach Nikolsburg zu begleiten. Mit seinem eigenen Entschlusse war noch nichts entschieden, solange er seinen König noch nicht über dem Graben hatte. Der drangvollste Monat seines Lebens sollte der April 1866 werden. Ein Brief Albrechts von Roon vom 4. April versetzt uns so recht in die ungeheure Spannung vor dem Ausbruch des von beiden Männern ersehnten luftreinigenden Gewitters. Man sieht, wie die beiden heißblütigen Freunde am Abend des 3. April drauf und dran sind, ihr Entlassungsgesuch einzureichen, unfähig, eine übermenschliche Last noch länger zu tragen, wie aber am Morgen des 4. April Roon unter begütigenden Worten dem starken Christophorus sein Bündel auf der Schulter wieder zurechtschiebt, wie er doch auch in dieser Stunde der Natur, der Denk- und Gefühlsweise ihres alten, von allen Gegnern Bismarcks bestürmten Herrn gerecht wird und Bismarck bittet, den König nicht aufzugeben, im voraus überzeugt, daß er keine Fehlbitte tut. Aber auch Roon hat von der Schwere des Bündels, das er zurechtschob, keine Ahnung gehabt. Selbst der Scharfblick der Gattin versagte in diesem Falle. Nicht ohne Rührung liest man in ihren Biarritzer Briefen an Keudell das Bekenntnis: „Ich war in den ersten Tagen hier schrecklich verzagt, weil ich mich unbeschreiblich elend fühlte und mir einige Vorwürfe machte, dem armen Bismarck so viel zu kosten ohne jegliche Hoffnung auf Hilfe". Acht Tage später tröstet sich die treffliche Frau schon damit, daß sich wenigstens ihr Gemahl sehr wohl befinde. „Es scheint mir, fast", setzt sie mit liebenswürdigem Zögern hinzu, „als sei ich in Homburg viel wohler gewesen". Die geheimste Provinz in der Brust des Gatten bleibt auch ihr verschlossen. Sie glaubt, „die hetzjagende Abreise" nach Biarritz habe keinen anderen Zweck, als auch sie einmal in den paradiesischen Zauber des Pyrenäenbades einzuweihen, und beweist dann in ihrem Abschiedsbrief vom 29. Oktober durch ihre wundervolle Schilderung des aufgeregten Meeres, daß sie in Bismarcks Schule etwas gelernt hat. Kein Wort aber verrät auch nur den leisesten Argwohn, daß auch ihre schwankende Gesundheit auf dieser „Erholungs-

reise" dem Vaterlande zum Opfer gebracht wird, geschweige denn, daß sie bemerkt, wie es in Bismarcks Seele stürmt. „Il a l'air absolument dépourvu de Gemüt, mais plein d'esprit" schrieb in jenen Tagen über ihn ein anderer Badegast, Prosper Mérimée, an eine Freundin. Ehern und undurchdringlich erschien er schon damals. Daß nur Kräfte des Gemüts ihm zu dem Schwersten die Stärke verliehen, verbarg sich der Welt.

Die Bedeutung der Biarritzer Tage aber scheint mir mit diesem persönlichen Einsatze noch nicht erschöpft zu sein. Es ist immer noch eine offene Frage, wann sich in Bismarck die Wandlung des preußischen Staatsmannes in den deutschen Staatsmann, die Verwandlung Friedrichs des Großen in den Nationalhelden vollzogen hat. Die Mehrheit der deutschen Historiker neigt zu der Ansicht, daß wir vor 1866 von einer deutschen Politik Bismarcks nicht reden dürfen. Das Geburtsjahr scheint festzustehen. Über den Geburtstag hat man sich noch nicht verständigt. Und doch ist die Antwort nicht schwer, wenn man Bismarcks Politik nicht sowohl unter dem deutschen als unter dem europäischen Gesichtspunkte betrachtet.

Da erhalten wir denn einen Fingerzeig durch eine noch vor der Biarritzer Reise am 16. August 1865 niedergeschriebene Weisung für Goltz. Bismarck knüpft darin an eine bereits erwähnte Gedankenreihe an. Indem er daran erinnert, daß Preußen von 1815 bis 1848 in der Heiligen Allianz Schutz gegen Frankreich gesucht habe, beauftragt er Goltz, darauf zu achten, ob Napoleons ganze Politik nur darauf gerichtet sei, Österreich und Preußen gegeneinander aufzuhetzen, um dann im trüben zu fischen. Wäre das der Fall, so wäre damit seiner Ansicht nach „der Beweis gegeben, daß jene Besorgnis vor den von Westen drohenden Gefahren *mehr* als eine Fiktion, daß die fünfzigjährige traditionelle Politik die richtige war und auch in Zukunft für Preußen die bestimmende bleiben muß". Die Antwort hat er sich dann selbst in Biarritz geholt, nachdem ihm schon die Wirkung der Gasteiner Konvention auf Frankreich und seinen Cäsar unmittelbar nach jener Weisung seine früheren Wahrnehmungen bestätigt hatte. So wahrscheinlich ihm die Einmischung Napoleons in den deutschen Krieg im Oktober 1865 geworden ist, so gewiß wird er die Unvermeidlichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Frankreich und einem siegreichen Preußen vorausgesehen haben. Wenn die Franzosen schon wegen des Gasteiner Vertrages nach Revanche schrieen, verstand es sich für ihn von selbst, daß die unruhigste und verwöhnteste aller Nationen sich an dem Sieger zu rächen wünschte. Gelang es ihm auch, durch eine rasche Entscheidung Napoleon zuvorzukommen, so war doch der Krieg damit nur vertagt. Während er für die Einleitung der Aktion von Napoleon immerhin eine gewisse passive Förderung erwarten durfte, mußte er damit rechnen, daß die natürliche Folge einer siegreich durchgeführten Aktion über kurz oder lang der Krieg mit Frankreich sein werde. War schon das, was er unternehmen wollte, ein ungeheures Wagnis, so barg doch die Zukunft fast noch größere Gefahren. Auch ein vergrößertes Preußen durfte er nicht der Eventualität einer französisch-österreichischen Koalition gegenüberstellen. Schon 1857 war er der Meinung gewesen, „der Einfluß einer Macht im

Frieden hänge in letzter Instanz von der Kraft ab, die sie im Kriege entwickle, und von den Bündnissen, mit denen sie in den Krieg eintreten könne". Die Offensive, die er im Sinne hatte, bedingte zugleich die Rückkehr zu „einem gesicherten Defensivsysteme für die Zukunft". Weder England noch Rußland oder gar Italien konnten dafür in Frage kommen. Wie die Dinge lagen, mußte er sich sagen: besser als die Heilige Allianz, besser als ein Bund Preußens mit zwei Großmächten, in welchem Preußen die kleinste Macht war, ist ein großmächtiges Deutschland, in welchem Preußen die führende Macht ist. Es galt nicht nur, die Fesseln des Adlers zu lösen. Es galt auch, dem gliederlahmen deutschen Riesen das Bewußtsein seiner Stärke zurückzugeben. Nicht aus nationaler Schwärmerei, sondern als Machtpolitiker trat er jetzt endlich dem Gedanken einer Einigung der deutschen Stämme näher. Wenn er bisher nur damit gespielt hatte, um Preußen in der Lieferung „schätzbaren Materials" gegen die anderen Bundesstaaten nicht zurückstehen zu lassen, vor allem um Österreichs Pläne zu durchkreuzen, so wurde es ihm jetzt mit der Revision der Bundesverfassung Ernst. Die deutsche Frage wurde ihm wichtiger als die schleswig-holsteinische, nachdem er sich erst überzeugt hatte, daß diese ohne jene schlechterdings nicht zu lösen war. Sein preußischer Partikularismus wurde durch die einfache Erwägung in seine Schranken verwiesen, daß wir nicht allein in Europa sind, während seine Landsleute für die Einheit Deutschlands in der Idee schwärmten, ohne ihren Partikularismus überwinden zu können. Im Süden ist über den schnoddrigen Berliner geschimpft, im Norden über den ungehobelten Schwaben und den groben Bayer gespottet worden. Ihm aber schwoll das Herz bei dem Gedanken, daß der schnoddrige Preuße, der plumpe Schwabe und der grobe Bayer gerade die richtigen Kerle seien, um mit vereinten Kräften den Franzosen das Hineinreden in die deutschen Dinge für alle Zeiten zu verleiden. Vor der Wiederholung des Biarritzer Bittganges sollte ihn und die Nation die in Aussicht genommene Defensivstellung bewahren. Die weise Mäßigung des Siegers war schon im Oktober 1865 beschlossene Sache. Nicht erst in Nikolsburg, nach vollbrachter Arbeit, ist Bismarck ein Deutscher geworden, sondern wie das Deutsche Reich in Feindesland, in Versailles, geboren wurde, so ist der Reichsgründer an dem französischen Strande von Biarritz aus den Wellen gleichsam emporgestiegen. „Ich bin Gottes Soldat", hatte er 1851 bei seinem Eintritt in den diplomatischen Dienst seiner Gattin geschrieben. „Wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich *glaube*, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht". In diesem Leben bilden die Biarritzer Tage den Wendepunkt, in dem Drama der nationalen Kämpfe Deutschlands die Peripetie.

Der mythische und der geschichtliche Walther.

Von
Konrad Burdach.

III.

Jene drei Sprüche Walthers von der echten Kaiserkrone aus dem Juni und dem September 1198 und aus dem Ende des Jahres 1199 sind denkwürdige Erzeugnisse mittelalterlicher offiziöser Publizistik. Sie sprechen zum ersten Mal in deutscher Sprache, in der Sprache der Poesie, in der Sprache tiefer persönlicher Überzeugung den Gedanken des nationalen Imperialismus und den Gedanken der monarchistischen Legitimität aus.

Den Publizisten Walther hat damals nach seiner deutlichen Angabe „das Reich und die Krone an sich genommen". Das heißt: er wurde eingereiht in das Hofpersonal, vielleicht unter die Bediensteten der Reichskanzlei.

In dieser Stellung verfaßte er seinen ersten kirchenpolitischen Spruch: er leitet den Ursprung des Thronstreites zwischen Philipp und Otto von römischen Intriguen, von der List der Kardinäle ab und hört in der Ferne (d. h. vielleicht in Italien) den frommen Klausner klagen über den irregeführten, jungen Papst. Mit dieser Berufung von den mit Schwert und Stola, mit weltlichen und geistlichen Waffen streitenden „Pfaffen" an eine Idealgestalt echter christlicher Religion, an die ideale Kirche des Friedens und der zu Gott strebenden Andacht hat Walther, wie ich glaube, Partei ergriffen in der großen kirchlichen Reformbewegung seiner Zeit. Jener Klausner ist der poetische Typus der Regenerationsbestrebungen auf monachischer Grundlage, deren die Welt erschütternder Führer damals Joachim von Fiore, bald nachher Franz von Assisi war.

Nicht aus dem modernen Kulturkampf darf man Walthers hier beginnenden Kampf wider die Omnipotenz des Papstes beleuchten. Des Dichters Verhältnis zu den Anschauungen seines Gönners Wolfger muß man vielmehr im Auge behalten.

Zeitweise sieht man den Sänger mit dem Passauer Bischof Schulter an Schulter, immer aber mit ihm einig in den kirchenpolitischen Grundvoraussetzungen. Eben jener Spruch, der den frommen Klausner aufruft als Richter über den Krieg zwischen Pfaffen und Laien, ist die populäre, dichterische

Paraphrase des gleichzeitigen amtlichen Protestes Philipps und seiner Anhänger gegen die Einmischung des Papstes in die deutsche Königswahl, die Bestätigung des Welfen Otto und die Bannung des staufischen Königs und seiner Partei. Dieses Aktenstück hat Wolfger mit unterzeichnet, er hat seinen Inhalt entscheidend mitbestimmt, mag auch die Formulierung einer anderen schärferen Feder der Reichskanzlei entstammen. Bischof Konrad von Hildesheim und Würzburg, der Reichskanzler, stand damals bereits heimlich im Lager der Gegner.

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß dieses Manifest, eines der bedeutungsvollsten Dokumente für den Widerstand des mittelalterlichen Staatsrechts gegen die Eingriffe der römischen Kurie, seine amtliche Ausfertigung in Halle erfahren hat: auf derselben Stelle, wo im Zeitalter der Reformation jener Widerstand mit neuen Waffen durchgefochten wurde. Wem es Freude macht, sich vorzustellen, daß Walther fast genau vor 700 Jahren, im Januar 1202, leibhaft in dieser Stadt, auf der alten Burg an der Saale im Gefolge Philipps von Schwaben geweilt hat, der kann es tun im Einklang mit der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit, denn diese spricht dafür, daß Walther damals den Hof Philipps noch nicht verlassen hatte.

Philipps Aufenthalt in Halle hing vermutlich zusammen mit den Feldzügen gegen Dänemark. Walther gibt in einem späteren trübseligen Überblick über düstere Welterfahrungen als nördlichste Grenze seiner Wanderungen die Trave an. Da er dorthin, auf den Schauplatz der dänischen Wirren, nur zwischen 1199 und 1202 gekommen sein kann, empfiehlt es sich, diesen Besuch zu verknüpfen mit Philipps Verweilen in Halle.

Kurz vorher, nach der Beschlußfassung über den genannten Protest auf dem Bamberger Hoftag, im Dezember des Jahres 1201, hatte Walther am Hof Philipps scharfe Anklagen ausgesprochen gegen die willkürliche Entscheidung der Doppelwahl im Mainzer Erzbistum durch den päpstlichen Legaten und damit den Aufruf zur Kreuzfahrt verknüpft: „Nun wachet! uns geht zu der Tag, vor dem wohl Angst haben muß ein jeder Christ, Jude, Heide.“ „Wohl auf denn zum heiligen Land! Hier hat man zu viel gelegen.“

Das war die Konsequenz der imperialistischen staufischen Überzeugung, daß der Träger des Waisen auch den Erdkreis dem Christentum gewinnen, vor allem das Grab des himmlischen Königs den Ungläubigen entreißen müsse. Und es war sicherlich wieder ganz im Sinne Wolfgers.

Diese poetische Publizistik im Interesse der Reichspolitik, für die Sache Philipps, fand bald nachher ein Ende, ohne daß der Dichter durch ein Lehengut nach mittelalterlichen Begriffen dauernd an den Dienst des Königs gefesselt wurde. Da hat ihm Wolfger die Hand geboten: das lehrt das Geschenk für den Pelzmantel in Zeiselmauer.

Damals zog sich der Bischof von der aktiven Teilnahme an der Politik des Königs zurück. Er suchte in der Hoffnung auf das zur Erledigung kommende Patriarchat von Aquileia einen Ausgleich mit dem so scharf angegriffenen Papst. Und als er das Patriarchat wirklich errungen hatte, mußte er naturgemäß, gegebenen Zusicherungen folgend, sich noch mehr zurückhalten. In derselben Zeit etwa hat auch Walther auf die politische Publizistik im Reichsdienst verzichtet.

Walther tritt wieder auf den Plan gegen den Papst, als der Konflikt zwischen diesem und dem nach, Philipps Ermordung allgemein anerkannten Otto ausgebrochen war. Im Jahre 1212 und im Frühjahr 1213 unternimmt er gegen die hierarchische Politik des großen Innocenz die leidenschaftlichsten Angriffe. Wie mag sich dazu wohl der Patriarch von Aquileia innerlich gestellt haben?

Wolfger hatte als Reichslegat schon 1205 und 1206 noch für Philipp, dann 1209 und 1210 noch entschiedener für Otto die territorialen und politischen Rechte des Reichs in Italien gegen die Herrschaftsansprüche des Papstes verfochten. Der früher genannte Boncompagno bringt in seinem Briefsteller ein Schreiben Wolfgers an den Papst, worin folgende Worte vorkommen: „Der Bogen der Legation ist nicht der meine, sondern des Reichs, den ich nicht spanne und nicht nachlasse, den ich aber mit allem Nachdruck so gespannt zu erhalten suche, wie ich ihn empfangen habe. Und diesen Bogen zu ergreifen, habt Ihr selbst mich gelehrt, denn gerade durch Eure Befehle bin ich gezwungen worden, Otto Treue zu schwören."

Der Brief ist seinem Wortlaut nach nicht echt: in seinem Sinne ist er es zweifellos. Das beweisen die Taten Wolfgers in Italien, wo er die Reichsgewalt auch in Gebieten des sogenannten päpstlichen Patrimoniums rücksichtslos herstellt. Nun stimmt aber der Gedanke dieser Briefstelle höchst auffallend zu dem Vorwurf, den Walther gegen den Papst schleudert, nachdem er seinen früheren Günstling Otto gebannt hatte. Das Bild vom Bogen im Brief Wolfgers bei Boncompagno knüpft wörtlich an ein vom Papst selbst gebrauchtes Bild an. Dann wird ihm höhnisch seine Inkonsequenz, sein Widerspruch gegen sich selbst vor Augen gerückt: nur auf seinen Befehl habe man Otto Treue geschworen, die er jetzt zu brechen befehle. Genau ebenso erinnert auch Walthers Spruch den Papst, daß er die Treue für Otto erst geboten, daß er gesegnet habe, die er nun verfluche.

Indessen der Patriarch von Aquileia mochte so denken, wie sein italienischer Günstling Boncompagno und sein deutscher Günstling Walther es aussprachen; öffentlich bekennen durfte er sich nicht zu solchen Gedanken. Als Otto mit seinem Angriff gegen das von der Kurie abhängige Königreich Sicilien des jungen Staufers Friedrich den eben eidlich geschaffenen Rechtsboden verlassen und unabsehbare Verwicklungen heraufbeschworen hatte, zog sich Wolfger von jeder unmittelbaren sichtbaren Teilnahme an den Reichsgeschäften zurück. Aus der Ferne nur begleitete er jetzt die Schritte des Kaisers mit freundschaftlichem Rat. Auch die päpstliche Bannbulle, die alle Helfer und Begünstiger des Exkommunizierten selbst mit Amtsentsetzung und Exkommunikation bedrohte, hat ihn darin nicht beirrt.

Walther dagegen harrte in der öffentlichen Vertretung der Politik des Kaisers aus trotz allem. Ja, je bedenklicher die Lage, je anfechtbarer der Rechtsstandpunkt seines Herrn wurde, desto hitziger flammten die Anklagen des Dichters gegen Papst und Kurie empor. Sie erreichen ihren Höhepunkt in der Heptade von Sprüchen aus dem Frühjahr 1213.

Der Papst verfälsche die wahre apostolische Lehre. Wider göttliches Gebot reiße er das sogenannte Schlüsselrecht an sich, d. h. die Macht auf

Erden und im Himmel zu lösen und zu binden, das doch allen Aposteln, nicht bloß Petrus, und der Gesamtheit ihrer Nachfolger, den Bischöfen, gebühre. Vom Teufel, mit dem er einen Pakt geschlossen habe, wie einst Simon Magus und der päpstliche Zauberer Gerbert-Silvester, besitze er ein schwarzes Buch, mit dem er seine Nigromantik treibe. Aus diesem Buch gewinnt er seine Angelruten (sîniu rôr), durch die er die Bischöfe und Reichsäbte fängt, seiner Interpretation des Schlüsselrechts, dem Dogma von der „Fülle der Gewalt", zuzustimmen. Hieraus fließen seine sündhaften Einnahmen. Gemeint sind die Briefe, welche Pfründen und Dispense verleihen, Ablaßhandel und Kirchensteuern privilegieren. Und das schwarze Buch ist das von Innocenz zuerst als offiziell verbindlich eingeführte Register der päpstlichen Decretalen. Mit seinen Kardinälen, den bevorzugten Bischöfen, baut er von den durch schwarze Kunst erworbenen Geldern prächtige Chordecken, die glänzende Mosaiken schmücken, für die römischen Basiliken, während der alte Fronaltar der deutschen Kirche ohne Dach bleibt, dem Regen ausgesetzt. Die ausgesogenen dummen Deutschen fasten, indessen der arglistige Papst sie verhöhnt und mit seinen welschen Pfaffen die Kreuzzugsteuern für Hühner und Wein verprasst.

Wer denkt dabei nicht an Luthers furchtbare Gewitterrede, der Papst sei der Antichrist? Gleichwohl wachsen Walthers Anklagen aus einem anderen Boden. Seine sieben Sprüche gegen die päpstliche Universalherrschaft sind ein Protest gegen die bevorstehenden Beschlüsse des vierten Lateranischen Konzils, und zwar ein Protest vom Boden der deutschen Episkopalkirche. Wenn er die deutschen Bischöfe und Äbte vor den Netzen und Angelruten des Papstes warnt, so wendet er sich an diejenigen deutschen Bischöfe, die gegen die damals eben erst aufsteigende Macht des Kardinalkollegiums und den römischen Kurialismus, gegen die Ausschaltung der bischöflichen Gewalt aus dem hierarchischen System, gegen die absolute Souveränität des Papstes sich noch auflehnten. Walthers Spruchcyklus wider das Lateranische Konzil ist ein geschichtliches Zeugnis ersten Ranges für dieses Aufflackern des mittelalterlichen Episkopalismus, der dann noch einmal im 15. Jahrhundert auf den großen Konzilien vergeblich angefacht worden ist. Die Kirchenhistoriker sollten diese publizistische Kundgebung, welche die damaligen Kämpfe hell beleuchtet, ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen.

Wolfger von Aquileia stand prinzipiell auf dem Boden dieser bischöflichen Opposition. Er war ein Gegner der konziliaren Tendenzen des Papstes: den für die Geschichte der Kirche so verhängnisvollen Beratungen auf dem Lateran, die den letzten Rest von bischöflicher Selbständigkeit in der Organisation des Metropolitanverbands begraben sollten, gedachte er fern zu bleiben. Er entschuldigte sich mit seinem hohen Alter und der Schuldenlast des Patriarchats, die ihm in Wahrheit den Aufenthalt an der unersättlichen römischen Kurie unerschwingbar erscheinen lassen mochte. Dem erneuten Befehl des Papstes mußte er schließlich gezwungen folgen und sich doch zum Konzil nach Rom begeben.

In der Umgebung des Patriarchen, im Domkapitel von Aquileia dachte man aber ganz anders. Der Domherr Tomasino di Cerchiari, der Dichter des

welschen Gastes, erhob bittere Vorwürfe gegen Walther, daß er durch seine maßlosen Beschuldigungen des Papstes alles Gute und Schöne, was er früher gesungen, ausgelöscht habe. Punkt für Punkt polemisiert er in einer ausführlichen Entgegnung wider Walthers Sprüche für den gebannten Otto.

Walther hatte das Wappen des welfischen Kaisers gerühmt und gewünscht, es möchte bald, nach Wiederherstellung des Friedens in Deutschland, als siegverheißendes Heerzeichen der neuen Kriegsexpedition gegen die Sarazenen voraneilen. Den Kreuzzug ersehnt der Dichter ganz aufrichtig und ohne Arg, im wirklichen Interesse seines Herrn als großartigste und wirkungsreichste Demonstration, aber auch als sicherstes Mittel zur Befestigung seiner Macht. Denn nach der — uns freilich höchst fremdartigen — politischen Auffassung des Mittelalters brachte erst die Eroberung des heiligen Grabes, die Befreiung und Beschirmung der Christen im Orient, die Unterwerfung der Ungläubigen dem kaiserlichen Imperium die wahre Krönung und Bewährung, die unantastbare Weihe. Dieser Erfolg im fernsten Osten konnte zugleich allein einen vollen Triumph über den erbitterten Rivalen im Wettstreit um das Weltregiment, den Papst, herbeiführen. Auf dem kaiserlichen Admiralschiff sollte — so muß man sich Walthers Worte gegenständlich vorstellen — der Adler des Imperators und der Löwe des kühnen Welfen hoch aufgerichtet als Standarte, wie wir sie aus den Beschreibungen der Schlacht bei Bouvines vom Jahre 1214 kennen, über das Meer gegen „die Heidenschaft" dringen: ein doppeltes Wahrzeichen der kaiserlichen Herrschaft über den Erdkreis, das heißt der Stellvertretung (Vogtschaft) Gottes, aber auch ein Symbol jener Charaktereigenschaften, durch die Gewalt und Friede begründet wird, der Mannheit (Löwe) und der Großmuth (Adler). Denn am äußersten Horizont all dieser überschwenglichen Phantasien des mittelalterlichen Imperialismus, der — um es nochmals zu sagen — die einzige Form des damaligen Patriotismus und Nationalgefühls war, und zu dem sich der Welfe Otto noch rückhaltloser bekennt als sein staufischer Vorgänger, taucht immer der Traum des Friedenskaisers, der Weltversöhnung auf.

Aus diesen die Zeit im tiefsten erfüllenden Ahnungen und Hoffnungen heraus ruft Walther dem gebannten Otto zu: „Stiftet in Deutschland Frieden mit der Strafe des Gesetzes, und sühnet dann die ganze Christenheit, auf daß die Heiden vor euch zittern." Aber er antwortete damit zugleich stolz und wahrhaft hinreißend — was bisher stets übersehen worden ist — auf die immer erneute Hauptanklage in den Droh- und Bannbullen des Papstes, die Otto zum Brecher des Weltfriedens, zum Störer des geplanten allgemeinen Kreuzzuges, zum europäischen Unruhstifter stempelten. In dem Augenblick, wo der eben gekrönte Kaiser durch die Exkommunikation das Imperium, durch eine halb unterdrückte Verschwörung deutscher Fürsten auch die deutsche Königskrone zu verlieren schien, entfaltet Walther vor den Augen der Hörer ein glorreiches, strahlendes Banner unerschütterter, ruhiger, weltgebietender, sieghafter und friedenstiftender Kaiserherrlichkeit!

Politische Macht wird nicht durch das Schwert allein gesichert, und in den Zeiten der Krise hängt sie oft allein ab von den moralischen Imponderabilien.

Niemals ist für eine wankende Stellung so überwältigend der moralische Eindruck, die Erregung der Phantasie, der Appell an die religiösen und nationalen Gefühle des Zeitalters ins Gefecht geführt worden als in Walthers politischen Sprüchen der Jahre 1212 und 1213.

Die Wirkung war eine ungeheure. Es sagt uns nicht bloß Tomasos zahlenmäßige Feststellung. Es sagt uns mehr noch seine sich unter den Streichen, die Walther ausgeteilt, förmlich windende Erwiderung. Wie lahm fällt gegen Walthers plastische, pathetische Symbolik des Italieners nörgelnde Parade aus! Das Wappenschild Ottos — drei Löwen und ein halber Adler — erscheint ihm als ein übles Sinnbild der Maßlosigkeit: drei Löwen, das sei zu viel; ein halber Adler, der nicht fliegen könne, sei zu wenig.

Der so redete, war ein Kanoniker. Nirgends sonst hatte Innocenz III. für seine Zentralisierung der Kirchenverfassung, für seine Durchführung des papalen Absolutismus, für seine Lahmlegung der bischöflichen Gewalt so gut Bundesgenossen als in den Domkapiteln. Aber der so sprach, war auch ein Italiener: mochte er von deutscher Bildung und Poesie abhängen, die Töne des nationalen Hasses, die Walther anschlug gegen den Papst und seine Kardinäle, konnte er unmöglich verwinden.

Walther stand an dem tragischen Wendepunkt der deutschen mittelalterlichen Geschichte. Er sah die Vorboten des Sturmes, der das alte Kaiserreich zertrümmerte. Seine politische Dichtung von jenem ersten Spruch des Jahres 1198 auf die Krönung Philipps bis zu der großen Palinodie, mit der er im Jahre 1227 wirbt für den Kreuzzug Friedrichs II., für das erlösende Martyrium im Dienst der kaiserlichen weltöstlichen Weltpolitik, ist eingetaucht in die Ahnung des Unterganges. Sie warnt, sie predigt, sie ermutigt. Sie redet in den Tönen der Satire, und je länger je mehr im Ton der Elegie. Und doch verliert sie niemals ganz die Hoffnung auf den Sieg der Mächte, die einem mittelalterlichen deutschen Patrioten als die idealen erscheinen mußten. Rings um ihn sanken die Säulen der deutschen Kaiserherrlichkeit, es wankte das Vaterland in seinen Grundfesten: der Dichter beharrt unerschüttert, unwandelbar auf jenem Standpunkt politischer Überzeugung, den die großen staufischen Minister, den Wolfger von Passau und seine Parteigenossen geschaffen hatten.

Moderne Ideologen, die spekulativen Geschichtskonstrukteure des 19. Jahrhunderts, haben unermüdlich dem Dichter politischen Wankelmut vorgeworfen. Der mythische Walther, d. h. jene mit modernen Begriffen zurecht gestutzte Puppe, konnte diese Anklage vielleicht verdienen. Von dem wirklichen, dem geschichtlichen Walther muß sie abprallen.

Er war ein mittelalterlicher Mensch. Er war ein großer, ich meine — wenn man von den griechischen Dramatikern Äschylus, Aristophanes, Euripides und von Dante, wie billig, absieht — der größte politische Gelegenheitsdichter. Er war aber niemals der Leiter oder Schöpfer der politischen Bewegung. Er hat immer der Stimmung des Moments, eines bestimmten Publikums, bestimmter Gönner und Freunde das lösende Wort geliehen. Er hat wechselnde Fahrt gehabt. Aber er hat immer auf ein Ziel gesteuert. Er hörte die Stimmen des nationalen Gewissens seiner Zeit und ließ sie in seinen Gedichten

reden. Den Dienst der Personen hat er öfter getauscht: die von Anbeginn seiner Laufbahn vertretene Sache des Kaisertums hat er niemals verleugnet. Um materiellen Vorteils willen hat er die unverlöschbaren Gebote der inneren Wahrhaftigkeit nie verletzt.

Allerdings hat man das Lob, das er bei der Heimkehr Kaiser Ottos aus Italien vor diesem nach der Beschwichtigung des drohenden Fürstenaufstandes der Treue des Markgrafen Dietrich von Meißen spendete, für bewußte Lüge erklärt: Dietrich habe damals bereits teil genommen an der Verschwörung gegen den Kaiser, und Walther habe gegen besseres Wissen ihn als einen Engel an Treue hingestellt. Vor kurzem ist indessen nachgewiesen worden, daß die ganze Nachricht von Dietrichs Teilnahme an jener Fürstenverschwörung auf einer Verwechselung beruht und Dietrich damals durchaus noch als Anhänger des Kaisers gelten konnte.

Aber freilich, Walther war ein Dichter, kein Politiker. Phantasie und heißes Temperament haben die Dinge vor seinen Blicken oft verschoben, sein Urteil getrübt, seine Worte über Maß und Besonnenheit, über die Gerechtigkeit hinausgedrängt.

Ein Dichter, aber kein moderner Dichter, wie wir sahen. Wer im Mittelalter Dichten zu seinem Beruf machte, leistete damit nur eine bestimmte Art von Dienst. Auch ihm mußte die Stellung eines dauernden Ministerialitätsverhältnisses Lohn und Ziel sein. Die Grundlage eines solchen war das Lehengut. Solange Walther dieses nicht errang, war er mittelalterlicher Rechtsanschauung und Moral zufolge an seinen Herrn nicht gebunden, durfte er ihm den Dienst kündigen. Ohne Treubruch zu begehen, durfte er sich somit von Philipp und Otto lösen. Aber er hat Ottos Fahne noch aufrecht gehalten, als bereits fast alle seine Anhänger ihn verlassen hatten und zu dem jungen Staufer übergegangen waren. Als Letzter beinahe folgte auch Walther ihrem Beispiel und schloß sich dem Manne an, der ihm, dem Süddeutschen, von vornherein sympathischer sein mußte als der Welfe. So wechselte er den Herrn. Aber er blieb im Dienst des Reiches: er blieb der Herold des Kaisergedankens, der deutschen Größe, der Selbständigkeit der deutschen Kirche, der Unabhängigkeit des Laienrechtes.

IV.

Auf dem Hauptschauplatz der politischen Dichtung Walthers, da, wo sein Reichsdienst wurzelte, wo sein Minnesang entsprossen war, an den Höfen der drei deutschen Könige und der südostdeutschen Reichsfürsten in Österreich, Kärnten und Aquileia (Cividale) hat es Walther an literarischen Widersachern nicht gefehlt. Politische, soziale und nationale Gegnerschaft erwuchs ihm in seinem Bewunderer Tomasino di Cercchiari. Künstlerische Gründe sind es, die ihn gegen die verstiegene Gedankenlyrik seines Lehrers Reinmar, wider die parodistisch-burleske Hofpoesie Neidharts von Reuenthal zu kämpfen zwangen. Und ungezählt war die Schar niederer Spielleute und Hofdichter, die ihm teils aus Brotneid, teils aus dichterischer Unfähigkeit dort in den Weg traten. Allein unvergleichlich anziehender und lehrreicher ist es, aufzuklären, welche Rolle Walther auf

dem zweiten Schauplatz seines Lebens, im mittleren Deutschland, an den Höfen des Landgrafen Hermann von Thüringen und dessen Schwiegervaters, des Markgrafen Dietrich von Meißen, gespielt hat, dort, wo sich um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts die hervorragendsten Dichter des deutschen Mittelalters zu einem Kranze vereint hatten, dessen Erinnerung Sage, Lied und Kunst bis auf den heutigen Tag festhalten. Was galt Walther dort im Kreise der Gesellschaft und der ebenbürtigen Rivalen?

In dieser thüringisch-meißnischen Welt wehte eine andere Luft als am Königshof, als an den oberdeutschen, reichstreu gesinnten Fürstenhöfen. Durch persönliche Bande, durch politische Tradition, durch wirtschaftliche Interessen gravitierte dies Gebiet nach Nordwesten, nach dem Zentrum der welfisch-niederrheinischen Sphäre. Hier gedieh niemals so recht der Reichsgedanke, hier blühte wie nirgends der nackte Egoismus der nach territorialer Ausdehnung und Selbständigkeit trachtenden Fürstenpolitik. Landgraf Hermann, der Schirmherr so vieler großer und kleiner Dichtertalente, der hochgemute Freund eines lustigen und geschmückten Daseins, ist in einer wankelmütigen und habgierigen Zeit der Wankelmütigste und Habgierigste.

Walther hat sich wiederholt kürzere und längere Zeit am Hof des Landgrafen aufgehalten. Ja, er hat eine Weile förmlich zu seinem Hofgesinde gehört. Wie er am Hofe des Markgrafen Dietrich von Meißen noch den größten mittelalterlichen Minnesänger Heinrich von Morungen aus der Gegend von Sangerhausen kennen gelernt hat, so hat er Jahre hindurch auf der Wartburg bei Eisenach mit dem größten deutschen Epiker zusammengelebt, mit demjenigen, der ihm die Krone des Genies streitig macht: Wolfram von Eschenbach.

Es hat einen bestrickenden Reiz, sich dies Nebeneinander der beiden Großen in konkreten Zügen vorzustellen. Auch hier ist natürlich die mythenbildende Phantasie des Forschers und der Halbgelehrten geschäftig am Werk gewesen. Man hat sich das Bild eines künstlerischen, wechselseitigen Einflusses ausgemalt. Das widerspricht der geschichtlichen Wahrheit. Walther hat ein Tagelied in Wolframs Manier gedichtet und sonst gelegentlich vielleicht von ihm gelernt. Das ist alles. Im übrigen haben sich der in Thüringen eingewurzelte Nordgauische Baier Wolfram und der in Österreich gereifte Walther mit Anerkennung, aber doch mit dem Gefühl eines gewissen literarischen und sozialen Gegensatzes gegenübergestanden, das sich nach dem Ton damaliger höfischer Geselligkeit in scherzhafte Formen kleidete.

Walthers erster Abstecher nach Thüringen, vom Hofe Philipps aus mißglückte. Das Ergebnis ist ein ziemlich gereizter Spruch, der sich über das wüste Treiben auf der Wartburg beklagt. „Wer an den Ohren leidet, gehe nicht dorthin, er verliert sonst den Verstand. Ich habe mich in den Trubel gestürzt und mitgemacht, bis ich nicht mehr konnte. Es geht da zu wie im Taubenschlag, Tag und Nacht: Gäste ziehen ein, Gäste ziehen davon. Ein Wunder, daß dort überhaupt noch jemand sein Gehör hat. Der Landgraf ist so gesonnen, daß er Geld und Gut mit trutzigen Recken (stolzen helden) durchbringt, von denen jeder wohl ein Fechter (kempfe) heißen könnte. Ich

kenne sein großartiges Wesen wohl: kostete ein Fuder Weins auch eine Million (im Original: tûsent pfunt), so ließe er doch niemals eines Ritters Becher leer stehen."

Was heißt das? Zunächst hat der Spruch, der dem Jahre 1198 oder 1199 angehört, eine politische Spitze. Der Landgraf Hermann hatte sich bei seiner Heimkehr aus Palästina Otto angeschlossen. Vergeblich hatte Philipp versucht, durch eine Gesandtschaft, die große Belehnungen in Aussicht stellte, den ewig Geldbedürftigen auf seine Seite zu ziehen und ihn wenigstens zu einer wohlwollenden Neutralität im ausbrechenden Bürgerkrieg zu bestimmen. Otto hatte erklären lassen, er werde dem Landgrafen alles, was Philipp versprochen hätte, doppelt auszahlen. Das wirkte und entschied. Aber die Freundschaft mit den Welfen dauerte nur solange, als der gezahlte Lohn reichte. Bald brauchte Hermann neue Mittel. Es scheint auch, als habe Otto die Zuschußsumme nicht voll auszahlen können. Und nun, im August 1199, gelang es Philipp in der Tat, das Höchstgebot zu tun und den Landgrafen zu erkaufen: Otto hatte ihm Nordhausen verliehen; Philipp bestätigte ihm es jetzt und gab ihm noch obendrein die königlichen Städte Mühlhausen, Saalfeld, Orla und Schloß Ranis zu Lehen. Auf dieses Schachergeschäft spielt Walther an: allerdings die Geldnot des Landgrafen sehr verblümt andeutend als eine begreifliche Folge unendlicher Freigebigkeit.

Auch drei andere Sprüche desselben Tons haben offenbar die thüringer Frage, die für Philipps im mitteldeutschen Osten begründetes Königtum eine brennende war, im Auge. Schon der Spruch auf die wohlpassende Krone dachte gewiß an den Landgrafen; ihm besonders galt jener Zuruf: „Wer nun in die Irre geht hinsichtlich des Königtums, der halte sich an den Polarstern über dem Nacken des legitimen Königs, den Waisen." Der Spruch auf das Magdeburger Weihnachtsfest des Jahres 1199 feiert dann den Übertritt des Thüringers. Dazwischen fällt das Gedicht, das über den Lärm der Wartburg scherzt, und ein anderes, mit diesem in Beziehung stehendes, das Philipp zu größerer und freudigerer Freigebigkeit anspornt. Dort spottet Walther, der Landgraf würde den Becher keines seiner Ritter jemals leer stehen lassen, auch wenn das Fuder Wein tausend Pfund kostete. Hier schärft er dem König ein, er solle lieber aus bereitem Herzen tausend Pfund verschenken, als widerwillig dreißigtausend.

Wir können nicht genau den Augenblick bestimmen, wann das gesagt ist. Vor der Gewinnung des Landgrafen oder als bereits seine Treue wieder wankte und sein Abfall von Philipp sich vorbereitete, als es galt, durch neue Opfer den Wankenden festzuhalten? Wir können leider auch nicht erraten, wann, in welchem Moment dieser wechselnden politischen Konstellation Walther seinen ersten Abstecher auf die Wartburg gemacht hat. Auch die eigentliche Tendenz des Scherzes entzieht sich unserer sicheren Erkenntnis. Sollte die Hyperbel von dem wilden Treiben am Thüringer Hof ausdrücken: dieser zügellose Verschwender ist nicht zu befriedigen; er ist nicht zu erkaufen mit erschwingbaren Beträgen? Oder vielmehr: um diesen Fürsten zu gewinnen, dessen Freigebigkeit alle Grenzen überschreitet, sollte Philipp sein knauserndes Spenden, seine zögernde und halb widerwillige Art zu schenken vertauschen mit

der großartigen Opferfähigkeit eines Saladin, eines Richard Löwenherz? Im ersten Fall spräche Walther vom Standpunkt Philipps mit einer Spitze gegen den Landgrafen, im zweiten Fall umgekehrt.

Wie dem auch sei: man empfindet in den neckenden Versen Walthers, daß das Leben an dem mitteldeutschen Hofe seinem Ideal höfischer Sitte oder genauer: dem seiner oberdeutschen Hörer nicht voll entsprach. Aber ich möchte es für möglich halten, noch genauer zu bestimmen, wogegen sich eigentlich diese Kritik richtete, warum Walther sich auf der Wartburg zunächst so unbehaglich fühlte und was es eigentlich ist, worüber er sich nachträglich — am Hofe Philipps — moquierte. Er scheint sich als Oberdeutscher, als Schüler des österreichischen Hofminnesängers Reinmar im Besitz einer überlegenen älteren Kultur gefühlt und deshalb auf den Thüringer Hof herabgesehen zu haben.

Das ist auffallend genug. Denn an diesem Thüringer Hof hatte doch zuerst, vor nicht langer Zeit, die neue höfische Romandichtung nach französischem Muster das entwickelte Ideal des modernsten und elegantesten Rittertums aufgestellt, von dort hatte die Eneide des Maastrichter Heinrich von Veldeke als erstes Beispiel edler Erzähl- und Formkunst ihren Siegeszug durch Deutschland begonnen. Der Herr der Wartburg, den Walther als Becherfüller „stolzer Helden" vorführt, hat dann selbst auch andere deutsche Dichter angeregt und in die Lage versetzt, der durch den Niederländer gebrochenen Bahn zu folgen: ihm verdankt Herborts von Fritzlar Nachdichtung des französischen Trojaromans von Benoit de S. More, ihm Albrechts von Halberstadt poetische Übertragung der Metamorphosen des Ovid ihre Entstehung. Wir müssen also annehmen: in den zwei Jahrzehnten seit Heinrichs von Veldeke erster Wirkung hatte das literarische Leben des Südens und Südostens sich selbständig zu einer Höhe entwickelt, von der aus die epische Kunst des Niederländers und seiner Schule, zu der in gewissem Sinn auch sein Bewunderer Wolfram gerechnet werden muß, als eine überwundene Niederung erscheinen konnte. Der Elsässer Reinmar und der Schwabe Hartmann von Aue hatten dieses rasche Aufsteigen herbeigeführt. Als ihr Schüler spricht Walther, wenn er sich im Jahre 1198 herausnimmt, über das Thüringer Hofpublikum die Nase zu rümpfen. Doch vergesse man nicht: bei den meisten literarischen Fehden, die sich auf dem Boden Deutschlands abgespielt haben, wirkte die instinktive, blinde, grundlose landschaftliche Eifersüchtelei, spielten die alten Stammesgegensätze mit.

Indessen: hinter Walthers Spott steckt mehr als solch ein landschaftlicher Gegensatz. Die thüringische Hofgesellschaft charakterisiert er nicht bloß als laut und roh, als Raufbolde und Schlemmer. Nicht bloß Abweichungen der Lebensgewohnheiten und die fremde Landessitte bemäkelt er. Auch kann es nicht seine Meinung gewesen sein, die heimatliche Hofdichtung einfach als die kunstvollere und talentvollere deshalb über die thüringische erheben zu wollen, weil sie ihm eben die vertrautere war. Er charakterisiert diese thüringischen Ritter mit einem Beiwort, das ein bestimmtes literarisches Urteil ausspricht: er nennt sie stolze helde. Das war eine Lieblingsformel in der volkstümlichen Epik, im Nibelungenlied, aber auch in den Gedichten Wolframs. Hingegen

die gewählte höfische Dichtung Oberdeutschlands vermied sie: für ihr Stilgefühl hatte der verbrauchte und darum sinkende Ausdruck schon einen etwas geringschätzigen Sinn bekommen.

Indem Walther diesen altfränkischen, nicht mehr eleganten Ausdruck so nachdrucksvoll, mit komischer Emphase, in seine Beschreibung der Thüringer Hofgesellschaft hineinwirft, stichelt er auf einen literarischen Gegensatz: einen Gegensatz des oberdeutschen und mitteldeutschen Kunststiles, der ober- und mitteldeutschen Dichtersprache.

Aber er geht noch weiter. Er stellt diese „stolzen Helden" aus Thüringerland gar mit den gewerbsmäßigen Haudegen, den „Kämpen" oder „Fechtern", auf eine Stufe, die für Geld, bald hier, bald dort, anderer Leute Ehrenhändel im Zweikampf ausfochten und mit fahrenden Sängern, Künstlern und Gauklern sich vielfach berührten und mischten[1]). Offenbar will er damit die alten Standesgewohnheiten verspotten, an denen diese thüringischen Hofritter festhielten: die kriegerische Ausbildung und fortwährende Übung des Körpers.

Daneben muß man nun, gleichsam als selbstbewußtes Parteiprogramm der Gegenseite, Wolframs stolzes Bekenntnis halten. In einer hinter dem zweiten Buch seines Parzivalgedichts nachträglich eingeschobenen Selbstverteidigung gegen allerlei Angriffe — wir würden es heute bei einem modernen Autor eine Erwiderung auf die journalistische Kritik nennen und in dem Vorwort zu einer neuen Auflage finden — proklamiert er: schildes ambet ist mîn art, d. h. ritterlicher Kampf mit dem Speer und dem Schild ist mein Beruf. Nur durch männliche Kraft und ritterliche Tüchtigkeit im Turnier — erklärt er weiter — will er Ehre und Anerkennung erringen; vor allem auch die Frauenminne will er nur durch Waffenleistungen verdienen. Töricht nennt er die Dame, die ihm bloß um Sanges willen ihre Liebe schenkt. Sein literarischer Ehrgeiz steht für ihn erst in zweiter Linie. Diese Konfession würzt er aber mit einem verblümten, seinen Hörern indessen ganz gewiß sehr verständlichen und ungeheures Gelächter weckenden Ausfall gegen ein überschwängliches Minnelied Reinmars von Hagenau, des Lehrers Walthers.

Reinmar hatte alles Lob, das andere Minnesänger ihren Damen spendeten, mit dem Lob seiner Geliebten übertrumpfen, es, wie er in einem damals noch voll als Bild empfundenen, aus dem Schachspiel stammenden Ausdruck sagt, matt setzen wollen. Walther selbst hatte dieses Lied seines Lehrers parodistisch zurückgewiesen: der liebende Gruß seiner Geliebten, d. h. freundliche Gewährung, sei mehr wert als die feierliche Osterschönheit der spröden Dame Reinmars, des Sängers der ewig unglücklichen Liebe. Reinmar hatte dann, seinerseits darauf wieder anspielend, erwidert. Es war eine Disputation der Minnescholastik, wie sie in verwandten, raffinierteren Erscheinungen der provenzalischen Troubadour-Streitgedichte ihr Vorbild hatte. Wolfram wirft die Huldigung des einen wie des anderen als lahm beiseite: das echte Würfelspiel der

[1]) Wir übersetzen vielleicht das mittelhochdeutsche Wort kempfe und seinen Begriff am treffendsten durch unser „Söldner", dem gegenwärtig, seit dem weit verbreiteten Bestehen der allgemeinen Dienstpflicht des Volkes, ein etwas verächtlicher Sinn gewerbsmäßiger Käuflichkeit und Roheit anhaftet.

Minne biete doch nur die Ritterschaft, die mit Speer und Schild den süßesten Sold erwerben will.

Und als Einleitung zu dieser geringschätzigen Ablehnung des theoretischen Frauendienstes der Minnesänger schickt er die Worte voraus: „Mit Unrecht hat man mich getadelt, daß ich nicht vor allen Frauen der ritterlichen Gesellschaft auf den Knieen liege, wie die Minnesänger in ihren Liedern, daß ich die Frauen vielmehr nach ihrem Werte scheide; jede Frau von innerer Reinheit soll mich zum Kämpen (kempfe) ihres Lobes haben."

Zwischen diesem emphatischen Gebrauch des Worts „Kämpe" und der spottenden Verwendung desselben in Walthers Scherzspruch über die Thüringer Haudegen muß ein Zusammenhang bestehen. Wer aber von den beiden hat hier die Häkelei angefangen: Walther oder Wolfram?

Jedenfalls hat die Plänkelei schon früher ihren Ursprung genommen. Bereits das 6. Buch des Parzival, das älter sein wird als jene eingeschobene Vorrede zwischen dem zweiten und dritten Buch, enthält einen Reflex davon.

Man kennt die berühmte Szene, wo Parzival vor drei Blutstropfen im Schnee in sehnsüchtige Liebesgedanken an seine verlassene Gemahlin versinkt und selbst durch die Schläge des vorwitzigen Keie nicht aus seiner Verzauberung geweckt wird. Da unterbricht Wolfram seine Erzählung durch einen neckischen Seitensprung gegen die Frau Minne. „Frau Minne! seht Euch nur vor: man wird Euch daraus einen Vorwurf machen: ein Bauer wenigstens — d. h. einer, der nicht gewohnt und nicht berechtigt ist, erlittenen Schimpf sofort mit den Waffen zu vergelten, ein Nicht-Ritter — spräche hier gewiß gleich: ‚Meinem Herrn sei das getan'", d. h. als unfreier und unritterlicher Mann schlägt er nicht gleich selbst zu, sondern fordert rechtliche Vertretung und Verfolgung der Beleidigung von seinem Herrn. Seltsam gesucht und frostig mutet uns diese Wendung an. Wir verstehen eben nicht die Anspielung, auf welcher der Witz beruht. Das thüringische Hofpublikum verstand sie aber sehr wohl. Denn sie kannte das Lied Walthers, welches hier von Wolfram parodiert wird.

„Ich habe der Geliebten" — so hatte Walther gesungen — „durch mein Lob in meinen Liedern es bereitet, daß sie in aller Welt gerühmt wird, überall da nämlich, wo man meine Lieder, die ihr Lob enthalten, nachsingt. Trotzdem höhnt sie mich. Frau Minne! das sei Euch getan." Statt also selbst Manns und Ritter genug zu sein — interpretiert Wolfram — sich gegen erlittene Unbill allein zu wehren, ruft der Minnesänger wie ein Bauer seinen Herrn, die Frau Minne, zur Hilfe und zur Sühne der empfangenen Beleidigung herbei. Wolfram nimmt das poetische Bild — das ist der Witz — ganz eigentlich, ernsthaft und zieht daraus die juristisch-sozialen Konsequenzen, die Walthers Äußerung als unschicklich und lächerlich erscheinen lassen.

Wolfram, der Ritter des thüringer Hofes, nennt den süddeutschen Hofminnesänger Walther einen unwehrhaften Bauer. Walther umgekehrt charakterisiert die Ritter dieser thüringer Hofgesellschaft: jeder von ihnen könnte recht gut ein „Kämpe", ein Haudegen, ein Raufbold, ein Söldner sein. Und wiederum Wolfram rühmt sich unter allerlei Polemik gegen die Wortkünste der Minnesänger, mit Schild und Speer als „ein Kämpe" des Lobes edler Frauen auftreten zu wollen. Niemand wird leugnen, daß zwischen all dem kontinuier-

liche Beziehungen walten. Zuerst hat sich wohl Wolfram an Walthers Lied, das die Minne zu Hilfe rief, gerieben. Dann diente ihm Walther in seinem Spruch über die wilde Ritterschaft auf der Wartburg, und Wolfram zahlt das unter weitergehenden Angriffen gegen den Minnesang in der eingeschobenen Selbstverteidigung heim.

Diese Spöttereien waren natürlich nicht schlimm gemeint. Aber eine kleine Dosis Bosheit und Geringschätzung steckte namentlich auf Seite Wolframs doch darin. Wolfram ironisierte die Auffassung, die im Minnesang herrschte, wonach der Liebende als Sklave der Minne und als blinder Verehrer aller Damen erscheint: die Überschwänglichkeit der minniglichen Galanterie, des lyrischen Frauenkultes will er treffen. Und es liegt noch mehr darin: der Minnesänger, der sich mit Versen wehrt und nährt, nicht gleich Wolfram Schildesamt übt, wird als nicht voll waffentüchtig, als nicht voll ritterlich mit parodistischer Übertreibung den Bauern gleich gestellt, während Walther diese Anschauungsweise als die eines junkerhaften Draufgängers und Säbelraßlers zurückwies. Wahrscheinlich berühren wir hier einen tatsächlichen gesellschaftlichen Unterschied der beiden Dichter: Walther, die größte Zeit seines Lebens ein fahrender Sänger gleich den Spielleuten, war schwerlich jemals in aller Form zum Ritter geweiht worden, er blieb wohl, wie so viele damals, immer nur im Stande der ritterlich lebenden Knappen.

Die Scharmützel zwischen den beiden Großen dauerten auch später fort. Wolframs Mütchen war noch nicht gekühlt.

Im Jahre 1204 oder 1205, als sein Verhältnis zu König Philipp und namentlich zu den Reichsministerialen, denen einst seine ersten großen politischen Sprüche gedient hatten, völlig erkaltet war, hatte Walther einen bitteren Spruch vom griechischen Spießbraten gedichtet. Darin motiviert er die blutigen byzantinischen Thronwirren der Jahre 1203 und 1204, in denen Philipps Schwiegervater Isaak Angelos und Schwager Alexios ihre eben wieder gewonnene Krone und ihr Leben einbüßten, mit ihrem Geiz und ihrem Wortbruch: sie hatten die ihren Beschützern, den lateinischen Kreuzfahrern, zugesagten Geldsummen, für die sich auch König Philipp mit verbürgt hatte, nicht voll ausgezahlt. Dafür braucht Walther das Bild eines Spießbratens, den man in zu dünnen Stücken zerschnitten und ausgeteilt habe. Er knüpft hieran die deutliche Anwendung auf die deutschen Verhältnisse: man solle den Köchen raten, die Stücke um Daumenbreite dicker zu machen; sonst werde ihr Herr, König Philipp, vielleicht ebenso vor die Tür müssen wie sein Schwiegervater in Griechenland.

Die Köche, die Walther hier so scharf zaust, das sind die Reichshofbeamten, die Reichsministerialen, die am staufischen Hof das Heft der Politik in Händen hatten; und als Köche werden sie bezeichnet, weil soeben — im Jahre 1202 — Philipp nach dem Beispiel französischer und niederländischer Fürstenhöfe ein neues Reichshofamt, das eines Hofküchenmeisters, eingeführt hatte. Den Anlaß dazu bot ein Prozeß, den die Familie der Reichsministerialen von Rothenburg mit dem Reichsministerialen Heinrich von Waldburg geführt hatte um das Anrecht auf das einträgliche und ehrenvolle oberste Hofamt des Truchsessen. Von diesem Truchsessenamt zweigte Philipp, um den Streit zu

schlichten, damals das Amt eines Küchenmeisters ab und verlieh dieses den Rothenburgern. Diese Rivalitäten und ihr Ausgleich hatten offenbar weithin Aufsehen erregt. Walther stand damals längst seinen einstigen Gönnern, den Reichsministerialen, die ihre Macht eigennützig und gewalttätig auf das Verwerflichste ausgebeutet hatten, feindlich gegenüber, und im Lager des Landgrafen Hermann von Thüringen, der gleich den übrigen Fürsten eifersüchtig auf jene höchste Klasse des Hofadels herabschaute.

Auch in unserem Nibelungenlied hat der Vorgang einen Reflex gefunden. Es kennt am Hofe der burgundischen Könige in Worms auch einen Küchenmeister Rumolt im Range eines der obersten Hofbeamten. Offenbar kann dieser Rumolt erst, nachdem dies Amt am deutschen Königshof offiziell bestand, in das epische Personal eingefügt worden sein. Mit anderen Worten: was sich auch aus vielen anderen Gründen ergibt, erst bald nach 1202 ist die uns vorliegende Gestalt des Nibelungenliedes entstanden. Über die Rolle, die Küchenmeister Rumolt im Nibelungenliede spielt, über die Warnung, die er vor der Abreise des burgundischen Königs an den Hof Etzels ausspricht, hat sich Wolfram in seinem Parzival mit Worten lustig gemacht, die eine viel umstrittene Handhabe geboten haben für die Chronologie der drei Redaktionen unseres Nibelungenliedes. Und auf Walthers Spruch von den knickrigen Reichsköchen, der in Thüringen, wo man gegen Philipp animos genug gestimmt war, zündend eingeschlagen haben muß, antwortete er mit köstlichem Humor in seinem „Willehalm"!

Den jungen Rennewart, der als Küchenjunge seiner unwürdige Dienste tun muß, weckt der Küchenmeister des Morgens dadurch aus dem Schlafe, daß er ihm mit einem glühenden Holzscheit seinen Bartflaum absengt. Der so beschimpfte Held springt auf, bindet mit Riesenkraft den Frevler an Händen und Füßen zusammen wie ein Schaf, wirft ihn so unter einen Kessel auf den umloderten Rost und streut über ihn statt Salzes Brände und Kohlen. Daran knüpft Wolfram nun, höchst abrupt und gewaltsam herbeigezogen, den Spaß: „Herr Vogelweide sang von einem Braten. Dieser Braten hier (der dicke Küchenmeister) war dick und lang. Davon wäre auch seine Dame satt geworden, der er beständig in seinen Liedern mit so treuer Verehrung huldigte."

Unverkennbar ist dies alles eine Parodie. Sichtlich auch das komische Wortspiel mit dem Namen des Dichters: er nennt ihn nicht „Herr Walther", wie ein ander Mal, wo er, scherzhaft in seinen Tadel über die zweifelhaften Elemente am Thüringer Hof einstimmend den Anfang eines uns verlorenen Waltherschen Liedes zitiert: „Guten Tag, gemischte Gesellschaft." Er nennt ihn hier mit seinem Zunamen, den ja auch Gottfried von Straßburg mit ausdeutendem Wortspiel verwendet hatte, und will dadurch allerlei komische Nebengedanken auslösen, wie etwa: „der sich nur von armseligen Vögeln nährt, der Besitzer eines Hofes, wo die Vögel satt werden, der einsam im Wald zusammen haust mit den Vögeln, der weiß freilich einen guten Fleischbraten und dicke Bratenstücke zu schätzen; denn er hat sie nötig." Walthers paraboliſcher Wunsch nach größeren Bratenportionen, vorgetragen in einem politischen Spruch, wird wieder im eigentlichen Wortsinn ausgelegt und mit dem ganz heterogenen Minnesang Walthers verknüpft, als wolle der ge-

treue Minnesänger seine Angebetete damit versorgen, und dann der ausgehungerten Dame der geröstete fürchterliche Küchenmeister zur Stillung ihres ungeheuren Appetits empfohlen. Walther hatte einst nach seinem ersten Besuch der Wartburg sich belustigt über den Saus und Braus, den er da vorfand, über die ewig vollen Becher. Jetzt macht ihm von dorther Wolfram bemerkbar, wie er selbst nur als wehleidiger ausgehungerter Minnesänger, als Bewohner der Vogelweide und Genosse der gefiederten Brüder, die er so oft erwähnt, sich mehr als gebührlich aufrege über große Braten und sparsame Portionen.

Selbst hiermit war es dem Schalk, der Wolfram im Nacken saß, noch nicht genug.

Wir besitzen von Walther einen bisher völlig rätselhaften und daher ganz blaß wirkenden Spruch über einen tragikomischen Abstecher nach dem Kloster Tegernsee. Er hat, um dies Asyl müder und bedürftiger Wanderer kennen zu lernen, einen Umweg von mehr als einer Meile gemacht. Aber er ward bitter enttäuscht: er bekam dort bei Tisch nur Wasser, das heißt: Wasser zum Händewaschen vor der Mahlzeit und nachher beim Abschied, wohl auch Wasser zum Trinken. Die Hauptsache, der erwartete Wein, blieb aus: als „ein also Nasser", d. h. nur mit Wasser innerlich und äußerlich Begossener, mußte er von dannen ziehen. Das Ganze blieb für moderne Leser ohne Wirkung, weil ohne rechten Sinn. Niemand konnte ja den Klosterleuten von Tegernsee im Ernst zutrauen, daß sie selbst einen politischen Gegner — der Walther nicht einmal war — je hätten dursten lassen, wenn er als Gast zu ihnen kam.

Die Aufklärung des Witzes konnte ich durch den Nachweis eines bisher nicht beachteten Schriftstücks in einem Sammelkodex aus Tegernsee bringen. Darin befiehlt Kaiser Otto einem Grafen Otto, das Kloster Tegernsee wieder in den Besitz der ihm gewaltsam entzogenen Weinberge bei Bozen zu setzen, während später definitiv die Sache entschieden werden solle. Nach dem sonstigen Bestand des hier zusammengetragenen Kopialbuchs wie nach dem Inhalt und der Stilisierung dieses Erlasses kann der Kaiser Otto keiner der Ottonen sein. Gemeint ist vielmehr Otto von Poitou, der 1209 Kaiser wurde. Der Graf Otto muß der oberbayrische Graf Otto von Vallei (am Mangfall) sein, der seit dem Jahre 1208, zusammen mit Herzog Ludwig von Bayern, blutige Fehde führte wider den Schirmvogt des Klosters Tegernsee, den Markgrafen Heinrich von Istrien, in Exekution der Reichsacht, die gegen diesen als vermeintlichen Mitschuldigen an der Ermordung Philipps von Schwaben verhängt war. Damals war das Kloster zehn Wochen lang belagert gewesen und furchtbar verwüstet worden. Im Jahre 1211 hatte eine neue Fehde zwischen dem Bischof Mangold von Passau, dem früheren Abt von Tegernsee, und dem bayrischen Pfalzgrafen Rapot von Ortenburg das Kloster in schwere Mitleidenschaft gezogen. Der alte, ängstlich gehütete und sorgfältig verwaltete Bozener Weingutsbesitz, den die Habsucht der benachbarten Großen so oft angetastet hatte, wurde in diesen Wirren dem Kloster entfremdet. Die Mönche wendeten sich, wie einst in gleicher Bedrängnis ihre Vorgänger an Barbarossa, an den welfischen Kaiser. Und dieser griff, wie jenes Tegernseer Diktamen lehrt, helfend ein, vielleicht im Mai des Jahres 1212 auf dem Nürnberger Hoftag, und milderte die Lage

des Klosters, die durch den Schuldverdacht gegen seinen Vogt herbeigeführt worden war. Das hing wohl auch damit zusammen, daß mittlerweile der Vogt des Klosters, Heinrich von Istrien, seiner persönlichen Rehabilitation entgegenging. Wenn nun Kaiser Otto gerade der Weinnot der guten Mönche durch einen feierlichen Erlaß steuerte, so mag darüber bei Hofe wohl gescherzt worden sein. Walther jedenfalls wirft sich in dem fraglichen Spruch zum Anwalt des devastierten Klosters auf und mittelbar — was man wohl beachte — zum Ankläger der blindwütenden Rächer des Königsmordes, deren wildester der Reichsministerial Heinrich von Kalden gewesen war. Aber er verbirgt seine Verteidigung wie seinen Angriff in der scheinbar rein persönlichen lakonischen Beschwerde, daß er in dem ob seiner Gastfreiheit berühmten Hause des heiligen Quirin seinen Durst mit Wasser habe stillen müssen.

Dieser Gänsewein von Tegernsee und der vermißte Bozener Tropfen — das war nun Wasser auf des Witzbolds Wolfram Mühle. Sein literarischer Hauptwidersacher, Gottfried von Straßburg, hatte ihn in seinem Gedicht von Tristan und Isolde so grob wegen seiner Dunkelheit und barocken Einfälle als „hochsprüngigen Hasen" angefahren, er hatte dabei gleichzeitig die Schar der Minnesänger als Nachtigallen gemustert und, während er eben den Preis unter den Epikern dem ungenannten, aber deutlich charakterisierten Wolfram ausdrücklich versagt und Hartmann von Aue zuerkannt hatte, als Bannerträgerin und Leitefrau dieser Nachtigallen nach dem Tode Reinmars, der Nachtigall von Hagenau, die Nachtigall von der Vogelweide, Walther, proklamiert. Hier hakt nun Wolfram ein. In seinem Willehalm wird dem fastenden Markgrafen von der Provence auf sein Begehren von seinem Gastgeber, einem Kaufmann, statt der zuerst aufgetischten Delikatessen und kostbaren Weine nur trockenes Brot und Wasser vorgesetzt. Von diesem Wasser sagt nun Wolfram schmunzelnd: „Ein Trinken, wovon die Nachtigall sich nährt, durch das ihr süßer Gesang edler ist, als ob sie all den Wein von Bozen tränke." Der Hieb saß: du Nachtigall von der Vogelweide, die du einst dich darüber aufgehalten hast, daß am Hof zu Thüringen keines Ritters Becher jemals leer stehe, die du dann gar in Tegernsee nicht mit Wasser zufrieden gewesen bist, sondern nach Bozener Wein verlangtest, scheinst ganz vergessen zu haben, daß der Stimme der Nachtigall reines Quellwasser allein zuträglich ist, daß der schmachtende Minnesänger sein inneres Feuer nur durch Wasser löschen darf.

Wer je bei einem guten Tropfen Magdalener das Bozener Marmorbild Herrn Walthers angeschaut und ihm im Geiste zugetrunken hat, der wird sich freuen, nun doch eine Verbindung zwischen dem Sänger und der lieben südtirolischen Stadt hergestellt zu sehen. Mag Walther auch nicht in Tirol geboren sein, mag er Bozen selbst niemals betreten haben: den Bozener Wein, den wir heute so gern schlürfen, hat auch er gekannt und gewürdigt. Und mancher wackere Tourist, der heute, wenn er in Bozen rastet, vom Glase Roten ziemlich teilnahmslos aufblickt zu dem stillen, weißen Ritter und Sänger, der aus dem Dunkel der Nacht ihm entgegenleuchtet, würde sich angenehm gerührt fühlen, hörte er, daß der wirkliche Walther gleich ihm es für ein unerträgliches

Übel erachtet hat, den Durst einer vom Wandern verstaubten Kehle, statt mit Bozener Wein, mit Wasser bekämpfen zu müssen.

In Wolframs unermüdliches Plänkeln mit Walther verflocht sich, wie bereits hervortrat, auch die Polemik wider seinen großen epischen Rivalen Gottfried von Straßburg. Und in der Tat, Walther und Gottfried ihrerseits trafen zusammen in einem verwandten Gefühl des Widerspruches der Art Wolframs gegenüber.

Die berühmte Karikatur des Wolframschen Stils in dem literarhistorischen Exkurs des Tristan scheint mir noch niemals richtig gedeutet worden zu sein. Gottfried geißelt die bizarre Manier des Parzivaldichters, das liegt ja freilich auf der Hand. Aber auf welchen Vorwurf zielen die einzelnen Bilder, in die sich diese Kritik kleidet? Zunächst hätten die Ausleger niemals vergessen sollen: der unvergleichliche Wortkolorist, wenn er dem stürmischen Genie Wolframs dort das Lorberreis abspricht, kann die sein Urteil begründenden Vergleiche unmöglich erst durch eine Anleihe aus dem Prolog des Parzival gewonnen haben. Gottfried schöpfte vielmehr aus zusammenhängender Lektüre und Kenntnis des Werkes, aus dem Totaleindruck größerer Abschnitte des Epos selbst, und jener Prolog des Parzival ist, ganz oder doch sicher zu einem beträchtlichen Teil, der vorher schon in einzelnen Büchern oder Gruppen von Büchern veröffentlichten Dichtung erst bei der späteren Gesamtausgabe, nach unseren Begriffen als eine polemisch-apologetische Vorrede des Autors, als oratio pro domo, vorgesetzt worden. Der „hochsprüngige Hase", dies Bild für Wolframs epischen Stil, rührt also aus Gottfrieds eigener Erfindung her. Wenn der Eingang des Parzival ironisch erklärt, das die Idee der ganzen Dichtung aussprechende Anfangsgleichnis vom Weißen, Schwarzen und Elsterfarbenen werde vor dem Sinn der törichten Leser „herumtaumeln wie ein aufgescheuchter Hase", so ist das die Antwort auf das boshafte Hasenbild des Straßburger Kollegen. Aber was bedeuten die weiteren Bilder Gottfrieds?

Wolfram soll Leuten gleichstehen, „die mit den Ketten lügen und stumpfe Seelen betrügen, die wertlose Sachen den Kindern für Gold abgeben und aus ihrer scheinbaren Kleinodienbüchse falsche Perlen, die aus Staub hergestellt sind, ausschütten." Man hat geraten, Taschenspieler und ihre Kunststücke seien hier genannt. Gewiß nicht. Gottfried sucht, um die unsympathische Manier Wolframs zu bezeichnen, Analogieen für das Abenteuerliche, Gesetzlose, Betrügerische, das er darin findet. Einen „Wilddieb der Märe" nennt er ihn sonst noch zweimal. Und hier vergleicht er ihn — man hat das bisher immer verkannt — mit Gaunern und lügenden, vorspiegelnden Bettlern.

Rothwelsche Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts vermerken unter den verschiedenen Gaunerklassen eine, die ihr Gewerbe auf ganz seltsame Art betreibt: die Vertreter dieser Spezialität behaupten, in der Notwehr jemanden erstochen zu haben und zeigen die Ketten, mit denen sie infolgedessen — nach mittelalterlicher Kirchenbuße — geschlossen blieben, bis sie eine bestimmte, ihnen zum Loskauf auferlegte Strafsumme zusammengebracht hätten, die sie dann von den Leichtgläubigen erbettelten; andere — sie hießen im Rotwelsch Fopper — lassen sich — wie Büßende — an eisernen Ketten führen,

gebärden sich, als ob sie rasend seien und reißen sich die Kleider und Schleier vom Leibe, um die Leute zu rühren und ihnen Geld abzunehmen, indem sie etwa in der Extase wahrsagen; zu ihnen gesellen sich die Blinden, die gemalte Tafeln vor den Kirchen herumtragen und greuliche Lügen auftischen von angeblichen Pilgerfahrten nach Rom oder St. Jago di Compostella.

In dieser Sphäre schwindelnder Landstreicher, abenteuernder Spitzbuben, geschmackloser Jahrmarktssänger, die durch plumpe Täuschungen und Lügen das Publikum an sich locken, aufs verwerflichste sein Gefühl irreführen und mißbrauchen, um ihm sein Geld abzujagen, die dabei selbst vor gauklerischer Verwendung des kirchlichen Bußapparats sich nicht scheuen, verweist Gottfried den genialischen Künder der Gralswunder. Er schätzt ihn damit viel feindseliger, viel niedriger ein, als wenn er ihn bloß mit Taschenspielern verglichen hätte, deren Kunststücke ja auf ehrliche Art täuschen, die weder Betrüger noch Diebe zu sein brauchen und die vor allem nur auf die äußeren Sinne, nicht auch auf die Seelen einwirken. Er stößt seinen großen Antipoden hinab in eine Kaste, die gewissermaßen noch zu den Dichtern gehört, aber zugleich ihren Abschaum bildet, da sie die phantasievolle Erfindung, das Haupt- und Grundwerkzeug aller Poesie, im Dienste des schmutzigen, betrügerischen Gelderwerbes schändet. Man beachte wohl: es handelt sich hier nicht um ein blödes Beschimpfen. Die wirklichen Eigenheiten der Kunst Wolframs sind scharf erfaßt und mit böswilliger, grenzenloser Übertreibung entstellend beleuchtet. Gottfrieds Zerrspiegel gibt die Seitensprünge und Abwege in Wolframs epischer Darstellungsart wieder als die ungesetzlichen Schliche und krummen Wege vagabundierender Beutelschneider; seinen Trieb zum Dunkeln, Rätselhaften, Fremdartigen, Überraschenden als obskurantischen Betrug, als Kniffe eines abgefeimten Hochstaplers; seinen Adlersflug zu den Höhen der Menschheit, zu den Mysterien der Religion und der Sittlichkeit, seine Verherrlichung des Heroismus der inneren Beständigkeit und des Heroismus der Entsagung als schlaue Spekulation auf die Wundersucht der Menge, auf ihre gemeinen Instinkte, auf ihren Geschmack am Krassen, Ungeheuerlichen, Grellfarbigen, als berechnende Fälschung und Aufschneiderei; seine drastische Ausdrucksweise, seine dem Volksepos und der Spielmannstechnik nahe bleibende lebendige Natürlichkeit des Stils und des Wortschatzes als plebejische Manier, als die pöbelhafte Vortragskunst jener armseligen Bänkelsänger, die zu rohen Jahrmarktsbildern, mit Stäben deutend, ihre Verslein gröhlen. Der Straßburger Dichter hat in den Wünschen und Leiden verlangender Herzen die Dämonen des menschlichen Schicksals erkannt: er ist bekanntlich ein Mirakelspötter. Was konnte ihm jene großartige Weltdichtung gelten, die in einen sonnigen, vielgestaltigen, buntschillernden Mikrokosmos voller und starker Menschheitsexistenz durch allen Kampf und alle Lebens- und Liebes- und Lachlust fortwährend hineintönen läßt den tiefen Urlaut der Sehnsucht nach dem Wunder?

Ich muß es mir hier versagen, die vollen Konsequenzen aus dieser neuen Erklärung der berühmten Tristanstelle zu ziehen. Nur eines möchte ich bemerken: jetzt erst rückt das zweimal gebrauchte Scheltwort „Wilddieb der Märe" (der maere wilderaere) in einen geschlossenen Zusammenhang, in eine einheitliche Vorstellungsreihe.

Gottfried stellt den Dichter des Parzival zu den Wilderern, den gaunerischen Bettlern, den Jahrmarktssängern, den Landstreichern. Walther zählt ihn, verblümt zwar, zu den Kämpen, d. h. den gewerbsmäßigen Fechtern und Haudegen, die gleichfalls ohne festen Wohnsitz waren und von Landstreichern sich nicht immer unterschieden. Beide, der Straßburger wie der Österreicher, haben also, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit, die künstlerischen Mängel Wolframs in derselben Richtung gesucht: das Gewalttätige, Ungeregelte, Unhöfische, Hyperbolische, das Schwertklirrende, Überstürzte seiner Manier weckte ihren Widerspruch. Und sie haben beide diesen literarisch stilistischen Gegensatz ausgedrückt durch einen sozialen: sie verwiesen den Thüringer Hofepiker in jene Schicht, die außerhalb und unterhalb der guten, legitimen Gesellschaft der oberdeutschen Höfe stand.

Gottfrieds und Wolframs, der beiden großen Nebenbuhler, literarischer Konflikt war nicht frei von persönlicher Schärfe, Bitterkeit und Ungerechtigkeit, von gekränktem Ehrgeiz, und wohl auch nicht ganz frei von einer Regung des Neides. Den sachlichen, den künstlerischen Gegensatz verdunkeln hier die Übertreibungen menschlicher Schwäche und Leidenschaft. In dem Wettstreit zwischen dem Witze des Epikers Wolfram und des Lyrikers Walther, die ja im Ernst sich nicht als Rivalen fühlen konnten, treffen uns keine solchen Mißtöne: er bleibt in der Sphäre des lächelnden Spiels. Und doch und gerade darum und auch weil anderseits zwischen Walthers und Wolframs künstlerischer Entwicklung eine Verwandtschaft besteht, eröffnet ihr Scherzkrieg einen Einblick in den tiefen Hintergrund dieses Gegensatzes, der verwachsen ist mit dem Verlauf der mittelalterlichen Bildung, mit ewigen Fragen aller Bildung.

Wolfram, das ist der ritterliche Ministerial, der im vollen, formellen Besitz der Ritterwürde und aller ihrer gesellschaftlichen Privilegien, an die Scholle gebunden, aber Herr über ein, wenn auch bescheidenes Dienstlehen, sich im Sinne der alten germanischen Standesbegriffe als ein Adliger fühlt, weil er mit seinem Arm, weil er mit Schild und Speer seinem Herrn und seiner Dame diente. In ihm lebt die altererbte Abneigung des deutschen Junkers gegen Pergament und Schriftstellerei, insbesondere gegen das minnigliche Tändeln mit weichen Gefühlen. Sein Epos soll ihm nur ja keiner für ein Buch halten. Seinen Ritterberuf schätzt er höher als die wenigen Minnelieder, die er selbst verfaßt hat. Er ist ein seßhafter Mensch. Er schlägt in Thüringen, nachdem er sich in der Welt umgesehen, für Lebenszeit Wurzel. Er ist in seiner gesellschaftlichen Stellung vollkommen fest, ein beatus possidens.

Walther, nachdem er vom Wiener Hof sich hatte lösen müssen, war und blieb ein gesellschaftlich Fordernder. Immer betrachtet er sich von Anfang an bis zuletzt als Lehrer wahren höfischen Wesens, echter Adelssitte. Er rechnet sich immer zu den Hoffähigen. Immer will seine Kunst adlig sein, immer den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen dienen. Er ist gleich Wolfram ein Aristokrat.

Aber er ist es auf eine ganz andere Weise.

Wolfram entwirft ein Ideal der ritterlichen Tüchtigkeit, der Treue, der Beherztheit, der unzerstückelten Einheit der tapferen Persönlichkeit. Auch die weiblichen Gestalten, die er in bunter, echter Lebensfülle und Lebenswahrheit

vor Augen stellt, sind ganze Wesen, aus einem Guß, ohne Bruch und ohne Falte, im Kern stark und gesund. Er ist eine männliche Natur, seine Poesie ein Abbild der Vita activa.

Walther stellt die Pflege der stilleren Tugenden in den Vordergrund: die sanfteren Mächte der Schönheit, der geklärten Form, der geläuterten Sitte, der Bildung des Herzens. Er predigt das Ideal eines inneren Adels, der sich über den Ständen erhebt. Er sieht in der Frau die lachende Blume des Lebens, die Schmückerin und Lichtspenderin in dem Dunkel des von Habsucht und Neid zerrissenen Daseins. Er zeichnet mit weicherem Stift, in leichterem Umriß, in fließenderen Farben. Er ist eine nervöse, eine weibliche Natur. Und er, der große politische Dichter des ungeheuren Weltkampfes, zeigt uns überall doch weniger das handelnde als das leidende Leben.

Walther und Wolfram sind polare Naturen. Aber sie sind Kinder derselben Zeit, derselben geistigen Atmosphäre. Über alle Gegensätze verbindet sie das künstlerisch Gemeinsame: die frische, offene Hingabe an das Leben, die echte realistische Gestaltungskraft, die Neigung zum Volkstümlichen und Natürlichen, die Weltfreudigkeit, die Abkehr von Askese und Hierarchie, die tiefe und menschlich freie Auffassung der Frauenliebe und der Religion. Und noch eins, was sie aus ihrer nationalen Gebundenheit zu Führern und Lehrern der Menschheit erhebt.

In Wolframs epischen Gedichten ist der fanatische Haß gegen die Andersgläubigen überwunden. Christen und Heiden finden sich in der neuen Weltkirche, die seine Kunst hervorzaubert, in dem idealen Rittertum.

Walther hat Deutschland durchzogen vom Rhein bis zur Elbe und bis zum Ungerland, von der Trave bis zur Mur, er hat die romanische Welt bis zur Seine und bis zum Po kennen gelernt. Wohl findet er Tugend und reine Minne allein in deutschen Gauen, wohl weist er welsche Arglist heftig zurück, wohl ist er stolz auf das deutsche Weltimperium und wacht eifersüchtig über der Vorherrschaft des deutschen Kaisertums. Aber in seiner Seele leben die Gebote christlicher Humanität, die hinausreicht über einzelne Länder und Nationen. Er ist aufgeklärt, nicht freilich im Sinne der modernen Zeit, von der seine mittelalterliche Kirchlichkeit weit entfernt war, aber in der Gesinnung seines großen Zeitgenossen, des Kaisers Friedrich II.: „Christen, Juden, Heiden", die ganze Menschheit ohne Schranken der Religion und des Stammes — so verkünden seine köstlichen Worte — „dienen dem Herrn alles Wunders, dem Herrn des Lebens."

Das ist der edelste Ausdruck mittelalterlicher Toleranz im Zeitalter der Kreuzzüge. Einer Toleranz, von der ein Stück auch in Wolframs Dichtungen lebt. Der ursprüngliche echte Kern des Christentums ist in ihr beschlossen. Die großen und herrlichen hellenischen Dichter des Altertums, haben sie sich zu solch weitem und tiefem Liebesbegriff der Menschheit erhoben?

Diese Toleranz, die uns Walther, der mittelalterliche Mensch, ins Herz ruft, ist west-östlich gleich der Goethes und tönt wie ein Vorklang seiner heiligen Lehre.

Zur Entwicklungsgeschichte Hippolyte Taines.

Von

Eduard Platzhoff-Lejeune.

H. Taine, Sa vie et sa correspondance de jeunesse (1847—1853). Paris, Hachette. 1902.
Victor Giraud, Essai sur Taine, son œuvre et son influence d'après des documents inédits. Ebenda. Dritte Auflage. 1902.

I. Die neuen Dokumente.

Es ist wohl mehr als eine persönliche zufällige Erfahrung, die zu verallgemeinern ich mich hüten müßte, daß in deutschen Landen die Würdigung Taines keine ganz vollständige und gerechte ist. Wo sein Name genannt wird, — ich sehe von dem letzthin erschienenen wertvollen Buche Dr. J. Zeitlers über Taines Kunstphilosophie ab —, pflegt er mit dem Begriff der Milieutheorie oder des Positivismus verbunden zu sein. Man übersieht dabei, daß eine solche Beurteilung nur ein Moment des Taineschen Denkens fixiert, dessen Ausgangspunkt und endgültige Fassung davon gleich weit entfernt sind. Freilich muß zugestanden werden, daß schon die ersten Bücher Taines positivistische Sympathien zeigen und von seiner Beeinflussung durch den französischen Eklektizismus und den deutschen Idealismus nicht mehr viel verraten. Eine Übersicht über den geistigen Entwicklungsgang Taines kann somit nur aus posthumen Dokumenten oder zusammenfassenden, ungedrucktes Material benutzenden Darstellungen von zweiter Hand gewonnen werden. Nach beiden Richtungen ist mit den oben bezeichneten Büchern ein Anfang gemacht worden. Ein Anfang mit der Briefsammlung; denn es stehen noch zwei Bände aus, die uns für 1905 versprochen sind und sich über vierzig Jahre erstrecken werden, während der vorliegende nur deren sechs umfaßt. Ein Anfang auch nur mit der als Essay bezeichneten Gesamtdarstellung, nicht etwa weil das Buch nicht das Wichtige gut zusammenfaßte, sondern weil es, das biographische Element völlig zurückdrängend, sich auf eine Nachzeichnung der wissenschaftlichen Entwicklung und Leistung Taines beschränkt. Allerdings ist zu fürchten, daß das gleichzeitige Erscheinen der Briefe und der Gesamtdarstellung die Abfassung einer

das subjektive und objektive Element in weiter Synthese umspannenden Biographie, die das Vaterland eines großen Mannes sich selbst und dem Auslande schuldig ist, verzögern, wenn nicht gar verhindern wird. Genügt das uns seit wenigen Monaten vorliegende neue Material auch nicht zu einer sicheren Erfassung aller Entwicklungsmomente des Taineschen Denkens, so verhilft es uns doch zu ziemlicher Klarheit über die Jugendperiode, während deren mancherlei Abwandlungen in besonders schnellem Tempo zu erfolgen pflegen, über die also auch eingehende Auskunft doppelt erwünscht ist. Ohne uns darum einen Ausblick auf die Zeit der Reife und Vollendung zu versagen, zwingt uns doch das zu besprechende Material zu gründlicherem Eingehen auf die erste Emanzipation unseres Denkers.

Nicht nur daß man in Deutschland über den Studiengang Taines, seinen Freundeskreis und seine geistige Welt bisher schlecht unterrichtet war, — auch in Frankreich fehlte es, von einer kleinen Arbeit Gabriel Monods abgesehen (Les Maîtres de l'Histoire: Renan, Taine, Michelet), bislang an genaueren Angaben. Kam doch die erste Biographie Taines aus Italien: das ins Französische übersetzte Werk Barzellottis gehört zu den besten der Taineliteratur. Als sozusagen offizielle Biographie, die freilich nicht auf Betreiben, wohl aber mit der freudigen und rückhaltlosen Unterstützung der Angehörigen erfolgte, gilt nun das Buch des Professors der französischen Literatur an der Universität Freiburg (Schweiz) Victor Giraud. Das Werk hat den Prix Bordin und seine drei Auflagen nicht nur durch seine Benutzung des inzwischen allgemein zugänglich gemachten Briefmaterials noch auch durch die wertvollen Beigaben von vierzig nicht gesammelten Rezensionen Taines verdient, — es ist vielmehr an sich als objektive Wiedergabe und subjektive Beurteilung des Stoffes eine vorzügliche Leistung. Vom französischen Standpunkt aus wird es freilich um seiner beinahe pedantischen Gründlichkeit in den Zitaten und Belegen willen nicht unbedingt Gnade finden, und es ist wirklich durch seine den Genuß der Lektüre des Textes fortwährend störenden langen Anmerkungen etwas zu deutsch geraten. Mögen viele das als Vorteil betrachten, so werden sie einen anderen Einwand begründeter finden, den, daß uns die klassische Biographie Taines von einem Schüler Brunetières kommt, auf den der Meister gelegentlich eines in Freiburg letzten Winter über Taine gehaltenen Vortrags stolz zu sein bekannte. Giraud verleugnet keineswegs diese seine literarische Herkunft. Man lese nur, wie er im Gegensatz zu Taine für den englischen Katholizismus (S. 65) und gegen Spinoza (28), gegen Stendhal (ce pauvre homme, S. 126), gegen die Theorie des L'Art pour l'Art (S. 77—78), die Dezentralisation in Frankreich (202) und die naturwissenschaftlichen Geschichtsmethoden sich ausspricht. Aber nicht nur, daß diese Polemik einen äußerst bescheidenen Raum einnimmt, — sie ist auch durchaus maßvoll gehalten und in aller Kürze und Eile nicht schlecht motiviert; nur in seiner entschiedenen Mißbilligung der Sympathien Taines für den Protestantismus wird Giraud seinem Helden durchaus nicht gerecht. Alles in allem scheint es, Giraud folge Brunetière nicht bis zu seiner letzten Konsequenz; er vermeidet es wenigstens, Taine zu katholisieren, und würde auch wohl die

Schlußwendung des genannten, übrigens bald im Druck vorliegenden Vortrags nicht unterschrieben haben, wonach Taine in seiner letzten Phase „den katholischen Hoffnungen Spielraum lasse". — Von diesen Schwächen abgesehen ist die Giraudsche Biographie durch die umfassende philologische Gründlichkeit ihrer Vorstudien, durch die Weite der Gesichtspunkte, durch die der erstaunlichen polyglotten Belesenheit des noch jugendlichen Verfassers zu verdankenden geistreichen Vergleiche und analogischen Beziehungen ein unbedingt zuverlässiges und fesselndes Werk. Wir dürfen also an seiner Hand und unter Heranziehung des Briefbandes mit ziemlicher Sicherheit Taines Entwicklungsgeschichte zu rekonstruieren versuchen. Was die Briefe betrifft, so hielten die Hinterbliebenen an dem Grundsatz fest, das Persönliche möglichst wenig, das gedanklich Objektive möglichst reichlich zu Worte kommen zu lassen. Bekanntlich hat Taine sich die Veröffentlichung der Familienbriefe wie überhaupt der intimen Korrespondenz auch mit Freunden, soweit sie ohne wissenschaftliches Interesse sei, kategorisch verbeten. Ob er nicht doch gegen die Veröffentlichung dieses oder jenes uns vorliegenden Briefes etwas einzuwenden gehabt hätte, wage ich nicht zu entscheiden. Persönlich ist schließlich alles, was man schreibt, und ein Brief an Mutter oder Schwester ist es doppelt. Jedenfalls entgeht uns viel durch diese dem Andenken des Verstorbenen gehorsame Beschränkung, einerlei, ob sie nun strenger oder lässiger geübt wird. Ja, man fragt sich wohl, ob hier nicht ein Pflichtenkonflikt möglich sei, ob mit anderen Worten das Versprechen des Gehorsams unbedingt über der Pflicht der Pietät stehe, die das teure Bild des Toten der Geschichte so vollkommen und so vielseitig als möglich überliefern möchte. Gewiß können solche Fragen nicht durch Diskussion entschieden werden, sondern lassen sich einzig aus dem jeweiligen Empfinden der Verwalter des Nachlasses heraus beantworten, wobei natürlich die den noch lebenden beteiligten Personen, zumal den Briefempfängern, schuldige Rücksicht eine Frage für sich bildet. Der Umstand, daß gerade dann die Briefe geringere Teilnahme bei der Nachwelt finden, wenn die inzwischen verflossene lange Zeit alle Spannung und Vorsicht unnötig gemacht hat, ist nicht ohne Tragik. Wie dem nun sei, — es scheint nicht, daß Taine unter die Klassiker der Briefliteratur einzureihen sein wird, mögen auch die noch ausstehenden Bände, die unter anderem Briefe an Karl Biedermann, Karl Hillebrand, Helmholtz, Nietzsche, Lady Blennerhassett, Turgenjeff, Havet, A. de Candolle, Lord Acton u. s. w. bringen werden, uns mancherlei Überraschungen vorbehalten. Man mißverstehe mich nicht, — es soll keinen Augenblick behauptet werden, daß Taines Briefe als Dokumente seines Werdeganges für seine zahlreichen, ihr Erscheinen ungeduldig erwartenden Verehrer eine Enttäuschung bedeutet hätten; sie erfüllten vielmehr, zumal durch ihren den folgenden Bänden wohl kaum in diesem Grade eigenen einheitlichen Charakter, auch hohe Erwartungen. Nur kann man nicht sagen, daß sie das Bild des Gelehrten Taine durch das des Menschen ergänzt und verändert, daß sie den hinter der Maske redenden Dichter des „Graindorge" uns in seiner vollen Güte, seiner Liebenswürdigkeit, seiner seelischen Zartheit und seinem durchdringenden Tiefblick enthüllt hätten. Wer es als die Mission der Briefe betrachtet hatte,

die Legende von dem unnahbaren, kalt-ironischen, unerbittlich analysierenden und klassifizierenden Mathematiker und Chemiker des Geistes zu zerstören, der ist wirklich enttäuscht worden und muß seine Hoffnungen bis zum Erscheinen der folgenden Bände vertagen. Einem Dichter und selbst manchem Gelehrten, wie Renan z. B., ist es gegeben, das Beste und Allerpersönlichste in seinem Werke so restlos zu geben, daß die Veröffentlichung der Briefe nur enttäuschen kann. Taines Temperament und Methode hat, immer von „Graindorge" abgesehen, alles Bekenntnismäßige völlig ausgeschlossen; und nun versagen auch die Briefe nach dieser Richtung! Die Behauptung, der Mensch komme hinter dem Denker für die Öffentlichkeit nicht in Betracht und befriedige höchstens müßige Neugierde, läßt sich ebensowohl verteidigen als anfechten. Man wird zum mindesten zugeben müssen, daß die allgemeine Kenntnis der hervorragenden Seeleneigenschaften unseres Denkers seinem Bilde etwas von dem kalten Hauche und von der modrigen Laboratorienluft genommen hätte, von denen es im Empfinden der Nachwelt nicht ganz frei ist. Ste. Beuve nannte einmal die Familien die Feinde der Literatur; diesmal sind gerade die Hinterbliebenen ihre eifrigsten und sachkundigsten Förderer, aber der Entschlafene selbst ist durch sein strenges, still befolgtes Gebot ihr und sein eigener Feind geworden. Halten wir uns immerhin an das, was er der Öffentlichkeit zu schauen erlaubt hat.

II. Die Pariser Studienzeit.

Es ist ein strenges, aber doch nur gerechtes Verfahren, wenn man Taine nach der Taineschen Methode beurteilt; Giraud erläßt denn auch seinem Helden die Anwendung keines seiner Gesetze auf ihn selbst. Race, milieu, moment, faculté maîtresse, — ein Geschütz wird nach dem anderen aufgefahren. Nur verzichtet zum Glück Giraud auf das Verfahren Taines, selbst Unerklärliches auf Formeln zu ziehen, und so wird die Nachsicht, die er mit dem Menschen Taine hat, zugleich zu einer Widerlegung der über das Ziel schießenden Theorien des Gelehrten.

Nicht grundlos, um zunächst bei dem Rassenmoment zu bleiben, kehrt Giraud das Germanische bei Taine hervor. Wie man nun auch über die geographische und geologische Verwandtschaft des Ardennengebiets mit dem deutschen Nachbarlande denken mag, die Verwandtschaft zwischen Taine und den Denkern überm Rhein ist unverkennbar; sein starkes Wohlgefallen an allgemeinen Ideen, sein zur Synthese treibender Geist, sein wenig eleganter, aber wuchtiger und ernster Stil, selbst seine barock-sarkastische Ader nähern seine Eigenart deutschem Wesen an. Es ist wahr: man hatte von Renan dem Bretonen, Ähnliches gesagt. Nur weist er, statt der Neigung zur strengen und energischen Arbeit, mehr den Hang zum Träumen und zur Melancholie auf. Gleichwohl war niemals die Verwandtschaft zwischen diesen zwei großen Nordfranzosen — „den beiden Augen Frankreichs", wie Döllinger sie nach dem Kriege nannte — auffallender als während ihrer Studienzeit, d. h. also, solange noch keiner vom anderen wußte. Die gleiche bescheidene Herkunft

— obschon Taine seiner Familie ungleich mehr geistige Anregung verdankt — der gleiche Kampf ums Brot, der gleiche heilige Eifer, der Wissenschaft um ihrer selbst willen zu dienen. Wenn man den Wert eines Menschen nach dem Ernst beurteilen darf, den er seiner Lebensaufgabe entgegenbringt, so sind beide im Vergleich mit ihrer Umgebung außerordentlich vorgeschritten und untereinander beinahe gleich. Später bleibt Renan, der durch die besonders heißen theologischen Gewissenskämpfe sozusagen einen kleinen Vorsprung hatte, hinter dem rastlos vorwärtsstrebenden Taine ein gutes Stück zurück, und während der stark pessimistische Verfasser der „Origines de la France" seiner Philosophie durch ein Werk über den Willen die Krone aufzusetzen umsonst versuchte, erging sich der optimistische Historiker der „Origines du christianisme" in heiteren Tischreden an Landsleute, Kollegen, Dichter und Studenten: „Amusez-vous; travaillez aussi!"

Man kann nicht sagen, daß die Zeiten für die persönlichen Arbeiten und Meinungen eines hartnäckig aufstrebenden Jünglings günstig waren. Auf die Revolution von 1830 und die religiöse Romantik eines Châteaubriand und Lamennais war die Staatsphilosophie des Ministers und Akademikers Victor Cousin gefolgt. Alle Mittel waren zur Erhaltung des Staates gut genug. Lange konnte diese Stagnation zwar nicht dauern. Die Befreiung kam vom Ausland, man übersetzte Spinoza und Hegel und las gleichzeitig Burdach und Goethe. Langsam rückte der junge Taine aus der klerikalen Umgebung in das geistig freiere Milieu auf. Nachdem er nur ein Jahr in einem kleinen geistlichen Pensionat zu Rethel nahe seiner Vaterstadt Vouziers verbracht hatte, schickte die inzwischen (1840) verwitwete Mutter den Zwölfjährigen nach Paris, wo er erst das Internat Mathé, dann als Externer das Collège Bourbon und das Lycée Bonaparte besuchte, da seine Mutter und die beiden Schwestern inzwischen ihm zuliebe das Opfer eines Umzugs nach der Hauptstadt gebracht hatten. So sehr nun auch der junge Taine sich gemeinsam mit seinen Schwestern in den freien Künsten übte — Virginie, die ältere, malte nicht ohne Talent, Sophie, die jüngere, trieb Musik —, so schien doch eine Weile der Beruf eines *Notars* für die anerkannte Begabung des Sohnes das höchste Ziel. Zwar zeigte dieser für juristische Fragen weder spezielle Begabung noch persönliches Interesse, vielmehr bewiesen seine privaten Aufzeichnungen über französische Kirchengeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts, den „dritten Stand", die Parteien in Frankreich und die Literatur des 16. Jahrhunderts eher historische und theologische Befähigung. Auch zogen ihn die philosophischen und rhetorischen Übungen unter der Leitung seines Lehrers Hatzfeld besonders an, und die ersten Schulpreise im Wettbewerb wurden hier gewonnen. Als der Zwanzigjährige nun ernstlich der Königin der Wissenschaften nähertrat, da beschäftigten ihn sofort die Spezialfragen, und er schreibt über die Seelenvermögen, die äußere Wahrnehmung, den spinozistischen Pantheismus, die Bestimmung des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele. Wer schon so weit in die Geheimnisse persönlichen Denkens eingedrungen war, den konnte man vernünftigerweise nicht zu einem Berufe zwingen, in dem man mit „Unpersönlichkeit" ebenso weit und

weiter kommt. Dem Eintritt des bald neunzehnjährigen Taine in die Normalschule wurde denn auch von seiten der Familie um so weniger ein Hindernis in den Weg gelegt, als er sein bachot ès Lettres und ès Sciences, ein der deutschen Maturität doch ein wenig überlegenes Examen, vorher glänzend bestanden hatte. Diese École normale supérieure, ein zu dem höheren Lehrfach durch Universitätsstudien vorbereitendes staatliches Internat, das in den englischen Colleges eine annähernd genaue Analogie findet, hat außer den überaus strengen Entlassungsprüfungen noch eine nicht minder rigorose Aufnahmeprüfung, die Taine im Wettbewerb mit About, Sarcey und anderen als erster bestand. Von diesem Augenblick an hat ihn das Examenglück freilich verlassen.

Die hier empfangenen Eindrücke können wir in ihrer Wirkung auf Taine nur dann verstehen, wenn wir über seine Geistesverfassung im Augenblick des Eintritts im klaren sind. Giraud, der in höchst verdienstlicher Weise in Übereinstimmung mit Brunetière den religiösen Problemen besondere Aufmerksamkeit schenkt, vermutet auch bei Taine eine religiöse Krisis, die zu dem bekannten Schritte Renans in Analogie zu setzen wäre. Es liegt zwar kein Grund vor, zu glauben, daß Taine schmerzlicher gekämpft haben soll als Renan, denn alles spricht dafür, daß die Krisis bei Renan nicht nur sehr lange, sondern auch völlig aufrichtig und bitter ernst war, — aber ein der Briefsammlung (S. 20—26) beigegebenes Fragment belehrt uns, daß auch bei Taine der Übergang vom Kirchenglauben zum Spinozismus, Pantheismus und Positivismus nicht ohne Leiden und Kämpfe möglich war. „Die Vernunft erhellte mich plötzlich wie ein Licht," heißt es dort. „Der Argwohn, daß es über mein bisheriges Gesichtsfeld hinaus noch anderes gab, wurde in mir lebendig (vom 16. Jahre an), und ich begann tastend im Dunkel zu suchen. Mein religiöser Glaube stürzte zuerst vor diesem kritischen Geiste zusammen. Ein Zweifel weckte den andern; jeder Glaubenssatz brachte den nächsten mit zu Fall ... Doch hatte ich Ehre und Willen genug, um als ordentlicher Mensch selbst nach meiner Befreiung von der Religion fortleben zu können. Ich schätzte meine Vernunft zu hoch, um an eine andere Autorität als die ihre zu glauben. Ich wollte die Leitung meines sittlichen Lebens und die Führung meines Denkens nur mir selber verdanken; gegen den Gedanken, aus Furcht tugendhaft und aus Gehorsam gläubig zu sein, lehnte ich mich auf. Mein Stolz und die Liebe zur Freiheit hatten mich selbständig gemacht." (S. 21.) Und doch war diese Skepsis, wie bei allen männlichen Denkern, nur ein allerdings notwendiges Durchgangsstudium. Kann man in dieser Entwicklung bis hierher etwas durchaus Normales sehen, so fehlt doch jede Gleichheit und Regel für die Gewißheit, die der aus dem Fegefeuer des Zweifels siegreich Hervorgegangene nun ergreift. Bei Taine war es die Wissenschaft, jener „Anker, der den Menschen festhält; wer ihn nicht hat, wird gegen Klippen getrieben, an die er am wenigsten denkt." Hier wären wir denn an dem Punkte angekommen, wo die Geistesrichtung Taines in die seiner Zeit einmündet, wo er aus einem Empfänger ein Geber, aus einem Geleiteten ein Führer und Entdecker wird.

Der Skeptizismus Taines war freilich nicht vollständig; „die natürlichen Glaubenssätze vom Dasein Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und dem Ge-

setz der Pflicht (man würde an dritter Stelle die Willensfreiheit erwarten), hatte ich mir bewahrt." Anderseits war er nicht rein religiöser Art, sondern umfaßte z. B. auch die Metaphysik, die ihm in der Luft zu schweben schien. Aber nachdem er eine Zeitlang das Für und Wider einer Weltanschauung mit Scharfsinn erwogen und für jede theoretische und praktische Gewißheit die Berechtigung ihrer Umkehrung zu beweisen sich vermessen hatte, verlangte doch sein Gefühl nach Befriedigung und Ruhe. Er klammerte sich an den Pantheismus, der nach dem kirchlichen Monotheismus offenbar als die religiöseste Weltanschauung gelten darf, und es gelang ihm nun, in einer zwar bedenklich weiten Syntheſe die relative Berechtigung der Widersprüche und die verschiedensten Problemlösungen zu vereinigen. Noch unfähig, diesem neugewonnenen Standpunkt in selbständiger systematischer Ausarbeitung originalen Ausdruck zu geben, klammerte er sich an die zwei modernen Klassiker des Pantheismus, Spinoza und Hegel. Seine eigene Entwicklung zum Gesetz annehmend, versuchte er eine Art Wertbestimmung der philosophischen Systeme: auf dem Sensualismus und Materialismus, der die unterste Stelle einnehme, folge der Spiritualismus, den der Pantheismus abzulösen bestimmt sei.

Man hat es Taine verdacht, daß er zu früh bei einer festen subjektiven Gewißheit angelangt und daher später nicht mehr im stande gewesen sei, im Lichte neuer Erkenntnisse das allzu Feststehende entsprechend abzuwandeln. Das mag zugegeben werden, obwohl dieses Bedenken natürlich nur von Gegnern der Taineschen Gedankenrichtung erhoben werden wird. Aber man erkenne doch auch die Zielbewußtheit dieses unermüdlichen Arbeiters an, der, kaum auf dem Schlachtfelde des Geistes angelangt, als jugendlicher Kämpfer mit scharfem Blick sofort die Stelle erspäht, wo seine Gegenwart am notwendigsten ist und seine Kräfte am besten zur Geltung kommen. Wenn man so vielen Denkern und Künstlern zum Vorwurf macht, daß sie ihre besten Jahre durch haltloses Zaudern und maßloses Genießen verbrachten, ehe sie mit Ernst ihrem Berufe oblagen, — warum soll nun auch jener andere getadelt werden, der es mit dem Erfassen seiner Lebensaufgabe und seiner den Meister zeigenden Beschränkung so eilig hat? Will man etwa Prévost-Paradol vor Taine den Vorzug geben? Man vergleiche nur die in der Gréardschen Biographie enthaltenen Briefe Paradols mit den achtundzwanzig von Taine an ihn gerichteten, die der erste Band der Korrespondenz bringt; der zwischen beiden bestehende Altersunterschied von zwölf Monaten scheint zwölf Jahre zu betragen! Unaufhörlich redet der Freund in langen Briefen bald väterlich, bald als Kamerad, bald als Schulmeister, bald zärtlich und bald grob auf Prévost ein. Mit Gewalt möchte er ihn aus dem Zweifel zur Gewißheit bringen, mit Gewalt zu ernster Vertiefung in die philosophischen Klassiker und zu weltferner Sammlung auf ein großes Ziel veranlassen. Statt dessen gibt sich der Freund in anonymen Broschüren populär-philosophischer Art aus, läßt sich bei lebendigem Leibe drucken (imprimer tout vif) und zieht allerlei weltliche Unterhaltungen der Einsamkeit seiner Studierstube vor. Er wird immerhin, ohne über das Verhältnis von Staat und Individuum „die richtige" Meinung zu haben und ohne aus seinem Zweifel herausgekommen

zu sein, ein Jahr nach Taine in der Normalschule aufgenommen. Der Briefwechsel findet nur in der Ferienzeit seine Fortsetzung, wird dann seltener und hört schließlich auf. Die gewaltige Verschiedenheit der Temperamente und geistigen Neigungen mußte die langsame Erkaltung der freundschaftlichen Beziehungen notwendig herbeiführen. Es setzt dann die Korrespondenz Taines mit dem genau gleichaltrigen Eduard von Suckau ein, die unseren Helden von einer neuen, ungemein sympathischen Seite zeigt[1]), wenn sie auch an wissenschaftlichem Interesse den Briefwechsel mit Prévost — fast möchte ich sagen zum Glück: — nicht erreicht. Der schon 1867 verstorbene Suckau macht in seinen Beziehungen zu Taine, mit Prévost verglichen, einen ungleich angenehmeren Eindruck. Er hat trotz des Unsterns, der den Freund verfolgte, während das Glück sich unverhofft an seine eigenen Sohlen heftete, es an jenem Respekt nie fehlen lassen, den Luthers Schulmeister mit dem Abziehen seines Käppleins vor den Zöglingen ausdrückte: man kann nie wissen, was aus ihnen noch Großes wird! Aber wir greifen vor: ehe Taine der Ruhm Frankreichs ward, ist er sein Sündenbock gewesen; ehe ihn der Staat mit Ehren überhäufte, hat er sich — nicht ihn — mit Schmach bedeckt.

Taines Leidenschaft für die Philosophie fing mit Spinoza an, dessen mathematische Logik ihn beruhigte; mich dünkt, er hätte mit Richard Avenarius gute Freundschaft geschlossen, wenn ihm dessen „Kritik der reinen Erfahrung" noch in die Hand gekommen wäre. Seine Freude an der Formel und lückenlosen Verkettung kann sich nicht naiver aussprechen als in seinem Entzückensausruf nach dem Genuß einer Beethovenschen Sonate: „Schön wie — ein Syllogismus!" War es schließlich erlaubt, sich für einen Denker des 17. Jahrhunderts so rückhaltslos zu begeistern, so schien es den würdigen Scholarchen doch schon bedenklich, wenn der junge Philosoph Nationalökonomie und Naturwissenschaft in seine Studien einzubegreifen gedachte. Man kann nicht sagen, daß die Internatserziehung für einen Geist wie Taine im geringsten förderlich gewesen wäre. Nicht nur, daß er von seinen Kameraden wenig empfing, ihnen aber viel gab — auch seinen Lehrern, Vacherot vielleicht ausgenommen, verdankt er nur ein geringes. Ist der Zweck eines Internats gegenseitige Anregung und Diskussion, so bedurfte Taine vielmehr der „Abregung" und der Einsamkeit. Es fehlte ihm nicht an Ideen, wohl aber an der Möglichkeit, sich von ihnen zu befreien, da die obligatorischen Arbeiten einen Zwang auferlegten, unter dem er litt. So verwendete er seine Mußestunden auf private Studien, die seiner Reife und seiner schon stark ausgeprägten Art besser entsprachen. Nach Spinoza machte er sich an Goethe und dann an Hegel, ohne Mark Aurel, seinen „Katechismus", zu vergessen. Er wurde auch als einer der ersten so verschieden gearteten Psychologen wie Stendhal und Ste. Beuve, so stark voneinander abweichenden Historikern wie Michelet und Guizot gerecht. So reich schon an Kenntnissen und an Erfahrung wäre der junge Taine wohl mühelos, wenn auch nicht als musterhafter Primus, durch

[1]) Die längst verloren geglaubten wertvollen Briefe an Suckau gelangten durch einen gütigen Zufall aus den Händen eines Winkelantiquars in die der Familie Taines.

das Joch des Examens geschlüpft, hätte nicht in den oberen Regionen der Wind gewechselt. Mit der Lehr- und Lernfreiheit ging es um 1850 auf eine Weile zu Ende. Dubois, der Direktor der Normalschule, fand einen konservativeren Nachfolger; Deschanel, der Vertreter Havets, wurde um eines harmlosen Aufsatzes willen zum Rücktritt gezwungen, und Vacherot stand auf dem Index. Ging man gegen die Lehrer nur zögernd vor, so zeigte man vor den Schülern weniger Respekt. Jules Simon, ein ebenfalls verdächtigter Lehrer der Anstalt, ersuchte Taine, den Namen Hegel möglichst zu vermeiden, überhaupt „in seinen Zitaten über das 18. Jahrhundert nicht hinauszugehen". In Renans Priesterseminar war man nicht ängstlicher. Taine wollte oder konnte nicht sehen, wo die Dinge hinaus wollten; er war der kindlichen Ansicht, daß Wissen und persönliche Tüchtigkeit zum Bestehen der Agrégation genüge. Frau Taine hat in der Briefsammlung nicht nur die schriftlichen Vorarbeiten zum Examen skizziert, sondern auch die Urteile der Lehrer Taines vollständig reproduziert. Mag diese Ausführlichkeit geboten und für gewisse Leute notwendig sein — wir glauben es auch ohnehin, daß Taine der denkbar fähigste und würdigste Kandidat war, und daß seine Lehrer, nicht er, in der Sache die traurigere Rolle spielten. Besonders ein gewisser Abbé Noirot, vielleicht mehr noch die Herren Portalis und Franck haben sich durch ihr Verhalten unsterblich gemacht — kurz, Taine fiel durchs Examen, und sein „Schüler" und ergebener Freund von Suckau wurde Erster!

III. Die Verbannung in der Provinz.

Was war geschehen? Es handelte sich in diesen mittelalterlichen Prüfungen um einen doppelten Disput zwischen zwei Kandidaten, bei dem jeder einmal die aktive, dann die passive Rolle zu übernehmen hatte. Man bedenke, welche Qualen damit für einen feinempfindenden Menschen verbunden sind, der hier mit einem Freunde um die geistige Existenz kämpfen muß, welche glänzenden Aussichten das System aber dem skrupellosen Streber eröffnet! In dem aktiven Disput stritt Taine mit Suckau und verhielt sich dabei so taktvoll, vorsichtig und klug, daß er als überlegen anerkannt wurde, ohne im geringsten dem sich tapfer haltenden Freunde geschadet zu haben. Bei dem passiven Disput hatte er sich mit einem gewissen Aubé über die Gottesbeweise Bossuets verteidigend auseinanderzusetzen. Ein böses Thema für den stoischen Pantheisten; ein böser Gegner, der sich die ultrakonservativen Neigungen der Examinatoren durch emphatische Polemik gegen den Spinozismus Taines und seine Geringschätzung des Vorsehungsbegriffes gewann. So berichtet wenigstens Prévost-Paradol. Gabriel Monod in seinem schon zitierten Buche sucht den Grund des Mißlingens teils in den psychologischen Klausurarbeiten Taines, teils in seiner Probelehrstunde. Dort hatte er von der Willensfreiheit nur mit Bedenken gesprochen, hier ein Zitat aus Spinoza („Je mehr wir unser Wesen zu erhalten suchen, desto tugendhafter sind wir" u. s. w.) zum Ausgangspunkt genommen. Genug, die Sache war verfehlt. Man darf wohl sagen, daß Taine schon vor dem Beginn der Prüfung durchgefallen war: er

schien verdächtig, und sein ganzes Verhalten wurde nach dieser Seite hin ausgebeutet. Die religiösen und patriotisch-chauvinistischen Anschauungen der Kommission brachen ihm den Hals. Sein mündlich in eben jener Probestunde vorgetragener Plan einer Ethik wurde als „absurd" bezeichnet; „die Deutschen sind dunkel," fügte der gelehrte Herr Franck hinzu, „aber das ist mehr als deutsch." Die Kommission hatte sich endlich über die Ausschließung des Kandidaten geeinigt, nicht aber über die Motive derselben. Das Protokoll konnte darum nie veröffentlicht werden. Das von Portalis verfaßte Stück, in dem die von Taine entwickelten Gedanken als „eine Kundgebung gegen die Lehre der Schule, die eine baldige Entfernung der solche Schüler heranbildenden Lehrer erheische", bezeichnet sein sollen, ist heute unauffindbar, wie denn überhaupt sämtliche Taine betreffenden Aktenstücke aus dem Archiv des Unterrichtsministeriums verschwunden sind. Zum Glück haben wir Besseres: zwei Briefe von Jules Simon und Vacherot an den unglücklichen Kandidaten, in denen es heißt: „Ihr Erfolg schien uns ganz sicher; ich spreche für alle Ihre Lehrer; im Grunde bedeutet es nichts." Und Vacherot: „Ihr Mißerfolg überrascht und betrübt mich; um so schlimmer für die Kommission, die eine gerechte Abwägung des Verdienstes und der Mängel nicht hat vornehmen können oder wollen." Man darf hier wohl von einem umgekehrten Pyrrhussiege reden: noch eine solche Niederlage, und Taine hatte gewonnen!

„So ist das Leben; in Ihrem Alter erscheint so etwas hart," meinte Simon. Und Vacherot fügte vorwärtsblickend hinzu: „Jetzt nur jede Stelle annehmen, die man Ihnen bietet, und keinen Urlaub verlangen!" Man weiß, daß unter gewissen Bedingungen nicht nur die Kandidaten der Agrégation, die das Examen bestanden, sondern auch die durchgefallenen auf staatliche Versorgung Anspruch haben. Sie fiel für Taine begreiflicherweise so bescheiden als möglich aus. Anfang September 1851 kehrte er nach Vouziers zurück. So sehr seine Freunde auch bei dem Ministerium um eine Stelle in der Nähe von Paris mit Rücksicht auf Taines Familie nachsuchten, es gelang ihnen nur eben, eine Ernennung nach Toulon in eine solche nach Nevers zu verwandeln. Das Ministerium willigte in diese „Vergünstigung" (die Entfernung von Paris war um mehr als die Hälfte geringer) trotz der Vorstellungen Guizots offenbar nur, weil die Stelle ein schlechter bezahltes (1200 Francs statt 1800) Interim war; es ist noch ein Wunder, daß sie den gefährlichen Jüngling nicht gleich in die Kolonien sandte!

Der Anfang war schwer. Zum erstenmal mußte der junge Lehrer selbst um ein Unterkommen, Nahrung und Kleidung besorgt sein. Die Umgebung bot einiges, die Stadt wenig, die Kollegen gar nichts. Am Gasttisch fanden sich zwei Mathematiklehrer, zwei Gerichtsschreiber, ein Postgehilfe und ein Steuerbeamter ein; es fehlt nur der Apotheker, und die provinziale Aristokratie ist vollständig. Der Pfarrer bittet den neuen Kollegen, ihm religiös verdächtige Schüler gelegentlich anzuzeigen; auch hier die Zwangjacke! Man ist vielleicht erstaunt, daß Taine, dem nun endlich die zum Schaffen nötige Muße und Einsamkeit geschenkt war, an den zwei in Nevers und Poitiers verbrachten Jahren so schwer getragen hat. Da ist denn vor allem in Betracht zu ziehen,

daß die Muße bei seiner Stundenzahl samt der nötigen Vorbereitung doch nur sehr bedingt war und die bei seinem Unterricht erforderliche Vorsicht, sowie die Aussicht auf die Erneuerung der Examensnöte zusammen mit der geheimpolizeilichen Überwachung von Paris aus eine freudige Stimmung dauernd nicht aufkommen ließen. Waren doch die Zeiten für einen einigermaßen unabhängigen Geist auch die denkbar schlechtesten. Der Staatsstreich von 1851, das zweite Kaiserreich mit seiner Gewaltherrschaft, die Kirche in ihrer neugesicherten Machtstellung, — kurz, die Reaktion in ihrer schönsten Blüte. „Schweigen wir," schreibt darum Taine an Prévost, der sich in der Examensangelegenheit durch einen kräftigen, freilich anonymen Artikel zu Gunsten Taines hervorgetan hatte; „fügen wir uns und dienen der Wissenschaft."

Da, wo er wirklich frei und ruhig der Wissenschaft leben kann, ist Taine auch in der einsamen Kleinstadt ein glücklicher Mensch. Dieses idyllische Traumleben, das der junge professeur mit seinem Klavier und seinem Hegel führt, ist so ganz unvereinbar mit dem Bilde, das man sich in deutschen Landen von dem typischen Franzosen entwirft, daß es vielleicht an der Zeit wäre, die landläufigen Urteile über die Oberflächlichkeit und des Ernstes entbehrende Schnellfertigkeit des gelehrten Betriebes „über dem Rhein" ein wenig zu revidieren. Das um so mehr, als Taine zwar nicht die Regel, aber auch keine allzu seltene Ausnahme bildet. Es wurde und wird in der französischen Provinz so viel und vielleicht mehr als in der deutschen gearbeitet, mag auch das Pariser Studentenleben nicht die Arbeitssumme liefern, die der Berliner Durchschnitt erreicht. Immer von neuem drängt sich der Vergleich mit Renan auf, der drei Jahre früher in seinem Vorstadtzimmerchen mit dem gleichen asketischen Eifer sein Lebens- und Arbeitsprogramm entwarf wie jetzt Taine in seinem Provinzwinkel. Wer hätte nicht seine Freude an diesen weltunerfahrenen Einsiedlern, für die das Anmessen eines Rocks oder das Zubereiten eines Frühstücks ein schweres Problem war, während sie über den vermutlichen Zweck und die Rechtfertigung der Weltentwicklung erstaunlich genau Bescheid wußten! Es handelte sich nun darum, diesen heiligen Ernst und die strenge Gewissenhaftigkeit in geistigen Fragen auch dann nicht preiszugeben, wenn das Weltleben und die Berühmtheit jene Einsamen ans helle Licht des lärmenden Tags gezogen hatte, eine Gefahr, der Taine entgangen, Renan erlegen ist.

Das Klavier und Hegel! Einen Ausspruch von Georg Brandes umformend ließe sich sagen, daß „ein künstlerisches Flügelroß unter dem Philosophen Taine getötet wurde". Seine leidenschaftliche Liebe zur Musik hebt ihn aus dem Kreise der meist amusischen mathematischen Denker heraus und nähert ihn der Künstlergruppe. Sein persönlicher, oft leidenschaftlicher, immer origineller Stil bringt ihn einen großen Schritt weiter in dieser Richtung: Taine hat künstlerisch über die Kunst geredet, aber er hat keine Kunst *geschaffen*. Doch was sage ich: rüttelt nicht sein Thomas Graindorge an der verschlossenen Pforte, durch deren Gitter er manchmal in das gelobte Land „jenseits der Kritik" sehnsüchtig schaute? Ist es ihm nicht sogar einmal gelungen, das Tor zu öffnen, als er den Schmerz der verwitweten Mutter zum

Ausgangspunkt eines Romans nahm, der ungedrucktes Fragment blieb? Der Testamentsvollstrecker Thomas „Gerstenkorns", der „in Öl und gesalzenen Schweinen machte", erkannte mit Schmerzen, daß er zum Dichter nicht geboren war; er hätte es darum aber nicht über sich gebracht, die Trauben für sauer und die Kunst der Wissenschaft gegenüber für minderwertig zu erklären. Sein künstlerisches Verständnis ließ ihn eher zum Gegenteil neigen.

Die Wissenschaft hatte in Taine nicht nur, wie die Kunst, einen Bewunderer, sie hatte auch einen Förderer gefunden: der Jünger Spinozas und Hegels, Condillacs und Mills wird einst ein Neues schaffen. „Jetzt habe ich Hegel gelesen," schreibt er im Oktober 1851; „schwerlich werde ich je einen ähnlich starken Eindruck von etwas empfangen. Kein Philosoph hat solche Höhen erstiegen; keines Genius reicht an diese wunderbare Unendlichkeit. Ein mit Spinoza multiplizierter Aristoteles, hoch oben auf jener wissenschaftlichen Pyramide, an der die moderne Erfahrung seit dreihundert Jahren baut. Die Deutschen sind für uns . . ., was die Engländer für das Frankreich Voltaires waren." Was Wunders also, daß er gerne Hegels Logik zum Gegenstand seiner Doktordissertation gemacht hätte. Denn einstweilen stand ihm der Sinn weniger nach der Agrégation en philosophie, die zudem für 1852 unter dem Ministerium Fortoul aufgehoben wurde. Aber schon bei seiner Abreise von Paris hatte man Taine das Thema als unmöglich bezeichnet, und seitdem war ja die Lage nur schlimmer geworden. Was ihn an Hegel anzog, war wohl weniger die theologische Konstruktion als der Gedanke der notwendigen und logischen Entwicklung, mit anderen Worten die psychologische Seite. Hier tat sich die Pforte auf, die ihn aus den Umarmungen der allzu vernünftigen Vernunft befreite. Nicht auf das Weltganze, nur auf den Menschen gedachte Taine das Hegelsche Prinzip anzuwenden; „alle Auffassungen und alle menschlichen Regungen als die notwendigen Folgen eines geistigen Zustandes" zu begreifen schien ihm die Aufgabe der Psychologie, Philosophie und Geschichte. Dieser Satz formulierte zugleich das Programm seiner Lebensarbeit. Er erklärt auch den Übergang von seiner Studie über Hegels Logik zu der anderen über die menschlichen Empfindungen. Es ist nicht zu leugnen: Taine hat mit einer Hartnäckigkeit an seinen Lieblingsthemata festgehalten, die seine Lehrer verstimmen mußte. Das ehrt ihn, ist aber für seine Weltklugheit kein glänzender Beweis. Seine Individualität war eben schon so ausgeprägt, daß es ihm unmöglich schien, eines der geläufigen Sujets zu behandeln, in denen seine besondere Begabung nicht zur Geltung kommen konnte. Er wollte etwas Neues geben und der Wissenschaft nicht widerwillig, sondern freudig seinen ersten Tribut zahlen. Er gab auch schließlich ein Neues, aber er mußte als Thema immerhin etwas der akademischen Tradition durchaus Angemessenes hinnehmen. Dazu entschloß er sich freilich erst nach der ausdrücklichen Ablehnung seiner Arbeit über die Theorie der Empfindungen. Hier war der Kommission weniger das Thema als die Art der Behandlung anstößig. Beruhigen mußte es sie, daß die Arbeit auf den Theorien französischer Psychologen aufgebaut war. Die Sünde gegen den heiligen Geist des Patriotismus hatte also der junge Kandidat diesmal nicht begangen; aber hatte er unter den heimischen Denkern

nicht gerade die bedenklichsten, ja berüchtigtsten, Condillac und Cabanis, ausgewählt? Nach dem Staatsstreich zu erklären, daß „jeder Sinn in seinem innersten Wesen Beziehungen mit einem bestimmten Teile der Außenwelt unterhält", und daß es seine Aufgabe sei, „die Wirkung der Außenwelt aufzunehmen und neu zu erzeugen, wodurch die ursprüngliche Einheit des Ich mit dem Nichtich wiederhergestellt sei", — das hieß den gestrengen Examinatoren entschieden zu viel zumuten. Die Ablehnung blieb denn auch nicht aus. Nur spannte man den armen Taine auf die Folter: monatelang blieb er ohne Nachricht über das Schicksal der französischen und lateinischen Arbeit. Man erklärte ihm, daß seine Themata gut gewählt seien, und daß ihr systematischer Charakter einen Vorzug bedeute. Nur seine Ausdrücke, wie „Empfindungsbilder", „illusorische Empfindungen" u. s. w., seien nicht wohl zulässig; auch fehle es an einer genauen Kenntnis der Reidschen Psychologie. Daß man Reid, den philosophischen Heiligen der Reaktionszeit, gelesen haben könne, ohne ihn zu billigen, fiel den Herren natürlich nicht ein. Professor Garnier, der sich im ganzen nicht übelwollend gegen Taine verhielt, mochte die Verantwortlichkeit der Annahme einer Arbeit, in der von Sinnestäuschung und inadäquater Wahrnehmung der Außenwelt die Rede war, nicht allein übernehmen und befragte seine Kollegen, deren definitive Ablehnung nicht fehlen konnte, nachdem ihnen über den Begriff des „ausgedehnten Ich" (d. h. des die Körperwelt und die Natur subjektiv erfassenden Bewußtseins) die Haare zu Berge gestiegen waren. So war es denn nichts mit der Agrégation philosophique, die zeitweilig aufgehoben war, und nichts mit der Agrégation ès Lettres, die ihm durch seine philosophischen Überzeugungen verschlossen blieb. Auch mit dem Lehrberuf stand es so schlecht als möglich. Im März 1852 wurde Taine, da sein Vorgänger die Arbeit in Nevers wieder aufnahm, nach Poitiers versetzt, nicht ohne daß der Minister seinem Dekret eine tadelnde Bemerkung über die bedenklichen Lehren seines Beamten beifügte, die er in der neuen Stellung, mit Androhung der Absetzung, für sich zu behalten gebeten wird, was bei dem Charakter seines Lehrauftrags — er war in Poitiers für „Rhetorik", d. h. Stillehre, Aufsatz- und Redeübungen ernannt — schließlich nicht unmöglich war. Schon nach fünf Monaten sollte er in gleicher Eigenschaft, aber in eine niedrere Klasse, nach Besançon gehen. Man gedachte offenbar dem unbequemen Kandidaten mit dieser Strafversetzung eine kleine Lektion zu geben und war der allerdings richtigen Ansicht, daß sein philosophischer Idealismus und seine experimental-psychologischen Neigungen in der Sexta nicht viel schaden könnten.

Aber der Leidensbecher Taines war zum Überlaufen voll, und statt nach Besançon ging er, mit einer Urlaubsbewilligung in der Tasche, nach Paris. Er wollte dort abwarten, daß das politische Wetter draußen umschlage und der „häretische Brand" drinnen weiter um sich greife. Es war eine schlimme Zeit für freie und aufrichtige Menschen, auch wenn sie mit so viel Takt und Schonung vorgingen wie Taine. Hatte man nicht in Nevers sämtliche Lehrer eine Adresse unterzeichnen lassen, wonach sie dem Präsidenten der Republik *ihre Dankbarkeit* und ihre Hochachtung für die Vorgänge des 2. Dezember

aussprachen?[1]) Hatte man nicht Taine angehalten, seine Schüler im Zuge zum Tedeum in die Kirche zu führen und ihnen unter anderem die Lektüre des „Tartufe" und der „Provinzialbriefe" zu verbieten? Man kann zwar nicht sagen, daß die Reaktion ihn besonders hart betroffen hätte, obwohl die Regierung ein scharfes Auge auf ihn hatte; denn seine ehemaligen Lehrer Vacherot und Simon wurden einfach vor die Tür gesetzt und mußten sich mit Privatstunden und dem ehrsamen Hauslehrerhandwerk auf ihre alten Tage durchzuhelfen suchen. Taine, unverheiratet und anspruchslos („ich habe zu viel an meinem Gehalt; man vergütet mir die Reisekosten mit 100 Francs und 80 Cts.; ich bin ein Krösus" [Briefe aus Nevers]), konnte in Paris leicht so viel Privatstunden finden, als sein Unterhalt erforderte, ohne in seinen Studien allzusehr behindert zu sein. Worauf es für ihn zunächst ankam, war, die physiologischen Grundlagen seiner Psychologie gründlicher zu studieren, als es bei der Selbstbeobachtung möglich gewesen war. Zu diesem Behufe hörte er an der Sorbonne während zweier Semester (1852/53) physiologische (bei Fano), botanische (Jussieu) und zoologische Vorlesungen (J. Geoffroy-St. Hilaire), ging dann zur Anatomie an der École de médecine über und arbeitete sogar in der Klinik der Salpétrière. Daneben brachte es der unermüdliche Arbeiter fertig, sein Doktorexamen vorzubereiten, das denn auch am 30. Mai 1853 gelang.

„Geben Sie mir ein Thema mit den gewünschten Schlußfolgerungen," hatte er seinen Examinatoren zurufen wollen. Schließlich wählte er sein Thema so harmlos als möglich: Lafontaines Fabeln. Aber auch hier hieß es, in gewählten Worten ohne jede Abschweifung, moderne Anspielungen und bedenkliche Zitate sich auszudrücken, d. h. so langweilig als möglich zu sein. Nachdem die gelehrten Herren an dem Manuskript noch weidlich geflickt und herumgestrichen hatten, nahte endlich nach einer sechsstündigen Diskussion über die Begriffe Sein, Handlung, Einheit, Mehrheit, die in der lateinischen Arbeit eine Rolle spielten, die Befreiung mit den Worten: Dignus es intrare! „Ich war feierlich wie ein Kater, der Essig säuft, und Vacherot findet sogar, daß ich das Banner der Philosophie nicht weit und nicht hoch genug entfaltet habe." Die Dissertation über Lafontaine, mit der das feine, kluge und lustige Büchlein, das heute diesen Titel trägt, nur entfernt Ähnlichkeit hat, fand auch in ihrer ersten akademischen Form schon aufrichtige Bewunderer. Mit dem Abdruck schmeichelhafter Dankesbriefe von Guizot und Béranger schließt der erste Briefband, dessen Inhalt wir hier, zwar aufs einzelne eingehend, aber doch so kurz als möglich zusammengefaßt haben.

IV. Ausblick auf die Entwicklung der Folgezeit.

Nur ganz skizzenhaft und mit bedeutend geringerer Sicherheit ist es möglich, die Entwicklungsgeschichte des Taineschen Denkens fortzuführen. Sie ist, wie die Renans, nur in ihren Anfängen dramatisch, und je weiter wir vordringen, desto weniger laut ist der äußere Widerhall, den der verborgene

[1]) Taines Nichtunterzeichnung war unbemerkt geblieben.

geistige Fortschritt im Weltleben unseres Helden findet. Die Verinnerlichung geht so weit, daß Taine mit der Zeit immer mehr darauf bedacht ist, jeden Zusammenstoß mit der Außenwelt auch dann zu vermeiden, wenn er in der logischen Verlängerung seiner neugewonnenen Anschauungen lag. Nicht, daß er feige gewesen wäre, aber er versprach sich von einer unmittelbaren Einwirkung auf die Wirklichkeit um ihn herum bei seinem Temperament einfach keinen Erfolg. Bücher sind auch Taten, vielleicht größere und mutigere als alle anderen; und wenn einer, so war Taine mit seinen Büchern ein Mann der Tat. Es wäre irrig, zu glauben, daß seine wechselnde Beschäftigung mit historischen, literarischen, philosophischen und künstlerischen Gegenständen ein Zögern und Schwanken in seinen Zielen, Zersplitterung in seinen Arbeiten verriet. Mag sein, daß er die seine sämtlichen Veröffentlichungen durchziehende einheitliche Tendenz selbst im Anfang nicht erkannt hatte; sie war auch damals schon vorhanden, als er sie noch nicht zu überschauen vermochte. Der beherrschende Gedanke der Taineschen Lebensarbeit war, um ihn auf eine kurze Formel zu bringen, die Untersuchung der Beziehungen des Besonderen zum Allgemeinen. Dabei begann er nicht, wie die meisten Forscher, mit der Gruppierung von Tatsachen, aus denen dann die Essenz des Typischen gepreßt wird, sondern er versuchte in seinen Entwicklungsstufen zunächst allein mit der Abstraktion auszukommen, bis ihm die Erfahrung den Respekt und die Lust am einzelnen beibrachte. Der Metaphysiker in ihm begnügte sich mit allgemeinen Beispielen und großzügigen Illustrationen; der Psychologe, den die Naturwissenschaft Exaktheit und Vorsicht gelehrt hatte, hieß ihn das Individuelle studieren und erst aus der Anhäufung und Sichtung großer Tatsachenmassen das Gesetz ableiten. Skeptisch auf die Verallgemeinerung zu verzichten war ihm bei seiner philosophischen Schulung ganz unmöglich. Aber nun suchte er das Allgemeine nicht mehr in der Luft; er war vielmehr bestrebt, das Abstraktum als ein Extraktum zu erfassen, und er neigte zu der mittelalterlich-nominalistischen Erklärung der universalia post res, wenn er sich auch mit dem in rebus schließlich zufriedengegeben hätte. Das Konkrete zu studieren, um das Abstrakte zu erkennen, den Einzelfall zu beobachten, um dem Allgemeinen auf die Spur zu kommen, — das war, seitdem er der deutschen Spekulation kritisch gegenüberzustehen gewagt hatte, sein wissenschaftliches Ziel. Und darin unterscheidet er sich von unsern modernen Historikern, die den umgekehrten Weg zurücklegen und, dem Einzelfall und Einzelmenschen immer geringere Bedeutung zumessend, eine neue geschichtsphilosophische Spekulation gewollt oder unbewußt vorbereiten. Wer weiß, ob Taine, wenn ihn die praktische Notwendigkeit nicht aus der Analyse der Hegelschen Logik herausgerissen und vor die Fabeln Lafontaines gestellt hätte, ein so fruchtbarer und befruchtender Denker geworden wäre! Hier lernte er einsehen, daß eine Theorie nur ebensoviel Wert hat, als die Zahl der sie bestätigenden Beispiele ins unendliche vermehrt und variiert werden kann. Je mehr nun Taine in die Welt der Tatsachen eindrang, desto mehr lernte er sie um ihrer selbst willen schätzen — bis zum zeitweise völligen Vergessen der Theorie. Die Arbeit über Lafontaine ist mit theoretischen Reflexionen über das Schöne noch stark durchsetzt; die

Geschichte der englischen Literatur gibt zwar der Taineschen Theorie selbst im Vorwort den klassischen Ausdruck, bemüht sich aber nicht überall, sie als wirksam zu erweisen; die Geschichte des zeitgenössischen Frankreich endlich verzichtet völlig auf den Charakter einer Beispielsammlung. „Taine ist kein literarischer Geist; er schleppt überall seine Philosophie ein," sagte einer seiner Kameraden von der Normalschule, Fritz Rieder; „er hat zuviel Phantasie zum Philosophen und seine glänzenden Gaben fänden in der Literatur und in der Poesie eine richtigere und glücklichere Verwendung," meinte sein Lehrer Garnier ungefähr zur gleichen Zeit. Nichts charakterisiert Taines Doppelnatur besser als diese widersprechenden Urteile. Er erholte sich in der einen Wissenschaft von der anderen oder er mischte die beiden Elemente und gab dabei abwechselnd dem einen oder dem anderen den Vorzug. Er war eine Brücke zwischen dem philosophischen Geistesleben, und er teilte das Schicksal aller Brücken: man benutzt sie, und — man tritt darauf!

Langsam arbeitete Taine seine philosophische und seine literarische Betätigung zu einer Einheit zusammen: „Ich will aus der literarischen Kritik eine philosophische Untersuchung machen." Besser als in einer aufgedrungenen Examenarbeit konnte er in einer freiwillig übernommenen Preisaufgabe sein Programm entwickeln: sieben Monate nach dem Essay über Lafontaine vollendete er für die Akademie eine von ihr gekrönte „Kritisch-rhetorische Studie über den Geist des Livius". Hier finden wir zum erstenmal bei Taine den Begriff der Entwicklung, „die alle Teile einer Gruppe als einander ergänzend und solidarisch erweist, so daß jeder die übrigen nötigmacht und sie so in ihrer Vereinigung durch Aufeinanderfolge und Gegensätze die innere Eigenschaft, die sie zusammenhält und erzeugt, zum Ausdruck bringen." Wenige Seiten nachher wird der Ausdruck qualité intérieure durch qualité maîtresse ersetzt, und das erste der vier die sogenannte Milieutheorie bildenden Bestandteile (faculté, race, milieu, moment) ist gefunden. Giraud bemerkt hier, daß der Gedanke des „vorherrschenden und überwiegenden Seelenvermögens" aus Schlegels Geschichtsphilosophie stamme — l'élément intellectuel et la faculté souveraine heißt es in der 1836 erschienenen Übersetzung des Abbé Lechat —, wenn man nicht gar auf Pascals talent principal qui règle tous les autres zurückgreifen wolle.

Das zweite Bruchstück seiner Theorie fand Taine in — Spanien! Überarbeitet durch sechsjährige angestrengte Studien, bot sich ihm 1854 die mit Freuden angenommene Gelegenheit zu einer spanischen Reise, auf der ihm — seine „Voyage aux Pyrénées" ist dafür das beste Zeugnis — die Beziehungen des Menschen zu Boden, Pflanze und Tier in voller Klarheit aufgehen. Erst 1860, nach der Lektüre Comtes, entschließt er sich, den schon früher (l'animal n'est vrai que dans son milieu, 1853) gebrauchten Ausdruck milieu den beiden anderen gleichberechtigt beizuordnen, bis dann der moment in der Vorrede zur englischen Literaturgeschichte 1866 die Theorie vervollständigte und zugleich praktisch zu erhärten suchte.

Nach der Veröffentlichung dieses Werkes ist die Tainesche Weltanschauung im wesentlichen festgelegt; die Entwicklung vollzieht sich nur noch als Er-

gänzung und Ausbau gewonnener Ergebnisse. Der Mann, der Mill, Bain und Spencer als die Bahnbrecher der philosophischen Zukunft pries, hatte über seiner Begeisterung für die englischen Denker seinen Spinoza und Hegel nicht vergessen. Entnahm er diesen den Gedanken des Zusammenhangs, der Notwendigkeit und Bedingtheit alles Seienden, so fand er bei jenen die Exaktheit der psychologischen Analyse und die Berücksichtigung der geist-leiblichen Doppelnatur des Menschen. Er war stolz darauf, daß die ersten und schärfsten psychologischen Anregungen von dem Franzosen Condillac ausgegangen waren, und erwartete, daß ihm eines Tages die verdiente Anerkennung dafür, wenn nicht aus der Heimat, so vom Auslande, zu teil werden würde.

Wenn Taine mit der Literaturgeschichte Englands den Höhepunkt seines Schaffens erreichen durfte, so hat er ihn mit der 1870 erschienenen zweibändigen „Intelligence" gewiß nicht überschritten. War dieses die meisterhafte Zusammenfassung der Studien von zwei Jahrzehnten, sein philosophisches Hauptwerk und Testament, so muß jenes in der engeren zeitlichen Begrenzung seiner Abfassung als ein Werk aus einem Gusse bezeichnet werden, *einem* beherrschenden Gedanken untertan, *einen* Zweck verfolgend. — Es ist hier nicht der Ort, über die aus gesammelten Aufsätzen bestehenden oder aus Vorlesungen hervorgegangenen Bücher Taines auch nur ein kurzes Wort zu sagen. Dagegen darf über den die „Origines de la France contemporaine" hervorrufenden Anlaß nicht hinweggegangen werden. Taine hatte nach Vollendung seines philosophischen Hauptwerks ein Buch über Deutschland geplant. Mit Renan stellte er sich an die Spitze eines Komitees, das innerhalb Frankreichs die Beiträge für das Berliner Denkmal Hegels entgegennahm, dieses „ersten Denkers des 19. Jahrhunderts", dessen Volk der „Heerführer und vielleicht der Meister des modernen Denkens ist, in dessen Werk der Charakter eine ebenso große Rolle spielt wie der Geist". Da überraschte ihn die Kriegserklärung auf deutschem Boden, während er eben für sein Buch Material sammelte. Er eilte heim, und als er die Feder wieder zur Hand nahm, da zitterte die Hand vor Schmerz, und das Buch über Deutschland blieb ungeschrieben.

Es war um dieselbe Zeit, als die kaum geschlossene Freundschaft zwischen Strauß und Renan in bitteren Worten ein Ende fand, als die „Revue germanique" zu erscheinen aufhörte, als die Straßburger Fakultät ihre rührige geistige Vermittlerarbeit auf immer einstellen mußte. Eine ganze reiche Ernte, zum Schneiden reif, wurde hier zertreten, und heute, nach dreißig Jahren, keimen aus dem harten Boden die ersten grünen Hälmchen; will's Gott, so schwellen sie zur Blüte und reifen zur Frucht!

Für Taine war die Geschichte ein psychologisches und zugleich ein mathematisches Problem. Das Ende und die Folgen des Krieges waren für ihn nicht nur ein bitteres Leid, sondern auch eine große Überraschung. Es war ein Fehler in der Rechnung Frankreichs; Taine schrieb seine Geschichte, um ihn zu finden. Der Druck der Niederlage ließ eine Fülle tüchtiger Arbeiten entstehen, denn die besten Kräfte, die bisher nur künstlerische und wissenschaftliche Ereignisse kannten, wandten sich der rauhen Wirklichkeit zu und stellten freudig ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes. Das Leben in all seiner

Ungerechtigkeit kennt doch wenigstens den Begriff der Kompensation: es pflegt die militärische Niederlage in geistig hochstehenden Ländern meist zum moralischen Siege zu wenden. Während Renan der Heimat nur ein zwar tüchtiges, aber schnell geschriebenes Buch zu geben hatte („La Réforme intellectuelle et morale"), schenkte ihm Taine zehn Jahre seines Lebens und elf Bände seiner Feder. Er gab alles, was er hatte, und es blieb ihm keine Kraft mehr zu zwei längst geplanten Unternehmungen: der Psychologie des Willens und der Biographie Ste. Beuves.

Es tut mir leid, von dem schönen, vorzüglichen, ja glänzenden Buche Girauds mit dem Bedauern scheiden zu müssen, daß er Taines religiöser Entwicklung — ein Gebiet, auf dem er sich noch im Alter am stärksten wandelte — ratlos und bedenklich gegenübersteht. War für Taine die Religion erst ein „schönes, für wahr gehaltenes Gedicht", so wurde sie ihm mit der Zeit „für vierhundert Millionen Menschen das geistige Organ, das große, dem Menschen zur Erhebung über sich selbst unentbehrliche Flügelpaar". War aber der Katholizismus nur eine „moralische Polizei", hatten die auf den letzten Konzilien angenommenen Dogmen „für immer jede Versöhnung zwischen Glauben und Wissen unmöglich gemacht", warum sollte Taine dann nicht auch ohne formellen Übertritt sich dem Protestantismus zuwenden, der uns in der Ferne „ein von dem geläuterten Glauben und der rücksichtsvollen (respectueuse) Wissenschaft zusammen entworfenes Bild — oder vielmehr das gleiche Bild in zwei verschiedenen Rahmen" erschauen läßt? Warum sollte er den Religionsunterricht seiner beiden Kinder nicht dem weitherzigen und weitblickenden Pastor Roger Hollard anvertrauen und auch von ihm seinen müden Leib auf dem grünen Hügel über dem See von Annecy zur ewigen Ruhe betten lassen?

Ich denke, die Zukunft Frankreichs liegt nicht in der Hand religionspolitischer Diplomaten noch in der staatsfeindlicher Fanatiker oder atheistisch-sozialistischer Schreier; wohl aber wird sie unter der Leitung der — protestantischen oder nicht protestantischen — Schüler Taines, d. h. der ethischen Individualisten, am besten fahren. Einstweilen freilich „verschwand mit dem Meister die Rauch- und die Feuersäule: Israel ist ohne Führer in der Wüste." Doch auch hier leuchten die Sterne herab: „Wir heißen euch hoffen!"

Der Berg Athos.

Von

Rudolf Lindau.

IV. Seraï oder St. Andreas-Kloster.

Wir drei schritten zunächst einer neben dem anderen rüstig vorwärts, aber der Weg wurde, so schien es mir wenigstens, jede Minute schlechter und steiler und beschwerlicher, und da meine jüngeren Reisegefährten weit schneller marschieren konnten, als es mir bequem war, so bat ich sie, voranzugehen, um St. Andreas noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; ich würde etwas später dort ankommen; sie möchten mich beim Pförtner erwarten. — Bald darauf waren sie verschwunden, und ihre Schritte verhallten.

Ich ging nun langsam weiter, wie es mir behagte, und erfreute mich des unbeschreiblich schönen, stillen Abends im großen, sich allmählich verdunkelnden Athostale. — Nach einer Viertelstunde etwa erblickte ich die im letzten Abendschein matt leuchtenden Zinnen der zwei hohen Kirchtürme von St. Andreas, und wenige Minuten später kam mir ein junger Klosterbruder entgegen, der abgesandt worden war, um mich nach St. Andreas zu führen. Das versprach bereits gastfreundliche Aufnahme, die mir auch zu teil wurde, sobald ich die Schwelle des Klostertores überschritten hatte.

Gleich darauf befand ich mich in einer Halle, in der eine große Anzahl von Mönchen, die mich würdevoll begrüßten, und meine beiden Reisegefährten auf mich warteten. Ein kleiner, älterer Herr mit feinem, klugem Gesichte trat mir freundlich entgegen, reichte mir die Hand, hieß mich willkommen und bat uns, ihm zu folgen, worauf wir in ein großes, äußerlich kasernenartiges, weißes Gebäude traten, und nachdem wir zwei Treppen hoch gestiegen waren, in einem langen Gang anlangten, an dessen beiden Seiten sich mehrere Zimmer befanden. Der geistliche Herr stellte zunächst für einen jeden von uns ein einfach, aber keineswegs ärmlich ausgestattetes Zimmer zur Verfügung, wies dann den uns begleitenden zwei Dienern ein viertes an und entfernte sich, nachdem er uns ein großes Eßzimmer am Ende des Ganges gezeigt und dabei gesagt hatte, wir würden dort einen gedeckten Tisch finden, an dem wir, sobald es uns behagte, die Abendmahlzeit einnehmen könnten.

In meinem Zimmer fand ich eine neue eiserne Bettstelle mit Matratzen, Laken und besonders reichlich mit wollenen Decken versehen, einen Waschtisch

mit großem, englischem Waschbecken, eine Kommode, ein Sofa, einen Sessel und zwei Stühle — alles neu. Und an den Wänden erblickte ich mehrere byzantinische Heiligenbilder und chromolithographische Abbildungen des russischen Kaiserpaares. In den Zimmern meiner Reisegefährten sah es gerade so aus wie in meinem. — Wir wuschen uns den Staub ab, machten es uns bequem und begaben uns in das Eßzimmer.

St. Andreas befindet sich nicht auf der Liste der zwanzig alten Athosklöster und ist deshalb auch in der Synode von Karyäs nicht besonders vertreten. Es war zunächst eine bescheidene Skitenansiedelung, die von Anfang an fast ausschließlich von Russen bewohnt war. Nach und nach wurde sie durch Geschenke aus der Heimat mehr und mehr bereichert, so daß neue Häuser und Kapellen errichtet und schließlich der Bau einer großen Kirche unternommen werden konnte, die, was äußeren Schein angeht, eine der prächtigsten des Berges Athos ist. Diese letzte Umwandlung ist ganz neuen Datums und heute noch nicht vollendet. Das Kloster roch sozusagen nach frischem Kalk, als ich es besuchte. Die während der letzten zehn Jahre allein in St. Andreas für Neubauten und Kirchen und Kapelleneinrichtungen gemachten Ausgaben werden auf eine halbe Million Rubel geschätzt. Diesen großen Betrag soll St. Andreas einem einzigen russischen Wohltäter, einem ebenso reichen wie begeisterten Jünger des Mönchswesens von Athos, zu verdanken haben. Genaues über dies und ähnliches konnte ich nicht erfahren. Die Mönche sind in dieser Beziehung von großer Zurückhaltung, aus der auch direkte Fragen — wie ich solche gestellt hatte — sie schwer herauslockten. Die Tatsache selbst aber, daß St. Andreas einem Moskauer Freunde, der sich seit Jahren bereits als Mönch in einer Skite unweit St. Andreas niedergelassen und durch seine Frömmigkeit und Freigebigkeit den Doppelschleier erworben hat, sehr viel verdankt, — diese Tatsache wurde in St. Andreas keineswegs in Abrede gestellt, vielmehr zeigte mir der hohe Geistliche, der uns empfangen und sich unserer ganz besonders angenommen hatte, ein kleines, im Eßzimmer hängendes Ölgemälde, das den großen Wohltäter der russischen Mönche darstellte. Ich betrachtete es aufmerksam. Es zeigte einen nach der Mode gekleideten jungen Mann, der mir, wie das Bild Casimir Périers, aufgefallen sein würde, weil es einen Mann darstellte, der sich recht unbedeutend ausnahm zwischen den Bildnissen von Kaisern, Königen, Großfürsten, Patriarchen und Archimandriten, die sein Konterfei umringten. Für St. Andreas war er wohl der bedeutendste Mann der Welt, da er das Kloster reicher beschenkt hatte als Kaiser und Könige, während die Kosten seines Lebensunterhalts für ein ganzes Jahr sich gleich denen des ärmsten Mönches, dessen Los er zu dem seinen machen mußte, auf nur wenige Mark belaufen dürften.

Fallmerayer erzählt, daß ihm der Abt des Klosters von St. Dionys angeboten habe, ihn für die mäßige Summe von 1200 Gulden, ein für allemal dem Kloster gezahlt, zum lebenslänglichen Herrn einer romantischen Klause zu machen, nachdem kontraktmäßig festgestellt worden sei, wieviel er wöchentlich an Brot, Wein, Mehl, Hülsenfrucht, getrockneten Fischen, Oliven, Licht und anderem, zur Notdurft für sich und einen Begleiter aus dem Kloster-

vorratshause zu beziehen habe. — 1200 Gulden zu dem hohen Zinsfuße einer Leibrente angelegt, würde monatlich etwa 12 Gulden abgeben, und dafür sollte zwei Leuten alles geliefert werden, was ein Skitenbewohner auf dem Berge Athos zu verlangen berechtigt ist.

In dem großen Empfangsgemach des St. Andreas-Klosters, das uns als Eßzimmer angewiesen war, fanden wir den Tisch gedeckt, und darauf lagen und standen mächtige Scheiben von Schwarz- und Weißbrot, frische Früchte verschiedener Art, in Öl gesottener Fisch, Salat, Käse, Wein und Wasser und — eine kalte Kalbsleber. Die fastenden Mönche hatten seit sechzig Stunden überhaupt nichts gegessen; uns setzten sie ein Mahl vor, das nach Athosbegriffen ein lukullisches genannt werden durfte. Wir ließen es uns gut schmecken. Während der Mahlzeit bediente uns ein junger, stiller Mönch mit sanften, traurigen Augen, später erschien der hohe Geistliche, der sich von Anfang an besonders um uns gekümmert hatte. Es war ein liebenswürdiger Herr mit glatten Manieren, augenscheinlich an den Verkehr mit Fremden gewöhnt, ohne aufdringliche Freundlichkeit. Er bat uns, etwaige Wünsche zu äußern; er würde sich bemühen, sie zu erfüllen. — „Aber die Hilfsquellen eines Klosters sind gering," fügte er hinzu. — Wir hatten keine Wünsche auszusprechen und nur für die gastfreundliche Aufnahme zu danken, die uns zu teil wurde. Darauf eröffnete er uns, daß um zwölf Uhr die Osterfeier im Kloster beginnen würde, und lud uns ein, daran teilzunehmen. — „Die Glocken werden Sie wecken," sagte er. „Wir werden uns freuen, Sie unter uns zu sehen. — Nun werden Sie sich wohl etwas ausruhen wollen. Ich werde ein gleiches tun." Darauf entfernte er sich wieder.

Es war neun Uhr. Ich war sehr müde. Meine Freunde fragten mich, ob sie mich um zwölf Uhr zum Gottesdienst abholen sollten. Das lehnte ich dankend ab und bat sie, sich alles recht genau ansehen und mir morgen früh erzählen zu wollen, was sie gesehen hätten. Sie versprachen es, und damit trennten wir uns. Bald lag ich auf dem Klosterbett, das ich köstlich fand, und auf dem ich schnell fest einschlief.

Kurze Zeit darauf — so schien es mir — wurde ich durch Glockengeläute geweckt. Ich steckte ein Licht an und sah nach der Uhr — Mitternacht! Ich hatte also drei Stunden geschlafen. Die Zeit war mir rasch vergangen, und nun war ich aus so schönem Schlaf, wie ich ihn seit langer Zeit nicht gefunden hatte, aufgescheucht. Meine erste Regung war, ärgerlich zu werden, aber das unterließ ich aus alter Gewohnheit, mich nicht zu ärgern, wenn ich dadurch nichts bessern kann. Ich lag eine Weile still. Dann stand ich auf und trat an das Fenster. Zu meinen Füßen erblickte ich den Klosterhof und darauf wohl 100 bis 150 Menschen, von denen jeder eine dünne Wachskerze in der Hand trug, und die, zu je zweien eine Schlangenlinie bildend, langsam den Hof umkreisten. Das ging so still und geheimnisvoll zu wie in einer Spukgeschichte, und gespensterhaft leuchteten die bärtigen, gelben Mönchsgesichter hinter den kleinen Flammen der Wachskerzen, während die mit schwarzen Kutten verhüllten Gestalten mit der Nacht in ein dunkles Eins zu verwachsen schienen. — Die Vorderseite der Klosterkirche war durch farbige, hohle Glas-

kugeln, in denen Kerzen brannten, matt erhellt. Doch konnte ich die große Eingangspforte deutlich erkennen. Auf der Schwelle dieser Pforte erschien ein Mönchspaar nach dem andern eine Sekunde in blau-rot-grüner Beleuchtung der Glaskugeln, bis nach und nach der ganze Zug durch die Pforte wie in einem schwarzen Schlund verschwunden war. — Der öde, stille Hof sah noch unheimlicher aus als kurz zuvor. — Ich glaubte, die Feierlichkeit sei für mich zu Ende und wollte mich wieder zur Ruhe begeben, als tiefer Chorgesang, ähnlich dem, den ich am Morgen in Russikon gehört hatte, an mein Ohr drang. — Die stille, sternlose Nacht, der öde Klosterhof, die offene Kirche im gedämpften Licht der dunkelfarbigen Kugeln, der tiefernste Gesang, einer Totenklage gleich — wer es gesehen und gehört hat, wird es nicht wieder vergessen.

Am nächsten Morgen erzählten mir meine Reisegefährten, die dem Gottesdienst in der Kirche beigewohnt hatten, es sei dort sehr feierlich und mit großem Prunk zugegangen. Was sie besonders überrascht hatte, war, daß zwei Mönche, darunter unser besonderer Beschützer, sie mit schwingenden Weihgefäßen in den Händen beräuchert hätten, in derselben Weise wie kurz vorher den Archimandriten. Meine Freunde waren verlegen gewesen, wie sie sich der hohen Auszeichnung gegenüber zu benehmen hätten. Als sie gesehen, daß die Mönche sich bekreuzigend und verbeugend ihren Umgang in der Kirche fortsetzen wollten, hatten sie sich bekreuzt und verbeugt, wie sie es in der griechischen Kirche, der sie angehörten, gelernt, — und sie hofften, damit das Richtige getroffen zu haben.

Unser Programm für den Ostersonntag war, nach flüchtigem Besuch von St. Andreas nach Russikon zurückzukehren, von Russikon nach Lawra zu fahren, dort dem hochwürdigsten ökumenischen Patriarchen Joachim III., dem meine griechischen Gefährten vor Jahren in Konstantinopel vorgestellt waren, unsere Aufwartung zu machen und am Abend dann den Berg Athos zu verlassen, um unsere Reise, deren nächstes Ziel Volo war, fortzusetzen. Die Entfernung zwischen Lawra und Volo beträgt etwa 120 englische Meilen. Wenn das Wetter uns keinen Strich durch die Rechnung machte, so durften wir hoffen, Montag früh in dem griechischen Hafen vor Anker gehen zu können.

Wir hatten in St. Andreas unser Tagewerk um sieben Uhr morgens begonnen. Wir wußten, daß wir in dem Kloster weder Kunstschätze noch Altertümer vorfinden würden und hofften, in einer Stunde unseren Rundgang vollendet zu haben. Wir hatten ohne die Gastfreundschaft der Athosmönche gerechnet.

Der Hof war leer, als wir ihn betraten. Die Mönche, die einen großen Teil der Nacht in der Kirche verbracht, hatten sich zu kurzer Ruhe in ihre Zellen zurückgezogen. Wir mußten unsere eigenen Führer sein. Zuerst fielen uns zwei sehr schöne alte Bäume auf. Später wurden wir versichert, sie seien von Athanasios, also vor mehr als einem Jahrtausend, gepflanzt worden. Unendlich vieles auf Athos, was hohes Alter verrät, wird dem heiligen Mann zugeschrieben. Verbürgt ist dies freilich nur in einer geringen Anzahl vereinzelter Fälle; denn die Geschichte von Athos ist ausschließlich von fremden Forschern und Gelehrten geschrieben worden. In Athos selbst ist alles Legende, die mit den Zeitbegriffen nicht rechnet. Irgend etwas, eine Kirche, eine Kapelle,

ein Baum, ein Bau ist „noch neu“ oder „wohl fünfzig Jahre alt“ oder „wohl hundert“ oder „alt“, „sehr alt“. Das höchste Alter wird mit den Worten ausgespielt: „das hat der heilige Athanasios gegründet“.

Wir hatten soeben den hübschen Weihbrunnen, dessen Wasser am Ersten jedes Monats gesegnet werden, und die Trapeza, den in der Nähe der Kirche gelegenen allgemeinen Speisesaal in Augenschein genommen, als wir Schritte hinter uns vernahmen. Der kleine geistliche Herr, der einzige, mit dem wir bisher einige Worte gewechselt hatten, begrüßte uns und erbot sich, uns die Herrlichkeiten seines Klosters zu zeigen. Wir folgten ihm willig über Höfe, durch Gebäude und größere und kleinere Kapellen. Am längsten mußten wir in der neuen, noch unvollendeten Kirche verweilen, die trotz der zahlreichen, die Besichtigung erschwerenden Baugerüste bereits einen äußerst prunkhaften Eindruck machte; das sogenannte Templon namentlich, d. h. die Bilderwand, die den Altarraum vom Kirchenraum trennt, war von oben bis unten mit einer anscheinend dichten Schicht glatten, polierten Goldes überzogen, von der sich große, byzantinische Heiligenbilder in strahlenden Farben abhoben. Die Augen unseres Führers glänzten in stolzer Befriedigung, als er uns auf die reichsten Stellen der Ausschmückung seiner Kirche aufmerksam machte. Er nannte auch den russischen Meister, der von Moskau nach Athos berufen worden war und dort seit anderthalb Jahren an der Dekorierung mit Freskogemälden der beiden Kuppeln — der einen über dem Kirchenraume, der anderen über dem Altar — arbeitete, und den er als den berühmtesten, jetzt lebenden Maler von Heiligenbildern bezeichnete.

Nachdem wir die Kirche bewundert hatten, glaubten wir uns verabschieden zu können, aber das schien unsern Führer fast zu entrüsten: ob wir St. Andreas verlassen wollten, fragte er, ohne uns an Speise und Trank gelabt zu haben. — Das wagten wir nicht zu bejahen, obgleich wir Eile hatten, uns nach Russikon zu begeben, und so ließen wir uns geduldig nach einem kleinen, im ersten Stockwerk gelegenen Eßzimmer führen. Dort nahmen wir zu Vieren an einem mit schneeweißen Linnen gedeckten Tische Platz. Vor einem jeden von uns lagen große Scheiben Brot und standen acht dicke Teller, einer über dem andern, so daß sie förmlich eine kleine Pagode bildeten. Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes und setzte sich dann sofort zum Essen nieder. Das geschah wohl aus Rücksicht auf die Gäste, denn nach den gewöhnlichen Mönchsgewohnheiten hätte ein langes Tischgebet vorausgehen sollen. Wir wurden wiederum von dem jungen Mönch mit den traurigen Augen bedient. Er blickte übrigens jetzt etwas weniger niedergeschlagen als am vorhergehenden Abend, was ich dem Umstande zuschrieb, daß ihm nach dreitägigem vollkommenem Fasten in der Frühe gestattet gewesen war, eine Mahlzeit zu sich zu nehmen, und zwar die reichlichste des Jahres, die aber trotzdem wohl jedem andern als einem Athosmönch äußerst frugal erschienen sein würde.

Der Mönch reichte mir einen tiefen Teller voll Fischsuppe. Ich wollte meinen Tellerturm abdecken, damit die Suppe auf den Tisch gestellt werden könnte, aber der Mönch schob das Gebäude wieder auf den Platz, wo es gestanden hatte, und auf dem nun der Suppenteller gewissermaßen eine konkave

Decke bildete. Als ich nach einer kleinen Weile den Löffel in die Suppe legte und mich etwas zurückbog, um zu zeigen, ich habe nun genug davon, ward mir der halb geleerte Teller fortgenommen und ein zweiter Gang gereicht. — Ich berechnete danach, daß unser Frühstück aus acht Schüsseln bestehen würde, und das stimmte; denn wir erhoben uns erst von der Tafel, nachdem wir am Erdgeschoß der achtstöckigen Pagode angelangt waren. Unsere Mahlzeit bestand aus gepreßtem Kaviar und kaltem, geräuchertem Fisch als Vorspeise, sodann kam gekochter und gebratener Fisch. Darauf folgten Spiegeleier in Öl, Erbsensalat, eine süße Speise, die Ähnlichkeit mit unserem Spritzkuchen hatte, Ziegenkäse und frische und eingemachte Früchte. Ich hatte von allem gegessen, obgleich ich nicht hungrig gewesen war, als ich mich zu Tisch gesetzt hatte und fühlte mich nun etwas beklommen. Ein gutes Glas bitterlichen Kräuterschnapses und eine Tasse türkischen Kaffees brachten mich wieder in bessere Stimmung. — Während der Mahlzeit hatte ich unseren Wirt beobachtet. Er nippte von jeder Schüssel, aber alles in allem aß er außerordentlich wenig. Er schien etwa sechzig Jahre alt, mochte jedoch jünger sein, denn Athosleben altert schnell. Sicherlich hatte er sich seit vielen Jahren, denn sonst würde er den Doppelschleier nicht getragen haben, an strenges Fasten gewöhnt. Das macht den Magen anspruchslos.

Der Besuch des Klosters unter Leitung des kleinen Mönches, der Wert darauf gelegt hatte, uns möglichst viel von dem Klosterreichtum zu zeigen, und das achtstöckige Frühstück hatten viel Zeit in Anspruch genommen. Ich zog die Uhr aus der Tasche, so daß unser Mönch es bemerken sollte und sagte: „Zehn Uhr. Wir müssen uns verabschieden, denn wir wollen heute noch über Russikon nach Lawra gelangen."

„Sogleich," antwortete unser Wirt. „Doch möchte ich Sie bitten, sich noch einmal in das obere Stockwerk zu bemühen. Der Herr Abt will Sie begrüßen und Ihnen glückliche Reise wünschen."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und so kehrten wir nach dem großen Saal zurück, mit den bunten Bildern von Kaisern, Königen, Patriarchen und Archimandriten, Casimir Périer mit dem geraden Scheitel und den Moskauer Millionär mit dem Zwicker nicht zu vergessen. Wir hatten nicht lange zu warten, da erschien von vier Patres mit dem Doppelschleier gefolgt ein großer, hagerer Mönch gebeugter Haltung, vornehmen Anstandes mit abgehärmtem, bleichem Gesicht, blauen Augen und sandblondem, spärlichem Bart. Man erkannte sofort an seinem ganzen Auftreten, daß man einen „regierenden Herrn", denn ein solcher ist der Abt des Klosters, vor sich sähe. Äußerlich unterschied er sich von den anderen Mönchen, soweit ich es während unseres kurzen Zusammenseins erkennen konnte, nur durch seine Kopfbedeckung, die statt des leichten, einfachen oder doppelten durchsichtigen Schleiers mit einem solchen aus feinem wollenem Stoff umgeben war. Er reichte einem jeden von uns die Hand und sagte auf russisch, was einer der vier Doppelschleier ins Griechische übersetzte, er freue sich unseres Besuches und wünsche uns glückliche Reise. Wir dankten dagegen für genossene Gastfreundschaft. Darauf schenkte mir der Herr Abt, als dem ältesten der Gesellschaft, eine schöne

Photographie seines Klosters, und damit war die Zeremonie zu Ende. — Aber wir sollten noch besonders gefeiert werden. Als wir in den Hof gestiegen waren, wo die Maultiere bereits gesattelt standen, fanden wir dort eine große Anzahl der Mönche versammelt, von denen wir uns unter tiefen Verbeugungen verabschiedeten. Gesprochen wurde dabei kein Wort. Nur unser bewährter Führer, der kleine geistliche Herr, reichte uns die Hand, wünschte uns glückliche Reise und sprach die Hoffnung aus, uns wiederzusehen und dann auf längere Zeit. — Sobald wir die Pforte überschritten hatten, begannen die dünnen Glocken — schöne Glocken gibt es auf dem Berge Athos nicht — zu läuten, und sie verstummten erst, nachdem wir die Türme des gastlichen Klosters aus dem Auge verloren hatten. Wir konnten uns diese außerordentliche Ehrenbezeugung nur dadurch erklären, daß wir durch ein Mitglied der russischen Botschaft in Konstantinopel zu freundlichem Empfang empfohlen worden waren.

Der russische Einfluß auf die slavischen Klöster des Berges Athos ist natürlich sehr groß; denn aus dem orthodoxen Rußland fließen ihnen die reichen Gaben zu, die die Errichtung und Ausschmückung neuer Kirchen und Kapellen gestatten; aber die daran geknüpften politischen Kombinationen haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich. In französischen Büchern habe ich gelesen, Rußland betrachte und behandle den Berg Athos als eine militärische Station von großer Wichtigkeit; in vielen Mönchskutten von Russikon, St. Andreas und anderen slavischen Klöstern steckten russische Offiziere und Soldaten, und die Keller der Gott geweihten Gebäude seien kaum etwas anderes als Arsenale, in denen Kriegsmaterial aufgehäuft wäre. — Alles spricht dafür, daß dies nichts weiter als Phantasien seien, wie sie die Sonne des Südens leicht erzeugt. Die russischen Mönche, die ich auf dem Berge Athos gesehen habe, und es waren deren nicht wenige, waren sicherlich Mönche, und daß sie ihre militärischen Glaubensbrüder während der sich häufig wiederholenden Besuche von Fremden in Kellern und Schlupfwinkeln verborgen gehalten haben sollten, klingt doch auch eher gleich einem Kapitel aus einem Schauerroman als dem Berichte eines tatsächlichen Vorkommnisses. Die Athosmönche haben seit einem Jahrtausend niemals daran gedacht, eine politische Rolle zu spielen; es wäre höchst wunderbar, wenn sie heute auf den Gedanken gekommen wären, ein so bedenkliches Spiel zu unternehmen.

* * *

Wir langten nach zweistündigem Ritt gegen zwölf Uhr mittags wieder in Russikon an. Unsere erste Pflicht war, uns dort für die Bereitwilligkeit zu bedanken, mit der die schöne Maultierkavalkade zu unserer Verfügung gestellt worden war; aber das war nicht schnell getan. Sobald wir dem Mönch gegenüber, der uns von St. Andreas nach Russikon begleitet hatte, unsere Absicht zu erkennen gaben, führte er uns in den großen Empfangssaal, in dem sich schnell zahlreiche Patres versammelten und zuletzt auch der Herr Abt erschien. Er war, gleich dem von St. Andreas, ein vornehmer, würdevoller Herr. Er schien zu bedauern, daß wir das Kloster sogleich wieder verlassen wollten, und lud uns ein, dem Ostersonntag-Gottesdienst beizuwohnen, der

am Nachmittag und am Abend stattfinden würde. Leider war uns die Zeit karg zugemessen, und wir mußten die gütige Einladung dankend ablehnen.

Einer der Mönche gab sich besondere Mühe, uns von unserem Vorhaben abzulenken. Er kam sogar noch einmal an Bord des Dampfers, um einen unserer Reisegefährten, der am vorhergehenden Tage in Russikon zurückgeblieben war, an sein Versprechen zu erinnern, den Ostersonntag im Kloster zu verbringen. Dieser Pater, der den Doppelschleier trug, paßte dem äußeren Anschein nach nur wenig in den Rahmen von Athos. Ich hatte, schon bevor ich nach Russikon kam, von ihm sprechen hören. Was immer er sein mochte, er war vom Schicksal wundersam geführt worden: ein russischer Edelmann, ein Gelehrter — er hatte einige mathematische Aufsätze in Fachzeitschriften veröffentlicht, — ein Reisender in schwer zugänglichen Teilen der Erde, der über seine Fahrten geschrieben hatte, ein verheirateter Mann, der seiner verstorbenen Tochter erwähnte. — Mir erschien er als ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er sprach geläufig französisch — Pariser französisch, Boulevard-französisch — und bekundete Interesse an verschiedenen Tagesfragen, die im Laufe einer längeren Unterredung mit ihm berührt wurden. Einer von uns erinnerte sich, ihn vor mehreren Jahren auf der russischen Botschaft in Konstantinopel als Weltmann in Frack und weißer Binde gesehen zu haben. Ich weiß nicht und werde wohl nicht erfahren, was ihn nach dem Berge Athos getrieben haben mochte: Ruhebedürfnis vielleicht oder ein großer Schmerz oder der Wunsch, in Frieden zu sterben; denn er hatte das Aussehen eines Schwindsüchtigen im letzten Stadium der tödlichen Krankheit. Keine Andeutung, der man hätte entnehmen können, daß er sich in dem freiwillig von ihm gewählten Leben nicht zufrieden fühle, kam über seine Lippen. Im Gegenteil, er schien ihm Freude und Befriedigung abzugewinnen. Er sprach in schlichten Worten von den Schönheiten der Natur des Heiligen Berges, und ich glaube, sie ersetzten ihm vieles von dem, was er mit seiner Vergangenheit in der großen Welt für immer aufgegeben hatte. Sein Auftreten, obgleich verschieden von dem der Mönche, die ich bisher gesehen hatte, war ernst und würdig.

Der geheimnisvolle Mönch verließ uns, artig bedauernd, keineswegs erzürnt, nachdem unser Reisegefährte, den er aufgesucht, ihm auseinandergesetzt hatte, er könne leider nicht nach Russikon zurückkehren und bäte, ihn bei dem Herrn Abt entschuldigen zu wollen. — Der Besuch des eigentümlichen Mannes hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, der sich noch nicht verwischt hat.

V. Lawra.

Auf dem Wege von Russikon nach Lawra fuhren wir an den alten Klöstern Xeropotamu, Simospetra, Dionysiu und Ajin Pawla vorüber. Sie sind auf der Westküste von Athos in der Nähe des Meeres gelegen und gleichen mit ihren Türmen und Zinnen mittelalterlichen Burgen und Schlössern, in deren Schutz friedliche Ansiedler ihre Kapellen, Häuser und Hütten erbaut haben.

Nachdem wir das südliche Vorgebirge umschifft hatten, langten wir gegen vier Uhr in Lawra an. — Lawra, das im Jahre 963 vom heiligen Athanasios gegründet wurde, ist das älteste Kloster des Heiligen Berges. Am Fuße des

Athoskegels in herrlicher Lage hart am Meere gelegen, weltverloren, voll im Laufe der Jahrhunderte dort angesammelter Reichtümer und Kunstschätze, historischer Erinnerungen und Handschriften, hat es viele Schriftsteller, die es gesehen haben, zu enthusiastischen Schilderungen begeistert und Kunsthistoriker zu wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten angeregt, deren neueste und belehrendste wohl die schon erwähnte von H. Brockhaus: „Die Kunst in den Athos-Klöstern" ist.

Das Wetter begünstigte uns diesmal nicht. Es regnete. Die hellen Klostermauern erschienen uns wie in einen feinen grauen Schleier gehüllt, der Wind blies frisch von Nordost und gebot, das Schiff in vorsichtiger Entfernung von dem steilen, felsigen Ufer zu halten. Das Heulen unserer Dampfsirene hatte unsere Ankunft vor Lawra angezeigt, und als wir in das Boot stiegen, um zu landen, sahen wir einen Mann den Berg hinaufeilen, um, wie wir später erfuhren, Maultiere zu holen, die uns vom Hafen, in dem wohl Platz für ein türkisches Kaik, aber nicht für das kleinste Dampfschiff ist, nach dem Kloster tragen sollten. Der Aufstieg vom Ufer nach dem Kloster ist keineswegs beschwerlich. Meine jüngeren Gefährten schritten leichtfüßig voran; ich war zufrieden, eines der uns entgegengesandten Maultiere besteigen zu können, das mich in einer kleinen halben Stunde an die Pforte von Lawra brachte. Dort wurden wir von mehreren Mönchen gastfreundlich begrüßt und sogleich in das Gemach geführt, in dem wir dem ökumenischen Patriarchen Joachim III. vorgestellt werden sollten.

Der ökumenische Patriarch von Konstantinopel ist der erste — primus inter pares — der vier griechischen Patriarchen: von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem, und wird als oberster Seelenhirt von Millionen verehrt. Er wird zwar auf Lebenszeit zum ökumenischen Patriarchen gewählt, aber er kann, sobald die heilige Synode oder die türkische Regierung mit seiner Amtsführung aus diesem oder jenem Grunde unzufrieden ist, genötigt werden, sein Amt niederzulegen. Die Tatsache, daß es in diesem Augenblick nicht weniger als vier lebende Expatriarchen gibt, beweist zur Genüge, daß die heilige Synode oder auch die türkische Regierung wenig Anstand nehmen, von dem ihnen zustehenden Vorrecht Gebrauch zu machen. Immerhin ist der ökumenische Patriarch ein mächtiger Kirchenfürst, der die dem Patriarchat in Konstantinopel anhaftende Würde mit gewissen äußeren Insignien derselben keineswegs vollkommen niederlegt. Er bleibt „Patriarch" bis zu seinem Tode, und wird als solcher von Tausenden von Anhängern, die ihm treu geblieben sind, verehrt.

Joachim III. hatte in seiner ganzen Erscheinung die Hoheit eines Kirchenfürsten bewahrt. Ich stand vor der mächtigen, die Mittelgröße weit überragenden Gestalt eines Greises im schwarzen Mönchsgewand, auf dem Haupte den hohen, mit einem feinen wollenen Schleier, dessen Enden auf Schultern und Rücken herabfallen, umwundenen, mörserförmigen Hut der Bischöfe, der den Träger noch größer erscheinen ließ; die braunen Augen waren mit einem Ausdruck großer Milde auf mich gerichtet; das von einem ergrauten, langen Vollbart umrahmte Gesicht hatte die edlen, feinen Züge, die mir fast Gemein-

gut der hohen griechischen Geistlichkeit zu sein scheinen. Er redete mich auf deutsch an und lud mich ein, auf einem breiten, niedrigen Diwan ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er überging die im Orient gebräuchlichen zeitraubenden Eingangsformeln zu einem Gespräch, hieß mich mit wenigen Worten willkommen und sagte dann sogleich, da er bereits erfahren habe — meine beiden griechischen Reisegefährten, die den Patriarchen von Konstantinopel her kannten, waren mir vorangeeilt, — daß wir unsere Fahrt bald wieder fortzusetzen wünschten, so sei er gern bereit, uns Lawra zu zeigen, vorausgesetzt, daß dies mit den Absichten unseres Besuches übereinstimme.

Nachdem wir das gütige Anerbieten dankbar angenommen und die übliche Tasse Kaffee getrunken hatten, führte er uns in die Klosterkirche, die Trapeza, die Nikolauskapelle, die Bibliothek, und machte uns, während wir die stillen Höfe überschritten, auf den Grundriß des Klosters und besonders auf den schönen Weihbrunnen, sowie auf zwei uralte Cypressen, die diesmal tatsächlich vom heiligen Athanasios herrühren mochten, aufmerksam. Er sprach langsam und wenig und begnügte sich in den meisten Fällen, auf diesen oder jenen merkwürdigen Gegenstand durch ein paar Worte hinzuweisen. Er schien anzunehmen, daß die Dinge uns bereits aus Büchern bekannt seien, oder daß wir dort nachlesen könnten, was wir zu erfahren wünschten. Auf Fragen, die ich mir erlaubte, an ihn zu richten, erhielt ich stets freundlichen, sachverständigen Bescheid.

Die kleine, düstere Klosterkirche machte nach der lauten Pracht von Russikon und St. Andreas einen wohltuenden, beruhigenden Eindruck. Auch hier gab es des Wertvollen viel, aber über das, was an den Wänden zu sehen war, hatten Jahrhunderte einen alles Grelle besänftigenden Schleier gebreitet, und was aus der Schatzkammer der Kirche vor unsere Augen ans Licht gezogen wurde und seine ursprüngliche Pracht bewahrt hatte, das war so unverkennbar alt und echt, daß uns der byzantinische Schmuck, dessen Steifheit mich in den modernen russischen Klöstern wie ein Anachronismus verletzt hatte, hier durch seine Einfalt erfreute. Unter diesen Schätzen erschienen mir von besonderem künstlerischen oder historischen Wert ein Kreuz aus massivem Golde — aus dem elften Jahrhundert, sagte der Patriarch, das Geschenk einer byzantinischen Kaiserin — ein Neues Testament, ebenfalls aus dem elften Jahrhundert, die Handschrift mit zahlreichen Miniaturen geschmückt, wunderbar erhalten, — eine hohe geschlossene Krone aus künstlerisch bearbeitetem Silber, wohl moderner als das Kreuz und das Neue Testament, aber immerhin von hohem Alter — aus dem vierzehnten Jahrhundert, wurde uns gesagt —, endlich zwei byzantinische Urkunden, kaiserliche Schenkungen aus dem zehnten Jahrhundert, die Gründung und Privilegien des Klosters betreffend. Ein jedes dieser zwei Dokumente lag zwischen schweren Platten aus massivem Gold und Silber, die durch breite Spangen derselben Metalle zusammengehalten waren. Außer durch schöne Reliefs war eine dieser Platten durch Emaille-Medaillons, eine andere durch große Edelsteine prachtvoll geschmückt. Die Herrlichkeiten von Russikon und St. Andreas erschienen mir daneben wie Kopien im Vergleich mit den Originalen großer alter Meisterwerke. Die Handschrift des Neuen Testamentes

durchblätterte der Patriarch mit der Zärtlichkeit, mit der man einen geliebten Gegenstand berührt, und sagte dabei leise, während seine tiefe Stimme sonst einen vollen Klang hatte: „Aus dieser kostbaren Handschrift habe ich heute das Evangelium verlesen."

In der Nikolauskapelle verweilten wir längere Zeit vor einem Cyklus von Wandgemälden, denen ein hoher innerer Wert beigelegt wird. Sie stammen aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Trapeza ist von der Kirche nur durch einen Vorplatz getrennt, denn „die Speisung", erklärt Brockhaus, „wird in den strengen Klöstern eigentlich nur als unvermeidliche Unterbrechung des Gottesdienstes aufgefaßt, und deshalb ist es wünschenswert, die Trapeza so nahe als möglich am Eingang der Kirche zu erbauen. Dann kann die Klostergemeinde ungesäumt aus der Kirche in die Trapeza und aus dieser in die Kirche gelangen". — Die Trapeza von Lawra wird als der schönste Speisesaal des Athos bezeichnet. Er hat die Gestalt eines Kreuzes. Alte Malereien zieren den Bau. Die Tische darin sind von Marmor.

Die Handschriften von Lawra werden in einem bescheidenen Raum aufbewahrt, in dem bereits Dämmerung herrschte, als wir ihn betraten. Der Bibliothekar, der uns die seiner Obhut anvertrauten Schätze zeigte, ließ uns mehrere Manuskripte aus dem neunten Jahrhundert, einige lose Blätter aus dem vierten sogar, bewundern. Es ist wohl möglich, daß er sich um einige Jahre täuschte. Ich konnte ihm dies nicht nachweisen, und wäre ich dazu imstande gewesen, so würde ich auch kein Wort gesagt haben, was die stolze, harmlose Freude des frommen Mannes, verantwortlicher Bewahrer so ehrwürdiger Werke zu sein, vermindert haben könnte. — „Aus dem vierten Jahrhundert?" fragte ich schüchtern. — „Ja, aus dem vierten Jahrhundert," antwortete er, und es klang etwas wie Gereiztheit in seiner Stimme. — Man soll den Mönchen von Athos jede Freude gönnen, die sie sich machen können. Sie haben deren so wenig. „Das ist in der Tat sehr ehrwürdig," sagte ich, nunmehr vollständig von dem vierten Jahrhundert überzeugt, und dafür erhielt ich einen versöhnten Blick.

Wir kehrten darauf in den Saal zurück, in dem uns der Patriarch empfangen hatte, und verblieben noch einige Zeit in seiner Gesellschaft. Der vornehme, stille, große Mönch mit den mild und weise blickenden Augen und der ruhigen, klugen Rede flößten mir große Sympathie ein, über deren Grund ich mir auch bei späterem Nachdenken nicht vollkommen klar werden konnte. Er erschien mir als eines jener bevorzugten Wesen, die „von Gottes Gnaden" liebenswürdig sind und sich kaum zu bemühen haben, um sich in allen Kreisen, in denen sie sich zeigen, Freunde zu machen. Er war in Konstantinopel der Abgott seiner Gemeinde gewesen, bis er sich durch Zerwürfnisse mit der heiligen Synode, die ihn zu russenfreundlich fand, und durch Meinungsverschiedenheiten mit der türkischen Regierung, der er gewisse Zugeständnisse verweigerte, die sie in Verwaltungssachen der griechischen Kirche von ihm verlangte, genötigt sah, sein Amt niederzulegen. Darauf verblieb er noch kurze Zeit in Konstantinopel, bis er des endlosen Kampfes gegen die Intriguen des Palastes und der heiligen Synode, des ganzen Treibens in der Hauptstadt müde, nach Frieden suchte,

den er endlich auf dem weltverlorenen Heiligen Berge inmitten der schönsten Gottesnatur fand. Dort ließ er sich in einer stillen Klause nieder, in der er allein lebte, ohne jedoch verhindern zu können, daß er alsbald durch ein stummes Übereinkommen aller Mönche als das geistige Oberhaupt des Berges Athos dastand. In dieser Eigenschaft wird er von russischen sowohl wie von griechischen Mönchen gerufen, um der Einweihung einer neuen Kirche oder Kapelle durch seine Gegenwart eine höhere Weihe zu verleihen, und als solcher befand er sich zum heiligen Osterfeste in der ältesten Kirche des Berges Athos, um deren frommer Gemeinde die frohe Botschaft von der Auferstehung Jesu von neuem zu verkünden. Zwei Tage später wird er wohl, seinen Gewohnheiten getreu, seine einsame Klause wieder aufgesucht haben.

In einer der schönsten indischen Geschichten Rudyard Kiplings, die Henrik Bender in das Deutsche übertragen hat, erzählte der englische Dichter „das Wunder des Purun Bhagat". Dieser Brahmane — ich zitiere nach Bender — war von so hoher Kaste, daß Kaste von keiner Bedeutung mehr für ihn war; er hatte alles gelernt, was ein kluger, wißbegieriger Mann in Indien lernen kann, war dann nach England gezogen, wo er in den gelehrtesten und vornehmsten Kreisen durch seine Kenntnisse und seine Haltung Aufsehen erregt hatte, und später wieder nach Indien zurückgekehrt. Er hatte sich in seiner Heimat zu den höchsten Würden emporgeschwungen und war von der Königin von England zum Großritter des Ordens vom Indischen Reich ernannt worden. Eines Tages, auf dem Gipfel seiner Macht, starb er plötzlich — für die Welt: er entsagte seiner Stellung und seinem Palaste, legte das ockergelbe Gewand eines Sannyasi oder heiligen Mannes an, — und ein Antilopenfell und eine Krücke mit erzenem Griff unter dem Arm, die Bettelschale von braunem Seekokos in der Hand, barfuß, allein, ward er ein herrenloser, wandernder Bettler, der von der Gnade seiner Nachbarn das tägliche Brot erwartet. Er durchmaß lange, weiße, staubige indische Heerstraßen, und seine Füße trugen ihn nord- und ostwärts, bis er eines Tages die fernen Linien des großen Himalaya erblickte. „Dort," sagte Purun Bhagat, „dort werde ich niedersitzen und Wissen erlangen." — Im Beginn seiner Wanderung tönte der Lärm der Welt noch in seinen Ohren nach; als er aber den Mutteeanee überschritten hatte, war er allein mit sich selbst, wandernd, staunend, sinnend, seine Blicke an der Erde, seine Gedanken über den Wolken.

Eines Abends nach zweitägigem Aufstieg erreichte er den höchsten Paß, den er bis jetzt erklommen hatte. Er war gekrönt mit dunklem, dichtem Walde: Deodar, Walnuß, wilde Kirsche, wilde Olive, wilde Birne, und im Schatten der Deodar ein verlassener Schrein der Göttin, die gegen die Blattern angerufen wird. „Hier werde ich Frieden finden," sagte Purun Bhagat. — An diesem Tage endete seine Wanderung. Er hatte den Platz gefunden, der ihm bestimmt war: das Schweigen, den Raum. Von nun an stand die Zeit für ihn still. Er war, wie das alte Gesetz befiehlt, zwanzig Jahr ein Jüngling, zwanzig Jahr ein Kämpfer und zwanzig Jahr das Oberhaupt eines Hausstandes gewesen. Er hatte Ehren angenommen, wie sie ihm in den Weg kamen, er hatte Menschen und Städte nah und fern gesehen, und Menschen und Städte hatten sich vor ihm gebeugt und ihn geehrt. Nun ließ er das

alles fallen wie ein Mann den Mantel wegwirft, wenn er seiner nicht mehr bedarf. — An diesen indischen Heiligen, dessen wundersame Geschichte ich vor Jahren gelesen und die sich meinem Gedächtnis eingegraben hatte, mußte ich zurückdenken, nachdem ich den ökumenischen Patriarchen verlassen. Auch er hatte gekämpft und über Tausende geherrscht. Menschen hatten ihm gehuldigt, Städte ihn gefeiert, die Mächtigsten der Erde auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm verkehrt. Nun hauste er einsam, den Mönchen gleich, im dunklen Walde, um ihn tiefes Schweigen, unermeßlicher Raum, — und die Zeit stand für ihn still.

Das war das letzte Bild, das ich vom Athos mit mir davontrug. Ich hätte noch vieles sehen können; denn der Heilige Berg zählt zwanzig Klöster und an tausend Skiten und Kellien, aber ich bezweifele, daß ich das bei dem bescheidenen Ziele, das ich mir in Anbetracht meiner geringen Kenntnisse der Kunst- und Religionsgeschichte zu stecken genötigt war, noch viel neues gefunden haben würde. Ich hatte slavische und griechische Mönche gesehen, slavische und griechische Klöster. Die Mönche des Berges Athos, welcher Nationalität sie angehören mögen, bilden eine homogene Menschenklasse. Sie alle beten, fasten, entbehren nach eisernen Regeln, die nur geringfügige Abweichungen dulden, — sie leben einer wie der andere. Ihre Wohnorte, ob größer oder kleiner, älter oder neuer, sind ausschließlich in Hinblick auf religiöse Sitten und Zwecke errichtet und entsprechen den unglaublich geringen Bedürfnissen all ihrer Bewohner, — nicht mehr.

Sicherlich hätte ich meine Betrachtungen noch erheblich erweitern, mein Wissen vergrößern können; ich glaube nicht, daß dies an meinem Urteile etwas Wesentliches geändert haben würde, denn alles, was ich sah, war so unvergleichlich klarer und einfacher Natur wie in keinem anderen menschlichen Gemeinwesen, das ich gesehen oder von dem ich gehört habe. Zweifellos werden große innere und äußere Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Individualitäten bestehen: so gleicht kein Baumblatt vollkommen dem andern, doch sind alle Blätter an demselben Stamm einer Linde oder Eiche Lindenblätter oder Eichenblätter. Es genügt, eines zu beschreiben, um sie alle zu kennen. Dieselbe Art Ähnlichkeit besteht zwischen den Hunderttausenden von Mönchen, die seit mehr als tausend Jahren auf Athos gelebt haben, dort gestorben sind und noch leben.

* * *

Wir verließen Lawra und den Berg Athos am Ostersonntagabend. Noch bevor wir die Küste des heiligen Berges aus den Augen verloren hatten, brach dunkle Nacht herein. Da leuchteten an den kahlen Felswänden und aus dem dichten Walde hunderte schwacher Lichte, vereinzelt und in kleineren und größeren Gruppen, hervor, und wir wußten, daß ein jedes die Kapelle einer betenden Mönchsgemeinde oder die Zelle eines weltverlassenen Kellioten erhellte. Ein Tag der Entbehrung und Einsamkeit war für ihn wieder dahingegangen; ein gleicher Tag würde diesem folgen, und so bis zu seinem Tode. Der Gedanke hatte etwas Tieftrauriges, für das unsere Worte keinen Ausdruck fanden. Es war ganz still auf dem Deck des kleinen Bootes, das sich leicht arbeitend seinen Weg durch die ruhige Flut des weiten Golfes von Saloniki bahnte.

Arnold Böcklin.

Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde.

Von

Adolf Frey.

I. Aus Arnold Böcklins Lehrjahren.

Als Arnold Böcklin seinem neunzehnten Lebensjahre entgegenrückte, erstritt er von dem strengen und entschiedenen Vater die widerwillige Erlaubnis, Maler zu werden und eine Akademie zu besuchen. Wer ihn bei der Wahl einer solchen beriet, bleibt dahingestellt. Er wählte Düsseldorf, nicht das dem Schweizer näher gelegene München, weil damals die Ansicht galt, man nehme es drunten am Rhein strenger, studiere fleißiger und arbeite mit mehr Emsigkeit als an der Isar, wo das bloße Reden üppig ins Kraut schieße.

Am 30. Oktober 1845, drei Tage nach seinem Geburtstage, setzte er sich mittags zu Basel in die Bahn. Sein Fahrtgenosse war ein Theologiebeflissener aus Graubünden, Martin Klotz[1]), der noch heute im höchsten Alter zu Igis, in der Nähe von Landquart, als Seelsorger amtet. Die beiden bestiegen den Straßburger Münster; Böcklin grub seinen Namen in den Turm, während der Begleiter ein Sonett zu Papier brachte. Tags darauf trennten sie sich in Mannheim.

Damals führte das Geschick ein ganzes Nest von Malerjünglingen nach Düsseldorf, die später, jeder in seiner Art, sich hervorzutun berufen waren. Da war Anselm Feuerbach, schön wie ein Bild mit seinem von langen, dunklen Haaren umrahmten, blühenden und regelmäßigen Gesicht. Dem Akademiedirektor Friedrich Wilhelm von Schadow, der ihn begönnerte und hätschelte, mußte er die Palette reinigen. Die Malerfrauen, namentlich die Gattin Wilhelm Camphausens, zogen den siebzehnjährigen allerliebsten Fant in ihre Kreise, und besonders wenn die damals beliebten lebenden Bilder gestellt wurden, durfte er nicht leicht fehlen. Darüber kam er denn nicht eben

[1]) Martin Klotz, Eine Berichtigung zur Böcklin-Biographie. („Allgemeine Schweizer Zeitung", 22. Dezember 1901.)

viel zum Arbeiten, versprach auch nichts Besonderes. Hingegen von dem ihm gleichalterigen Ludwig Knaus erwarteten Lehrer und Genossen Bedeutendes: er verstand bald, einen Kopf oder eine Ganzfigur tüchtig und geistreich herunterzumalen. Auch der Zürcher Rudolf Koller, der schon treffliche Studien von Pferden und Kühen mitgebracht hatte, schritt rasch auf dem von einem ebenso hervorragenden wie früh entwickelten Talent ihm vorgezeichneten Pfade weiter. Arnold Böcklin, zwei Jahre älter als Feuerbach und Knaus und ein halbes Jahr älter als Koller, trat, mit diesem und Knaus verglichen, im Verhältnis zu seinem Talente, obgleich es greifbar zu Tage lag, weniger hervor und weckte noch kaum irgendwo eine Ahnung seiner künftigen Größe. Es entsprach seiner unberatenen Unsicherheit, daß er zuerst in die Malklasse des Historienmalers Ferdinand Theodor Hildebrandt geriet. Freilich rettete er sich bald zum Landschafter Schirmer hinüber, dem er zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrte. Was ihn unter seinen Mitstrebenden auszeichnete, war besonders eine auffallende Belesenheit, ein ursprünglicher und eindringender Geist, womit er Kunst und Menschendinge betrachtete, und die Gabe, sich über alles leicht und erklecklich auszudrücken.

Der ergrauende und der greise Böcklin war eine imposante, der blühende Mann eine anziehende Erscheinung; über den Jüngling schrieb Koller im Februar 1847 nach Hause: „Sein Äußeres ist sehr anspruchslos, gewinnt aber durch näheren Umgang viel." Er war hoch und elastisch aufgeschossen, doch schmal und mager. Die dunklen, steifen, widerspenstigen Haare — Steckenhaare nennt sie der Schweizer — trug er nach der damaligen Mode der Kunstschüler bis auf die Schultern. Sein langes, noch völlig unbärtiges Gesicht zeigte eine bräunlichgelbliche Färbung, wie man sie sonst an Leberleidenden wahrnimmt. Der scharfe, stechende Blick der blauen Augen machte ihn manchem unangenehm und erweckte wohl fürs erste einen unguten Eindruck. „Er war aber schon damals," sagt Rudolf Koller, „was er zeit seines Lebens geblieben ist, nämlich ein seelenguter Mensch."

Koller hat ihn in Düsseldorf gemalt, wahrscheinlich im Januar oder Februar 1847. Er war im Juli 1846 nach Düsseldorf gekommen, lernte aber Böcklin erst nach Monaten kennen, da dieser nicht nur die Ferienmonate September und Oktober 1846 zu einer Schweizer Studienreise benutzt hatte, sondern auch schon den August, wie eine Skizze aus dem Muottatal, datiert 17. August 1846, dartut[1]). Den 12. November 1846 schreibt Koller heim: „Noch ein Basler, namens Böcklin, Landschafter, ist auch hier angekommen." Trotz der Landsmannschaft, die in der Fremde die Schweizer so leicht zusammenbringt, gingen sie wochenlang unbekannt oder doch nur sehr oberflächlich bekannt aneinander vorbei. Das rührte davon her, daß Koller mit Knaus und Feuerbach in der Figurenklasse des Professors Karl Ferdinand Sohn saß, während Böcklin bei den Landschaftern unter Schirmer hauste. Dann wurden sie zufälligerweise Zimmernachbarn und Tischgenossen bei ihrem

[1]) Heinrich Alfred Schmid, Arnold Böcklin, sein Leben und sein Schaffen. München, „Photographische Union". 1901. (Beilage zum Böcklin-Werk. Vierte Folge. S. 17.)

Mietsherrn Jakob Schnell, Volkerstraße 499, in einem Hause, worin früher Lortzing, in einer Wohnung, wo Kaulbach (und auch Ludwig Richter, wenn Koller richtig meldet) gewohnt hatten. Sie schlossen Freundschaft, die bis zu Böcklins Tode vorhielt. Daß sie sich liebgewannen und niemals wieder verloren, ist begreiflich. Koller zeigte eine Reihe von Eigenschaften, die Böcklin selbst auszeichneten und die er an anderen immer so sehr schätzte: neben ungewöhnlicher Begabung eine seltene Liebe für die Kunst, unermüdlichen Fleiß, Treue, schlichtes und ehrliches Gefühl und vielleicht einen gewissen Mangel an äußerem Auftreten, der gerade der inneren Echtheit entsprang. Schade, daß uns Äußerungen Böcklins über seinen Freund aus jenen Lehr- und Wanderjahren nicht vorliegen. Diejenigen Kollers sind sympathisch und anziehend, schon wegen der warmen, anhänglichen Freundschaft, die sie bekunden; und sie würden zweifelsohne Böcklin und ihre gemeinsamen Kunstinteressen häufiger streifen und erörtern, wenn er bei seinen Eltern — der Vater war Metzger — auf lebhafteres Verständnis solcher Fragen hätte rechnen dürfen.

„An meinem Landsmann Böcklin," berichtet Koller den 2. Februar 1847 den Eltern, „habe ich einen sehr guten Freund, von dem ich im Landschaftlichen öfters Nutzen ziehen kann. Er ist sehr haushälterisch und hat viel Talent." Hatte er, den Samstag ausgenommen, jeden Wochenabend auf der Akademie bis 9 Uhr Abends Akt gezeichnet, so setzten sich die beiden auf dem Zimmer noch zusammen und lasen bis 11 Uhr, manchmal bis 1 Uhr, mit Vorliebe in deutschen Dichtern. „Wir können uns zusammen weiter fortbilden," ließ Koller die Seinigen wissen und verbarg ihnen seine Beschämung darüber nicht, daß sein neuer Freund nicht nur viel belesener und geschulter, sondern auch weit reichlicher mit Büchern ausgestattet war als er selbst. An den Wintersonntagen versuchte er sich im Radieren, „worin ich von meinem Landsmann Böcklin aus Basel Anleitung erhalte"[1]).

Sonntags bei schönem Wetter unternahmen die Freunde wohl auch Spaziergänge und Ausflüge, so z. B. nach dem Vergnügungsort Grafenberg, wo sie gewöhnlich Kaffee tranken. Meistens beteiligten sich an solchen bescheidenen Lustbarkeiten noch andere Landsleute, so der Basler August Beck, der später Soldatenmaler wurde und als Zeichner der „Leipziger Illustrierten Zeitung" 1864 den Dänenkrieg und 1866 den Feldzug im österreichischen Lager mitmachte. Er belebte den Gang der Akademiker dadurch, daß er eine Menge von Märschen und Opernmelodien pfiff und so einen taktmäßigen Schritt der Wandernden erzielte. Auch Böcklins und Kollers Zimmernachbar Richard aus Uster (Kanton Zürich) war gewöhnlich dabei; Böcklin lehnte ihn, ohne Schroffheit, ab, schon damals in seinen Neigungen und Zurückweisungen bestimmt und rasch zur Hand. Selten begaben sie sich abends zum Bier, denn das einheimische Getränk dünkte sie sündhaft schlecht; „bitter, braun, trüb, ohne Schaum," klagte Koller. Mitunter suchten sie den „Schweizer" auf, d. h. den Graubündner Konditor, um sich an Berliner Pfannkuchen gütlich zu tun und ein Gläschen Parfait d'amour drauf zu setzen.

[1]) Daß Böcklin damals in Düsseldorf radierte, ersieht man aus H. A. Schmid a. a. O., S. 17.

Koller machte solche Fortschritte, daß ihm Direktor Schadow noch vor Jahresende 1846 die Aufnahme in die sogenannte Meisterklasse anbot. Doch die Unrast des sehnsüchtig der vollendetsten Schulung zudrängenden Talentes scheuchte ihn von Düsseldorf fort, zumal hier seine eigenste Begabung, die für Tiermalerei, keine Nahrung fand. Schon im Dezember bekennt er den Eltern, daß es ihn nach der Antwerpener Akademie, von da ans Meer und über Calais nach Paris verlange. Offenbar um für seine Pläne zu Hause Stimmung zu machen, meldete er den 7. Dezember 1846 der Wahrheit gemäß, Böcklin werde ihn nach Paris begleiten und ein Jahr dort verbringen. Acht Tage später muß er jedoch sagen, daß sein Freund nur bis Brüssel mitkomme, wohin „er sich schon lange sehnt". Vermutlich war inzwischen ein Brief aus Basel eingetroffen, der Böcklins Pariser Pläne vernichtete oder wenigstens in die Ferne schob.

Böcklins Reise nach der belgischen Hauptstadt entsprang also durchaus nicht, wie anderwärts erzählt wird, dem Rate seines Lehrers Schirmer, auf alle Fälle nicht ausschließlich diesem Rate, sondern sie ging aus seinem eigenen Bedürfnis und seiner und Kollers Unternehmungslust hervor. Auch ihm behagte es nicht in Düsseldorf, und es bedurfte kaum erst eines Winkes, um seine Blicke nach Brüssel und Paris zu lenken; damals kannte jedes deutsche Malerbüblein die maltechnische Überlegenheit der Niederlande und der Pariser, wie auch jedermann wußte, daß mit ihren Sammlungen ein Wettbewerb nicht aufzunehmen war. Es schien sogar fraglich, ob nicht gerade die Lehrer dem Reisevorhaben der beiden in den Weg treten könnten, wenigstens vorläufig; denn ein Brief Kollers drückt die Befürchtung aus, Professor Sohn und Direktor Schadow möchten wegen der Entlassung aus der Akademie Schwierigkeiten erheben.

Den 11. März 1847 verließen die Freunde Düsseldorf. Sie fuhren mit der Bahn nach Köln und von hier, um ihren mageren Beutel zu schonen, in einem Waggon vierter Klasse nach Aachen. Unterwegs erhob sich ein mächtiger Sturm und peitschte den Schnee durch die nur mit leichten Vorhängen, nicht mit Glas verschlossenen Fensteröffnungen, so daß die Reisenden bis auf die Knochen froren und noch am ganzen Leibe schlotterten, als sie sich abends zu Bette legten. Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter nach Brüssel, diesmal angesichts des anhaltend schlechten Wetters in der dritten Klasse.

In Brüssel langten sie Samstag den 12. März abends 6 Uhr an. Sie wohnten in einer kleinen Pension bei einem gewissen Gilbert, Grande ligne 21, rue du chêne. Sie besuchten die öffentlichen Gemäldegalerien, wo sie außer einem Porträt Rembrandts namentlich Rubens und Van Dyk ergriffen. Daß aber damals schon die alten Niederländer auf Böcklin irgendwie Eindruck gemacht hätten, daran kann sich Koller in keiner Weise erinnern. Ferner besichtigten sie die 1800 Bilder starke Galerie eines Vergolders und verschiedene andere Privatsammlungen und zeichneten im Museum, wenig angesprochen von den jungen Malern, die daselbst arbeiteten: „Es sind grobe, ungebildete, ungeschickte Menschen, etwas flott, leicht." Übrigens sahen sie beide ihre Erwartungen getäuscht: „Wouvermann, Rugendas u. s. w. suchte ich vergebens, so wie auch mein Freund Böcklin vergebens schöne Landschaften suchte."

Von ihrem Düsseldorfer Kostherrn hatten sie eine Empfehlung an eine Familie Faßbender mitgebracht und kamen in dieser in Verkehr mit einer Verwandten derselben, einem klugen, etwa zwei Jahre älteren Mädchen. Koller, der meistens schweigend dabei saß oder auf Spaziergängen einsilbig nebenherschritt, mußte sich verwundern, wie einsichtig und gebildet sein Freund zu reden wußte. „Wenn Sie Ihr Ziel erreicht haben," sagte die junge Dame beim Abschied zu Böcklin, „so melden Sie mir's durch eine Zeitung." Ihr Name war Trimborn.

Ohne sonstige Einführung, weltungewandt, der fremden Sprache nur bedingt mächtig und sehr zum Sparen genötigt, wie sie waren, mußten sie weitere Gesellschaft entbehren. Um so enger schlossen sie sich aneinander. „An Freund Böcklin habe ich einen gefunden, der für mich paßt," schreibt Koller in seinem ersten Brüsseler Brief heim (14. März 1847); „bei ihm kann ich lernen, er kann von mir lernen. Wir haben ein Streben, sind ungefähr gleich bemittelt und kommen gut miteinander fort." Jeder fing ein Bild an, jeder brachte es zu Ende, und in der nämlichen Kiste sandten sie ihre Schöpfungen in die Schweiz. Abends lasen sie meistens gemeinsam, Voltaire, Molière, Goethe, Homer und Geschichtliches. Böcklin scheint gegen seine sonstige Gepflogenheit damals ein ordentlich fleißiger Briefschreiber gewesen zu sein, „denn," klagt der nur kärglich mit heimatlichen Episteln bedachte Koller, „er erhält Briefe von Tanten, Onkeln, Freunden, Freundinnen und Bekannten, ich aber keine."

Vielleicht drückte ihm das Heimweh ein bißchen die Feder in die Hand, das sie beide anwandelte, Koller stärker als Böcklin, weil er den nahen Tagen entgegensah, wo er „unter den vielen fremden Menschen allein dasteht und mit schnellen Schritten die Zeit heranrückt, wo mein einziger Freund mich verläßt" (16. April 1847). Wie die heimwehtiefe Frühlingsklage eines Dichters tönt es einmal aus den schlichten Zeilen des jungen Koller: „Daß Ihr in dem letzten Brief Heimweh bemerkt, nimmt mich nicht wunder. Denn jetzt, wo der Frühling da ist und der Sommer bald kommt, die Bäume grünen und die Luft sanfter und reiner wird, wo man abends wieder bei Tag spazieren gehen kann, da hören wir öfters Musik; beinahe alle Tage kommt eine Orgel vor unser Haus, die so ergreifende Akkorde spielt, gleich einem Klagegesang, die wir aus der Ferne immer näher und wieder nach und nach verschwinden hören. Wie sollte einem da das Heimweh nicht erregt werden? Besonders noch, da die Abreise meines Freundes sich immer nähert und mir die Zukunft so dunkel erscheint. Der müßte ein hartes, erbärmliches Herz haben und gewiß kein Künstler sein, bei dem nicht ein Sehnen nach dem Vaterlande aufkeimen könnte."

Ungefähr den 12. Mai setzten die beiden den längstgeplanten Ausflug nach Antwerpen ins Werk. Wieder forderte Rubens ihre Bewunderung heraus, aber die Landschaften fanden sie erbärmlich. Am 15. Mai verreiste Böcklin in die Schweiz, während Koller nach Brüssel zurückfuhr, um zwei Wochen später nach Paris aufzubrechen.

„Einen Freund wie Böcklin werde ich hier jedenfalls nicht finden; den werde ich stets vermissen," seufzt das erste Blatt, das er vom Seinestrand

in die Heimat flattern ließ. Böcklin soll im Sommer 1847 die Schweiz von Graubünden bis zum Leman durchwandert haben, im September in Genf eingetroffen und erst im Januar 1848 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt sein[1]); er scheint auch auf dieser Studienstreiferei im Juli Kollers Eltern in Zürich besucht zu haben. Als es Oktober wurde und der Schreibsäumige beharrlich schwieg, fürchtete Koller, sein Freund möchte, wenn er nicht irgendwie aus der Schweiz heraus sei, in der Uniform stecken und zum brudermörderischen Kampf ausziehen müssen, denn man stand damals vor dem Sturm gegen den unseligen Sonderbund. Möglicherweise waren es die düsteren politischen Ausblicke gewesen, die den Vater Böcklins veranlaßt hatten, seinen Sohn im Mai ins Vaterland zurückzurufen und ihm die Reise nach Frankreich zu verwehren. Ende November war der Bann gebrochen, das Schwert hatte entschieden, die Schweizer erhofften eine ersprießliche Zukunft der Heimat. Im Dezember verhieß Böcklin seine Ankunft in Paris für Anfang Februar. Am Morgen des 14. Februar 1848 überraschte er den Freund in seinem Stübchen in der rue Verneuil Nr. 29 und schlüpfte bei ihm unter. Wie die Kasse, so hatten sie auch das Bett gemeinsam; laut getroffener Vereinbarung machten sie es abwechselnd zurecht, der eine heute, der andere morgen.

Für Böcklins Können und Entwicklung fällt es beträchtlich ins Gewicht, daß er wirklich schulmäßige künstlerische Ausbildung, abgesehen von den wohl unerheblichen Basler Anfängen, nur während der anderthalb Düsseldorfer Jahre genoß; zieht man davon die Studienreise und die Ferien des Jahres 1846 ab, so betrug seine eigentliche Lehrzeit an der Akademie nicht einmal ein ganzes Jahr. In Paris kam er auf keine Schule und zu keinem Lehrer; wie Koller fehlte ihm zum Besuch der école des beaux-arts oder zu dem noch teureren Eintritt in ein namhaftes Atelier das Geld. So lebten sie beide notgedrungen und doch nicht ungern als Wilde, deren freigewählte Arbeit im Aktzeichnen und Aktmalen, sowie im Kopieren nach allen Meistern bestand.

Damals florierte in Paris der ausgedehnte Aktsaal eines gewissen Suisse, eines ergrauten, gutmütigen, stattlichen Mannes, der einst Modell und in dieser Eigenschaft dem alten David lange zur Verfügung gewesen war. Auch Böcklin trat ein und fügte sich dem Leben, das der vereinsamte Koller nun über ein halbes Jahr geführt hatte. Von früh bis gegen mittag 11 Uhr malten und zeichneten sie Akt, dann, nachdem sie sich bei einem Roßschlächter eine magere Stärkung erlaubt, die ihnen allerdings infolge ihrer geringen Mittel nicht regelmäßig beschieden war, verfügten sie sich nach dem Louvre, wo sie bis 4 oder 5 Uhr kopierten. Hierauf setzten sie sich, wiederum bei ihrem Roßschlächter, zum sogenannten Diner, das gewöhnlich volle 50 Centimes kostete, und wanderten dann abermals zum Suisse, um bis nachts 10 Uhr Akt zu zeichnen.

Von irgend welchem Zwang zur Einhaltung der Stunden, von irgend einer Anleitung oder Korrektur war keine Rede. Ermunternd und lehrreich wirkten bloß ein paar prachtvolle Aktstudien, die frühere Schüler zurückgelassen

[1]) H. A. Schmid a. a. O., S. 18.

hatten. Gelegentlich brachte dieser oder jener wohlwollende Genosse mit einem Blick auf die Arbeit einen förderlichen Wink an.

Daheim malten beide eigene Kompositionen. Böcklin hatte ein Bild in Hochformat auf der Staffelei, ein Motiv mit Tannen, im Geiste Calames gehalten, doch ernster, düsterer. Seine Produktion ging schwer und stockend von statten. Er wanderte in der freien Zeit oft nachdenklich in den Straßen und Galerien herum, wo er übrigens auch weniger kopierte als Koller. Er hatte sich damals noch nicht gefunden. Erst in Italien erblickte er sich und sein Reich. Die Franzosen, ihre Kunst, Land und Leute sagten ihm im großen ganzen nicht zu, so stark ihn zu jener Zeit auch einiges ansprach, wie z. B. Coutures „Décadence des Romains". Mehr noch fesselten ihn die Landschafter: Corot, Jules Dupré (1812—89), einer der Führer des paysage intime, und der frühverstorbene Orientmaler Prosper Marilhat.

Noch hatte er sich auf dem eintönigen Lehrpfad und in der lärmenden Millionenstadt kaum zurechtgefunden, so stampfte eine polternde Weltbegebenheit daher und schüttelte ihm vorübergehend Pinsel und Stift aus der Hand, die Februarrevolution. Was ihm von ihr widerfuhr, was er von ihr sah, das erzählt ein unmittelbar nach den drangvollen Tagen, nämlich am 27. Februar, verfaßter Brief, den Koller an die Eltern richtete.

Seinen schriftlichen Bericht verflechte ich im nachstehenden mit seinen mündlichen Mitteilungen. Vorausgeschickt sei, daß er und Böcklin, durch ihr Zusammenwohnen im Raum beengt und dadurch am Arbeiten behindert, in der rue de l'Est 31 ein Atelier gemietet hatten, und daß in diesem nämlichen Hause ein Freund Kollers wohnte, der Stecher Konrad Werdmüller, der später in seiner Vaterstadt Zürich am eidgenössischen Polytechnikum und am Gymnasium Zeichenunterricht erteilte.

Die Erzählung Kollers lautet:

„Schon Dienstag, den 22. Februar, als Böcklin und ich eine Ausstellung besuchen wollten, fanden wir alle Boulevards mit Menschen überfüllt; es war meistens Pöbel. Die Wachtposten wurden fortwährend verstärkt, die Nationalgarde marschierte auf, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Linientruppen wollten die Straßen vom Pöbel säubern, wurden aber verspottet und bedroht.

„Den folgenden Tag, Mittwochs, mußte schon die Nationalgarde sich ins Mittel legen. Abends, etwa um sechs Uhr, spazierten wir und Werdmüller, nachdem wir unser übliches Diner aus Roßfleisch verzehrt hatten, über den Pont neuf nach der rue du Roule und St-Honoré. Das Volk rottete sich zusammen und zog haufenweise und die Marseillaise singend hin und her. An den Straßenecken wurden in aller Stille Barrikaden errichtet, indem man die aufgerissenen Pflastersteine über Mannshöhe aufschichtete, Wagen und Bäume quer über die Straße legte. Das geschah alles so lautlos, daß Schildwachen auf fünfzig Schritt Entfernung nichts von dem Vorgang hörten; und weil sich das Volk im Kreise herumstellte, konnten sie auch nicht sehen, was vorgenommen wurde.

„Von der rue St-Honoré gingen wir gegen die rue St-Denis. Dort schrie und tobte eine große Menge lärmenden Volkes gegen die Wachtposten.

Die mehr dem Volke zugetane Nationalgarde trat dazwischen und stellte sich vor den Wachen auf, um Blutvergießen zu verhindern. Einige Minuten darauf, ich weiß nicht, wie es kam, denn wir staken zu stark im Gedränge, fielen einige Schüsse von seiten der Königlichen gegen die Nationalgarden. Das Volk schrie: ‚Verrat! zu den Waffen! Nieder mit dem Ministerium! Nieder mit dem König!' Auch erschollen die Rufe ‚Aux lampions!' worauf rings an den Fenstern Papierlaternen herausgehängt wurden. Alles stob auseinander und lief in die kleineren Straßen hinein. Erschreckt von dem Krachen und dem Aufruhr, zogen auch wir uns so schnell als möglich zurück und flüchteten in ein Café. Um 7 oder ½8 gingen wir zum Akt zu Suisse und hörten dort erzählen, daß beinahe um die nämliche Zeit wie in der rue St-Denis auch auf den Boulevards beim Ministerium des Äußern von den Munizipalgarden auf Volk und Nationalgarden gefeuert und ein beträchtliches Blutbad angerichtet worden sei. Als wir aus dem Akt nach Hause wollten, es war ungefähr zehn Uhr, sahen wir ganze Schwadronen Dragoner und Munizipalgarden zu Pferd längs den Kais aufreiten, und zwar in unheimlicher Stille. Man hatte die Hufe mit Filz umwickelt, um den Schlag zu dämpfen. Es war ein unheimlicher, großartiger Anblick, die im Halblicht des Mondes leuchtenden weißen Mäntel, die blitzenden Helme und gezogenen Säbel, die flimmernden Karabiner. Alles war still. Nur hie und da der Tritt oder das Scharren eines Hufes. Die Kommandoworte der Offiziere waren kaum hörbar.

„Ohne Gefahr und ohne irgend angehalten zu werden, kamen wir vorbei über den Pont neuf, in dessen nächster Nähe der Aktsaal sich befand, und passierten die rue St-André des arts. Am Ende dieser Straße, in die fünf oder sechs andere einmünden, waren zahlreiche Haufen, darunter besonders viele Studenten, am Werk, den Eingang dieser Straßen mit hohen und starken Barrikaden zu schließen. Dazu sangen sie die Marseillaise. Die Bürgerwachen zündeten große Wachtfeuer an und patrouillierten.

„Die königlichen Truppen waren in der Nähe der öffentlichen Gebäude, längs den Kais und auf den Boulevards aufgestellt, die Bürgerwachen überall in ihrer Nähe, um sie zu beobachten. Der Pöbel baute die ganze Nacht Barrikaden, um dadurch namentlich die Reiterei unschädlich zu machen, suchte Waffen, goß Kugeln und organisierte sich.

„Den nächsten Morgen (24. Februar) weckte uns der Generalmarsch. Schnell begaben wir uns aus unserer Wohnung in der rue Verneuil nach unserem Atelier in der rue de l'Est und beabsichtigten, trotz der Unruhen, zu arbeiten. Aber Werdmüller, der ein Stockwerk unter dem Atelier wohnte, beredete uns, mit ihm auszuziehen und die Dinge anzusehen. Das taten wir und kamen um elf zum Pantheon, wo etliche Tausende aus dem gemeinen Volke, mit Waffen aller Art ausgerüstet, einige Kompagnien Linientruppen und Kürassiere umschlossen hielten. Viele Weiber mit Patrontaschen, Flinten und Säbeln, die sie an den Wehrsteinen schliffen, befanden sich dabei. Zu schwach, um Widerstand zu leisten, schickten die Umzingelten einen Parlamentär, mußten sich ergeben, wurden entwaffnet und aufgelöst.

„Wir zogen mit den Aufständischen weiter, gegen die Seine hin, überstiegen eine Unzahl Barrikaden und gelangten gegenüber der Notre Dame mit Mühe zum Flusse. In der Ferne, vom Pont neuf her, hörten wir starke Pelotonsfeuer; es krachte fürchterlich. So schnell als möglich drangen wir mit den übrigen vorwärts, über mehr als zwanzig Barrikaden hinweg, bis wir in die Nähe des Feuers gelangten. Da waren wir Augenzeugen, wie der Pöbel mit Hilfe der Nationalgarden die Linientruppen und die Reiterei zurücktrieb und entwaffnete. Nun rückten wir weiter über den Pont neuf, wo man uns Gewehre anbot; wir wiesen sie aber zurück. Wir schlossen uns einem Trupp Aufständischer und Bürger an, und nun ging's gegen den Louvre und die Tuilerien. Wir hielten uns auf dem Trottoir. Das Volk stürmte mit gefälltem Bajonett in den Louvre. Einige schossen auch hinein, weil sie Feinde darin zu sehen vermeinten.

„Wir waren in einer ganz schwierigen Lage. Von beiden Seiten, d. h. vom Pont neuf sowohl wie vom Pont royal, drang Volk in die weite Passage des Louvre hinein, der wir uns gerade gegenüber befanden. Im Rücken hatten wir die Seine, und in einem fort wurde hart geschossen. Als der größte Teil durch die Passage hindurch war, die auf den Karussellplatz führt, entstand ein anhaltendes Gewehrfeuer. Wir, ganz ohne Waffen, beinahe an nichts denkend und dem Beispiel anderer Anwesender folgend, drangen auch in den von Rauch gefüllten Durchgang hinein, sahen aber auf dem Karussellplatz schon keine feindlichen Truppen mehr, sondern nur tote Pferde, Tschakos und einen gewaltigen Rauch. Das Volk zündete die Wachthäuschen auf dem Karussellplatz an und stürmte in die Tuilerien hinein; wir nach, besonders aus Neugierde, die königlichen Zimmer und all die Pracht zu sehen.

„Zuerst gelangten wir in die königliche Küche. Hier bot sich ein seltsames Schauspiel, drollig und merkwürdig. Schon beim Eingang und auf den Treppen kamen uns Blusenmänner entgegen, die Schinken, Braten, ganze Rehe, Geflügel, Würste auf ihre Bajonette und Spieße aufgesteckt hatten. Für solche Herrlichkeiten waren wir schon etwas zu spät eingetroffen. Uns blieb nichts übrig als Gemüse, noch in den Kesseln über dem Feuer, also noch ganz warm. Die Blusenmänner hatten sich recht gemütlich um die Schüsseln gelagert und fischten die Rüben, Kartoffeln u. s. w. mit den Säbeln heraus. Wir drei gerieten in eine dunkle Speisekammer und eroberten nach langem Suchen in der Dunkelheit ein mächtiges Stück Parmesankäse. Sofort in drei Teile zerschnitten und in die Tasche damit! Wir hatten die größte Freude, besonders Werdmüller, der schon die Ausgabe für ein Mittagessen erspart glaubte.

„Dann stiegen wir die Treppe hinauf. Eine große, gedeckte Bahre wurde soeben von vier Männern heruntergetragen. ‚Respectez les blessés!' hieß es, und alles entblößte das Haupt. Es waren aber, wie wir später erfuhren, nicht Verwundete, die hier von den Nationalgarden in Sicherheit gebracht wurden, sondern Kleinodien.

„Nun ging's in die königlichen Gemächer, in die Salons und in den Thronsaal. Das Volk empfand das größte Vergnügen daran, sich auf die

prachtvollen Sessel und Diwans zu setzen. In den Schlaf- und Toilettenzimmern standen einige, die an den vielen Pomadentöpfchen und Fläschchen rochen; einer versuchte sogar, den Inhalt eines solchen zu trinken, spuckte ihn aber unter Grimassen wieder aus. Andere legten sich in Louis Philipps Bett und rissen schlechte Witze dazu. Andere setzten sich ruhig hin und blätterten in den Büchern, andere wieder besahen die Kupferstiche und Gemälde an den Wänden. Jede Kleinigkeit wurde betastet, doch alles ganz sorgfältig wieder an seinen Platz gestellt. Schon war allenthalben angeschlagen: ‚Respectez les beaux arts!' Nur die Bilder des Königs und seiner Familie wurden zerschossen und zerschlagen, die vorgefundenen Briefe gelesen und auf die Straße hinuntergeworfen. Häufig wurde in die Spiegel und Kronleuchter gefeuert, so daß der Aufenthalt in diesen Zimmern recht gefährlich war, wie mir denn im Thronsaal eine Kugel am Kopfe vorbeisauste, die, unten vom Karussellplatz heraufgeschossen, den großen Spiegel zertrümmerte. Hier, im Thronsaal, herrschte ein fürchterlicher Lärm und ein wildes Gewühl, weil jeder der Anwesenden einen Fetzen vom Thron herunterreißen wollte.

„Ein schönes Schauspiel zeigte sich auf dem Hofe des Residenzschlosses: alle königlichen Wagen wurden brennend herumgefahren, die Tschakos der Feinde zerstampft und zerrissen oder als Siegeszeichen auf die Bajonette gespießt.

„Wir konnten nicht wieder ins Freie gelangen, ohne an der Wache der Nationalgarde vorbeizukommen, die jeden Heraustretenden untersuchte. Wer irgend welchen Raub von Wert auf sich trug, wurde sofort niedergeschossen. Natürlich ließ man uns drei Eidgenossen mit unseren Käseschnitten unbehelligt ziehen. Übrigens hatte Werdmüller zweierlei erbeutet, was er später als Andenken vorwies: einen Fetzen vom roten Tuch des Thronsessels und das für diesen Tag, den 24. Februar 1848, für Louis Philipp bestimmte Menu.

„Vom Hof der Tuilerien aus erblickten wir gewaltigen Rauch in der Richtung des Palais royal. Doch zogen wir nicht dorthin, sondern mit dem großen Haufen der Neugierigen nach dem Hôtel de ville; überall lagen Pferdeleichen, überall traf man auf siegestrunkene Aufständische. Jünglinge, Männer, Greise, Weiber, die sich nicht minder tapfer geschlagen hatten als die Barrikadenhelden, die mannigfaltigen wunderlichen Kostüme und Waffen, die auf die Bajonette gesteckte Beute, die verbundenen Hände oder Köpfe der Verwundeten, der Siegesjubel und die den Führern dargebrachten Hochrufe, das alles war herrlich für uns Maler!

„Von dem erbitterten Kampfe, den die Erstürmung des Hôtel de ville gekostet, legten die vielen toten Pferde, die Blutlachen, die aus allen Häusern der Umgebung herausgetragenen Verwundeten und Toten Zeugnis ab. Da man die Neugierigen ungehindert in alle Zimmer hineinließ, so gelangten wir auch in die Salle de la déliberation, wo schon die provisorische Regierung tagte. Louis Blanc und Lamartine redeten. Es langweilte uns bald, um so mehr, als sich immer ungestümer der Hunger regte. Denn bis jetzt — es war etwa nachmittags um die drei — hatten wir seit unserem dünnen Frühkaffee nichts mehr genossen. Ich griff in die Tasche, bröckelte ein Stück von meinem König-

lichen Käse ab, steckte es in den Mund und spie es unwillig wieder aus. Was wir für Käse gehalten hatten, war Suppenfett.

„Wir richteten unser Augenmerk auf Essen und Trinken, mußten uns aber wacker gedulden, weil alle Läden und Wirtschaften geschlossen waren. Der Weg führte uns wiederum über eine beträchtliche Zahl von Barrikaden. Grisetten mit roten Fahnen ritten darüber oder durch die Öffnungen. Endlich im Faubourg du temple konnten wir bei einem Marchand de vin etwas erwischen, als es uns gelang, durch die halbgeöffnete Tür einzudringen, aus der soeben einer herausschlüpfte. Nachdem wir uns mit Brot, Käse und Wein gelabt, wanderten wir allmählich unserer Heimstatt zu, um den stürmischen Tag auszuschlafen."

Daß Böcklin ein Säbel in die Hand gedrückt wurde, daß er und Koller bewaffnet in die Tuilerien stürmten und sich sogar am Kampfe beteiligten, wie man etwa da und dort gedruckt findet, das gehört also ins Fabelreich. Er mag indessen Derartiges gelegentlich wohl erzählt haben, denn unschädliche Bären aufzubinden behagte ihm.

Die Revolution hemmte zunächst Böcklins und Kollers Studien, da Louvre und Luxembourg sowie der Aktsaal Suisse wochenlang geschlossen blieben. Das focht die beiden wenig an; sie hatten dafür um so mehr Muße, sich ihren begonnenen Bildern zu widmen. Aber die Folgen des Aufstandes zogen ihnen sachte den Boden unter den Füßen weg und trieben den einen über ein kurzes in die Heimat. Ausschließlich auf die sehr bescheidenen elterlichen Spenden angewiesen, durften sie keine Sprünge machen und machten auch keine. Es bezeichnete eine während des Pariser Aufenthaltes nicht wieder erreichte Fülle ihres Beutels, daß sie, bald nach Böcklins Ankunft, einen Ritt unternahmen, von den champs Elysées nach dem arc de triomphe; sie erreichten ihn freilich nicht, weil ihnen, da sie keine Stege besaßen, die Hosen gegen die Kniee emporrutschten und vor allem, weil die unedlen Tiere allem Spornen zum Trotz nicht vorwärts wollten, so daß das spottsüchtige Publikum weidlich lachte und hänselte.

Um wo möglich selbst am Unentbehrlichsten zu sparen, heckte Koller den nicht unpraktischen Plan aus, mit Böcklin zusammen ein unmöbliertes Zimmer zu mieten und, weil sich eben eine günstige Gelegenheit bot, den nötigen Hausrat zu kaufen. Er berechnete, daß im ersten Jahr dadurch zwar wenig genug, im zweiten jedoch etwas für ihre Verhältnisse Ansehnliches eingebracht würde. Sie erwarben von einem nach Rom reisenden Zürcher Maler, J. Stadler, für 175 Franken ein Bett, einen Sekretär, zwei Tische, sechs zum Teil allerdings etwas baufällige Stühle, einen Nachttisch, einen vor Alter besonders ehrwürdigen Diwan, einen Ofen, Staffeleien, Mappen u. s. w. Es erübrigte nur noch, daß Böcklin ein zweites Bett und eine Kommode anschaffte. Mit diesen Gegenständen staffierten sie die Dachkammer aus, die sie neben dem schon vorher von ihnen benutzten Atelier in der rue de l'Est 31 auf Anfang April 1848 mieteten. Sie beschlossen auch, sich das Mittagessen selber zu kochen. „O, wie nett und angenehm können wir uns jetzt einrichten! Von morgens früh bis abends spät können wir arbeiten, dann hinunter in den vor unserem Hause

gelegenen Luxemburger Garten spazieren gehen; wir sind in ein paar Schritten vor der Stadt!" so malte sich Koller anfangs März das Idyll des langersehnten bequemeren Zusammenhausens mit dem Freunde aus.

Es sollte nur wenige Wochen währen und ihnen durch Not und Hunger vergällt werden.

Die außerordentliche Ausgabe von 175 Franken erschütterte ihre Finanzen bis in die Grundfesten. Und der Unstern fügte es, daß einem Hochzeitspaar aus Böcklins Verwandtschaft, das in Paris auftauchte, der präsentierte Wechsel nicht eingelöst wurde, so daß er wohl oder übel mit sämtlicher Barschaft herausrücken mußte, um die Neuvermählten wieder flottzumachen und ihnen zur Heimreise zu verhelfen.

Damit war es nicht genug. Unter den Nachwehen der Revolution verschlimmerte sich die Geschäftslage, eine Menge Häuser stellten ihre Zahlungen ein, darunter auch der Kaufmann, der so etwas wie Kollers Bankier vorstellte. Als dieser hinging, um, wie gewöhnlich, sein Monatsgeld zu erheben, fand er das Kontor verödet; und wie er später abermals anklopfte, um wenigstens die 20 Franken, die ihm der Kaufmann versprochen hatte, zu holen, fand er es geschlossen.

Was zu versetzen war, wanderte ins Pfandhaus. Und jetzt kam die Not. Außer stande, ihre zerrissenen Stiefel flicken zu lassen, strichen sie die vorwitzig durch die Löcher guckenden Strümpfe mit schwarzer Farbe an. Pferdebraten begann nunmehr unter ihre unerreichbaren Genüsse zu zählen. Mehrmals bestand ihr Essen nur aus gesottenen Kartoffeln in der Schale, die sie in einer Gemüsebude kauften und, um die vor Kälte steifen Finger daran zu wärmen, in die Tasche steckten, bevor sie sie verzehrten. Für ein paar Tage sprang Werdmüller bei. Dann hatten sie alle drei nichts mehr. In der Verzweiflung machte sich Koller an einem Sonntagmorgen in der Frühe um sechs auf, um seinen Kaufmann, der sich aus den Geschäftsräumen zurückgezogen hatte, in der entfernten Wohnung aufzustöbern. Nach zweistündigem Marsche am Ziel angelangt, erhielt er den Bescheid, der Herr sei bereits zur Nationalgarde weg. Trübselig trat er den Rückweg an und kaufte sich für einen der zwei Sous, die er noch besaß, ein Stück Brot, denn es war ihm elend und öd geworden. Kleinmütig stieg er gegen zehn Uhr die Treppe in der rue de l'Est hinan. Es grämte ihn, mit leeren Händen vor die Leidensgefährten hinzutreten. Da fand er sie ausgeflogen. Aber auf dem Tischchen neben der Ateliertüre lachte ihm ein Fünffrankenstück entgegen, und dabei lag ein Zettel von Böcklins Hand: „Komm zum Metzger!" Um elf Uhr fand er die beiden beim Pferdefleischwirt in der rue Jacob und erfuhr nun, daß Werdmüller ein kleines Darlehen hatte einziehen können. Trotz des entsetzlichen Kotes pilgerten sie nach den champs Elysées, wo eine Heerschau über 200 000 Mann abgehalten wurde und wo vom frühen Morgen bis zu anbrechender Nacht Linientruppen und Bürgerwehr defilierten. Dann gönnten sie sich ein rechtschaffenes Essen, um die Entbehrungen der letzten Zeit abzuschütteln.

Bald setzten die Sendungen aus Zürich und Basel dem Hunger ein Ziel. Allein Koller erhielt mit dem Gelde zugleich die gemessene Weisung zur un-

verzüglichen Heimfahrt. Denn die Seinen wollten ihn nicht mehr in dem unheimlichen Paris wissen. Sie hatten auch längere Zeit nichts geschickt, aus Furcht, die Briefe und Pakete möchten ihm nicht eingehändigt werden. Nachdem er Mantel und Uhr ausgelöst, reichte der Rest gerade für eine Postfahrt bis Basel — eine Eisenbahn von Paris in die Schweiz gab es damals noch nicht. Bis Zürich half ihm Böcklins Vater weiter. Das war Ende April oder eingangs Mai.

Nicht lange nachher kehrte auch Werdmüller in seine Vaterstadt zurück.

Böcklin blieb und hauste vereinsamt in der Dachkammer und im Atelier der rue de l'Est. Er besaß genug, um sich bei seiner ungewöhnlichen Bedürfnislosigkeit kümmerlich zu fristen, aber zu wenig, um heimzureisen.

Mit Vergnügen erzählte er später von der Februarrevolution und feierte nach vielen Jahrzehnten ihren Jahrestag mit Koller und Werdmüller in Zürich. Noch aus San Domenico schrieb er an Koller, er trinke auf den 24. Februar. Doch die Junirevolution, die sogenannte Arbeiterschlacht, hinterließ ihm mörderische Eindrücke, über die er gern schwieg. Er sah aus seiner Wohnung Transporte von Gefangenen, die durch das Ende des Luxembourggartens von den Soldaten zum Tod durch Pulver und Blei ins Freie geführt wurden. Das Grauen steigerte sich, als er unter den Unglücklichen mehrere erkannte: es waren von den jungen Leuten, die noch am vorhergehenden Tage mit ihm bei Suisse Akt gezeichnet hatten. Er selbst scheint einmal in höchster Gefahr gewesen zu sein, so daß er über Dächer flüchten mußte.

Ein merkwürdiges Erlebnis teilte er aus jenen entsetzlichen Tagen mit, das sich ihm tief einprägte. Als er vor den durch die Straße fegenden Kugeln in einen Hausflur flüchtete, ob im Hause, wo er wohnte, oder sonstwo, scheint nicht ausgemacht, traf er einen vor Hunger zusammengesunkenen Mann. Er nahm ihn mit und teilte mit ihm, was er besaß: einen Laib Brot. So rettete er ihm das Leben. Wunderbarerweise war er schon einmal sein Retter gewesen: er hatte im Herbst 1847 den Versinkenden aus den Wellen des Genfer Sees gezogen.

Nach ungefähr einem Vierteljahr verließ er Paris und kehrte nach Basel zurück. Was er vor der Heimkehr in Paris noch erlebte und trieb, darüber sind wir nicht unterrichtet, und auch Koller weiß darüber nichts zu sagen. Nur wundert er sich über die Angabe, Böcklin habe damals, im Sommer 1848, an nachtwandlerischen Anfällen gelitten[1]). Er hat an seinem Freunde, mit dem er im gleichen Zimmer, vorübergehend sogar im gleichen Bette schlief, nie Derartiges bemerkt.

Anfang 1850 trat Böcklin den Weg nach Rom an. Vorher kam er für ein paar Tage nach Zürich, um mit seinem Freunde, den er nun vermutlich lange nicht mehr zu Gesicht bekam, noch ein Weilchen zusammen zu sein.

---

[1]) H. A. Schmid a. a. O., S. 19.

(Ein weiterer Abschnitt folgt.)

Der imperialistische Gedanke in Amerika.

Selten ist das alte Europa von einem politischen Ereignisse so überrascht worden, wie von dem Ausbruche und nicht minder von dem Ausgange des spanisch-amerikanischen Krieges vor vier Jahren. Selten auch waren die Folgen eines so kurzen und in gewissem Grade unblutigen Waffenganges von solcher Tragweite. Und es war nicht in Europa allein, daß man überrascht war. Viele der intelligentesten Amerikaner, selbst wenn sie mitten in den Ereignissen standen, sahen damals den Krieg nicht voraus, sogar dann nicht, als derselbe schon unvermeidlich geworden war. Ich entsinne mich deutlich, daß noch vier Wochen vor Beginn der Feindseligkeiten ein hochgestellter amerikanischer Diplomat im Auslande mich allen Ernstes versicherte, Präsident Mac Kinley werde es nicht zum Kriege mit Spanien kommen lassen. Zahlreiche bedeutende Amerikaner, deren Gedankenwelt und politische Überzeugungen in der Vergangenheit wurzeln, haben sich selbst heute noch nicht von ihrem Erstaunen, in vielen Fällen von ihrem Unwillen, erholt über die Konsequenzen, die die herrschende Partei, die republikanische, aus dem Siege über Spanien gezogen hat. Die gesamte demokratische Partei verdammte den Krieg und verurteilt seine Folgen. Die Anti-Imperialisten hier, deren Heerfolge aus beiden Lagern stammt, und die sich aus einem großen Bruchteil der edelsten und kenntnisreichsten Männer des Landes zusammensetzen, legen ebenfalls beredtes Zeugnis dafür ab, daß der Imperialismus als Gedankenrichtung und als politisches Programm keineswegs von der ganzen Nation gebilligt wird.

Und doch kann man ruhig behaupten, daß die heutige amerikanische Expansionspolitik das normale Ergebnis der nationalen Entwicklung ist. Wer die Geschichte der Vereinigten Staaten ohne Voreingenommenheit liest, muß sich darüber klar werden, daß der unaufhaltsame Zug nach Ausdehnung und Betätigung der sich beständig aufspeichernden Kräfte notwendigerweise eines Tages dahin führen mußte, wohin er eben jetzt geführt hat.

Der Abstammung nach setzt sich das heutige Volk der Vereinigten Staaten zusammen aus den Nachkommen der energischsten und unternehmungslustigsten Elemente der britischen Inseln, Deutschlands und Frankreichs, mit Beimischungen ähnlicher Völkerteile aus dem skandinavischen Norden, und neuerdings aus anderen Ländern. Wer die Karte Amerikas aus dem Jahre 1750 ansieht, wird finden, daß damals nur ein kleines Bruchstück des Kontinents von Leuten englischer Zunge besiedelt war, während Frankreich, Spanien und Portugal das übrige ungeheure Gebiet besaßen. Aber schon 1763 sah die Franzosen so gut wie vertrieben aus Amerika, und der sogenannte Louisiana Purchase im Jahre 1803 machte dem langjährigen französischen Traume eines amerikanischen Kolonialreiches ein völliges Ende. Mit dem Verkauf Floridas gab Spanien seine letzte Besitzung in Nordamerika auf, und durch mehrere Verträge und Kriege mit Mexiko wurde auch dieses spanischsprechende Land seiner nördlicher gelegenen Besitzungen entäußert,

welche die jetzigen mächtigen Staaten Texas, Californien, Arizona, Nevada u. s. w. bilden. Von Britisch-Amerika kamen allmählich große Stücke an die Vereinigten Staaten, und Alaska wurde den Russen abgekauft. Im Laufe eines Jahrhunderts hatten sich die kühnen und rücksichtslosen Pioniere der Vereinigten Staaten den wertvollsten Teil des nordamerikanischen Kontinents angeeignet. Ihr Gebiet erstreckte sich nunmehr vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean und von dem kühlen Maine zum tropischen Florida.

Dem Ehrgeize und dem „Landhunger" einer minder unternehmenden Nation wäre damit wohl auf lange Zeit, vielleicht auf immer, Genüge getan. Man besaß ein Territorium, das an Größe und an Mannigfaltigkeit des Klimas Europa nur wenig nachstand, dasselbe an natürlichen Hilfsquellen noch übertraf, dabei jedoch so dünn bevölkert war, daß es selbst bei einer in raschestem Tempo vor sich gehenden Einwanderung und natürlichen Vermehrung voraussichtlich auf Jahrhunderte hinaus nicht die Dichtigkeit der fortgeschritteneren Länder Europas erreichen würde, also seinen Bewohnern freiesten Spielraum zur Entfaltung all ihrer Kräfte und schlummernden Talente gewährte.

Dem Amerikaner indes genügte dies nicht. Der große Bürgerkrieg war kaum beendet, als schon ernste Pläne auftauchten, die auf weitere Gebietsvermehrung abzielten. Im Jahre 1867 empfahl Präsident Johnson den Ankauf von mehreren dänischen Eilanden der Jungferninselngruppe, und einige Jahre später unternahm Präsident Grant Schritte zum Ankauf des dänischen Westindien und zur Annexion von San Domingo, während ein anderes Projekt auf ein Protektorat über San Domingo und Hayti ging. Nur Zwistigkeiten innerpolitischer Natur vereitelten diese und ähnliche Pläne, die jedoch immer gebieterischer wieder auftauchten, wie dies eine in der Bundeshauptstadt Washington erscheinende Zeitung aussprach: „So intensiv ist der Wunsch nach territorialer Ausdehnung im Herzen der Nation, daß es nicht ratsam ist, sich demselben entgegenzustemmen oder ihn zu leugnen; irgend eine Partei oder Gruppe von Männern, die dieser unwiderstehlichen Gedankenrichtung sich zu widersetzen wagen würde, wird zerschellt werden." Die Angliederung der Sandwichinseln ward in den Vereinigten Staaten schon seit 1825 erwogen, und im Kongreß wurde bereits im Jahre 1847 und seitdem häufig und deutlich erklärt, daß „die amerikanische Flagge über dem ganzen Gebiet des nordamerikanischen Kontinents wehen müsse". Durch das sogenannte Ostender Manifest wurde im Jahre 1868 von den Gesandten der Vereinigten Staaten in Spanien, Großbritannien und Frankreich auf Geheiß der heimischen Zentralregierung proklamiert, daß „die Vereinigten Staaten das Recht hätten, Cuba mit Gewalt zu nehmen, wenn Spanien sich hartnäckig weigern sollte, die Insel zu verkaufen".

Alle diese Manifestationen wurden von Europa und dessen geschulten Diplomaten nicht sehr ernst genommen; sie waren aber zweifellos Ausflüsse der amerikanischen Volksseele und zeigten ganz klar, wie stetig und stark der Drang nach territorialer Expansion schon seit Menschenaltern war.

Die letzten Reste spanischer Kolonialherrschaft in Amerika zu tilgen, ist seit hundert Jahren der nachhaltige Wunsch des Volkes der Vereinigten Staaten gewesen, und obwohl bei dem schließlichen Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1898 kommerzielle Strömungen unleugbar einen großen Anteil hatten, war doch die eigentlich treibende und entscheidende Kraft dabei in dem tiefgehenden Haß gegen Spanien und dessen System der rücksichtslosen Aussaugung und Anwendung von Gewaltmitteln zu suchen. Wie gewichtig übrigens die amerikanischen Handelsinteressen an Cuba waren, geht z. B. aus der Tatsache hervor, daß der Handel zwischen dieser Insel von wenig über anderthalb Millionen Einwohnern und den Vereinigten Staaten im Jahre 1892, gerade vor Ausbruch der letzten Insurrektion, die bedeutende Ziffer von 102 310 600 Dollars erreicht hatte, also relativ der stärkste von allen war, proportionell zwanzigfach so stark wie der zwischen den Vereinigten

Staaten und Deutschland; und dieser Handel sank innerhalb dreier Jahre des Aufstandes auf 69 000 000 Dollars herab.

Es kam dann der Krieg mit Spanien und die Angliederung von Portorico, den Philippinen und Cuba, und heute schon rühmt sich der Amerikaner eines Kolonialreiches, das (einschließlich Alaskas und Hawais) über dreimal die Größe Deutschlands mit einer Bevölkerung von mehr als zehn Millionen hat, und dessen Boden- und klimatische Verhältnisse es zu einem äußerst wertvollen Besitz machen. Mit seinen Kolonien produziert das Land jetzt alle Erzeugnisse der gemäßigten und heißen Zonen und ist dadurch im vollen Sinne „self-supporting and self-sustained" geworden, wie es ein Redner im Kongreß phrasierte. Die völlige Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen und Bodenschätze, namentlich in den Philippinen und in Cuba, wird dies noch in viel höherem Grade bewirken.

Ich habe Cuba mit in diese Liste eingeschlossen, denn es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß der jetzige politische Zustand dieser Perle der Antillen nur ein vorübergehender sein wird. Das amerikanische Volk — oder sagen wir dessen herrschende Partei — will gewissermaßen der Welt beweisen, daß Cuba doch nicht imstande sei, sich selbst zu regieren. Wenn dieser Beweis erbracht sein wird, und das wird bei den eigentümlichen Bevölkerungsverhältnissen der Insel nicht sehr lange währen, so wird das amerikanische Volk sagen: „Ich habe meinem Gewissen Genüge getan; ich habe mein der Welt und der Insel gegebenes Versprechen gehalten und kann nun mit Fug und Recht von dem kostbaren Stück Erde formellen Besitz ergreifen."

Der Ankauf der dänisch-westindischen Inseln ist angebahnt, und damit wird ein weiterer wichtiger Stützpunkt im Süden für die Vereinigten Staaten gegeben sein, der sowohl politisch und militärisch wie auch kommerziell von Belang ist. Die ganz empfindliche Eifersucht auf Deutschlands Einfluß in jenen Gegenden, ob begründet oder nicht, ist auf die weitschauenden Pläne zurückzuführen, die einen großen Teil des amerikanischen Volkes, und wohl auf längere Zeit den ausschlaggebenden, beschäftigen, und die nicht allein Westindien, sondern ebensosehr die benachbarten Küsten Zentral- und Südamerikas ins Auge fassen.

Man hat jetzt auch in Europa verstehen gelernt, daß der Expansionsdrang der Amerikaner noch bei weitem nicht erschöpft ist, daß er im Gegenteil mit jedem Tage neue Nahrung erhält, und daß er beinahe schrankenlos zu nennen ist. Die Gunst der Verhältnisse ist auch in diesem Falle ganz auf Seiten des jungen transatlantischen Riesen, der ohne Widerspruch von dem „manifest destiny" seiner Rasse reden darf, und in dessen durch keine Fessel gehinderter Presse die kühnsten Träume von nationaler Ausdehnung geträumt werden, ohne daß sich dagegen in Parlament oder Presse anderer Staaten zornige oder warnende Stimmen erheben.

Wohin diese Träume gehen, das zu erfahren ist gleichwohl von Interesse. Der überwiegende Teil des amerikanischen Volkes nimmt erstens einmal an, daß die Monroedoktrin, und zwar in ihrer weitesten Auslegung, jetzt von Europa, von der ganzen Welt, acceptiert worden ist, zumal seitdem England und Deutschland, wie seit kurzem durch bündige Erklärungen festgestellt worden, sich in die Tatsache geschickt haben, daß „Amerika den Amerikanern" gehört und keine Einmischung von fremder Seite dulden wird. Er betrachtet also die Monroedoktrin als ein Faktum, an dem sich nicht rütteln läßt. Das politische Ziel der Panamerikanisten ist dadurch natürlich um vieles näher gerückt. James G. Blaine, Staatssekretär unter der Regierung des Präsidenten Arthur, gab Anfang der achtziger Jahre, zuerst vor den leitenden Männern der Republik, diesen Tendenzen Ausdruck, wenn auch in vorsichtiger Form und in engerer Begrenzung. Die panamerikanischen Kongresse und die damit verbundene konstante Agitation in den Parlamenten und in der Presse der ganzen Hemisphäre sind Mittel zu diesem Zweck. Sie dienen als vorbereitende Schritte, durch die der großen Masse der zersplitterten und haltlosen spanisch-amerikanischen „Republiken" der Gedanke eines völligen Aufgehens in einem

panamerikanischen Staatenbund allmählich plausibel gemacht werden soll. Selbst ein so ruhig und maßvoll denkender Mann wie Präsident Cleveland stellte sich bewußt oder unbewußt in den Dienst dieser Idee durch seine starkwillige Handhabung des englisch-venezolanischen Grenzstreitfalles, warf sich zum endgültigen Schiedsrichter darüber auf, und schuf dadurch das bedeutsame Präzedenz, daß in wichtigen Zwisten zwischen Europa und amerikanischen Staaten der „große Bruder" in Washington auf Seiten des kleineren Teiles steht und nichts ohne dessen Einwilligung geschehen darf — eine Institution, der sich seither schon mehrere europäische Regierungen, darunter die deutsche, bei bedeutenderen Gelegenheiten gefügt haben, wenn sie auch noch nicht formell anerkannt worden ist. Während der letztverflossenen sechs Jahre geschahen auch andere Dinge, die der angebahnten mächtigen Vorherrschaft der Vereinigten Staaten nicht geringen Vorschub leisteten. Ich erwähne die Ereignisse auf Haiti, die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Bolivia, Chile und Argentinien; die Art, wie Washington gegen Deutschland und andere Gläubiger Venezuelas vorging; den Kongreß in der Stadt Mexiko. Kurzum, die Tendenz, auf einen immer näheren Anschluß der kleinen Staaten hinzuarbeiten, ist unverkennbar.

Die kommerzielle Expansion kommt dieser ganzen Bewegung mächtig zu Hilfe. Es ist wahr, daß die romano-amerikanischen Länder auch heute noch einen viel schwunghafteren und profitableren Handel mit Europa, vor allem mit England und Deutschland, treiben, als mit den Vereinigten Staaten, und daß nach wie vor ungeheure Summen dieser beiden Nationen in allerhand gemeinnützigen Unternehmungen in Zentral- und Südamerika angelegt werden. Aber es ist eben nur eine Frage der Zeit, wann hierin ein Wandel eintreten wird. Der ungeheuere Aufschwung der Vereinigten Staaten als Industrie- und Finanzmacht, namentlich auch als exportierendes Land, datiert ja nur seit wenigen Jahren, in seiner ausgesprochensten Gestalt sogar nur seit 1900, und man hat erst jetzt den Gedanken auf amerikanischer Seite ernsthaft in Erwägung zu ziehen begonnen, wie in Europa, so auch nunmehr im Süden des eigenen Kontinents, mit den vorgeschrittensten Handelsvölkern der Alten Welt in kräftigen Wettbewerb zu treten. Erst jetzt schreitet man zur praktischen Ausführung dieses Gedankens, und Jahre mögen noch vergehen, ehe die nunmehr in allen Zweigen emporblühende Industrie der Vereinigten Staaten einen Teil ihrer Energie mit Macht darauf verwendet, und ehe der Exporteur in Chicago, Newyork, Boston, Philadelphia, Cleveland, Buffalo, St. Louis und anderwärts an diesem Streben vollen Anteil nimmt. Bisher war es vorwiegend der Gedanke, dem alten Europa und dessen geschulten Handelsherren den Beweis zu erbringen, daß der Amerikaner mehr als konkurrenzfähig sei. Auch die hervorragendsten „Fürsten der Industrie", Leute wie J. Pierpont Morgan, John Davis Rockefeller & Co., haben bisher die höchste Befriedigung ihres Ehrgeizes noch in demselben Ziele gefunden. Ferner ist auch gar nicht zu leugnen, daß einstweilen noch ein viel größeres und lohnenderes Feld für den Handel und die Industrie der Vereinigten Staaten in Europas dichter, zahlungsfähiger und bedürfnisreicher Bevölkerung zu suchen ist als in den dünnbesiedelten und finanziellen Schwankungen allzusehr unterworfenen Ländern des lateinischen Amerika. Immerhin hat der Amerikaner jetzt angefangen, bei der stetig andauernden Expansion seiner Industrie und der Notwendigkeit immer neuer Märkte dafür, seine Aufmerksamkeit ernstlich jenen Ländern zuzuwenden, und die Welt hat es erfahren, daß der Amerikaner erreicht, was er erreichen will. Es ist sicher, daß der amerikanische Ausfuhrhandel nach dem romanischen Amerika innerhalb der nächsten zehn Jahre einen großen Aufschwung nehmen wird. Alle Zeichen deuten darauf hin.

Auch amerikanisches Kapital wendet sich in immer größerem Maßstabe dorthin. Mexiko und Nicaragua befinden sich schon heute unter der finanziellen Herrschaft der Vereinigten Staaten. Bergwerks-, Eisenbahn- und Straßenbahn-Gesellschaften sind während der letzten drei Jahre in steigendem Maße und mit vielen Millionen

von amerikanischen Kapitalisten in Costa Rica, in Salvador, in Peru und Chile, in Bolivia, auch in Brasilien gegründet worden, und das Monopol in Acre bildet heute noch den Gegenstand ernster Unterhandlungen. Allerdings wird und muß der Gang der Ereignisse in jenen Ländern ein viel langsameres Tempo einhalten als im Norden der Fall wäre; aber ein solcher Plan, wie der der allmählichen Angliederung ungeheurer Länderstrecken, bedarf auch der allmählichen Reife und der äußerst behutsamen Ausführung. Hier handelt es sich nur darum, festzustellen, daß ein solcher Plan überhaupt existiert.

Was Canada und das übrige Britisch-Amerika betrifft, so ist es die in den Vereinigten Staaten allgemein verbreitete Ansicht, daß diese Frucht dem amerikanischen Volk einst ganz von selbst in den Schoß fallen werde. Für den Augenblick sind die Aussichten indes scheinbar geringer als früher. Wohl gibt es nach wie vor eine bedeutende und einflußreiche Partei in Canada selbst, die den Anschluß oder die gänzliche Einverleibung dieses zukunftsreichen Landes begünstigt. Aber diese Partei, welche in der Mitte der sechziger Jahre schon zu triumphieren schien und auch noch Mitte der achtziger eine äußerst tätige Propaganda entfaltete, ist seitdem numerisch zurückgegangen. Dies ist namentlich zurückzuführen auf die weisere und viel liberalere canadische Politik der britischen Zentralregierung, die den Canadiern volle Selbstverwaltung und alle sonstigen billigen Wünsche bewilligte und durch eine völlig unparteiische Verteilung der politischen Machtmittel dem Rassenkampf zwischen dem französischen und dem angelsächsischen Element ein Ende machte. Die Loyalität in den sämtlichen britischen Provinzen Amerikas, von Quebec und Halifax bis hinüber nach Vancouver, schlug auch während der ganzen Dauer des Boerenkrieges hohe Wellen. Aber alle diese Zeichen können nicht über die Tatsache täuschen, daß Canada in immer steigendem Grade ökonomisch auf die benachbarten Vereinigten Staaten und nicht auf das Mutterland angewiesen ist, und daß sich auch die geistige und politische Assimilierung zwischen der großen Republik und den britischen Provinzen stetig und unaufhaltsam vollzieht. Es ist ein erstaunlicher Beweis dafür, daß ähnliche klimatische und soziale Verhältnisse auf Leute derselben Rasse auch ähnliche Ergebnisse bewirken, wenn man die Beobachtung macht, daß zwischen dem Durchschnitts-Canadier und dem typischen Amerikaner in körperlicher Erscheinung, in Sprache, in Sitten und Anschauungen fast gar kein Unterschied zu finden ist. Im gesamten geistigen Leben der Canadier zeigt sich eine völlige Übereinstimmung mit ihren Nachbarn, während sie von den Engländern, Schotten und Irländern bedeutend differieren. Die Presse und die Literatur Canadas gravitiert gänzlich nach Newyork und Chicago hin, und die canadische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ist, trotz der dünnen Besiedelung jener Provinzen, die zweitgrößte. In den Neuenglandstaaten bilden Canadier die Mehrheit in einer Anzahl bedeutender Industriezentren. Amerikanisches Kapital arbeitet mit großem Erfolg in Britisch-Amerika, namentlich in Canada und Britisch-Columbia. Nimmt man alle diese Faktoren zusammen, so erscheint es in der Tat als nicht unwahrscheinlich, daß die Erwartung der Amerikaner eines Tages in Erfüllung gehen wird, und zwar gerade in der erwarteten Weise.

Der imperialistische Gedanke in den Vereinigten Staaten, d. h. der Drang nach territorialer Erweiterung, nach kommerzieller Suprematie und nach Verbreitung amerikanischer Anschauungen in Politik und Gesellschaft, geht aber noch weiter. Die Vereinigten Staaten haben den Wunsch nach mehr Kolonien. Man erwartet solche in Afrika, in Asien, im Stillen Meer zu finden. Viele Amerikaner glauben, daß bei einem Kriege zwischen europäischen Großmächten, z. B. zwischen England und Deutschland oder zwischen Rußland und Frankreich einer- und Deutschland anderseits, oder zwischen Rußland und England, die Gelegenheit sich finden wird, ihr Kolonialgebiet zu erweitern. Auch rechnen sie auf den baldigen völligen Zusammenbruch des noch verbleibenden portugiesischen Kolonialbesitzes, und darauf, daß sie selbst dann das ganze oder einen Teil des Erbes antreten werden. Weiter-

hin geht ihr Blick auf China — auf dessen größtmögliche kommerzielle Beherrschung zuvörderst, und später auf dessen Zerstückelung und Verteilung unter die am meisten interessierten Mächte, wozu sie sich in erster Reihe, und das mit Recht, zählen. An dem sich voraussichtlich nunmehr schnell entwickelnden Handel mit China, mit Japan, mit der Türkei, mit Ostindien beabsichtigt Amerika einen großen Teil für sich zu erkämpfen, und in allen vier Ländern erwartet man mit Bestimmtheit den britischen Vetter auszustechen, nachdem die amerikanische Industrie in dem Grade erstarkt ist, daß sie dem Engländer selbst in England erfolgreiche Konkurrenz macht. Mit dem Engländer glaubt der Amerikaner jetzt in allen Teilen der Welt in einen lebhaften Wettbewerb treten zu können; von der Geschicklichkeit des Deutschen als Fabrikant und Exporteur hat er zwar eine höhere Meinung und ist sich namentlich seiner Inferiorität ihm gegenüber im Punkte der technischen Ausbildung und allgemeinen Erziehung bewußt. Aber er macht energische und systematische Anstrengungen, um diesen Defekt zum Teil aufzuheben, zum Teil durch andere Faktoren, wie größere Initiative und glücklicheren Erfindungsgeist, auszugleichen.

Bei allen diesen Bestrebungen und weitausholenden Plänen ist nun allerdings das Materielle, der glühende Wunsch nach Macht und Reichtum, die Haupttriebfeder. Dies entspricht dem kernigen, robust-realen Charakter des Amerikaners, welcher ihn seit der ersten Besiedelung seines Heimatlandes vor keiner Gefahr, keiner Mühsal zurückschrecken ließ, wenn es galt, große greifbare Ziele zu erreichen. Aber die andere Seite seiner Natur, die ideale, ist durchaus nicht unbeteiligt bei diesem Streben nach einer Macht, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gekannt, und nach einem höheren und allgemeineren Wohlstand als ihn je ein anderes Volk besessen hat. Es sind zum Teil unklare Gefühle, die ihn dabei beherrschen, aber für den, der den wirklichen Amerikaner erfaßt und begriffen hat in seinem etwas komplizierten und von inneren Widersprüchen nicht freien Wesen, unterliegt es gar keinem Zweifel, daß bei ihm noch andere und edlere Motive mit unterlaufen. Er hegt das aufrichtige Verlangen, andere, zurückgebliebene Völker mit freieren Institutionen zu beglücken, ihnen die Wohltaten einer höheren Zivilisation zu teil werden zu lassen, mit einem Wort, sie freier und glücklicher zu machen, indem er sie seinem starken politischen und kommerziellen Einfluß unterwirft. Rassegedanken und -Gefühle spielen bei ihm ebenfalls eine Rolle. Die Erwartung, daß die Welt eines Tages dem überwiegenden Einflusse des angelsächsischen Geistes und der englischen Sprache untertan sein werde, begeistert ihn wie wenige andere Ideen. Er liebt es, von Zeit zu Zeit den statistischen Nachweis zu führen, daß sich die Einflußsphäre der englischen Sprache — der einzigen „Weltsprache", an die er glaubt — wiederum vergrößert hat, und lebt, wie gesagt, des festen Glaubens, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem seine Sprache, seine Literatur, sein politisches Glaubensbekenntnis die Welt erobert haben werden. Dieser Glaube ist tatsächlich so fest gewurzelt bei ihm, daß nichts ihn erschüttern kann.

Eines möchte ich noch am Schluß klar hervorheben, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen. Es könnte scheinen, als ob sich der Amerikaner ans Werk gemacht habe, um das britische Weltreich, das doch in seinem innersten Kern auf seiner bisherigen Handelsübermacht beruht, zu zerstören. Dem ist aber nicht so. Der Amerikaner hat den ehrlichen Wunsch, mit seinem britischen Vetter in Friede und Freundschaft zu leben, und gönnt ihm alles Gute — nur nicht den ersten Platz. Den beansprucht er für sich. Den zweiten würde er gern, so weit er kann, dem Vetter jenseits des „großen Teiches" gönnen, würde freilich auch nicht viel dagegen haben, wenn Deutschland ihn einnehmen sollte. Aber für sich fordert er auf alle Fälle den ersten und besten Platz in der Welt. Darüber läßt er nicht mit sich reden. Wolf von Schierbrand (Newyork).

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Den Boerengeneralen Botha, Dewet und Delarey war von Anfang an in Deutschland ein höchst sympathischer Empfang gesichert. Die Tapferkeit, mit der sie für die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken gekämpft, fand selbst in England Anerkennung. Als daher mit Bestimmtheit verlautete, daß die Generale nach Deutschland kommen würden, rüstete man sich hier sogleich zu einem festlichen Empfange. Der deutsche Reichskanzler, Graf Bülow, erkannte, daß die Boerenführer aus der Stimmung heraus, in die sie durch die enthusiastische Aufnahme eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung versetzt werden würden, den Wunsch hegen könnten, auch vom deutschen Kaiser empfangen zu werden. Daß Kaiser Wilhelm sich bereit erklärte, im Kampfe bewährte Generale, die sich selbst nunmehr als loyale Untertanen Großbritanniens bekennen, zu begrüßen, konnte nur von solchen englischen Blättern bemängelt werden, die selbst in chauvinistischen oder anderen Vorurteilen befangen sind. Denn der Kaiser hatte den Empfang der Generale an die selbstverständliche Bedingung geknüpft, daß der englische Botschafter in Berlin in üblicher Weise die Vermittlung übernehmen würde. Daran haben die Generale in letzter Stunde Anstand genommen und den Wunsch ausgedrückt, der Kaiser möge sie selbst zu einer Audienz berufen. Diese ihre Erklärung vom 6. Oktober stellte sich als ein Novum dar, das die Sachlage vollständig veränderte und das Scheitern der Audienz bewirken mußte. An dem herzlichen Empfange, den ihnen die Bevölkerung Berlins bei ihrem Eintreffen in der Hauptstadt am Nachmittage des 16. Oktobers bereitete, hat dieser Umstand indessen nichts geändert.

Wie der deutsche Reichstag hat auch die französische Deputiertenkammer am 14. Oktober ihre Arbeiten wieder aufgenommen. In der französischen Republik besteht seit Jahren die Gewohnheit, daß in der Zeit zwischen dem Schlusse der nach der Verfassung am zweiten Dienstag des Januars eröffneten ordentlichen parlamentarischen Session und der im Herbste beginnenden außerordentlichen Tagung die Mitglieder des Kabinetts in die Departements reisen, um dort eine Fühlung mit der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Früher war der Ausdruck „Balkonreden" für die rhetorischen Leistungen der Minister gebräuchlich, der inzwischen durch die besser passende Bezeichnung „Bankettreden" ersetzt worden ist. Während der jüngsten parlamentarischen Ferien haben nun insbesondere die Bankettreden des Kriegsministers General André, des Marineministers Pelletan und des Conseilpräsidenten Combes Aufsehen erregt. Auffallen mußte zunächst, daß der Kriegsminister die chauvinistische Note anschlug; vielfach wurde jedoch angenommen, daß General André auf diese Weise den von seinen nationalistischen Widersachern erhobenen Vorwurf entkräften wollte, er desorganisiere die französische Armee, mit deren Offizierkorps er auf gespanntem Fuße stehe. In Deutschland wurde dieses Säbel-

rasseln von Anfang an nicht ernst genommen; auch wurde gar nicht daran gedacht, das Ministerium Combes für die „Entgleisungen" des Kriegsministers verantwortlich zu machen.

Überraschen mußte jedoch, als der Zivil-Marineminister Pelletan bei seiner Reise nach Korsika und Tunesien noch heftigere Reden als sein militärischer Kollege hielt, die ihre Spitze gegen Italien richteten, während die französisch-italienische Annäherung von anderer Seite nicht ohne Überschwenglichkeit als ein hauptsächliches Verdienst der republikanischen Regierung gefeiert wurde. In Italien mußten diese in Ajaccio und in Bizerta gehaltenen Bankettreden des französischen Marineministers Bedenken erregen. Noch waren die Lockrufe nicht völlig verhallt, die sich vor der Erneuerung des Dreibundes vernehmen ließen. Nicht an Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern an das russisch-französische Bündnis sollte Italien sich angliedern, um mit Sicherheit auf eine rosige Zukunft rechnen zu dürfen. Und nun betonte der französische Marineminister die Notwendigkeit starker Befestigungen an der Ostküste Korsikas, die „Italien mitten ins Herz ziele". Man glaubte zu träumen, nachdem soeben erst die republikanische Presse Frankreichs in allen Tonarten versichert hatte, durch die französisch-italienische Annäherung wäre das freundliche Zusammengehen der beiden Mächte im Mittelländischen Meere gesichert. Skeptiker konnten freilich nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß Frankreich mit seiner jüngsten Annäherung vor allem bezweckt habe, sich selbst in Marokko die Neutralität Italiens zu sichern, das als Äquivalent lediglich einen „langsichtigen Wechsel" auf Tripolis erhielt. Da die Türkei durchaus nicht gewillt ist, sich dieses Besitzes freiwillig zu entäußern, hat das italienisch-französische Einvernehmen hinsichtlich der Küstengebiete am Mittelländischen Meere für Italien in absehbarer Zukunft also gar keine praktische Bedeutung.

Mit Recht erachtete der Conseilpräsident Combes für seine Pflicht, wiederum in einer Bankettrede, die Verantwortlichkeit der französischen Regierung für die Kundgebungen seiner Kollegen abzulehnen, indem er betonte, daß nur er selbst die allgemeine Politik des Kabinetts zu vertreten hätte, während die auswärtige Politik lediglich durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Delcassé, verpflichtet werden könnte. Herr Combes verlieh zugleich der Friedensliebe der republikanischen Regierung so entschiedenen Ausdruck, daß die nationalistischen Organe immerhin von einer Zurechtweisung des Kriegsministers und des Marineministers sprechen konnten, die sogar zur „Ausschiffung" dieser beiden Mitglieder des Kabinetts führen sollte. General André wäre jedoch im Hinblick auf den innerhalb der französischen Generalität herrschenden état d'âme sehr schwer zu ersetzen, und Herr Pelletan hat nicht unterlassen, dem Conseilpräsidenten in gewissem Maße Recht zu geben, indem er die von der offiziösen „Agence Havas" gemeldeten Kraftstellen seiner Bankettreden auf Mißverständnisse in den Berichten zurückgeführt wissen wollte.

Alle besonnenen Elemente in Italien, die keineswegs den friedlichen Charakter der gegenwärtigen Weltlage unterschätzen, verhehlen sich indessen nicht, daß der französische Marineminister, ohne irgend welche Staatsgeheimnisse zu verraten, die Bedeutung des zum französischen Kriegshafen im großen Stile auszubauenden Hafens von Bizerta in vollem Einklange mit früheren Darstellungen geschildert hat. Mag auch das jüngste Einvernehmen zwischen Frankreich und Italien über gewisse Küstengebiete am Mittelländischen Meere einen Konflikt zwischen beiden Mächten zunächst ausgeschlossen erscheinen lassen, so lagen doch bereits geraume Zeit vor den Bankettreden des französischen Marineministers zahlreiche Kundgebungen in der italienischen Presse vor, aus denen erhellte, daß die starke Befestigung des tunesisch-französischen Hafens von Bizerta als eine unmittelbare Bedrohung der Insel Sizilien angesehen wurde. In ganz kurzer Frist könnten französische Kriegsschiffe von der tunesischen Küste her, ohne auf ernste Schwierigkeiten zu stoßen, Truppen an der Südküste Siziliens landen. Wie sehr diese Besorgnis früher schon die leitenden militärischen Kreise Italiens beschäftigt hat, ergibt sich unter anderem

daraus, daß ein befestigtes Lager in Castrogiovanni, der auf einem hohen Felsplateau liegenden sizilianischen Stadt, die sich an der Stelle des alten Enna erhebt, ernsthaft geplant wurde. Der französische Minister hat also nur „le secret de Polichinelle“ verraten, als er inter pocula die wirkliche Bedeutung des Kriegshafens von Bizerta charakterisirte. Dasselbe gilt von den Befestigungen der Ostküste Korsikas, so daß Herr Pelletan bei seinen Fanfarenklängen zwar die in jeder Hinsicht friedliche Weltlage unterschätzt haben mag, bei dem Hinweise auf die für Italien bedrohliche Natur der französischen Befestigungen jedoch die tatsächlichen Verhältnisse nicht aus den Augen verloren hat.

In Italien wird anderseits die Überzeugung jetzt allgemein durchgedrungen sein, wie sehr es einem Lebensinteresse des Landes entsprach, den Dreibund zu erneuern, um nicht von dem guten Willen Frankreichs abhängig zu werden. Mit einem neuen Carthago hat der französische Kriegsminister den Kriegshafen von Bizerta verglichen. In Italien darf daher das Friedensbündnis der europäischen Zentralmächte, das seinen Mitgliedern ihren territorialen Besitzstand gewährleistet, als Bürgschaft dafür dienen, daß dem „neuen Carthago“, um bei der von Herrn Pelletan gewählten Parallele zu bleiben, niemals der Ruf: Hannibal ante portas! entsprechen wird, wie sehr auch die französischen Befestigungen der Ostküste Korsikas mitten ins Herz Italiens zielen sollen.

Als charakteristisch hervorgehoben zu werden verdient, daß zu derselben Zeit, in der die Bankettreden des Generals André und des Marineministers Pelletan lebhaft erörtert wurden, französische Blätter einen Besuch des Königs Victor Emanuel III. in Paris ankündigten. Schon im Zusammenhange mit der Reise des Königs von Italien nach Deutschland war ein solches Gerücht aufgetaucht. Die der italienischen Regierung nahestehende „Tribuna“ betonte jedoch damals, daß der Nachfolger des Königs Humbert nur unter der Voraussetzung Besuche in fremden Hauptstädten abstatten werde, daß er des Gegenbesuches in Rom sich versichert halten dürfte. Dieser Hinweis bezog sich nicht bloß auf Österreich, sondern auch auf Frankreich, da selbst republikanische Pariser Organe angedeutet hatten, aus Rücksicht auf den Vatikan könnte Herr Loubet nicht im Quirinal erscheinen. Diese Meldung wurde durch die der vatikanischen Organe ergänzt, wonach Papst Leo XIII. keinen katholischen Staatschef zu empfangen beschlossen habe, der sich als Gast des italienischen Königshauses in Rom eingefunden habe.

Zuverlässige Mitteilungen lassen keinen Zweifel darüber obwalten, daß die Bemühungen des französischen Botschafters beim Quirinal, Barrère, darauf gerichtet sind, einen Besuch des Königs Victor Emanuel in Paris herbeizuführen. Auf diese Weise hofft der diplomatische Vertreter der französischen Republik seine vor der Erneuerung des Dreibundes an Herrn Delcassé gerichteten, die italienisch-französischen Beziehungen allzu optimistisch darstellenden Berichte zum Teil wenigstens gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet mußten die von dem französischen Kriegsminister und dem Marineminister ausgebrachten Trinksprüche sehr ungelegen kommen. Herr Barrère hat freilich auch mit anderen Eventualitäten bereits gerechnet. Sollte eine Pariser Reise des Königs von Italien unter den obwaltenden Verhältnissen sich nicht als ausführbar erweisen, so würde die nächste Gelegenheit eines Besuches, den Victor Emanuel in einem der an Frankreich grenzenden italienischen Gebietsteile macht, benutzt werden, um den Monarchen durch einen französischen General feierlich begrüßen zu lassen. Nur wäre dies ein matter Ersatz für eine Zusammenkunft der beiden Staatschefs. Deshalb verlautet, daß Herr Barrère diesen Ersatz eher in einer Begegnung zur See finden würde. In den territorialen Gewässern, also innerhalb Kanonenschußweite von der Küste, würden der Präsident der französischen Republik und der König von Italien zusammentreffen, falls eine solche Absicht zur Verwirklichung gelangen sollte. In dem von Herrn Barrère nach der „Eventualmaxime“ entworfenen, vier verschiedene Möglichkeiten in Betracht ziehenden Programm könnte

endlich eine Begegnung außerhalb der territorialen Gewässer erfolgen. So zeigen sich deutlich die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß Herr Loubet dem Vatikan gegenüber sich durchaus nicht frei fühlt. Ebenso kommen Fragen der internationalen Courtoisie zur Erwägung, da der Präsident der französischen Republik nicht ohne weiteres Anspruch auf einen ersten Besuch von seiten des Königs von Italien erheben darf. In Deutschland, wo die französisch-italienische Annäherung als eine neue Friedensbürgschaft mit Genugtuung begrüßt wurde, könnte es nur Befriedigung hervorrufen, falls diese Frage der internationalen Courtoisie eine angemessene Lösung finden würde.

Das italienische Ministerium Zanardelli-Giolitti darf wohl auch nach den parlamentarischen Ferien auf eine geschlossene Mehrheit in der Deputiertenkammer zählen. Unlängst fand zu Imola in der Romagna der italienische Sozialistenkongreß statt, auf dem die Frage entschieden wurde, ob die sozialistische Partei nach wie vor der bürgerlichen Regierung ihre Unterstützung gewähren dürfte. Heftig prallten die Gegensätze aufeinander, wobei der Deputierte Turati die gemäßigtere Auffassung verteidigte, während Ferri an dem revolutionären Programm starr festgehalten wissen wollte. Die von Ferri eingebrachte Tagesordnung wurde jedoch mit 456 gegen 279 Stimmen abgelehnt. Auch ein Zwischenfall auf dem Sozialistenkongresse von Imola läßt erkennen, daß die gemäßigteren Elemente der Partei nicht bloß in wirtschaftlichen Fragen, sondern auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik Besonnenheit bekunden können. Der Führer der französischen Sozialisten, Jaurès, der Vertrauensmann des früheren Handelsministers Millerand, hatte an den italienischen Deputierten und Parteigenossen Costa ein Schreiben gerichtet, das zur Veröffentlichung gelangte und in Italien allgemeinen Beifall fand, während es in Frankreich, insbesondere im Feldlager der Nationalisten und der mit diesen oftmals sympathisierenden Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Méline, einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Mit Rücksicht darauf, daß die sozialistische Parteigruppe der italienischen Deputiertenkammer der Erneuerung des Dreibundes zugestimmt hatte, betonte der französische Deputierte Jaurès in seinem Briefe: „In der auswärtigen Politik tragen Sie zu einem bedeutsamen historischen Resultate bei, da der Dreibund, notwendig gegen unseren Chauvinismus und die russisch-französischen Fanfaronnaden gerichtet, als Gegengewicht allmählich seinen aggressiven Charakter verliert und man den Tag herankommen sieht, an dem durch eine umfassende Gruppierung die Abrüstung gestattet werden wird." Es ist bezeichnend, daß ein französischer Deputierter und Parteiführer die Tendenz des Dreibundes in unbefangener Weise würdigt und in diesem Zusammenhange vielmehr von russisch-französischen Fanfaronnaden spricht.

Der „Temps" veröffentlichte nun eine ganze Reihe von Artikeln, um der Auffassung des zugleich als Leiter der „Petite République" großen Einfluß ausübenden Deputierten Jaurès entgegenzutreten. Nur widerfährt dem „Temps" das Mißgeschick, daß er sich selbst in zahlreiche Widersprüche verwickelt. Hat er doch in diesen Tagen erst den Nachweis erbringen wollen, daß der Dreibund bei seiner Erneuerung eine durchaus friedliche Einrichtung geworden ist. Das Pariser Blatt berief sich mit großem Nachdruck auf den vom König Victor Emanuel III. bei seinem Besuche in Deutschland ausgebrachten Trinkspruch, worin hervorgehoben wurde, daß *nunmehr* die friedliche Bedeutung des von den europäischen Zentralmächten abgeschlossenen Bündnisses überall anerkannt werde. Auf das Wort ormai wies der „Temps" besonders hin, als ob „nunmehr" erst durch die italienische Initiative eine Änderung des früheren Charakters herbeigeführt worden sei. In Wirklichkeit konnte die vom König von Italien gewählte Zeitbestimmung nur die Bedeutung haben, daß jetzt auch die Franzosen sich von der anderwärts längst anerkannten friedlichen Natur der Tripelallianz überzeugt haben.

Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Nationalisten und die unter der Führung Mélines vorgehenden sogenannten „progressistes" mit ihrer

Polemik gegen einen der Chefs der die Regierung in der Deputiertenkammer unterstützenden Parteigruppen eine Aktion in der inneren Politik vorbereiten möchten. Auf diese Weise soll eine Debatte über die auswärtige Politik des Ministeriums Combes in Szene gesetzt werden, in der die Oppositionsparteien die in Frankreich stets dankbare „patriotische" Rolle zu spielen hoffen. Herr Jaurès hat jedoch, wie aus einem am 25. September veröffentlichten Artikel „La Manœuvre" hervorgeht, diese Taktik deutlich erkannt. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erweist der sozialistische Führer sich dem früheren Conseilpräsidenten überlegen, indem er durchblicken läßt, daß, falls Méline wider Erwarten nach einer solchen Kammerdebatte von neuem an das Staatsruder gelangen sollte, sein Kabinett als ein offenkundiges „Ministerium der Revanche" im Hinblick auf die friedlichen Wünsche des weit überwiegenden Teiles der Bevölkerung scheitern müßte. Herr Jaurès hält jedoch dafür, daß eine solche Taktik bereits vorher in der Deputiertenkammer Schiffbruch leiden müßte.

In Emile Zola ist einer der hervorragendsten Charakterköpfe der dritten französischen Republik aus dem Leben geschieden. Mag immerhin das literarische Urteil über diesen schöpferisch wirkenden remueur d'idées, wie er in Frankreich bezeichnet zu werden pflegt, schwanken, so sichert ihm doch das mannhafte, die eigenen Interessen verleugnende Eintreten für die Sache der Gerechtigkeit bei allen Kulturnationen ein nie verlöschendes Andenken. Wie stark griff dieser Mann in die Entwicklung der inneren Politik Frankreichs ein, als er im Falle Dreyfus der irregeführten öffentlichen Meinung seines Landes die richtige Bahn wies. Die Verhandlungen der Kriegsgerichte legten damals vollgültiges Zeugnis dafür ab, daß die Republik und ihre Einrichtungen selbst gefährdet waren. Daß ein Unschuldiger wie der Kapitän Dreyfus der grausamsten Behandlung unterworfen werden konnte und heute noch vergebens seine Rehabilitierung erwartet, daß der wirkliche Schuldige, Esterhazy, der Strafe entzogen, ja, eine Zeitlang unter anderem von einem Mitgliede der orléanistischen Prätendentenfamilie wie ein Held gefeiert wurde — diese und andere Vorgänge mußten als höchst bedenkliche Symptome angesehen werden. Emile Zola hat dann in seinem berühmten Artikel J'accuse! die Gewissen aufgerüttelt und ist zum Märtyrer für seine Überzeugung geworden. Deshalb gebührt ihm auch in den Annalen der politischen Geschichte Frankreichs ein Ehrenplatz, auf dem sein Name in goldenen Lettern verzeichnet stehen wird.

„Marie Louise und der Sturz Napoleons".

Herr Professor A. Fournier sendet uns zu seinem, unter obigem Titel (im Septemberheft dieser Zeitschrift) erschienenen Aufsatz die beiden folgenden Berichtigungen:

S. 394. Herr Friedrich Masson ersucht mich, zu konstatieren, daß das Buch „Napoleon und seine Verkleinerer" geistiges Eigentum des Prinzen Napoleon sei, zu dem er nur das historische Material beigesteuert habe. Ich beeile mich, diesem Wunsche zu entsprechen.

S. 396, Anm. 2. Es sollen in der Tat handschriftliche Memoiren oder Aufzeichnungen des Obersten Galbois vorhanden sein, die aber bisher der Öffentlichkeit vorenthalten blieben.

Literarische Rundschau.

Eine vergleichende Erdkunde.

Die Erde und ihr Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Friedrich Ratzel. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Es steht etwas vom Geiste Herders hinter diesem Buche. Nicht in der Form, wie die Dinge erzählt werden, sondern in der Perspektive. Mit der hinreißenden Gewalt Herderscher Erzählungsart irgendwo zu vergleichen, ist immer mißlich, ja ungerecht, denn an solcher stärksten Individualität kann man nicht messen. Aber wenn Herder von der Menschheit redet, so ist es, als wandle er aus einer ungeheuren Schöpfungsleere langsam auf ein einheitlich helles Gebilde an. Es glänzt zunächst wie ein einziger Stern. Erst im Näherkommen sondern sich dann Verschiedenheiten, ein Gedränge zuletzt der Dinge, in dem wir ganz zuletzt das Vertraute, Nächste, uns selbst wieder finden. Aus solcher Perspektive versucht Ratzel zu seiner Erde vorzudringen. Als ein kosmisches Individuum schwebt sie im Raum. Sie ist nicht ein wüster Steinhaufen, auf den durch irgend eine sonderbare Fügung das Denkwesen Mensch geraten ist, das Begriffe spinnt und darunter abstrakt auch den einer „Erde" sich formt. Dieser Mensch ist nur eine Welle in ihrer Existenz; sie selbst ist es, die in ihm denkt, in ihm reflektiert. Ratzel ist nirgendwo aus den Grenzen des heute gültigen realistischen Naturforscherbildes herausgetreten. Kühnere philosophische Spekulation liegt ihm ganz und gar fern. Um so bemerkenswerter ist in seinem Exempel, wie weit sich selbst mit solchen nüchternsten Mitteln bei richtiger Herder-Perspektive für einen modernen Naturforscher heute die Einheitsfassung und Individualisierung der Gesamterde treiben läßt, und zwar ausgesprochen nicht symbolisch, sondern prägnant.

Ratzel hat kein eigentlich populäres Werk geliefert. Vielleicht ist es im Rahmen dieser Meyerschen Brehm-Fortsetzungen von ihm erwartet worden. Aber als der Mann seines Namens, als der anerkannte Fachforscher, dessen Urteile auf geographischem Gebiete überall Originalwert haben, ist er jedenfalls mit Ruhe den Weg gegangen, der ihm lag. Er hat ein in jedem Zuge kritisches Buch geschrieben. Trotz der vielen Bilder, die im ersten Aufblättern ein rein referierendes Volksbuch erwarten lassen, liest man sich kaum ein paar Bogen weit in den Band hinein, ohne diese Klaue des Löwen zu fühlen. Die Darstellung setzt voraus; auf der kritischen Zergliederung aber liegt der Schwerpunkt. Wie bei allen so angelegten Arbeiten ist man zunächst überrascht durch die Menge des Negativen. Ein Lehrbuch im weiteren Sinne wird immer streben, aus dem Fluß der Forschung so viel, als es angeht, die positiven Resultate herauszuziehen; populärisieren läßt sich geradezu gar nicht ohne eine gewisse Übertreibung nach dieser Seite. Ratzel macht

kein Hehl daraus, wie stark die tiefste Signatur unserer wissenschaftlichen Erdkunde heute eine rücksichtslose Skepsis ist. Wer die Tatsachen einigermaßen überschaut, der sieht darin überall die Stimmung des Abrechnens mit dem 19. Jahrhundert. Dieses Jahrhundert hat unsere Erdwissenschaft in jedem Betracht erst geschaffen — darüber ist kein Zweifel. Und doch läßt sich ebensogut behaupten, daß eine wesentliche Aufgabe des jetzt kommenden Jahrhunderts darin bestehen wird, mit gewissen Lieblingstheorien gerade dieses neunzehnten wieder scharf ins Gericht zu gehen. Der Inhalt dieses ersten Bandes, der vorwiegend die physikalische und dynamische Geologie berührt, führt auf Schritt und Tritt mitten ins Feld.

Der Grundgedanke des 19. Jahrhunderts über die Gesamterde ist eigentlich stets der eines Niederganges, eines Absterbens. Das Wort „Erkalten" malt das am schärfsten, und dieses Wort bekam die Geologie schon mit aus dem achtzehnten. Im Sinne der Kant-Laplaceschen Hypothese war die Erde nur ein gefallenes Stück Sonne. Ihr „Leben" seither — Leben im Sinne von Selbstbetätigung, Regung, Entwicklung gefaßt — war unaufhaltsamer Absturz vom mütterlichen Sonnendasein zum kalten, starren Meteorblock. Die Frage war bloß, wie weit man sich heute, da wir Augenzeugen sind, diesen Prozeß schon vorgeschritten denken wollte. Hier zerfällt das Jahrhundert in zwei Epochen. Die erste gönnt im Sinne Humboldts der Erde trotz ihrer Jahrmillionen Urgeschichte noch ein außerordentlich lebhaftes Reagieren von innen heraus. Unter dünner, elastischer Erkaltungsrinde wogt noch heute die Urglut, das alte Sonnenerbe. Als Lava platzt sie in den „Sicherheitsventilen" der Vulkane vor, als sich reckende Riesin wölbt sie die Gebirge empor. Das Tier- und Pflanzen- und Menschenleben erscheint nur wie ein winziges, gegen diese Innenwucht verschwindendes Schimmelhäutchen auf der Grenze der Seifenblase zwischen Zentralglut und Weltraumkälte. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts umfaßt dann das Emporkeimen und die Blüte der Anschauungen, für die etwa der Name von Süß das äußere Zeichen geben kann. Hier erscheint die Erde erst wirklich alt und altersmatt, schon sehr nahe dem Endstadium des Meteorblocks, der aus sich heraus sich überhaupt nicht mehr regt. Die Vulkane haben keinen Zusammenhang mit einem etwa noch bestehenden Zentralfeuer. Die Gebirgsbildung ist im Grunde nur eine Senkungserscheinung, bedingt durch Einsturz oder durch faltenden Seitendruck auf der greisenhaft einschrumpfenden Erde nach dem Prinzip des trocknend sich runzelnden Apfels. Über dem Tier- und Pflanzenleben schwebt das Damokles-Schwert der Vereisung, wenn die Weltraumkälte endlich doch siegt. Der Gedanke, daß wir Menschen selber nur die schimmelhaften Epigonen auf einem greisenhaft absterbenden Gesamtkörper darstellen sollen, hat in dieser zweiten Jahrhunderthälfte weit über die Geologie und die ganze Naturforschung hinaus tief in unser ganzes Philosophieren über die Welt nachgewirkt.

Es ist interessant, das Urteil eines Mannes von Ratzels Ansehen an diesen oft schon zu Lehrbuchparagraphen erstarrten Anschauungen zu messen. Er wägt sehr kühl ab, was jene Kant-Laplacesche Grundhypothese heute dem Geographen bedeuten könne. Sie ist eine Möglichkeit neben gleichberechtigten anderen, umringt von unaufgeklärten Einwürfen. Ihre einzige Folgerung, die den Geographen unmittelbar angehen könnte, wäre das Fortbestehen eines feurigflüssigen Erdinnern. Gerade dagegen aber richten sich die strengsten rein geologischen Gründe. Die alte Annahme, daß in der Erde schon bei einigen sechzig Kilometern Tiefe der glühend-flüssige Zustand der Gesteine herrsche, wird schroff abgelehnt, die Anschauung, daß es sich bei solcher Zentralglut um einen noch konservierten Rest der Urwärme, die einst den ganzen Planeten sonnenhaft glühen ließ, handle, wird als „kindlich" bezeichnet. „Die Erde ist keine Kaffeekanne, die mit einer Wärmehaube bedeckt ist." Direkt wissen wir über die „Eingeweide der Erde" gar nichts, aber zwei Schlüsse sind bestimmend: einmal, daß schwerere Massen im Innern liegen als in der Rinde, und dann, daß der überwiegende Teil dieses Erdinnern fest sein

muß. Der Vulkanismus ist eine Rindenerscheinung, die mit den großen Tiefen schlechterdings nichts zu tun hat, also auch nichts für ein Zentralfeuer beweisen kann. Die zeitliche und örtliche Beschränktheit der Vulkane „läßt Sammelbecken feurigflüssiger Massen annehmen, deren Ausdehnung nicht sehr viel größer ist als die Massen, die sie in Form von Vulkanbergen und Vulkandecken an der Erdoberfläche anhäufen, und mit deren Anhäufung sie sich für lange erschöpfen". Der Sitz der gebirgsbildenden Kräfte geht noch etwas tiefer, aber selbst er führt noch nicht aus der „Rinde" heraus. So sind die älteren Ideen des 19. Jahrhunderts also in ihrem wichtigsten Punkt ganz und gar abgetan. Aber nun faßt die Kritik auch die andere Seite, die Schrumpfungstheorie. Im Grunde ist auch sie nur ein zweites Kind ja der Erkaltungstheorie. „Man kann heute schon sagen," urteilt Ratzel zusammenfassend über die Süßsche Geologie, „daß auch diese Erklärung an ihrer Einseitigkeit zu Grunde gehen wird, vielleicht noch rascher als die vulkanische." Ich möchte dieses Urteil nicht unterschreiben. Aber es ist charakteristisch, daß es in dieser Schroffheit schon gefällt werden kann. Die Dinge sind wieder gar gewaltig im Fluß!

Gerade hinter dieser äußersten Negation erscheint aber am deutlichsten das positive Element, das für Ratzel selbst in seiner Erdbetrachtung maßgebend ist. Ihm widerstrebt überhaupt die ganze rein absteigende Linie, die ewige Betonung, daß die Eigenentwicklung der Erde eigentlich nur ein einziger großer Verfall sei. „Jede Erdansicht," sagt er einmal, „behalte den Peschelschen Satz in der Erinnerung: ‚Auf dem Antlitz unseres Planeten ruht noch nicht eine tödliche Erstarrung'." Und noch viel deutlicher heißt es nach Ablehnung der Hypothese vom Zentralfeuer als allmählich erlöschendem Rest der Urwärme: „Nur unter dem Bann einer so ehrwürdigen Hypothese wurde die resignierte Ansicht William Thomsons möglich, beim gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft sei es am einfachsten, die Erde als einen chemisch untätigen, warmen, in der Abkühlung begriffenen Körper zu denken. Es ist mindestens unvorsichtig, von chemischer Untätigkeit bei einem Körper zu sprechen, an und in dem wir die mächtigen chemischen Veränderungen der Auflösung, der Niederschlagsbildungen, des Vulkanismus und, nicht zuletzt, des Lebens ununterbrochen vor sich gehen sehen." Das „nicht zuletzt" ist in der Tat sehr wesentlich. Man braucht nur an die Entstehung des Menschengeschlechts als eine (im Sinne moderner Forschung) natürliche Handlung des Erdballs zu denken, um die ganze Schwäche und Einseitigkeit einer Anschauungsweise zu empfinden, die den Weltgang bloß mit dem Thermometer werten wollte und den kolossalen Anstieg dieser Leistung stillschweigend unter die Verfallsphänomene verrechnete.

Wen der Reiz dieser kritischen Streifzüge des Buches (von denen hier nur eine Stichprobe gegeben ist) weniger fesselt, der wird besonders die Teile mit Genuß lesen, wo Erde und Mensch sich enger berühren. Der zweite Band muß da erst die Hauptlinie geben, aber der Gesichtspunkt der Beziehung ist schon im ersten so fest gewählt, daß vorzügliche Exkurse entstehen. Mitten in die objektive Betrachtung mischen sich da Kapitel wie: „Die Welt und unser Geist" oder ein andermal: „Die geistigen Wirkungen der Erdbeben und Vulkanausbrüche". Im ganzen gehört hierher auch die historische Einleitung, in der die reale Anschauung einer Erdeinheit in ihrem Wachstum im Menschengeist geschildert wird: vom ersten Erfassen eines inselhaft winzigen Stückchens Land auf dieser Erde als Heimat — bis zu den Tagen, da ein Schiff den Erdball umkreist und dem Astronomen die Kugel frei im Raum schwebt. Es ist eine Meisterleistung, wieviel Ratzel allein auf diese sechzig Seiten zusammengedrängt hat: Gedanken und auch (zum Teil keineswegs bloß hergebrachte) Tatsachen zur Entdeckungsgeschichte der Erde.

Wenn ich sagte: die Darstellung des Buches setzt viel voraus, so berührt das wesentlich nur ihr Verhältnis zum Volkstümlichen. Im übrigen verfügt Ratzel auch für sie, wo er *will*, über nicht gewöhnliche Mittel. Ein Kapitel wie „Die vulkanische Landschaft" könnte, wenn man vom eigentlichen Wortstil (der allerdings

so schlicht nüchtern wie möglich ist) absieht, inhaltlich in Humboldts „Kosmos" stehen. Die vulkanische Landschaft wird uns vorgeführt zunächst in ihrem großen historischen Zug. „Die dunkeln Vulkankegel und Lavaströme wirken wie Erzählungen der Vorzeit auf uns. Wer hat nicht das im tiefsten Sinne Historische dieser Landschaft im Anblick der vulkanischen Albanerberge empfunden, die eine reine Naturkraft aussprechen, an ihren stillen Kraterseen eine geheimnisvolle Einsamkeit bergen, und dazu im Fernblick die Türme Roms zeigen?" Geheimnisvoll wirkt auch beim Vulkan die einförmige Stille, wenn die Tätigkeit pausiert oder völlig erloschen ist. „Auf den Lavafeldern, so eigenartig sie sind, beschleicht uns die Erinnerung an das Meer, an die Wüste oder an das arktische Eis. Sie haben Größe, Feierlichkeit, Öde und vor allem die Monotonie gemein." Einen großen Zug gibt dieser Landschaft die Wechsellagerung harter Lavafelsen und weicher, zu lockerem Sandstein verkitteter Asche. „Tuff gibt sanfte Böschungen, Lava baut steile, klippenumragte Hänge." Ein anderes bestimmendes Merkmal der Feuerbergstaffage ist die geologisch begründete Beziehung zwischen Vulkanen und Wasserflächen. „Der Kegelberg und die Wasserlinie, über die er sich langsam erhebt, der Krater, der sich dunkel über dem leuchtenden Wasserspiegel öffnet, sind bezeichnende Gegensätze." Dazu endlich der absolute Kontrast der Farben, die zum Teil, vorwaltend, düster, zum Teil aber grell. „Vulkane treten mit dem Braun der Lava, die eben zu verwittern beginnt, mit dem Graubraun der Aschenlager und mit dem oft tiefen, tintenhaften Schwarz der frischgeflossenen Lava aus jeder Landschaft ernst heraus. Sie sind immer dunkler als andere Berge. Die höheren Teile von Vulkanen sind auch selbst in den Tropen, wo die Pflanzendecke sich so rasch erneuert, von einem ernsten Braun. Die Rauchwolken, die einem schlummernden Vulkan entsteigen, sind bräunlich und hüllen den Kratergipfel, um den sie bei ruhiger Luft wie ein lang hinauswehender Schleier ziehen, in einen lichtbraunen Duft. Ein hellgrauer Schatten über einer sonnigen Landschaft, zu dünn für Wolken und selbst für Höhenrauch zu leicht, vom oberen Passat in einen langen Schleier ausgezogen: so zeigt sich ein schwacher Aschenregen, der Monate währt. Wächst die Tätigkeit des Vulkans, so vertieft sich das Grau und Braun des Rauches, und wenn der Aschenauswurf eintritt, färbt er sich fast schwarz. Man sieht dann die weißen Dampfwolken sich durch diese aschegefüllten Luftschichten hindurchwälzen und über sie hinausstürmen. Wo Lava fließt, qualmen dicke Dämpfe häßlich gelbgrau von der Versengung der Pflanzen und der heißen Berührung mit dem feuchten Erdreich auf." Und noch wieder dazu dann der Gegensatz der grotesken Bemalung im engeren. „An den Kraterwänden und um die Fumarolen schlagen sich die Chlor- und Schwefelverbindungen der verschiedensten Salze nieder. Lavakegel sind am obersten, heißesten Teil hell isabellrot, stellenweise auch lebhaft grün oder bläulich, tiefer unten gelb, und zwar rotgelb bis grüngelb, alles von Chlor- und Schwefelverbindungen des Eisens und Kupfers. Auch gelbliche und grünliche Dämpfe sieht man hier entweichen. Ausblühende Salze werfen einen weißlichen Schimmer über die Lavaschollen. Der Gipfel des Demawend ist kreideweiß. Stücke von bernsteingelbem Schwefel liegen dort in Menge umher, und die höchsten Klippen erglänzen gelblichgrün in fast reinen Schwefelwänden. Der Eindruck, den ein solcher mit stechenden Dämpfen, mit Schwefelkrusten und Salzen erfüllter und buntgekleideter Krater auf die Phantasie macht, ist in hohem Grade ergreifend." — Ein Buch mit solchen Landschaftsschilderungen bedarf keiner Bilder.

Wilhelm Bölsche.

δφ. **Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden in den Jahren 1850—1900.** Zugleich ein Beitrag zur deutschen Finanzpolitik. Von Dr. Adolf Buchenberger, Großherzoglich badischem Finanzminister. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1902.

Ein bemerkenswertes Buch unter mehreren Gesichtspunkten. Es ist dem Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs von Baden gewidmet, dessen halbes Jahrhundert seine eigne historische Darstellung umspannt. Es ist damit ein Denkmal jenes eigentümlich glücklichen Verhältnisses zwischen Fürst und Land, dessen Baden sich so lange erfreut und dessen Erneuerung es im letzten Frühjahr gefeiert hat. Es ist ferner die eingehende Schilderung der finanziellen Entwicklung eines hervorragenden deutschen Mittelstaates in ihren Wandlungen durch die neueste Zeit, ganz besonders unter dem Einflusse des Verhältnisses zum neuen Reiche. Hier namentlich der allgemeine Zug zu unwiderstehlichem Anwachsen des Staatsbedarfs in allen Richtungen und am meisten in der Richtung des Unterrichts und der Wissenschaft. Es ist aber vor allen Dingen die Autorschaft des Buches, die dasselbe bemerkenswert macht. Nicht nur, daß es der Finanzminister ist, der — mit männlicher Bescheidenheit — von seinen Taten und Erlebnissen redet, sondern zumal daß es ein hervorragender Fachschriftsteller ist, welcher sich längst in der Wissenschaft einen geachteten Namen gemacht, und welcher in gegenwärtiger Schrift das trockene Material mit der eigentümlichen Kraft und Klarheit des wissenschaftlichen Geistes durchdringt. Ein würdiges Vorbild für viele seiner Berufsgenossen!

δφ **Ludolf Camphausens Leben.** Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary. Mit Camphausens Bildnis. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1902.

Im Jahre zuvor ist David Hansemanns Leben erschienen (von Alexander Bergengrün, Berlin, Guttentag, 1901) und an dieser Stelle zur Anzeige gelangt. Die naheliegende Lücke, welche jene Publikation übrigließ, ist sehr bald und in sehr willkommner Weise ausgefüllt worden, indem aus den hinterlassenen Familienpapieren ein paralleles Lebensbild von Ludolf Camphausen, dem Mitstrebenden Hansemanns, dem gleichzeitigen Märzminister des Jahres 1848, jetzt vor die Öffentlichkeit gelangt ist. Wie Hansemann ist L. Camphausen einer jener hervorragend begabten Männer der Rheinlande, welche aus den Geschäften des Handels und der Industrie durch ihr gemeinnütziges Wirken wie von selber zu Staatsmännern heranwachsen und bei der neuen Wendung des preußischen Verfassungslebens dem Staate das erforderliche neue Menschenmaterial liefern, das es fortan nicht mehr entbehren kann. Neben den Erinnerungen an diesen neuen Typus eines kaufmännischen Premierministers von Preußen steht als interessantes Seitenstück der um zehn Jahre jüngere Bruder Otto, der als studierter Jurist die übliche juristische Staatslaufbahn gemacht hat, in jungen Jahren bereits vortragender Rat im Finanzministerium geworden ist, später dann eine Reihe von Jahren hindurch Finanzminister war bis auf die Wende zur sog. neuen Wirtschaftspolitik am Ende der siebziger Jahre. Der Historiker wird in dem nun vorliegenden Bande mancherlei Neues und Bemerkenswertes finden, so auch die Briefe Friedrich Wilhelms IV. und der Prinzessin von Preußen an Camphausen — wie ja die Geschichte der Märzrevolution eben in den letzten Jahren von mannigfaltigen Seiten genauer festzustellen versucht worden ist.

δφ. **Republikanische Wandelbilder und Porträts.** Von Friedrich Locher. Herausgegeben und verlegt von seiner Tochter Emma Locher. In Kommission bei Th. Schröter, Zürich und Leipzig. 1902.

Ein Altersgenosse und Schulkamerad Gottfried Kellers, der heute noch am Leben ist und außerhalb seines Vaterlandes den Rest seiner Tage in Paris zubringt, gibt uns hier den ersten Band seiner Erinnerungen. Eine Persönlichkeit, die als Advokat und Politiker inmitten der Parteikämpfe des Kantons Zürich und der Eidgenossenschaft mehr als ein halbes Jahrhundert durch gestanden hat, vielerlei Feindschaft säend und erntend, ein harter Richter über alles Parteiwesen der kleinen Republik, der er die Fähigkeit abspricht, Recht und Gerechtigkeit zu wahren, da er in sich selber ein denkwürdiges Opfer sieht. Seine Erinnerungen flechten sich hinein in die Geschichte der Schweiz und zumal Zürichs, wie diese sich während des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hat. Dem Kenner derselben vielerlei Bekanntes erzählend, jedoch dazwischen eine lange Reihe treffender selbständiger Urteile und interessanter persönlicher Erlebnisse. Im einzelnen gewiß Übertriebenes und gar zu Bitteres enthaltend (so die Anschuldigungen des aus Zürich stammenden einstmaligen Berliner Rechtslehrers Friedr. Ludwig v. Keller), — daher mit Kritik zu lesen. Im ganzen aber ein sehr beachtenswerter und fesselnder Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Demokratie im neunzehnten Jahrhundert. Für die Verehrer Gottfried Kellers aber sind diese Erzählungen einigermaßen als der Rohstoff zu erklären, aus denen „Das verlorene Lachen" und „Martin Salander" gearbeitet worden sind.

ρσ. **Berlin, wie es war und wurde.** Von Willy Pastor. Zur Geschichte der Stadt Berlin. Mit mehr als 60 zumeist authentischen Bildern. Erstes bis sechstes Tausend. Verlegt bei Georg Heinrich Meyer. Berlin. 1901.

Diese (Julius Rodenberg zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmete) Schrift breitet vor uns in großen Zügen eine Entwicklungsgeschichte der Stadt Berlin aus. Geschichte kann aus den verschiedensten Gesichtspunkten geschrieben werden. Politische, militärische, kulturelle Gesichtspunkte pflegen insgemein die herrschenden zu sein. Willy Pastor betrachtet aber das Werden Berlins unter dem Zeichen der Arbeit. Alle

Phasen des historischen Berlins, seine Zustände und Sitten, seine Häuser und Straßen, sein Glück und sein Unglück, erscheinen ihm als die notwendigen organischen Ausflüsse der menschlichen Arbeit. Er setzt die Tatsachen bis zu einem gewissen Grade voraus und spricht sich über dieselben in dem angegebenen Sinne aus. Vom uranfänglichen „Berlin aus Holz und Stroh" führt er den Leser bis in „Unser Berlin", in das modernste Berlin, aus dessen Mitte die Arbeit längst auszuziehen begonnen hat, um sich in der Peripherie zu staunenswerter Wirksamkeit neu anzusiedeln. Die einzelnen Kapitel, zehn im ganzen, muten uns wie flott ausgeführte Bilder an. Wir folgen willig dem Gange des Buches, in dem sicheren Empfinden, mit den Anschauungen und Äußerungen eines selbständig denkenden Geistes und einer eigentümlichen Geschichtsbetrachtung bekannt zu werden.

βλ. **Therese Huber** (1764—1829). Leben u. Briefe einer deutschen Frau. Von Ludwig Geiger. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung. 1901.

Dieses mit außerordentlichem Fleiß und eingehender Kenntnis der Literatur und Zeit geschriebene Buch verdient um so größere Anerkennung, als es dem Verfasser selbst peinlich genug gewesen sein dürfte, es zu Ende zu führen. Eine biographische Arbeit über des gelehrten Philologen und Altertumsforschers Heyne Tochter Therese, die Gattin zuerst Georg Forsters, dann des Gesandtschaftssekretärs, Journalisten und Schriftstellers Ludwig Ferdinand Huber wird von niemandem mehr unternommen werden. Man ist immer freundlich für die Träger ungewöhnlich harter Lebensschicksale gestimmt, und zu ihnen zählt diese Frau. Ihre Jugend war nicht glücklich; ihre erste Ehe mit einem höchst begabten, bedeutenden Mann scheiterte gewiß mehr durch Forsters als durch ihre eigne Schuld; das glückliche eheliche Leben mit dem zweiten Gatten, dessen Einfluß auf sie ein veredelnder gewesen ist, löst sein früher Tod. Von neun Kindern hat sie sechs zu Grabe getragen. Aus mißlichen finanziellen Verhältnissen, zum Teil aus drückenden Sorgen kam sie nie völlig und erkämpfte sich ihr Dasein durch unverdrossene häusliche und literarische Arbeit, mit einem Optimismus, der ihre energische Natur zum Kampf gegen die Widerwärtigkeiten des Daseins stählte. Ihr Leben klingt resigniert aus; an vielen guten Eigenschaften hat es ihr nicht gefehlt. Aber Geigers erschöpfende, nichts verschleiernde Biographie verstärkt nur den Eindruck, daß, mit Ausnahme des Verhältnisses zum zweiten Gatten, der durchaus liebenswürdig und achtenswert erscheint, etwas im Charakter von Therese Huber lag, das alle, die ihr nahekamen, peinlich empfanden. Es war zunächst eine aufdringliche, verletzende Taktlosigkeit. Nur eine solche erklärt das empörende Urteil über die Mutter. Heyne hat die Trefflichkeit seiner ersten Frau gepriesen, die Tochter bewirft ihr Andenken mit Schmutz und bringt die schlimmsten Anschuldigungen gegen sie vor. Nicht an ihr war es, das Verhältnis zwischen Georg Forster und ihrer einstigen Freundin Karoline Böhmer als ein unlauteres zu brandmarken; sie tat es, wohl nach dem bekannten Sprichwort „qu'on ne prête qu'aux riches", und zwar gegen Böttiger, „den armen Alten", dessen Schwatzhaftigkeit sie kannte, über den sie hart urteilte, und dem sie „die intimsten Dinge" anvertraute, um ihn, wie Geiger wohl mit Recht voraussetzt, als Sprachrohr zu benutzen. An ihren späteren Schwiegersohn Emil Herder richtete sie Briefe, die zwischen Mutterliebe und Liebeswerben pendeln. Er endete damit, sie zu hassen, wozu er nach dem Verhalten von Therese bei der Verheiratung ihrer Tochter zuerst mit ihm, dann, nach der Scheidung, wieder mit ihm, wahrhaftig nicht ganz unberechtigt war. Geschmacklos wie im Leben erscheint Therese Huber auch in den meisten ihrer heute vergessenen schriftstellerischen Produktionen und in den mitgeteilten Briefen, obwohl sie stellenweise den Schwulst durch heitere Natürlichkeit und einige gute Schilderungen überwinden. Nur ihr konnte es einfallen, Benjamin Constant, in stillem Schmerz Hubers und ihr eigenes Glück betrachtend, „mit Abadonna an den Toren des Himmels" zu vergleichen! Was hätte der cynische Weltmann gesagt, wenn er das gelesen hätte? Neben einem herrischen, verletzenden Benehmen, das ihr bis zuletzt das Glück des Verkehrs mit den eigenen Kindern, den Freunden, den Bekannten trübte, verfehlen Theresens Gefühlsausbrüche die Wirkung. Weder der Vater noch Georg Forster fanden sie geistig bedeutend genug, um, wie sie klagt, ihre geistige Ausbildung zu fördern. Die Art, wie dieses Buch sie der Wahrheit entsprechend schildert, hinterläßt nichts weniger als den Eindruck, daß sie eine „ausgezeichnete Frau" war. Immerhin hat Wilhelm von Humboldt sie „durchaus die erste Frau, die er kenne" genannt. Er kannte sie nur jung, 1789.

βλ. **Le Mouvement littéraire contemporain.** Par Georges Pellissier. Hachette. 1901.

Der Verfasser dieser Darstellung der literarischen Bewegung in Frankreich während der letzten fünfundzwanzig Jahre hat sich auf dem Gebiet der Literaturgeschichte und Kritik bereits einen wohlbegründeten Ruf erworben. Hier unternimmt er es, den Roman, das Theater, die Dichtung, die Geschichtschreibung und die Kritik der Modernen zu prüfen und das Bild einer Entwicklung zu geben, die, den Theorien und Systemen entsagend, auf den Punkt gelangt ist, sich künstlerisch frei zu entfalten, ohne sich mehr durch Schulen und Formeln beengen zu lassen. Bis zu einem gewissen Grad war das immer der Fall. Weder Romantik noch Realismus haben jemals große Talente in die Fesseln einer absoluten Kunstregel geschlagen, und mit Recht nennt Pellissier nicht Zola, sondern Maupassant den einzigen Naturalisten der Schule, die diesen Namen trägt, und zu welcher er doch niemals gehört hat. Ihn erzog der Romantiker Flaubert zur Kunst des Schauens. Das übrige tat Maupassants unvergleichliches Talent, das größte, weil das un-

mittelbarste, welches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunders erschienen ist, und dazu das einzige, welches den Humor im alten, von der Satire, wie Anatole France sie anwendet, wohl zu unterscheidenden Sinn besitzt. Pelissiers Studien über das Theater und die Dichtung sind ihm ungleich besser als die über die Geschichtschreibung gelungen. Es ist kaum zulässig, Renan als einen realistischen Historiker zu bezeichnen, und der Verfasser widerlegt den Ausspruch selbst, indem er einige Seiten weiter von der „phantastischen Einbildungskraft" des Biographen des heiligen Paulus spricht und den Anspruch des Verfassers der „Ursprünge des Christentums" auf wissenschaftliche Methode beschränkt. Wogegen das Lob, das Fustel de Coulanges gezollt wird, durchaus gerechtfertigt ist. Aber weder er noch Taine, noch Renan, noch Lavisse und Sorel erschöpfen die französische Geschichtswissenschaft dieses letzten Vierteljahrhunderts. Wer von ihr handelt, sollte unter anderen den Namen des Abbé Duchesne wenigstens betonen und die von Laboulaye, Boutmy, Leroy-Beaulieu, Monod u. s. w. nicht unerwähnt lassen; denn sie sind keine bloßen Fachgelehrten und beeinflussen mit besserm Recht als viele der Romanschriftsteller und Poeten, die der Verfasser nennt, den Geist ihrer Zeit.

ρ. **Geistige Waffen.** Ein Aphorismen-Lexikon. Zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D. Freiburg i. B. Paul Waetzel.

Der Sinn des Titels ist, daß die hier mit ungemeiner Belesenheit, nach durchaus zu billigenden ethischen Grundsätzen und in geschickter Anordnung vereinten Denksprüche dadurch, daß sie die wichtigsten Fragen des Lebens und der Gesellschaft von verschiedenen Seiten beleuchten, das Material liefern zur Bildung eines eigenen, selbständigen Urteils. Die Auswahl ist mit der größten Liberalität getroffen: sie reicht vom „Talmud" bis zu den „Fliegenden Blättern", und neben Pobedonoszew finden wir Nietzsche. Man könnte die Sammlung auch sehr wohl „ein Aphorismen-Lexikon der Weltliteratur" nennen, und es gewährt keinen geringen Reiz, indem man darin blättert, zu sehen, was die hervorragendsten Männer und Frauen aller Zeiten und Länder über Probleme gedacht haben, die nicht aufhören werden, die Menschheit zu beschäftigen. Zu rühmen sind die Register, wenn auch die Scheidung von „Dichter und Dramatiker" und „Romanschreiber und Novellisten" ziemlich willkürlich ist und dazu geführt hat, Gustav Freytag und Paul Heyse, die doch auch sozusagen „Dichter und Dramatiker" sind, in die letztere Kategorie zu versetzen, Fontane jedoch und namentlich Thackeray, die niemals ein Theaterstück geschrieben und deren Ruhm vorwiegend auf dem Roman beruht, unter die „Dichter und Dramatiker". Auch schreiben sich Thackeray, Winckelmann und Eucken mit „ck", nicht Thakeray, Winkelmann, Euken.

ππ. **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgegeben von Dr. Josef Ettlinger. Berlin, F. Fontane & Co.

Literaturzeitungen haben in Deutschland keinen leichten Stand. Das größere Publikum fürchtet, in ihnen rein fachwissenschaftlichen Organen zu begegnen, und die Fachwissenschaft selbst bringt ihnen mehr ein kontemplatives als ein wirklich warmes Interesse entgegen, so daß es nur erklärlich ist, wenn derartige „Magazine für Literatur" im allgemeinen keine sehr große kauflustige Menge anlocken. Um so erfreulicher ist es, wenn man feststellen darf, daß bei einem geschickt geleiteten Unternehmen der Erfolg schließlich doch nicht ausbleibt: „Das literarische Echo", das vor vier Jahren ins Leben gerufen wurde, hat sich eine feste Stellung in den Kreisen der Literaturfreunde erworben und sich zu einem nicht unwesentlichen Faktor im Literaturleben herausgebildet, weil es sich an alle diejenigen wendet, die mit offenem Blick die literarischen Strömungen des Tages verfolgen wollen. Mit Besonnenheit wird in dieser Halbmonatsrevue eine Brücke zwischen fachwissenschaftlicher Forschung und allgemeinen Interessen geschlagen, so zwar, daß jener durch Referate von zuständiger Seite gedient wird und diese nach allen Richtungen hin von einem stattlichen Stabe bewährter Mitarbeiter vertreten werden. So ergibt sich ein weites Feld literarischer Kritik und großer wie kleiner Echoübersichten. Alle wesentlichen Zeitungen und Zeitschriften werden nach ihren markantesten Beiträgen analysiert, so daß man sich jederzeit darüber unterrichten kann, welche Themata vorzugsweise behandelt werden und in welchem Sinne sie eine Beurteilung erfahren; aus einzelnen Ländern werden Einzelbriefe veröffentlicht, die von Neuerscheinungen in Rußland, Dänemark, Amerika u. s. w. berichten; die „Heimatskunst" wird betrachtet, indem bestimmten Provinzen Deutschlands Sonderartikel zufallen; ausgeprägte Persönlichkeiten erfahren eigene Charakteristiken, allgemeine Fragen ästhetischer Natur werden untersucht, und auf daß der nachschaffenden Schriftstellerei die selbstschöpferische Poesie nicht fehle, gesellen sich zu den Aufsätzen und Kritiken auch Proben aus neuen Werken zeitgenössischer Dichter. Alles das ist mit Umsicht und bestem Geschmack zusammengestellt, wie auch in kurzen Notizen: Personalien, Hinweisen auf Gedenktage u. ä., überall die ordnende Hand des gewissenhaften Herausgebers zu spüren ist. Wollte man der vortrefflichen Zeitschrift, die sich im Laufe zweier Semester zu einem allzeit brauchbaren Kompendium der alljährlichen literarischen Bewegung auswächst, besondere Wünsche mit auf den Weg geben, so wären es die, daß sie den Porträtillustrationen erhöhte Sorgfalt zuwenden und in der Übersicht über die Zeitungsaufsätze lediglich registrierend, durchaus objektiv verfahren möchte. Denn wohin soll es führen, wenn bei einer solchen Übersicht auch nur die leiseste subjektive Kritik geübt wird? Das gäbe eine Kritik der Kritik, die ad infinitum fortgesetzt werden könnte; und hier soll doch nur ein „Echo" vieler Stimmen gegeben werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 16. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almquist. — Die Kolonisten auf Grimstahamm. Von K. J. L. Almquist. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 23.) Wiesbaden, Volksbildungsverein. 1902.

Artopé. — Blinde Liebe. Drei Novellen von Theodor Artopé. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

Bellorini. — Intorno ad alcune lettere di Silvio Pellico. Di Egidio Bellorini. Cuneo, Fratelli Isoardi. 1902.

Ber. — Der Andere. Novelle in Briefen von Eva Ber. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Bleibtreu. — Waterloo. Eine Schlachtdichtung von Karl Bleibtreu. Mit einer Karte. München, Albert Langen. 1902.

Bürger. — Bürgers sämtliche Werke in vier Bänden. (In einen Band gebunden.) Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Wolfgang v. Wurzbach. Mit vier Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Burmeister. — Nachdichtungen und Bühneneinrichtungen von Shakespeares Merchant of Venice. Von Otto Burmeister. Rostock, Warkentiens Verlag.

Cosmann. — Aphorismen. Von Paul Nikolaus Cossmann. Zweite Auflage. Berlin, Schuster & Löffler. 1902.

Curtius. — Bürgermeister Curtius. Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Paul Curtius. Berlin, Julius Springer. 1902.

Dennert. — Vom Sterbelager des Darwinismus. Ein Bericht von E. Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. 1903.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Register herausgegeben von Ludwig Geiger. Drei Teile in einem Bande mit zwei Bildnissen. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Ehgart. — Unstete Lieder. Von Hans Ludwig Ehgart. Mit Buchschmuck von Willy Ehringhausen. München, A. Ackermann. 1902.

Erhardt. — Zeitgemäße Gasthäuser. Einige Vorschläge zur zweckmäßigen Anlage. Von W. Erhardt. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau. 1902.

Frapan-Akunian. — Ihrige Ohrtens Glück. Eine deutsche Komödie in vier Akten. Von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Freude, Die. Ein deutscher Kalender für das Jahr 1903. Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche.

Geiger. — Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke, herausgegeben und erläutert von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1902.

Gerhard. — Pilgerfahrt. Roman von Adele Gerhard. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Gorki. — Ein Verbrechen und andere Geschichten. Von Maxim Gorki. Deutsch von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1902.

Gor'kij. — Marenjke Olessowa. Von Maxim Gor'kij. Deutsch von Elissawetinskaja und Yorik Georgy. Mit Buchschmuck von Felix Schulze. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Gotthelf. — Elsi, die seltsame Magd. Von Jeremias Gotthelf. (Wiesbadener Volksbücher Nr. 24.) Wiesbaden, Volksbildungsverein. 1902.

Gottschall. — Ariadne. Von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Gurlitt. — Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Von Ludwig Gurlitt. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1902.

Haake. — König August der Starke. Eine Charakterstudie von Paul Haake. München u. Berlin, R. Oldenbourg. 1902.

Hallström. — Florentinischer Abendtraum. Erzählungen und Novellen von Per Hallström. Aus dem Schwedischen übertragen von Francis Maro. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Hauschner. — Daatjes Hochzeit. Novelle von A. Hauschner. München, Albert Langen. 1902.

Heyne. — Fünf deutsche mittelalterliche Erzählungen in neuen Versen. Von Moritz Heyne. Mit Bildern von Otto Neves. Berlin, Meyer & Wunder. 1902.

Hildebrandt. — Neue Brettl-Chansons, gesungen von Rieke Gassenhauer, jetzt Ernestine von Überbrett. Von Paul Hildebrandt. Berlin, A. Hildebrandt. O. J.

Hippel. — Zur Vagabundenfrage. Von Robert von Hippel. Berlin, Otto Liebmann. 1902.

Jänicke. — Singe, wem Gesang gegeben. Von Emil Jänicke. Hamburg, Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Jung. — Baden-Baden. Von L. Jung. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 31 Illustrationen und 1 Karte. Zürich, Orell Füssli. O. J.

Kaiserreden. Reden und Erlasse, Briefe und Telegramme Kaiser Wilhelms II. Ein Charakterbild des Deutschen Kaisers. Leipzig, J. J. Weber. 1902.

Kelles-Krauz. — Die Soziologie im 19. Jahrhundert. Von Casimir von Kelles-Krauz. Berlin, Verlag Aufklärung. 1902.

Keyserling. — Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter, Freifrau Helene von Taube von der Issen. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Kleist. — Heinrich von Kleists sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in vier Bänden (in einen Band gebunden), herausgegeben von Karl Pinger. Mit drei Bildnissen des Dichters, einer Abbildung seiner Grabstätte und einem Briefe in Faksimile. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Klimpert. — Entstehung und Entladung der Gewitter, sowie ihre Zerstreuung durch den „Blitzkamm". Eine meteorologische Betrachtung von R. Klimpert. Bremerhaven, L. v. Wangerow. 1902.

Kobelt. — Die Verbreitung der Tierwelt. Von W. Kobelt. Bis zur zwölften Lieferung. Leipzig, Herm. Tauchnitz, 1902.

Kralik. — Angelus Silesius und die christliche Mystik. Von Richard von Kralik. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Krasnigg. — „Sie" und „Er". Humoresken aus dem Ehestande. Von Rudolf Krasnigg. Linz, Wien u. Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Kühl. — Detlev von Liliencron. Von Gustav Kühl. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Le chemin de fer Trans-Alaska-Sibérien. — Trait d'Union entre l'Europe, l'Asie et l'Amérique (Projet Loïcq de Lobel). Extrait du Rapport de M. l'intendant militaire Pavot, Officier de la Légion d'Honneur. Paris, Imprimerie Générale Lahure. 1902.

Lindheimer. — Karl Roland. Roman von Franz Lindheimer. Berlin, Dr. John Edelheim Verlag. 1902.

Mach. — „Freie katholische Universität" und moderne Wissenschaft. Eine Mahn- und Denkschrift. Von Franz Mach. Linz, Wien u. Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Maeterlinck. — Die Blinden. Von Maurice Maeterlinck. Aus dem Französischen von Leopold von Schlözer. Zweite Auflage. München, Albert Langen. 1902.

Manser. — I. Was wollte Christus? II. Wer war Christus? III. Die Auferstehung Christi. Drei Abhandlungen nebst Vorwort und Nachwort von Dr. jur. F. Manser. Berlin, Bruer & Co. 1902.

Meyer. — Die Eisenbahnen im tropischen Afrika. Eine kolonial-wirtschaftliche Studie von Hans Meyer. Mit einer Eisenbahnkarte von Afrika. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Meyers Reisebücher. — Unteritalien und Sizilien. Von Th. Gsell-Fels. Vierte Auflage. Mit 20 Karten und 31 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Michaelis. — Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe. Von Karin Michaelis. Berlin u. Stuttgart, Apel Juncker. 1903.

Michajlowitsch. — Die Fürsten Dolgoreckij, die Mitarbeiter Kaiser Alexanders I. in den ersten Jahren seiner Regierung. Vom Grofsfürsten Nikolaj Michajlowitsch. Mit 12 Porträts. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Schmidt & Günther. 1902.

Milow. — Fallende Blätter. Von Stephan Milow. Kassel, Georg Weiß. 1903.

Moestue. — Uhlands nordische Studien. Von Wilhelm Moestue. Berlin, Wilhelm Süsserott. O. J.

Mory. — Der Vertrinker und andere Basler Novellen. Von Eugen Mory. Zürich, Th. Schröter. 1902.

Müller. — Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Von Dr. Carl Friedrich Müller, Prof. am Gymnasium in Kiel. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Münchener Politische Schriften I. — Gegen die

Konfessionen. Von Dr. Johann Johannsen. München, Franz Stein. 1902.

Musset. — Man soll nichts verschwören. Komödie in drei Akten von Alfred de Musset. Deutsch von Paul Goldmann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1902.

von Neumann-Schönfeld. — Stärkere Nerven! Schule des Willens und die Wach-Autosuggestion nach der Nancyer Methode. Von v. Neumann-Schönfeld. Zürich, Institut Hephata. 1902.

Noritus. — Weckrufe zur katholischen Reformbewegung. Von Fr. Noritus. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Oertzen. — Der Strandbauernhof. Von E. von Oertzen, geb. von Thadden. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1902.

O'Monroy. — Soldatenliebe. Von Richard O'Monroy. Einzig berechtigte Übersetzung von F. von Jmmendorf. Budapest, G. Grimm. 1902.

Oscar. — Vom Menschen zum Tyrannen. Drama in vier Akten. Von Carl Oscar. Leipzig, Oswald Muze. O. J.

Otto. — Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. Von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1902.

Otto. — Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt von Berthold Otto. Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1902.

Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffahrt. Elfter und zwölfter Band. Leipzig, Carl Seyffahrt. 1902.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Von Christian Petzet. Zweite Lieferung. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1902.

Philippi. — Hasselbach und Wildenborn. Erzählungen aus dem Westerwälder Volksleben. Von Fritz Philippi. Heilbronn, Eugen Salzer. 1902.

Rachel. — Elisa von der Recke. Von Paul Rachel. Zweiter Band. Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren. 4 Abbildungen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Raff. — Modellgeschichten. Von Helene Raff. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Reichenau. — Einfluß der Schilde auf die Entwicklung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Von v. Reichenau. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1902.

Ressel. — Der junge Herr. Lebensbild in drei Aufzügen. Von Gust. Andr. Ressel. Linz, Wien und Leipzig. Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Riehemann. — Der Humor in den Werken Justus Mösers. Von J. Riehemann. Kommissionsverlag von F. Schöningh. Osnabrück, Druck von J. G. Kiesling. 1902.

Robert. — Philibert de Chalon, prince d'Orange, vice-roi de Naples. Par Ulysse Robert. Paris, Librairie Plon. 1902.

Romundt. — Kants philosophische Religionslehre eine Frucht der gesamten Vernunftkritik. Von Heinrich Romundt. Gotha, E. F. Thiemann. 1902.

Salomon. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Zweiter Band: Napoleon I. und die deutsche Presse. Von Ludwig Salomon. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1902.

Sammet. — Nach Sonnenwende. Eine Gedichtsammlung von Rudolf Sammet. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Samson-Himmelstjerne. — Anti-Tolstoy. Von H. von Samson-Himmelstjerne. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Scheffler. — Ludwig von Hofmann. Von Karl Scheffler. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1902.

Scherr. — Schiller. Kulturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern. Von Johannes Scherr. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Abel & Müller. 1902.

Schiff. — Aus dem naturwissenschaftlichen Zeitalter. Gesammelte Aufsätze von Emil Schiff, Med. Dr. Nach seinem Tode herausgegeben. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Carl Posner. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1902.

Schlesinger-Eckstein. — Die Frau im 19. Jahrhundert. Von Therese Schlesinger-Eckstein. Berlin, Verlag Aufklärung. 1902.

Schmidt. — Haeckels biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Von Heinrich Schmidt. Mit 16 Abbildungen. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1902.

Schmidt-Cabanis. — Lachende Lieder. Neue Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis. Vierte, vermehrte und vom Verfasser neu durchgesehene Auflage. Berlin, Boll & Pickardt. 1902.

Schoembs. — Ohne Schuld verschuldet. Eine Erzählung von Jakob Schoembs. Dortmund, Fr. Wilh. Kuhfus. O. J.

Schultze. — Grundlinien der Logik in schematischer Darstellung. Von Friedrich Schultze. Leipzig, Veit & Co. 1902.

Schurter. — Die kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte in Deutschland. Von Joh. Schurter. Zürich, Schulthess & Co. Berlin, Kaufmännischer Hilfsverein. 1902.

Segall. — Corneille and the spanish Drama. By J. B. Segall Ph. D. (Columbia). New York, The Columbia University Press. 1902.

Sienkiewicz. — Briefe aus Afrika. Von Henryk Sienkiewicz. Mit spezieller Erlaubnis des Autors übersetzt von F. von Jmmendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Sievers und Kükenthal. — Australien, Ozeanien und Polarländer. Zweite Auflage. Von Wilhelm Sievers und Willy Kükenthal. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Simons. — Die Brotfrage und die Brotantwort. Von Gustav Simons. Berlin, Selbstverlag. 1902.

Simplicissimus-Kalender 1903. — München, Albert Langen.

Smith. — The South African War, and the „Bear" Operator a Financial Resolution. By Charles W. Smith. London, P. S. King & Son. 1902.

Sommer. — In der Waldmühle. Roman von Fedor Sommer. Leipzig, Rob. Friese. 1902.

Stenglin. — Eine reiche Partie. Erzählung von Felix Freiherr von Stenglin. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

Streckfuß. — Ein Familiengeheimnis. Novelle von Adolf Streckfuß. Fünfte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

Studia sinaitica. — N = XI. Apocrypha syriaca, the protevangelium Jacobi and transitus Mariae. Edited and translated by Agnes Smith Lewis. London, C. J. Clay & Sons. 1902.

Stuhrau. — Über die Notwendigkeit oder die Nichtnotwendigkeit des Krieges. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der Kriegsfrage. Von J. Stuhrau. Leipzig, A. Wehner. O. J.

Tschechoff. — Eine gottgefällige Anstalt. Von Anton Tschechoff. Deutsch von C. Berger. Mit Buchschmuck von Felix Schulze. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Tschechoff. — In der Passagierstube und andere Erzählungen. Von Anton Tschechoff. Deutsch von C. Berger. Mit Buchschmuck von Felix Schulze. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Uhland. — Gedichte von Ludwig Uhland. (Cottasche Handbibliothek Nr. 31.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Vuibert. — La réforme de l'enseignement secondaire en France. Par H. Vuibert. Paris, Nony & Cie. 1902.

Warmuth. — Wissen und Glauben bei Pascal. Von Kurt Warmuth. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Weichart. — Der Geist ist willig. Liebesdrama in drei Bildern. Von Oskar Weichart. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Weressajew. — Bekenntnisse eines Arztes. Von W. Weressajew. Einzige vom Verfasser genehmigte Übersetzung. Stuttgart, Robert Lutz. 1902.

Wieland. — Wielands ausgewählte Werke in vier Bänden. (In einen Band gebunden.) Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Refugium peccatorum.

Roman

von

Ossip Schubin.

IV.

Indessen verging die Zeit. Ein Tag löste den anderen ab, still, eintönig. Ernst Lornitz sollte seiner Stiefmutter verschiedenes Wirtschaftliche organisieren helfen; er hatte lange Besprechungen mit den Beamten gepflogen, die ganze Herrschaft nach allen Richtungen zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen durchstreift, und seit dem Ende der Schonzeit war er täglich auf die Rebhühnerjagd gegangen, ganz allein mit seinem Hund und einem Heger, der, hinter ihm dreinstapfend, ohne ihn zu stören, das erlegte Wild schleppte. Von allen vaterländischen Jagdvergnügungen waren ihm diese einsamen Streifereien die liebsten, besonders wenn das Terrain Schwierigkeiten zu überwinden bot und nicht gar zu langweilig eben war.

Die Abende brachte er mit den Damen im Salon zu; manches Mal spielte er ein paar Partien Bezique mit der Gräfin Lornitz, oder er las die Zeitungen. Aber beim Kartenspielen zeigte er sich zerstreut, und mit den Zeitungen wurde er immer rascher fertig; bald verbrachte er den ganzen Abend damit, Marinja zuzuhören. Eine intensiv musikalische Natur, wie er es war, hatte sich die Poesie ihres oft schmerzlich zerrissenen, dann wieder träumerisch verklingenden, wehmütig hingleitenden Klavierspiels bis in die geheimsten Tiefen seines Gemütslebens hineingeschlichen. Ihm war, wenn sie spielte, als ob eine fremde, aber ihm verwandte Seele sich an seine Seele schmiege und ihm in Tönen vertraue, was das Leben in Worten zu verraten verbietet; und die fremde, klingende Seele schien nicht nur ihre eigene, traurige Schönheit vor ihm bloßzulegen, nein, sie zog auch den Schleier von seinem Gemüt, flüsterte ihm liebkosend seine eigenen Geheimnisse ins Ohr, Dinge, deren er sich bis jetzt nicht bewußt geworden war oder die er sich zum mindesten nicht einzugestehen gewagt hatte.

Er wurde nie müde, Marinja zuzuhören, sie ihres Teils nicht müde, für ihn zu spielen. Dabei blieb sie immer sehr zurückhaltend; nie wendete sie sich mit diesem oder jenem Musikstück speziell an ihn, sondern immer an die beiden Damen. Nur wenn er gerade einen musikalischen Wunsch äußerte, dessen Befriedigung in ihren Mitteln lag, ging sie freundlich darauf ein, und so war es auch in anderen Dingen. Sie blieb ihm gegenüber immer streng reserviert.

Aber gerade so, wie sie war in ihrer Herbheit, Verschlossenheit und unentwegten Zurückhaltung, gefiel sie ihm. Er erging sich manchmal in Grübeleien darüber, ob nicht doch noch ein Sonnenstrahl den düsteren Schatten durchdringen könnte, in den ihr Leben gehüllt war, ein Sonnenstrahl, der die kranke Knospe zum Blühen brächte. Aber daß er der Sonnenstrahl sein könnte, fiel ihm nicht ein: er hatte sich zu energisch daran gewöhnt, von einer ernsteren Entfaltung seines Gemütslebens abzusehen.

Natürlich konnten diese Unklarheiten nicht lange bestehen, und sie bestanden auch nicht. Eines Abends kam's und ganz plötzlich, daß der Schleier riß.

Man hatte sich, wie gewöhnlich, nach dem Diner im Salon versammelt, und zwar in demselben, in welchem Marinja zum ersten Male den Abbé Lornitz kennen gelernt hatte. Die Gräfin Lornitz schnitzelte mit einem feinen Scherchen an alten Briefmarken, die sie, wie sich Ernst soeben lachend ausgedrückt hatte, für den Export vorbereitete. Sie sammelte dieselben für einen guten Zweck, ging alle ihre Freunde um „gefällige Lieferungen" an und versendete die Marken schließlich kiloweise an französische Klöster, wo sie auf irgend eine geheimnisvolle Art nützlich verwendet wurden und den Nonnen Geld zur Unterstützung ihrer verwaisten Zöglinge einbrachten.

Edith verarbeitete einen rohen Leinwandstreifen zu einer Stickerei. Sie gehörte zu den unruhig geschäftigen Persönlichkeiten, die es nicht vertragen, eine Viertelstunde müßig zu bleiben und doch nie irgend etwas Nützliches im Leben fertig bringen. „Das Ärgste bei den Handarbeiten ist, daß man nie weiß, was damit anfangen, wenn sie einmal fertig sind," hatte sie einmal ganz unbefangen geäußert.

Marinja saß am Klavier und spielte die Études symphoniques von Schumann. Sie trug ein weißes Kleid, ihr Haar war etwas loser geordnet als gewöhnlich, es bauschte sich um die Schläfen und hing in einem schweren Knoten bis in den Nacken hinab. Ihr Blick war gesenkt, der Schatten ihrer langen Wimpern ruhte auf ihren sonst bleichen Wangen, die heute von einem leichten Rot überschimmert waren. Auf ihren vollen, feingeschwungenen Lippen lag ein Ausdruck tiefer Schwermut.

Sie spielte wunderbar schön. Ihre Technik genügte, war jedoch keineswegs verblüffend, hingegen war ihr Anschlag ganz außergewöhnlich. „Niemand hat einen Anschlag wie Marinja," pflegte die Gräfin Lornitz zu sagen, „niemand außer den ganz Großen!"

Ernst lauschte atemlos. Die ersten Abende hatte er aus einem ganz entfernten Winkel, womöglich die Zeitung in der Hand, das Monocle im Auge, zugehört, aber jeden Abend war er etwas näher gerückt, und heute stand er

Marinja gegenüber, halb gegen den Klavierdeckel gelehnt. Gräfin Lornitz betrachtete abwechselnd ihn und sie mit demselben lächelnden Mitleid; auch Ediths Blick zuckte mitunter zu den beiden hinüber, ohne sich lange bei ihnen aufzuhalten — im Gegensatz zu der älteren Dame verriet der Ausdruck ihrer Augen durchaus keine wohlwollende Auffassung der Sachlage. Sie hatte sich so fest in die Überzeugung hineingelebt, die Warnung ihrer Stiefmutter für einen Unsinn anzusehen. Volle vierzehn Tage hatte sich die siegreiche Überlegenheitsstimmung in ihr behauptet, in letzterer Zeit aber einem recht schwankenden Gemütszustand Platz gemacht.

In den jüngst verflossenen Tagen war es dreimal vorgekommen, daß Ernst, in ein Zimmer tretend, nach flüchtiger Begrüßung aller Anwesenden, mit seinem Blick unstet alle Ecken durchsucht und hierauf gefragt hatte: „Wo ist Marinja?" Das gab immerhin zu denken; und dann die endlosen Gespräche, in die er Marinja verwickelte und bei denen er ihr Dinge erzählt, von denen er nie mit Edith gesprochen hatte, und so ganz und gar vertieft in seinen Gedankenaustausch mit dem jungen Mädchen gewesen war, daß er die geistreichsten Bemerkungen, mit denen seine Schwester ihn zu unterbrechen versuchte, überhörte. Marinja machte ihn dann immer aufmerksam und unterstrich die Pointe in Ediths künstlerisch geschliffenen Epigrammen — aber das war für Edith kein Trost, im Gegenteil verdroß es sie noch empfindlicher, daß Marinja sich tadellos benahm, daß man ihr nichts vorwerfen konnte. Immerhin hatte sie bisher nur eine Art schwesterlicher Eifersucht gequält; daß er sich von einer anderen Frau besser verstanden fühlte, war arg genug; heute begriff sie plötzlich, daß ihr noch ärgere Gefahren drohten.

Immer tiefer gruben sich Marinjas Finger in die Tasten, immer tiefer sanken die Töne in sein Herz.

Die dritte Variation! Im leichtesten, weichsten Staccato glitten ihre Hände über die Tasten, jeder Gedanke an Hämmer und Saiten verschwand, man wähnte menschliche Stimmen zu hören, leises Weinen und einen Lockruf dazwischen. — Und noch immer stand er ihr gegenüber, gebannt von der Poesie ihres Spiels, von dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Sie mußte seinen Blick auf sich ruhen fühlen — sie sah von den Tasten auf — ihre und seine Augen leuchteten ineinander — und da! Gefühle, die dumpf in ihm geschlummert, nur mitunter fieberhaft und verworren aus dem Schlaf gesprochen hatten, wurden mit einem Male wach in ihm, die Sehnsucht, die er so lange in sich geleugnet und geknechtet hatte, sprengte ihre Fesseln und stand mächtig in ihm auf. Eine gewaltige Dissonanz durchschrie plötzlich sein ganzes Wesen und forderte, flehend und befehlend zugleich ihre Auflösung.

Er wechselte die Farbe, zog die Brauen finster über die Augen; dann, ohne abzuwarten, bis Marinja ihr Spiel beendet hatte, wendete er sich von dem Klavier ab und verließ mit raschen, aufgeregten Schritten das Zimmer.

Als Marinja dann später in ihr Schlafkämmerchen kam, war ihr recht seltsam zu Mute. Eine eigentümliche Beklemmung hemmte ihr den Atem. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Mein Gott, was war es nur, das ihn heute so plötzlich von ihr verscheuchte! — Sollte er ihr etwas übel-

genommen haben? Nein, es lag nichts vor, nicht die geringste Veranlassung, also . . .

Es begann in ihren Adern zu schleichen, langsam und schwül. Was war es nur, was konnte es sein? Ihr Mund wurde trocken, ihr Atem kam schwer . . .

Daß sie ihn liebte, darüber war sie sich längst klar geworden; sie hatte eigentlich nie aufgehört, ihn zu lieben. Aber er konnte sie ja nicht heiraten! In ihren eigenen Augen war so etwas einfach ausgeschlossen. Darum hatte sie auch nie nach einer Gegenliebe seinerseits gestrebt, ja hatte alles daran gesetzt, ihre gegenseitigen Beziehungen in freundschaftlichen Grenzen zu erhalten. Und bis dahin hatte er ihr gegenüber auch wirklich nichts verraten als warme, aber doch nur freundschaftliche Sympathie. Erst heute — wie er sie angesehen hatte! So eigentümlich, fast stier — und doch mit einer tiefen Innigkeit!

Konnte er wirklich . . .

Sie öffnete ein Fenster, um die Luft hereinzulassen. Da merkte sie, daß jemand in dem hübschen, altväterischen Küchengärtchen, in das ihre Stube hineinsah, auf und ab ging. Er blieb stehen. Eine Rose flog plötzlich in ihr Zimmer, geschickt gezielt ihr zu Füßen.

„Gute Nacht, Marinja!" rief Ernst, und seine Stimme war voll Jubel und Leidenschaft.

„Gute Nacht," flüsterte Marinja — aber anstatt es zum Fenster hinauszurufen, trat sie tiefer in das Innere des Zimmers hinein. Sie blieb stehen, rang nach Atem, drückte die gefalteten Hände auf ihre Brust.

„Er liebt mich," murmelte sie, und mit versagender Stimme fügte sie hinzu: „Gott helfe mir!"

Da sie Ernst alles dessen für fähig hielt, was tollkühn und heldenmütig war und was dem Hergebrachten ins Gesicht schlug, hatte sich Marinja auf eine recht stürmische Werbung seinerseits gleich den nächsten Morgen gefaßt gemacht; darum hatte sie sich, ehe sie zum Frühstück herunterkam, ausgiebig mit Entsagungsvorsätzen ausgerüstet — und mit schönen Redensarten, um seine Leidenschaft zu dämpfen. Aber all diese tugendmutigen Entschlüsse erwiesen sich als überflüssig. Ernst erschien gar nicht beim Frühstück; das war seit seiner Ankunft in Lukava das erste Mal.

Einige Stunden später, als sie im Park spazieren ging, sah sie ihn geradenwegs den schmalen, umbuschten Pfad entlang wandeln, den sie soeben betreten hatte. Als er sie erblickte, zögerte sein Fuß; schließlich ging er doch auf sie zu, wechselte ein paar oberflächliche Redensarten und bog gleich darauf unter dem Vorwand, daß er mit dem Verwalter zu reden habe, nach der Richtung der etwas abseits vom Park gelegenen Wirtschaftsgebäude ab.

Wie festgewurzelt blieb Marinja stehen und blickte ihm nach.

V.

Zum Lunch hatten sich Gäste eingefunden. Marinja hatte es sofort gemerkt, als sie an die Tür des Salons herantrat, und zwar an dem lebhafteren Tempo der Unterhaltung, die sie drinnen schwirren hörte.

Sie fühlte sich immer etwas eingeschüchtert, wenn Fremde kamen, denen ihre Stellung in der Familie erst erklärt werden mußte. Nicht ohne Unruhe drückte sie die Klinke des schweren, kunstvoll gearbeiteten Schlosses nieder. Außer dem selbstverständlichen Familientrio erblickte sie nur noch zwei Herren. Der eine groß, schlank, dunkel, mit fest auf den Schultern sitzendem, im Nacken leicht zurückgeworfenem Kopf, machte ihr den Eindruck eines alten Bekannten, mit dem irgend eine unangenehme Erinnerung verknüpft war; der zweite, ein noch sehr junger Mann in Dragoneruniform, blond, mit graublauen Augen in einem zartgeschnittenen, noch bartlosen Gesicht, war ihr ganz fremd. Dieser schien etwas leidend. Er war blaß und sein Gesicht hatte einen aufgeregten, ängstlichen Ausdruck.

Als sie eintrat, wendete Ernst den Kopf und begrüßte sie, höflich und flüchtig, sein Wesen verriet nichts von der freimütigen Sympathie, mit der er ihr bisher zu begegnen pflegte. Er sah versonnen, fast verdrießlich, im übrigen so aus, als ob er eine durchwachte Nacht hinter sich hätte. Er stellte ihr die beiden Herren vor: der jüngere, blonde war ein Graf Blinsky, der ältere, dunklere war Jaroslav Slavin.

Jetzt wußte sie, warum er ihr so bekannt vorgekommen war. Er glich in ungewöhnlichem Maße seinem Vater, aber nicht so sehr dem alternden Manne, den Marinja einmal in Lukava gesehen, als der Photographie, die sie unter den zurückgelassenen Sächelchen ihrer Mutter gefunden und die ihr so viel zu denken gegeben hatte. Nicht nur die Züge, sondern auch der schroffe Hochmut der Kopfstellung waren von unverkennbarer Ähnlichkeit. Der Gesichtsausdruck hingegen war sehr verschieden. Die in gleichgültigen Momenten kalt blinzelnden Augen wurden forschend, teilnahmsvoll, sobald ihnen irgend etwas oder irgend jemand Sympathie und Interesse einflößte, und der energische Mund verriet großes Wohlwollen, wenn er lächelte. Zu den weichen, träumerischen Naturen gehörte dieser Slavin nicht. Offenbar war er ein Mensch, dem jede Sentimentalität fern lag, der hingegen, wenn ihn etwas wirklich erwärmte, sehr starker und edler Gefühle fähig war und ihnen furchtlos Rechnung trug, mochten sie ihn mit der Welt in Konflikt bringen oder nicht. Während der kleine Dragoneroffizier sich damit begnügte, nach der Vorstellung die bespornten Hacken vor Marinja aneinander zu schlagen und den Kopf noch tiefer auf die Brust nieder zu senken, als er ihn schon früher hatte hängen lassen, ging Slavin auf sie zu und reichte ihr die Hand: „Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich habe schon viel von Ihnen gehört," sagte er.

Und als sie mit ihrem langsamen, schwermütigen Lächeln, sich zugleich nach den beiden Damen umsehend, bemerkte: „Meine Freunde lieben es, wohlwollende Reklame für mich zu machen," erwiderte er: „Das ist ganz in der Ordnung, vor Kunstwerken, die im Schatten hängen, ist man verpflichtet, ein paar Kerzen anzuzünden!" Dann, etwas abrupt, fügte er hinzu: „Wir sind doch verwandt," und als sie hierauf heftig errötete, beeilte er sich zu erklären: „Wenn ich nicht irre, so ist Ihre Mutter eine Cousine meines Vaters gewesen." Er sagte das ganz leichthin, als ob es sich um gar nichts anderes handele als um das, was er aussprach. Dabei aber musterte er Marinja mit seinem

raschen, von oben bis unten an ihr hinabgleitenden Blick, und Marinja erriet, daß er an etwas ganz anderes als die sehr entfernte Verwandtschaft mit ihrer Mutter dachte.

Während sie noch mit ihm sprach, merkte sie, daß Ernsts Augen sich auf die dunkelrote Rose richteten, die sie im Gürtel trug, eine ungewöhnlich schöne Rose, aber bereits halb verwelkt. Sein Blick begegnete dem ihren — sie errötete heftig; er sah verlegen an ihr vorbei.

Indessen bemerkte Edith: „Gib doch die zerknitterte Rose weg, sie paßt gar nicht zu deinem hübschen, frischen Kleid — da, diese zwei Malmaisons sind viel schöner," und damit zog sie zwei herrliche, frische Rosen aus einer Vase. Marinja aber nahm die verwelkte aus ihrem Gürtel: „Du hast ganz recht, sie ist verblüht — taugt nichts mehr," und mit einer kurzen, heftigen Bewegung warf sie die Blume zum Fenster hinaus.

Heimlich sagte sie sich: „Wie unvernünftig war ich doch; den ganzen Morgen rüste ich mich mit Entsagung — und dann im letzten Moment stecke ich seine Rose in den Gürtel, um ihn an eine Torheit zu erinnern, die er offenbar schon bereut!"

Gleich darauf ging man zu Tisch. Marinja saß zwischen Ernst und Jaroslav Slavin. Noch immer hoffte sie, daß Ernst sich im Laufe der Mahlzeit erwärmen und so lebhaft wie gewöhnlich mit ihr plaudern werde; aber er war wie ausgewechselt. Slavin hingegen benahm sich ihr gegenüber durchgehend ebenso taktvoll wie liebenswürdig. Er zog sie des öfteren in das allgemeine Gespräch, ging freundlich und teilnehmend auf ihre Bemerkungen ein und erkundigte sich nach allem möglichen, aber so geschickt, daß er sie dabei nie in Verlegenheit brachte. Im übrigen schien er den Druck zu bemerken, der auf der kleinen Versammlung lastete, und da Ernst wenig, der kleine Dragoner gar nichts sprach, bemühte er sich auf das Verdienstvollste, den ganzen Tisch zu unterhalten und zu erheitern. Er erzählte die neuesten Klubnachrichten, die interessantesten, politischen Zukunftsvermutungen, die zweideutigsten sozialen Anekdoten. Er ging knapp bis an die Grenze der Indiskretion, ohne dieselbe zu überschreiten und nahm im Flug die halsbrecherischsten Gesprächshindernisse. Wenn man eben erst zu fürchten begann, er könne sich bei irgend etwas zu lange aufhalten, war er bereits drüber weg. Alles in einer scharf antupfenden, kurz abstoßenden Art, als ob es nicht der Mühe wert sei, sich über irgend etwas den Kopf oder das Herz zu zerbrechen.

Aber Marinja hatte doch das Gefühl, daß hinter der glänzend illuminierten, ganz und gar modisch und oberflächlich ausstaffierten Fassade ein ernster tüchtiger Mensch stecke. Sie hatte auch das Bewußtsein, ihm näher zu stehen, ihn leichter zu begreifen als irgend einen anderen Menschen, mit dem sie zum erstenmal beisammen gewesen war. Unwillkürlich fing sie an, eine Parallele zu ziehen zwischen ihm und Ernst. Sein geistiger Horizont war nicht so weit wie der Ernsts und sein Gefühlsleben weder so kompliziert noch so tief; hingegen schien er einen klareren Überblick über seine eigene Existenz zu haben, sich selber genauer zu kennen und seine schlechten wie seine guten Eigenschaften besser zu beherrschen als sein Vetter, dem er übrigens herzlich zugetan war und

dessen Superiorität er gerne, wenn auch unter humoristischen Vorwänden betonte.

Nach Tisch forderte Gräfin Lornitz Marinja auf, etwas zu spielen, und da bewies Jaroslav Slavin ein sehr feines, wenn auch eng begrenztes, musikalisches Verständnis. Von Wagner durfte man natürlich nicht mit ihm reden; Bayreuth war für ihn etwas zwischen einer ins Ungeheuerliche übertriebenen Mystifikation und einem schlechten Witz. Hingegen stand er in einem innigen Gemütsverhältnis zu den Klassikern und gerade wie Gräfin Lornitz liebte er besonders die Meister des 18. Jahrhunderts, alle, wie sie waren, die ernsten, wie die tändelnden.

Der erste Sommer, den sie in Lukava zugebracht hatte, tauchte in Marinjas Gedächtnis auf, während die alten Weisen, in denen selbst die geistreichsten Ausgelassenheiten, die leidenschaftlichste Schwermut sich im Rahmen einer strengen Selbstbeherrschung bewegen, unter ihren Händen hervorglitten. Slavin hörte ihr aufmerksam zu und lobte sie mit großer Wärme, zum Schluß küßte er ihr ritterlich die Hand.

Ihr Blick glitt zu Ernst hinüber, der stand in einer Fensternische ganz in düsteres Nachdenken vergrübelt und widmete ihr anscheinend keine Aufmerksamkeit. Sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie es nicht lassen konnte, immer noch einen Beweis von Sympathie zu erwarten, wo doch keiner kam, und zog sich schließlich leise, und wie sie wähnte, unbemerkt zurück. Es war aber doch nicht ganz unbemerkt gewesen. Denn Jaroslav Slavin wartete sehr aufmerksam, bis sich die Türe hinter ihr geschlossen, ja bis ihr leichter Schritt im Korridor verhallt war; dann, sich im Kreise umsehend mit mutwillig blitzenden Augen, aber die Stimme vorsichtig dämpfend, sagte er: „Also das ist die berühmte Marinja!"

„Wieso berühmt?" rief Ernst aus einem tiefen, englischen Lehnsessel heraus, in dem er sich träg und verdrießlich ausgestreckt hatte.

„Nun, seit zehn Jahren höre ich von ihr, ohne daß es mir je vergönnt gewesen wäre, sie persönlich kennen zu lernen. Ich muß gestehen, daß meine Erwartungen übertroffen worden sind. Das ist ja eine geradezu königliche Schönheit!" und halblaut zu Ernst gewendet, fügte er hinzu: „Hm! das Slavinsche Blut meldet sich mit Glanz!"

Ernst runzelte mürrisch die Stirn, und die alte Gräfin, der die Tonart, in welcher ihr Neffe des jungen Mädchens erwähnte, nicht zu behagen schien, fiel mit den Worten ein: „Sie ist nicht nur schön und ungewöhnlich begabt, sondern geradezu rührend tapfer — und grundanständig. Ein kreuzbraves Mädel ist sie, Jaro, und mein ganz besonderer Schützling!"

Eine etwas linkische Pause folgte. Plötzlich ganz unvermittelt bemerkte Ernst: „Jaro, willst du einen Bock schießen? Wir könnten zusammen auf den Hochstand fahren!" „Ich bitte dich, laß ihn doch; bei dieser Hitze!" legte sich Gräfin Lornitz ins Mittel, „er ist ja ohnehin halb geröstet angekommen! Er muß sich erst erholen!"

Jaroslav zögerte. Sein Blick tauchte in die Augen des Vetters, dann zuckte er humoristisch mit einem Mundwinkel und versicherte, daß er sich mit

dem größten Vergnügen noch ein wenig weiterröſten laſſen wollte; daß er eigentlich ganz ausſchließlich nach Lukava gekommen ſei, um einen Rehbock zu ſchießen. Ernſt mußte mitten aus ſeiner Verſtimmtheit heraus lachen, und die Gräfin Lornitz merkte, daß Rätſel im Zimmer herumſchwebten und ließ ihre Einwände fallen.

VI.

Es mochte gegen fünf Uhr ſein, als die beiden Freunde den Wald erreichten, an deſſen Rand der Förſter des betreffenden Reviers, gefolgt von ſeinem dienſttuenden Heger, ſie erwartete. Die Fahrt hatte eine volle halbe Stunde gedauert, und Ernſt hatte während derſelben auch nicht einmal den Mund aufgemacht, was Jaroslav bewies, daß er Dinge mit ihm zu beſprechen habe, die dem Kutſcher nicht zu Ohren kommen durften.

Der Förſter war etwas aufgeregt, er zog gleich beim Erſcheinen der beiden Herren die Uhr und erklärte ihnen, er fürchte, ſie kämen zu früh und würden infolgedeſſen unliebſam lang auf den in Rede ſtehenden Bock warten müſſen. Jaroslav Slavin, wie immer allen Untergebenen gegenüber die verkörperte Leutſeligkeit, verſicherte ihm, „das habe er ſich ſchon beim Ausfahren gedacht, daß ſie nämlich zu früh ankommen würden; aber er hoffe, der Bock werde vielleicht in Anbetracht der Umſtände ein Einſehen haben und ſich höflicherweiſe früher zum Schuß einfinden.“

Sie waren jetzt in den Wald eingebogen, einen ſtruppigen, grau und dürr ausſehenden, jungen Kiefernwald mit gerade gezogenen Schneußen; nach einer kurzen Strecke jedoch traten uralte, mächtig entwickelte Kiefern an die Stelle des jungen Gehölzes, Linden und Birken miſchten ſich dazwiſchen.

Der Förſter geleitete die Herren zum nächſten Hochſtand, einer Art aus ungeſchältem Holz zuſammengezimmerter Eſtrade, zu der man auf einem recht wackligen Treppchen emporklimmen mußte, und fragte, ob nicht einer der beiden ſich auf einen anderen Hochſtand verfügen wolle. Ernſt ſchüttelte zerſtreut den Kopf und wandte ſich dann an ſeinen Vetter: „Stör ich dich, Jaro?“

„Mich? Nicht die Spur, ich freu mich, wenn du mir Geſellſchaft leiſteſt — unter uns geſagt,“ wieder mit ſeinem luſtigen Augenblinzeln, „hatte ich darauf gerechnet!“

Hierauf verabſchiedete Ernſt den Förſter mit einem Kopfnicken und einem zerſtreuten Wort, dann kletterte er hinter dem Vetter das Treppchen bis zu der Eſtrade hinauf, wo ſich ausnahmsweiſe zwei Sitze befanden; ein Herr hatte einmal hier eine Dame chaperonniert. Die beiden Männer ſetzten ſich. Jaroslav legte ſeine Büchſe über die Knie, begann vorſichtig um ſich herum zu ſpähen und ſetzte dann das kleine Inſtrument an den Mund, mit dem die Jäger den Lockruf der ſehnſüchtigen Gais nachzuahmen pflegen.

Zwei-, dreimal klang der kurze, zugleich ſchneidende und wehmütige Laut durch die kaum bewegte Luft, dann ſetzte Jaroslav ab und, ſich nach Ernſt umſehend, flüſterte er mit mutwilligem Zwinkern: „Iſt das ein Schwindel!“

„Eine Gemeinheit,“ pflichtete ihm Ernſt bei.

„Tranchons le mot, eine Grausamkeit," erwiderte Jaroslav; „man verspricht dem armen Bock Liebe und gibt ihm den Tod!" Er kraute sich nachdenklich hinter den Ohren.

„Nun, bei Lichte besehen, ist die Geschichte wirklich nicht schön," sagte Ernst.

„Dann darf man sie eben nicht bei Lichte besehen," erklärte phlegmatisch Slavin; „wie viele Dinge würden aufhören, einem Spaß zu machen, sobald man das täte." — „Pst —" er bog den Kopf vor und bückte sich zugleich ein wenig; aber es war nichts, und ein Eichhörnchen mochte durchs Gebüsch gehüpft sein.

Wieder setzte Jaroslav das kleine Instrument an seine Lippen und sandte den klagenden Lockruf durch den Wald.

„Streng dich nicht an!" murmelte Ernst. „Es ist verfrüht. Der Strakaty hat ganz recht. Vor sechs zeigt sich der Bock nicht — da magst du flöten, so süß du willst!"

Jaroslav zuckte die Achseln; „man muß sich doch die Zeit vertreiben," bemerkte er.

„Hm! und ich bin ein schlechter Gesellschafter, meinst du," fragte mit einem linkischen Lächeln Ernst.

„Offen gestanden — heute — ja!"

Ernst räusperte sich. Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Mehrere Minuten saß er stumm vorgebeugt, die Stirn in den Händen. Endlich den Kopf hebend und die Hände zwischen die Knie sinken lassend, begann er: „Sie hat dich gleich vom ersten Augenblick an frappiert! Nicht wahr?" Und da Jaroslav etwas boshaft fragte: „Wer?" rief Ernst ungeduldig: „Nun, wer... wer . . . Marinja; wer denn sonst?"

„Ich habe meiner Bewunderung bereits rückhaltslos Worte geliehen," erklärte Jaroslav. „Eine königliche Schönheit! Pour le reste ist es einfach zum Erstaunen, wie sie meinen Schwestern ähnlich sieht — nur ist sie unbedingt die reizendste von ihnen allen."

„Und dabei ein so ausgezeichneter Charakter! Mama hat nicht übertrieben, durch und durch anständig," murmelte Ernst.

„Schade!"

„Wie meinst du das?" Ernst warf den früher gesenkten Kopf zurück, seine Augen sprühten Feuer.

„Wie sollte ich das meinen?"

„Du hast einen Witz machen wollen?"

„Ist mir nicht eingefallen."

„Doch! es ist dir eingefallen; du meintest, daß es schade sei, wenn eine Person von Marinjas Abstammung sich erlaubt . . . tadellos —"

„Aber gib doch Ruh, etwas ganz anderes hab ich gemeint," versicherte der schlagfertige Jaroslav. „Ich meinte, es sei schade, daß man ihr doch keine Stellung machen kann; ich war ja damals, als die Sache aufgerührt wurde und ihr euch des armen Mädels annahmt, nicht zu Hause, war Leutnant und in Ungarn stationiert. Als ich aber davon erfuhr, war mir sehr leid, daß die

Großmut ausschließlich auf eurer Seite blieb und daß mein Vater gar nichts für die Arme tun wollte. Ich wäre gern bereit, das Versäumte nachzuholen — aber — schließlich, das möcht ihr alles nicht viel nützen."

„Nein," erklärte Ernst fast schroff, „entschieden nicht."

„Tante Ida hat sie ja offenbar sehr ins Herz geschlossen, die tut für sie, was sie kann," meinte Slavin.

„Ja, um ihr die Stellung einer geachteten Klavierlehrerin, eines freundlich geduldeten Hausmöbels zu machen," entgegnete Ernst trocken; „für die Entfaltung dieser Persönlichkeit ist das leider wenig!"

„Allerdings," bestätigte sein Vetter; dann Ernst gerade in die Augen sehend: „Mach doch nicht so viele Umschweife, rück heraus. Schwebt etwas in der Luft zwischen dir und der schönen Marinja?"

Ernst seufzte. „Ja," sagte er; dann sich mit der Hand über die Stirn gleitend, fuhr er halblaut, in abgerissenen Sätzen sprechend, fort: „Die Sache ist so: Ich hatte keine Ahnung, daß ich sie hier treffen würde, ich war unangesagt, unerwartet nach Lukava gekommen — für ein paar Tage zu Mama. Du weißt, ich halt's nie lange aus in Lukava, so reizend ich's da finde; das Licht ist mir zu verschleiert, der Ton zu gedämpft, es ist alles so wehleidig abgeschwächt da, das Leben mit seinem Kampf und Schmerz vor die Türe gesperrt — mir machte sonst die ganze Existenz in Lukava immer den Eindruck eines anmutig in Moll hingleitenden Schlummerlieds, nach drei Tagen hatte ich's sonst satt. Aber diesmal bin ich drei Wochen geblieben, ohne daß ich ein einziges Mal ans Abreisen gedacht, und ohne daß ich geahnt hätte, was mich eigentlich hier fesselt. Erst gestern Abend, während sie Klavier spielte — wie sie spielte — und wie sie dabei aussah — da hat's mich gepackt plötzlich, aber so, daß ich aus dem Zimmer laufen mußte, ihr nicht zu Füßen zu fallen — und dann bin ich draußen herumgewandert wie verrückt — in der Sommernacht, einer von den Sommernächten, in denen man das Laub leise knistern hört, als ob es langsam in einer großen Glut verbrenne. Und dabei welkten die Rosen und dufteten doppelt so stark als sonst, in der ganzen Natur ist alles Sehnsucht, Fieber und Durst, und das Glück schleicht irgendwo herum, schwül, atemhemmend, wie ein Gewitter, von dem man nicht weiß, ob's einen erschlagen oder erlösen wird, und in jeder Fingerspitze zuckt's einem, weil man's nicht fassen kann — weil man Angst hat, es entschlüpfe! das Glück, die Liebe! — sie! Ich bin unter ihr Fenster geraten, ich weiß nicht wie. Das Fenster war hell, ich hab sie auf und nieder wandeln sehen — und da hab ich eine Rose abgebrochen und sie ihr ins Zimmer hineingeworfen — und ihr zugerufen ‚Gute Nacht!'" Er verstummte.

Jaroslav schöpfte halb pfeifend einen langen Atemzug. „Einem Mädchen gegenüber, wie sie's deiner Schilderung nach sein muß, war das entweder — eine Frechheit," sagte er, „oder . . . eine ernste Liebeserklärung!"

„Es sollte auch eine ernste Liebeserklärung sein!"

„Hat sie geantwortet?"

„Ja, ganz leise ‚gute Nacht', nur wie ein Echo von meinem Ruf ist's zu mir zurückgekommen, aber doch so, daß ich merkte, sie hat mich verstanden. Dann ist sie tiefer ins Zimmer hinein verschwunden."

„Und daraufhin?"

„Daraufhin," — Ernst sprach matter, „daraufhin bin ich noch, weiß Gott wie lange, unten herumgestrichen — voll Jubel und Sehnsucht — hab den Morgen nicht erwarten können — und wie ich mich endlich niederleg — geht's mir plötzlich wie ein kalter Strom über den Rücken . . . meine erste Verlobung fällt mir ein, alles was ich damals ausgestanden habe, die Angst vor der Gefangenschaft — und heute vormittag . . . als ich ihr im Park begegnete, bin ich ihr ausgewichen! Begreifst du das?"

„Nein," erklärte Jaroslav trocken. „Entweder will ich etwas, oder ich will es nicht. Aber eigentlich ist es besser, daß du — es nicht willst!"

„Was?" Ernsts Stimme klang ärgerlich.

„Marinja heiraten! So sehr ich dem armen Mädchen alles erdenklich Gute wünsche, kann ich doch beim besten Willen nicht finden, daß es eine günstige Partie wäre für dich!"

„Ich kann dir nicht helfen," grollte Ernst übellaunig. „Wenn ich überhaupt heirate, heirate ich nur Marinja!"

„Nun . . . falls du absolut mit dir einig bist?"

„Aber ich bin eben noch nicht mit mir einig," rief Ernst heftig, „das ist es ja."

Jaroslav zuckte mit den Achseln; es war schließlich die einzige Antwort, die man auf so etwas geben konnte.

Die Sonne stand jetzt tief. Sie brannte rot wie Kupfer auf den Stämmen der zwei großartigen an Pinien erinnernden Kiefern, die aus der Lichtung aufragten, und flimmerte auf dem langen, zerzausten, graugrünen Waldgras und den glänzenden Blättern der niedrigen Eichenbüsche. Die Luft war still und trocken, nichts zu hören als das Summen zahlloser Insekten und manchmal das huschende Geräusch einer Eidechse, die mit anmutigen Körperkrümmungen durch Gras und Gestrüpp hindurchschoß. Gerade vor dem Hochstand breiteten sich große, gelbe Flecken kleinblütigen, stark duftenden Augustginsters aus, ein paar blaue Falter flatterten darüber hin.

Jaroslav prüfte ein letztes Mal den Zustand seiner Büchse und fing an vorsichtig um sich zu spähen; dann hielt er noch einmal das Pfeifchen an den Mund und ließ den verräterischen Lockruf erschallen.

Kein Blatt regte sich — die ganze Natur hielt den Atem an, über den Wald breitete sich der Himmel wolkenlos blau.

In das große Schweigen rücksichtsvoll leise tönte Ernsts Stimme: „Hast du die Rose in ihrem Gürtel gesehen heute vor dem Lunch?"

„Ja, es war natürlich die Rose!" erwiderte Jaroslav flüsternd.

„Ganz richtig — und die Bewegung, die kurze, stolze, mit der sie die Blume zum Fenster hinauswarf, weil Edith sie welk gefunden — und ich nichts dergleichen getan hatte. Es war doch zu reizend!"

„Hübsch anzusehen war's allerdings," erklärte immer flüsternd Jaroslav, „aber vernünftiger wäre es gewesen, wenn sie die Rose nicht vorgesteckt hätte!"

„Vielleicht — aber . . . dann hätt ich's ja gar nicht gewußt, daß sie mich liebt!"

„So? Das verrät allerdings einen etwas ausgiebigen Mangel an Menschenkenntnis deinerseits," entgegnete Slavin; „ich wußte sofort, wie's um sie stand, nachdem ich euch beide eine halbe Stunde zusammen gesehen hatte."

„An was merktest du's?"

„An der Art, wie sie an dir vorüber sah, wenn du sprachst — und wie sie an mir vorüberhörte, wenn ich sprach . . ."

„Sie ist entzückend," murmelte Ernst. „Sie . . ."

Aber Slavin hatte keine Zeit, Ernst zu Ende zu hören, er faßte ihn beim Handgelenk, der Moment war gekommen. In der Ferne hörte man ein Knistern von trocknen Blättern und ein Krachen von dünnem Astwerk, dann über einem niedrigen Busch wurde etwas sichtbar — es verschwand wieder — jetzt vorsichtig lugte ein zierlicher Kopf zwischen den jungen Eichenzweigen — er war noch sehr weit — unerreichbar weit — — —.

Ernst hielt den Atem an, er hatte alles auf der Welt vergessen außer dem Bock und der Frage, ob Slavin treffen werde.

Da — ein Schuß — der Bock machte einen großen, unbeholfenen Satz, dann lief er noch ein paar Schritte und brach in die Knie.

„Alle Achtung, Jaro, ein Meisterschuß — willst du nachzählen, auf wie viel Schritt Entfernung du ihn getroffen hast? Ich denke, es müssen zum wenigsten hundertfünfzig gewesen sein."

„Einen Moment, mein Lieber; lassen wir dem Bock Zeit, zu sterben. Weniges ist mir unangenehmer im Leben, als so ein Paar schöne, dunkelblaue Rehlichter sich verglasen zu sehen."

„Jaro — macht dir das wirklich noch einen Eindruck, einem alten Jäger wie dir?"

Slavin zuckte die Achseln, lachte, dann sich zum Gehen wendend, erklärte er: „Aber jetzt möcht ich doch sehen, ob es hundertfünfzig oder hundertsechzig Schritte waren, und ob ich den Kerl ins Blatt getroffen hab!"

Indessen hatte Ernst mit seinem Jagdhorn dem Förster ein Zeichen gegeben; die beiden Heger und der Förster kamen aus verschiedenen Richtungen fast zu gleicher Zeit bei dem Rehbock an, der, ein großes, starkes Tier, rings um sich herum im Todeskampf das Erdreich aufgewühlt hatte. Eine ganze Strecke weit war das Gras mit Blut bespritzt.

Es waren richtig hundertsechzig Schritt gewesen, und die Kugel saß im Blatt. Der Förster brach zwei Eichenzweiglein ab und präsentierte den beiden Herren auf seinem höflich hingehaltenen Hut den Bruch, sagte „Weidmannsheil", was mit einem herzlichen „Waidmannsdank" erwidert wurde, und die Sache war erledigt.

Als sie nun wieder allein durch den struppigen Jungwald dem Wagen zustrebten, blieb Jaro plötzlich stehen. — „Du weißt, Ernst, ich bin kein Heiliger," sagte er, „und spiele mich auch nie darauf aus, und die Rolle des Predigers in der Wüste zu übernehmen, lockt mich auch nicht. Aber einen Rat möchte ich dir doch geben: schau, daß du fortkommst!"

„Kann ich zu dir nach Grodno?" fragte Ernst.

„Mit dem größten Vergnügen — aber ist das nicht ein wenig nah?"

„Mir ist's nicht drum zu tun, weit weg zu fliehen," murmelte Ernst, „nur sammeln möchte ich mich, klar werden . . . momentan ist alles in mir so aufgerüttelt, daß nichts auf seinem Platz steht, und Marinja gegenüber kann ich nicht leichtsinnig vorgehen — da gibt's kein Zurück, was ja bei meiner Verlobung mit Cara Sonnenberg immerhin noch möglich war. Es gibt nur ein entweder — oder; jeder Schritt vorwärts, der nicht zum Ziele führt, ist eine Gemeinheit oder ein Verbrechen."

„Jedenfalls bist du mir willkommen; ich werde einfach zwei Nervenkranke zu behandeln haben statt einen," sagte Jaro. „Verlierst du durch eine unebenbürtige Ehe das Majorat?"

„Nein! Der Fall ist in den Lornitzschen Hausgesetzen nicht vorgesehen."

Jaro lächelte. „Freilich, die Lornitz galten ja immer für so abnorm vernünftig, daß man jeglicher hemmender Vorsichtsmaßregeln entraten zu können glaubte," sagte er. „Der Umstand kompliziert ein wenig die Situation — machst du dir Skrupel?"

„Nein!" erwiderte Ernst schroff; „nach der Richtung hin lasse ich mir auch nicht ein einziges graues Haar wachsen, darüber bin ich mit mir im Reinen."

„Auch ein Standpunkt!" murmelte Jaroslav. „Nun, dich zu beeinflussen werde ich nicht versuchen, davor brauchst du dich nicht zu fürchten. Es würde ohnehin nichts nützen. Heirate sie in Gottes Namen, wenn du's nicht lassen kannst; aber wenn du's unter irgend welchen Umständen lassen kannst, so lasse es. Das ist meine Ansicht. Indessen komm nach Grodno und Gott befohlen."

Sie hatten jetzt das Ende des zerzausten, struppigen Waldes beinahe erreicht, zwischen den dürren Kiefernzweigen hindurch sah man den Wagen am Rande der feuchten Wiese stehen, Kutscher und Pferde in eine Wolke von boshaften Bremsfliegen eingehüllt, als Jaroslav, sich plötzlich nach Ernst umwendend, hastig fragte: „Die Mutter ist doch tot?"

„Natürlich — längst!"

„Nicht bloß verschollen?" fragte Jaroslav noch einmal.

„Tot — entschieden tot," entgegnete Ernst, und seine Stimme klang scharf, und dann fügte er hinzu: „Der Totenschein samt den Papieren der Unglücklichen ist bereits vor vielen Jahren an Marinja gelangt."

VII.

„Ach, hier bist du, Marinja, wir suchen dich, Ernst möchte dir noch gern Adieu sagen!" Mit diesen Worten trat Edith den nächsten Morgen an Marinja heran, die gerade im Begriffe stand, halblaut ein paar von den altmodisch verträumten Kompositionen zu spielen, deren Slavin gestern gesprächsweise als seiner Lieblinge Erwähnung getan hatte und die sie beabsichtigte, ihm nach dem Lunch vorzutragen. Aber davon sollte nicht mehr die Rede sein. Wie es sich herausstellte, hatten die drei Herren den Entschluß gefaßt, bereits am Vormittag abzureisen.

„Ernst möchte dir gern Adieu sagen!"

Marinja erschrak bei den Worten, es fror sie plötzlich bis ins Mark; da sie aber den jungen Mann neben sich stehen sah, nahm sie sich sofort zu-

sammen und mit einem etwas steifen Lächeln in einem kreideweißen Gesicht, sagte sie: „Ich hatte gar keine Ahnung, daß Sie schon ans Abreisen dächten, Graf Lornitz."

„Ich fahre vorläufig nur für ein paar Tage zu meinem Vetter nach Grodno," erwiderte er.

„Und dann kommen Sie hierher zurück?"

„Das ist noch nicht bestimmt, vielleicht reise ich von Grodno gleich weiter!"

Ihre Zunge war trocken, nur mit großer Mühe vermochte sie ihre Aufregung zu bemeistern, — „nun, da wünsche ich Ihnen in jedem Fall einen recht angenehmen Herbst!" murmelte sie.

Jaroslav war indessen auch eingetreten, hielt sich aber im Hintergrund und plauderte mit seiner Tante Ida.

„Ich wünsche Ihnen ebenfalls alles erdenkliche Gute und behalten Sie mich in freundlichem Angedenken . . ."

Worauf sie: „Ich werde mich stets mit größtem Vergnügen an meine in Lukava verbrachten Ferien erinnern, und Sie sind ja mit dabei gewesen." Mit jedem Wort, das sie sprach, wurde sie bläßer, und ihre Stimme klang bedeckt, fast heiser; aber sie brachte ihre kleine Phrase doch ganz flink und korrekt heraus.

Ihm hingegen merkte man seine Befangenheit stark an. „Nun, jedenfalls auf Wiedersehen, später oder früher, und indessen Adieu!" Er faßte ihre Hand, die er sehr fest und herzlich drückte und zum Schluß küßte, was Edith unnötig fand.

Marinja sagte nichts mehr. Die vielen Worte, die sich aus ihrem Herzen auf die Lippen drängten, waren alle zu warm, zu innig, zu tief empfunden, als daß sie sich gestattet hätte, sie auszusprechen, und ein gleichgültiges Wort hatte sie nicht mehr finden können.

Dann sagte ihr noch Jaroslav Adieu und setzte hinzu: „Auf Wiedersehen und werde ich nicht einmal die Ehre haben, Sie in Grodno zu begrüßen? Sie sollten sich einmal meiner Tante Ida anschließen, die wird es Ihnen hoffentlich bestätigen, daß es ganz erträglich zugeht bei mir!"

Und dann war das Zimmer leer.

Edith hatte sich mit den Herren entfernt, nur die Gräfin Ida war in ihrem Lehnstuhl sitzen geblieben, und Marinja stand noch immer auf demselben Fleck; sie horchte seinen sich entfernenden Schritten nach, einer schwächer als der andere — schwächer — schwächer. Als sie gar nichts mehr hörte, horchte sie noch immer — da — ein scharfes, knarrendes Geräusch — das war der Wagen, in dem er davonfuhr. Ihr wurde schwarz vor den Augen; unwillkürlich näherte sie sich der Tür, um in ihr Zimmer zu fliehen, ehe Edith zurück wäre — sie schwankte — stieß gegen ein Möbel — da hörte sie hinter sich eine freundliche, alte Stimme sagen: „Marinja, mein Kind," sie sah sich um, hilflos, stier — wollte sprechen, konnte nicht. Die eine Hand am Hals, mit der anderen eine zugleich dankbare und abwehrende Gebärde machend, ging sie hinaus.

VIII.

Das Lunch verlief still und langweilig, wie die meisten Mahlzeiten auf dem Lande, knapp nach einem Aufbruch. Man aß rasch und lieblos. — Der Hitze halber wurde dann der Kaffee in dem großen Freskensaal genommen.

Die Post kam. Edith erhielt, wie jeden Tag, eine große Anzahl Drucksachen und Briefe, die sie mit dem Ernst einer Ministersfrau sortierte. Marinja wickelte indessen eine Strähne roter Wolle von den ausgestreckten Händen der Gräfin Lornitz herab.

„Von Rosa Blinsky," bemerkte, einen der eingelangten Briefe zusammenfaltend, Edith. „Sie erkundigt sich darnach, ob wir in jüngster Zeit Felix gesehen hätten, fragt mich, wie ich ihn finde. Seine letzten Briefe machen sie besorgt. Ich kann nicht leugnen, daß er gestern miserabel ausgesehen hat. Die Gründe aber sind mir unbekannt. Hast du vielleicht eine Ahnung, was mit dem Buben los ist, Mama?"

Die Gräfin Lornitz fuhr fort, die rote Wolle auf ihren ausgestreckten Händen zu halten. Sie räusperte sich sorgenvoll. „Warst du denn nicht dabei, als mich Jaro über die Sache aufklärte?" bemerkte sie. „Nein, jetzt erinnere ich mich — nur Ernst war dabei. Jaro wäre nicht so deutlich gewesen vor dir. Er hätte sich geniert, du bist doch noch eine sehr junge Frau, und trotz all seiner blendenden Nüchternheit, mit der er sich übrigens selber mehr imponiert, als mir, ist Jaro sehr ritterlich zartfühlend, er ist . . ."

„Mit einem Wort," rief Edith, halb lachend, halb ärgerlich, „er ist ein echter Slavin!" und dabei zündete sie sich eine Zigarette an.

„Gewiß," stimmte, ohne im geringsten ihre Haltung zu verlieren, die alte Dame mit Überzeugung bei.

„Hm, Onkel Zdenko war auch ein echter!"

„Unleugbar, aber eine andre Art, vielleicht nur eine andere Generation," fügte die Gräfin Lornitz nachdenklich hinzu, „die Slavins sind ja eigentlich alle gutherzig."

„Oh ja . . . und sie beweisen ihre Gutherzigkeit hauptsächlich dadurch, daß sie die Augen schließen, wenn sie über die verzweifelte Scharka hinübersetzen, die einen etwas fester, die anderen etwas weniger fest, das ist der einzige Unterschied!"

„Es gibt auch hie und da einen Lornitz, der mit mehr oder minder fest geschlossenen Augen über eine auf dem Boden hingestreckte Scharka setzt," entgegnete sehr verdrießlich die alte Dame, indem sie flüchtig und mitleidig an Marinjas bleichen Wangen vorübersah.

Edith zuckte mit den Brauen — sie konnte schließlich nichts dafür, daß sie recht behalten, und daß die Mama Ernsts Idealismus — oder vielmehr einfach seine Unvernunft überschätzt hatte. Aber es sah der Mama wirklich so recht ähnlich, daß sie sich darüber ärgerte. Sie war immer „fast bis zum Umschnappen" romantisch gewesen; es grenzte ans Wunderbare, daß sich ihr Lebenslauf trotzdem so normal und korrekt abgewickelt hatte. Aber Edith war guter Laune heute, darum anstatt etwas Beißendes zu erwidern, sagte sie einfach: „Die Lornitzschen und die Slavinschen Superioritäten werden für uns

immer eine offene Streitfrage bleiben, Mama; den Kampf können wir ja später wieder einmal aufnehmen. Jetzt bitte erzähle mir das Nähere über die tragischen Abenteuer Felix Blinskys, d. h. wenn die Geschichte nicht zu gewürzt ist für Marinjas junge Ohren!"

Marinja, empfindlich und überreizt wie sie war, wollte sich zurückziehen. Die Gräfin Lornitz aber hielt sie zärtlich an der Hand zurück, „bleib nur, meine Alte," rief sie und sich zu Edith wendend: „Marinja ist ein vernünftiges Mädchen und wenn man, wie sie, sich seinen Weg selber bahnen muß, kann man nicht durchs Leben gehen mit einer Binde vor den Augen. Setz dich, mein Schatz!" Und Marinja setzte sich, so nahe sie konnte, neben die alte Frau, fast wie ein verfolgtes Tier, das Schutz sucht, und diese begann: „Also zur Sache. Du kennst ja den Felix von Jugend an, Ditzi? Ein bildhübsches skrupulös Bürschel, von einer verwitweten Mutter ultraromantisch erzogen — er sollte nur seine erste Liebe heiraten und was solcher Dummheiten mehr sind. Bis in die Universität hinein von einem Abbé zu Haus unterrichtet, ferngehalten von allem schädlichen Verkehr und so weiter. Das „Freiwilligenjahr" konnte ihm schließlich nicht erspart werden, vorigen Herbst rückte er ein. Die Mutter gab ihm einen Katechismus mit, und der Hauskaplan wurde damit betraut, ihn vor dem Leben zu warnen. Er trat in das 125. Dragonerregiment, das, wie du weißt, nicht weit von Grodno garnisoniert ist. Im Regiment hatten sie ihn bald gern, da er gutmütig und schneidig ist; im übrigen neckten sie ihn und nannten ihn „die Komtesse". So verging der Winter. Gegen den Frühling zu fing die „Komtesse" an, allerhand neugierige Symptome zu bekunden und eines schönen Tags, Mitte Juni soll's gewesen sein, kam Felix aus Prag zurück mit einer Dame, die er im Variété-Theater kennen gelernt hatte. Jaro, der die Person damals gleich nach ihrem Einzug sah, behauptet, sie sei blendend gewesen; daß sie die Vierzig und noch alles mögliche andere hinter sich hatte, habe man ihr zwar angemerkt, aber was hatte das weiter zu sagen in einem solchen Fall. Geschminkt war sie natürlich, das Haar gefärbt — das gehört ja dazu. Ein lediger Oberst — dementsprechende Zustände im Regiment. Felix, ganz stolz auf seinen Fund und seine Courage, veranstaltete Feste, zu denen alle unverheirateten Herren der Umgegend zugezogen wurden.

Jaro hatte auch die Ehre. Anfangs ging's, dann stellte sich's heraus, daß die Person vollkommen nervenkrank, innerlich gebrochen und zerrissen, für den Platz, den sie im Leben ausfüllen sollte, untauglich geworden war, und so kam's, daß sie einmal bei einer Fête, statt zu lachen und zu jubeln, vor ihrem Champagnerglas stumpf und starr sitzen blieb wie eine Wahnsinnige, die Stimmen hört; und dabei fuhr sie beständig mit der Hand über das Tischtuch — so . . . wißt ihr . . . immerfort so — und dann fing sie an zu weinen, ganz stumm, die Tränen wuschen ihr die Schminke von den Wangen herab. Ihr könnt euch denken, daß sich die Herren nicht lange bei dem Fest aufhielten. Jaroslav hörte nichts weiter von der Geschichte, hatte sie vergessen, als vor vierzehn Tagen Felix bei ihm erscheint mit einem Urlaub und der flehenden Bitte, ihn aufzunehmen. Der Bursche war ganz verstört, der Ver-

kehr mit der Person hatte ihn halb verrückt gemacht. Sie war unmöglich, eine Nervenkrise nach der anderen, und dazwischen stahl sie wie eine Elster, ohne eigentlichen Grund, und verkaufte die Dinge dann bei einem Trödler, um — sich Morphium zu verschaffen. Sie gestand das alles ruhig ein, mit der Unbefangenheit, die Morphiumsüchtige solchen kleinen Vergehen gegenüber fast immer zeigen. Als Felix sie nun pensionieren wollte, gebärdete sie sich wie toll. Sie habe ihn lieb, behauptete sie; sie wolle sich gern von ihm alles gefallen lassen, Mißhandlungen und Schläge, nur hinausjagen solle er sie nicht. Seine Magd wolle sie sein — aber er brauchte eben keine Magd. Als er sich nicht erweichen ließ, ging sie; aber sie ließ ihm keine Ruhe. Wo er war, dorthin kam sie — vor dem Tor des Offizierkasinos lauerte sie auf ihn, in den Park, wo die Offiziere ihren Tennisplatz haben, drang sie hinein und schlich um den Platz herum. Abends kauerte sie vor seiner Tür. Um der Sache ein Ende zu machen, hat ihm der Oberst einen Urlaub erteilt, und da ist Felix nach Grodno geflohen. Aber sein Nervenzustand ist noch immer deplorabel. Um keinen Preis wollte er in Grodno bleiben, als Jaro zu uns fuhr; er mußte ihn mitnehmen, nolens volens. Der Bub hatte eine Todesangst, daß sie seinen Aufenthalt indessen ausgekundschaftet haben und in das Schloß eindringen, ihm eine Szene machen könne — sich zu seinen Füßen erschießen — solche Sachen kommen ja vor —." Gräfin Lornitz hatte sich außer Atem geredet und hielt inne.

„Ja," sagte Edith, und nachdenklich fügte sie hinzu: „Erinnerst du dich an die Geschichte mit Paul Sonnenberg — wie war denn das nur?" sie schnalzte ungeduldig mit den Fingern.

„Am Tage vor der Hochzeit bekam er einen Brief, in dem eine frühere Geliebte ihm drohte, daß, wenn er sich wirklich verheirate, sie sich während der Trauung erschießen würde. Er brachte den Brief dem Vater seiner Braut, dieser machte nicht viel aus der Geschichte, nannte das Schriftstück ein hysterisches Gefasel und trällerte die Ai Chiquita — die Hochzeit fand statt; als aber der Brautzug aus der Kirche trat, lag da draußen eine Leiche auf dem Pflaster."

„Entsetzlich," murmelte Edith, „sein Leben war verdorben, es war doch eine harte Strafe für ein wenig Leichtsinn!"

„Nun, dem armen Mädchen mag auch nicht angenehm zu Mute gewesen sein, als er sie verstieß," sagte Marinja.

Worauf Edith, die Achseln zuckend, ziemlich hart erwiderte: „Ja, darauf hat sie doch gefaßt sein müssen, daran hätte sie früher denken sollen . . ." Mit einem Mal wurde sie verlegen, stockte — ihr Blick irrte um Marinja herum, als ob er ihr etwas hätte abbitten mögen.

Marinjas Augen verfinsterten sich. „Eigentlich hast du recht," sagte sie schroff, und es sprach etwas aus ihrer Stimme, als wehre sie Ediths plötzlich aufgetauchtes Mitleid wie eine Beleidigung von sich ab.

Da richteten sich die Augen der alten Gräfin auf sie. „Peretti — Peretti . . . so hieß doch die Person, die dich damals in Prag angebettelt hat?" bemerkte sie. „Ja, Frau Gräfin!"

„Es muß dieselbe sein — Jaro nannte sie so. Wenn ich bedenke, in was für Verlegenheiten du hättest geraten können durch die! — Aber laß dir die Geschichte zur Warnung dienen; und um Gotteswillen — wenn sie je wieder wagen sollte, dich anzubetteln, so weis' ihr die Tür!"

„Ich will mir's gesagt sein lassen," murmelte Marinja; dann mit rasender Überwindung fügte sie hinzu: „Wollen wir nicht ein wenig vierhändig spielen, Edith? Der Klavierauszug von Tristan ist heute aus Wien gekommen."

Sie wußte nicht, was sie spielte. Ihre Augen lasen mechanisch die Noten ab, und ihre Finger folgten ebenso mechanisch. Dabei dachte sie immer wieder dasselbe, — „auch das noch! War denn der Schande nicht ohnehin genug? Ich muß ja froh sein, daß Ernst gegangen ist . . . froh . . . froh!" Dann aber durchzuckte sie ein unangenehmes Gefühl — ein Gefühl vernichtender Selbstanklage. „Was hab ich nur an mich zu denken!" schrieb's in ihr, „wie schrecklich unglücklich muß sie sein! Sie hatte das alte Leben satt, sie wollte sich hinausretten; ich hab' sie zurückgestoßen in den Schlamm, durch meine Lieblosigkeit, meine Härte, meine Selbstsucht; aber wie hätte ich mir anders helfen sollen. Ach, mein Gott, einen Ausweg! Wo gibt es einen Ausweg, aus dem Elend und aus der Schmach!"

„Marinja! Moll . . . moll!" rief jetzt halb lachend, halb verzweifelnd Ediths Stimme. „Moll! Hast denn du die Auflösungszeichen ganz übersehen!"

IX.

Zum ersten Male in ihrem Leben war die Gräfin Lornitz recht unzufrieden mit ihrem Stiefsohn; und jedesmal, wenn sie Marinjas blasses Gesicht und ihre schwarzumränderten Augen sah, wurde sie noch unzufriedener. Sie war fest davon überzeugt, daß sein Verstand die Vormundschaft über sein Herz gewonnen habe. Sie hätte es lieber gesehen, wenn sein Herz den Verstand niedergerannt hätte. Es wäre vielleicht recht gefährlich, recht traurig — aber es wäre schöner gewesen.

Schließlich zuckte sie die Achseln und beschwichtigte ihre innere Unruhe mit dem Trost, den das Alter für die heftigsten Schmerzen in Bereitschaft hält — „auch das geht vorbei," sagte sie sich, und dann fügte sie hinzu: „Nur schade, daß das Leben mit vorübergeht!"

Und dann fuhr sie fort, sich in die Vergangenheit zu versenken, da die Gegenwart ihr, wie so vielen alternden Menschen, ungenießbar erschien; in die Lektüre alter Memoirenwerke und in die ihrer eigenen Tagebücher, Tagebücher, die aus der Zeit stammten, da sie selber noch ein interessantes, gefeiertes, junges Mädchen gewesen war. Sie hatte sehr spät geheiratet, deshalb umfaßte das Tagebuch viele Bände. Einmal kam ihr der Einfall, sich ein paar besonders unterhaltende Episoden von Marinja vorlesen zu lassen, und Marinja tat dies so freundlich, bewies eine so herzliche Teilnahme an den Schicksalen der etwas exzentrischen, ihre Umgebung in atemlose Spannung versetzenden, aber durchaus einwandfreien und liebenswürdigen, längst verflossenen Ida Slavin, daß Gräfin Lornitz, entzückt von dem gut gelungenen Experiment, das junge Mädchen dazu veranlaßte, ihr die ganzen, aus ihrer

Jugendzeit stammenden Aufzeichnungen vorzulesen. Edith wurde zu diesen Vorlesungen nie zugezogen; sobald sie hinzu trat, klappte man die Hefte zu: „An so törichtem Zeug kann ihr hoher Geist kein Gefallen finden," behauptete die alte Frau, und Marinja auf die Schulter klopfend, fügte sie hinzu: „Ach, ich weiß ja, daß das alles Dummheiten sind — aber mich interessiert die ‚alte Musik', weil sie mich an meine Jugend erinnert — und dich, nun dich scheint sie zu interessieren, weil du mich ein wenig lieb hast . . . vielleicht auch nur, weil ich dich sehr lieb habe." Ein andermal sagte sie: „Hie und da findest du vielleicht auch mit deinen eigenen Anlagen übereinstimmende Charakterzüge in den Tagebüchern der ‚wilden Ida', wie sie mich damals nannten, nur freilich ist's der wilden Ida immer viel besser gegangen als dir!"

Solche leichte Anspielungen auf Marinjas verwandtes Blut entfielen der alten Frau jetzt häufig. Es schien ihr gar nicht mehr darum zu tun zu sein, sie zu vermeiden.

Auch Edith war gut gegen Marinja — mit der Gutmütigkeit der Sieger. Sie war nicht unzufrieden mit Ernst — und sehr zufrieden mit sich, weil sie alles voraus gewußt, weil sie Recht und ihre Stiefmutter Unrecht behalten hatte. Anfangs schritt sie geradezu auf Wolken, aber ihr war doch auch leid um Marinja, und je fester sie sich davon überzeugt fühlte, daß die große Gefahr endgültig überwunden sei, um so stärker meldeten sich von neuem die alten Sympathien für den Schützling, den sie nach und nach zu ihrer Freundin erhoben hatte. Sie überhäufte Marinja mit allerlei Geschenken und Verwöhnungen. Aber Marinja, die klug genug war, ihren Gedankengang zu erraten, fühlte sich durch alle diese, von einer Art unklaren Reue ausgehenden Aufmerksamkeiten nur verletzt und hatte den sich überstürzenden Liebenswürdigkeiten gegenüber Mühe, eine höfliche Fassung zu bewahren. Wenn die alte Gräfin ihr teilnehmend über den Scheitel strich, so war das wohltuender für sie, als wenn ihr Edith eine gemeinschaftliche Reise nach Italien vorschlug.

Der im Grunde genommen feine, aber verschwommene Charakter der jungen Witwe verdroß Marinja, reizte geradezu ihre Ungeduld — dieses Gemisch von altmodisch beschränkten Vorurteilsüberbleibseln und ganz und gar platonischer Freigeistelei. Edith hatte mit keiner der alten Überlieferungen aufgeräumt und an allen ein wenig herumgestoßen. Die Gräfin Lornitz behauptete einmal, Edith mache sie schwindlig, alles in ihr wackle. Dies Gefühl hatte Marinja auch. Wo sie nicht durch ihre übernommenen musikalischen Verpflichtungen mit ihr zusammengezwungen wurde, wich sie Edith aus. Ihr Nervensystem war zur äußersten Empfindlichkeit angespannt, immerfort hatte sie das Gefühl, als ob bei dem geringsten Anlaß etwas in ihr zerreißen müßte. Dabei legte sie eine erstaunliche Tapferkeit an den Tag. Ihre Haltung wurde immer stolzer, die Vornehmheit ihrer Erscheinung trat täglich mehr hervor. „Welche herrliche Frau sie für Ernst gewesen wäre unter anderen Umständen — und daß er wirklich nicht großdenkend genug ist, sich über die Unregelmäßigkeit ihrer Geburt hinüberzusetzen!" dachte die Gräfin Ida immer wieder. Ihr Groll gegen den Stiefsohn grenzte jetzt geradezu an das Kindische.

Sie war fest davon überzeugt, daß — ein Slavin in einem gleichlaufenden Fall anders gehandelt hätte. Ein Slavin benahm sich ja manchesmal wie ein Ungeheuer, aber nie wie ein Philister. Und Ernst hatte sich benommen wie ein Philister. Das hätte sie nicht erwartet von ihm. Von ihm am allerwenigsten!

X.

Vor Marinjas Türen stehen ihre Koffer fertig gepackt. Marinja hat sich aufgerafft. So weiter trödeln, sich verhätscheln lassen und dabei abquälen, ist unmöglich, hat sie sich selber erklärt.

„Eine anstrengende und nützliche Beschäftigung so bald als möglich, und fort von allem, was mich an ihn erinnert," so lautet die Kur, die sie sich selber vorgeschrieben hat. Es ist zwar erst Ende August, und vor Mitte September kehrt keine ihrer Schülerinnen nach Prag zurück; aber die nächsten vierzehn Tage beabsichtigt sie, mit einer ihr befreundeten, älteren Musiklehrerin zu verbringen, die sich in einer billigen Villegiatur eingemietet und Marinja erst kürzlich aufgefordert hat, sie zu besuchen. Ein paar stille Tage im ungestörten Beisammensein mit der braven, unentwegt heiteren, nervenstarken Musikantin — „das ist genau, was ich brauche," sagt sich Marinja. „Später wollen wir sehen!" Sie denkt nicht gern an „später"; aber das Leben muß ertragen — und mit Würde ertragen werden, also vorwärts.

Erst nachdem sie Fräulein Tropsch bereits ihren Besuch für ein bestimmtes Datum angekündigt, hat sie Gräfin Lornitz ihre Absicht, demnächst abzureisen, gemeldet. Daraufhin haben sowohl diese als auch Edith Miene gemacht, sie zurückzuhalten — aber sie haben eben beide nur Miene gemacht, und jetzt ist Marinjas Abreise für den nächsten Morgen bestimmt.

Der letzte Tag — wie endlos. Die Koffer bereits gepackt — keine Muße, irgend etwas zu unternehmen — eine mit Unruhe durchsetzte Langeweile, wie wenn man in einem Wartesaal auf einen Eisenbahnzug wartet. Dazu die Hitze noch drückender, noch unerträglicher als die Tage vorher; in der Luft eine fiebernde Unruhe, ein kleiner, nörgelnder Wind, der alles aufregt und sich doch zu keinem Aufschwung entschließen kann; am Horizont schwere, träge Wolken, die sich nicht ausbreiten wollen, die nicht einmal über die Wipfel der Linden im Park hinaufsteigen. Ein unerträglicher, erwartungsvoller Zustand, der nach einer Katastrophe lechzt, nach einer Erlösung oder Vernichtung.

Endlich gegen Abend ändert sich das Wetter. Die Wolken steigen rasch, verbreiten sich über den ganzen Himmel, aus dem unentschlossenen, herumnörgelnden Wind ist ein Sturm geworden. Dicht an der Erde grollt er hin, in verwischten, chromatischen Tonleitern saust er hinauf und hinunter — er zerzaust die Kronen der herrlichen, alten Linden im Park und rüttelt zugleich an ihren Wurzeln, er wirbelt den Staub bis in die Wolken hinauf und jagt die Wolken vom Himmel bis auf die Erde herunter, und in dem bleigrauen Düster, das daraus entsteht, flattert eine Schwalbe ganz niedrig zwischen aufgewirbeltem Staub und fallenden Blättern über dem Rasen.

Im ganzen Schloß ein Klirren von zerbrochenen Glasscheiben, ein Herumhasten von Dienern, die sich beeilen, Fenster und Jalousien zu schließen.

Dann ein Blitz, der aussieht, als ob der Himmel Feuer herunterspeie, ein alles erschütternder Donnerschlag, — und plötzlich eine große Stille, nur noch ein müdes Stöhnen in den Bäumen und das Fallen von schweren Wassertropfen. Dichter fällt der Regen, man hört keinen einzigen Tropfen mehr, nur ein feierliches, gleichmäßiges Rauschen, über die ganze Erde breitet sich ein himmlischer Duft wie ein erlösender Gottesgruß.

„Ich bin froh, daß sich die Luft abgekühlt hat," äußerte sich Gräfin Lornitz abends nach Tisch, als man sich ein letztes Mal in dem freundlichen, hellen Wohnzimmer versammelte. „Da wirst du wenigstens einen angenehmen Reisetag haben, Marinja, und jetzt spiel mir zum Abschied noch etwas vor." Marinja setzte sich an das Klavier — Sie spielte wie noch nie, ihr ganzer Schmerz, ihre ganze Sehnsucht — und auch die Müdigkeit, in der beides zu ersterben anfing, drückte sich in ihrem Anschlag aus. Eine andächtige Ruhe folgte, als sie geendigt hatte; dann leise, wie um die Stimmung nicht zu entweihen, fragte Gräfin Ida: „Was war denn das . . . das letzte Stück?"

„Die A-moll Barcarole von Tschaikowsky."

„Das . . . nicht möglich," mischte sich Edith ins Gespräch.

„Was sollte es denn sonst gewesen sein?"

„Nun, alles, was du willst, nur nicht die in Rede stehende Barcarole. Ich kenne sie so gut, habe sie so oft gehört und nie etwas Besonderes daran gefunden!" versicherte Edith; worauf Marinja: „'s ist doch eine schöne, edle Komposition. Jedesmal, wenn ich das Stück spiele, sehe ich dasselbe Bild vor mir." Ihre Worte kamen langsam, etwas schleppend, ihre Stimme klang schwach und gedämpft; „wenn ich die Augen offen halte, verwischt sich das Bild," fügte sie hinzu, „sobald ich sie schließe, taucht es wieder in mir auf. Ich sehe alles so genau, so genau!"

„Und was siehst du?"

„Ich sehe einen breiten Strom zwischen fruchtbaren, grünen Ufern; Wiesen strecken sich rechts und links, an den Ufern wächst Weidengebüsch, niedrig, dicht, schmale, graue Blätter an rötlichem Geäst — aus den Wiesen ragen Bäume — nicht viele — in weiten Zwischenräumen ragen sie empor — vereinzelt oder in Gruppen — sehr große Bäume — sonst ist die Aussicht frei. Weit schweift der Blick über die grünen Wiesen, die kein Ende nehmen. Und auf dem breiten Strom schwimmt ein Floß — ein endloses — so eines, worauf die Schiffer leben — wochenlang — und sehen nichts um sich herum, als immer die grünen Wiesen zu beiden Seiten des Stroms und über den Wiesen den Himmel, und um sich die Zeit zu kürzen, singen sie ein Lied — langsam hinhallend, schwermütig — und ihr ganzes Leben ist wie eine Art Schlaf. Sie schlafen mit offenen Augen, haben das Leben vergessen und die Welt — da kommen sie an einer Schenke vorbei, einer kleinen Schenke mit einem hölzernen Vorbau, der in den Strom hineinragt, auf Pfosten, und um den sich Weinreben ranken — ganz genau seh ich das — und auf diesem Vorbau sind Menschen, schöne Mädchen und schmucke Burschen, und die

Mädchen tragen Kränze auf dem Kopf, und die Burschen sehen ihnen sehnsüchtig in die Augen, und Musik, die feurig und süß ist wie der Wein von in der Sonne gereiften Trauben, spielt sie einander in die Arme. Sie tanzen und stampfen mit den Füßen, die Augen glänzen, die Lippen glühen, die Haare flattern im Wind. Die Sonne steht tief, die Strahlen vergolden den Strom. Die Flößer schlafen nicht mehr — sie schauen; sie singen nicht mehr — sie horchen. Sie möchten sich aufhalten, mitleben einen Augenblick — eine Stunde — aber der Strom treibt sie weiter — vorbei an den bekränzten Mädchen — mit der Liebe auf den Lippen und dem Traum in den Augen — vorbei! Noch einmal sehen sie sich um — ein Windstoß fährt durch die Luft — er kräuselt die vergoldeten Wellen des Stromes, er wühlt in dem grünen Gras der Wiesen, er schreit so schrill und laut, daß er die lustigen Tanzweisen übertönt. Und wie er verstummt, ist die Sonne untergegangen und das Wirtshaus ist weit. Ein grauer Dunst steigt aus dem Wasser und schleicht über die Wiesen hin — dichter — dichter. Noch einmal sehen sie sich um — ein letztes Mal. Ein matter, roter Schimmer bricht durch den Nebel. Dort, wo sie für einen kurzen Moment das Leben erblickt haben, und die Liebe und die Freude — und wo sie vorüber mußten — von neuem nehmen sie ihr Lied auf, aber es klingt immer trauriger, mit einer mutlosen Trägheit in der Trauer — matter, langsamer — endlich verstummt es ganz — schläft ein — man hört nichts mehr, als das gleichmäßige Rauschen des Stromes!"

Nach einem kurzen Schweigen zuckte Marinja die Achseln und murmelte mit einem traurigen Lächeln: „Die armen Schiffer . . ." und Gräfin Ida wiederholte sehr leise: „Die armen Schiffer!"

Jetzt war sie oben in ihrem Stübchen. Gräfin Ida hatte sehr herzlich Abschied von ihr genommen und die Hoffnung ausgesprochen, sie recht bald wiederzusehen in Prag, wohin sie sich dies Jahr früher als sonst zu begeben gedachte. Edith hatte keinen Abschied genommen, sie wollte Marinja noch morgen früh Adieu sagen; im übrigen faselte sie etwas von einem Wiedersehen nächstes Frühjahr in Florenz.

Marinja hatte ihre Sachen zusammengeräumt, alles hergerichtet für ihre Abfahrt. Ihr war zu Mut nicht wie einer, die im Begriffe steht, einen Ort zu verlassen, in dem sie angenehme Stunden verbracht hat, sondern wie einer, die, zum Selbstmord entschlossen, vom Leben Abschied nimmt.

Nun war sie mit allem fertig; es war nichts mehr zu tun. Sie legte sich nieder. Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück. Wie alle Entsagungsbereiten hielt sie sich noch einmal auf bei den schönen Stunden, die jetzt eigentlich nichts waren als Merksteine auf dem Wege zu jener erstarrten Verzweiflung, welche die Menschen Resignation getauft haben. — Sie dachte an allerhand, am ofteften an — ihn. Wie er ihr damals die Rose in ihr Zimmer geworfen . . . Sie lächelte darüber, daß sie sich den nächsten Morgen auf seine Werbung gefaßt gemacht und dann ihr armes Herz so fest gewappnet hatte vor der sehnsüchtig erwarteten Gefahr.

Er hatte freilich so hoch gestanden in ihrer Achtung, daß sie ihn einer Großmut für fähig gehalten hatte, wie keinen anderen. Nun, sie hatte sich

eben geirrt. Es war ein liebenswürdiger, guter Mensch — ein sehr braver, gewissenhafter Mensch; aber eine anklagende Bitterkeit regte sich in ihrer Seele. Genau wie Gräfin Lornitz hatte sie das Gefühl, ihn überschätzt zu haben.

Sonderbar — morgen würden es gerade zehn Jahre sein, daß sie damals auf dem Korridor mit so stürmischer, kindischer Zärtlichkeit von ihm Abschied genommen hatte. Er war immer vernünftig gewesen, auch damals schon, gewissenhaft und vernünftig . . .

Gewissenhaft, ja . . . Aber vernünftig? Er hatte sich nur vorgenommen, es zu sein — damals. Er hatte sie ja doch geküßt zum Schluß und wie warm und herzlich! Und er hatte sich umgesehen nach ihr noch aus dem Wagen und hatte die Mütze geschwenkt.

„Es ist besser so, ich muß froh sein, daß er fort ist," murmelte sie vor sich hin, während sie auf ihrem Kissen ein kühles Plätzchen für ihre heiße Wange suchte. „Ja, es ist besser so!"

Eine erlösende, sanft zwingende Müdigkeit zog durch ihre Seele und löschte die Lichter aus; den Schmerz, die Sehnsucht, die schönen Erinnerungen — diese am langsamsten. Draußen rauschte der Regen, feierlich, ernst eintönig. Sie schloß die Augen, Schleier zogen durch ihre Seele. Alles ausgelöscht. Da . . . Räderrollen — nur undeutlich vernahm man es durch den Regen hindurch, näher . . . das eiserne Parktor kreischte in seinen Angeln . . . jetzt immer deutlicher knirschten die Räder über den Kies . . .

Der Wagen hält vor dem Schloß. Marinja fährt auf, eine rasende Unruhe bemächtigt sich ihrer — die Stimme . . . sie hört sie . . . ganz undeutlich, eigentlich nur mit ihrem Herzen, mit ihrer Sehnsucht hört sie sie.

Ein scharfes Klopfen an das Schloßtor . . . Ihr ist's, als hätte jemand auf ihr Herz geklopft . . . auf ihr erstarrendes, totkrankes Herz. Totkrank bleibt das Herz, aber es fängt von neuem an zu leben. Wo ist die Entsagung, wo die tröstende, abstumpfende Müdigkeit? Das Fieber ist wieder da, die Sehnsucht, die Erinnerung, der Schmerz — aber es ist ein jubelnder Schmerz.

Ernst ist zurückgekommen.

Drittes Buch.

I.

Das Glück war da! — Nein, nicht das Glück, aber die Versuchung, die mächtige, fürchterliche Versuchung. Wo würde sie den Mut finden, ihr zu widerstehen? „Ich muß ihn finden," sagte sie sich, „es gibt kein Zaudern und kein Ausweichen."

Die Dämmerung des Augustmorgens drang durch den verschleiernden Regen, sanft und grau, und breitete sich in ihrem Stübchen aus. Alle Gegenstände wuchsen so zu sagen in das Licht hinein, nahmen Form und Farbe an — das Zifferblatt ihrer Uhr schimmerte weiß. Sie warf einen Blick darauf — halb vier.

Da hörte sie einen Schritt, der sich ihrer Tür näherte — das Stubenmädchen wohl, das sie zu wecken kam, — nein — nein — der Schritt war nicht zu verkennen, der scharfe, energische Schritt — wie leicht er heute über den Flur hallte, wie eilig! Das war sein Schritt! Er verlangsamte sich ein wenig, ganz wenig, vor ihrer Tür, ohne sich aufzuhalten; dann bog er gegen die Treppe zu ein.

Was wandelte ihn denn an, so früh wieder aufzustehen — ja, was denn?

Als das Mädchen kam, um sie zu wecken, war sie bereits fertig.

„Es ist unten im Frühstückszimmer gedeckt für das Fräulein," sagte das Mädchen. Marinja schlich die Treppe hinunter, vor der Tür des Frühstückszimmers zögerte sie; sie hörte seinen Schritt rastlos auf und nieder schreiten über das Parkett, sie wollte zurück — die Tür ging auf — „Marinja," rief Ernst. Mechanisch trat sie ein, und er machte die Tür hinter ihr zu.

Dann tiefes Schweigen. Sie standen einander gegenüber, keiner eines Wortes fähig; endlich machte er einen Schritt näher heran — er streckte die Hände nach ihren Händen aus, die seinen brannten wie Feuer, die ihren waren kalt wie Eis.

„Marinja," rief er noch einmal — seine Stimme klang spröd und heiser, die Worte überstürzten sich auf seinen trocknen Lippen — „Marinja, erinnern Sie sich noch — gerade heute vor zehn Jahren war's, da wollten Sie für mich sterben . . . wollen Sie . . . wollen Sie für mich leben?"

Sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Mit verzweifelter Heftigkeit riß sie ihre Hände aus den seinen. „Nein, nein," rief sie röchelnd, außer sich, „nein . . . ich will nicht!"

Sein Blick wurde erst zornig, dann unsicher. „Du kannst mich doch nicht mißverstanden haben," rief er, „ich biete dir alles, was ich zu bieten habe, meinen Namen, meine ganze Existenz und mein ganzes Herz, Marinja!"

„O, ich weiß — als ob ich je etwas anderes hätte glauben können von dir," stammelte sie, — „aber —"

Ihre Hände lagen jetzt ganz widerstandslos, aber auch ganz leblos in den seinen; „ich kann nicht," sagte sie matt, „es darf nicht sein, ich will die Schande nicht hineinschleppen in dein Haus — die Schmach, aus der ich herausgewachsen bin!" Er lächelte gerührt. Ein Mädchen, das die Werbung eines Mannes zurückweist und dabei „du" sagt, war doch etwas gar zu lieblich Merkwürdiges. „Ich weiß von keiner Schmach, die deine Reinheit nicht besiegt hätte," sagte er innig. „Ich weiß nur von einem großen Jammer, aus dem du herausgewachsen bist, und den möcht ich begraben in einem großen Glück!"

Er schlang die Arme um sie und küßte sie auf die Stirn. Sie brach in Tränen aus.

„Ach, es wäre ja so wunderschön, wenn es möglich wäre," und damit sank sie müde an seine Brust. Sie war unterlegen.

„Marinja, mein Liebling," er bog ihr Antlitz zurück — einen Augenblick zögerte er, dann küßte er sie auf die heißen, bebenden Lippen, „meine Braut," sagte er leise — sie senkte den Kopf und schwieg.

Die Gräfin Ida Lornitz befand sich in ihrem hübschen Privatwohnzimmer, dessen helle Wände mit anmutig und etwas willkürlich erfundenen Blumenranken bemalt waren. Aus den hohen und schmalen, ziemlich tief in weißvertäfelten Nischen sitzenden Fenstern sah man in eine weite, sanft leuchtende Ferne, durch deren weiches Sammetblau die frisch abgeräumten Stoppelfelder goldne Streifen zogen. Es war das hellste Zimmer im ganzen Schloß. Der Morgen schlich früher herein, der Abend kam später als in irgend einem der anderen Räume, und die Luft darin war immer ganz besonders rein und frisch. Es stieß an die Schlafstube der alten Frau, und zu den Traditionen von Lukava gehörte, daß man die Gräfin hier nie mit einem Besuch stören dürfe, wenn sie einen nicht selber rufen ließ.

Es war acht Uhr früh, die alte Dame hatte soeben ihre leichte Morgenmahlzeit eingenommen und lehnte jetzt behaglich in einem tiefen Fauteuil neben einem Tisch, auf dem das Tablett mit ihrem Frühstückszeug noch stehen geblieben war; da klopfte es leise, fast ängstlich an ihre Tür.

„Nur herein!" rief Gräfin Lornitz, „ich kann mir's schon denken, wer's ist," und während nun Marinja mit heißen Wangen und zögernden Schritten auf sie zu trat, blickte sie ihr schelmisch und neugierig ins Gesicht: „Also doch nicht abgereist, meine Alte!" rief sie aus.

Marinja konnte sich nicht klar werden darüber, ob sie bereits erfahren habe, was vorgefallen war oder es erst ahne.

„Nein, wie Sie sehen, Frau Gräfin, noch nicht," murmelte sie.

„So, so! wie ist denn das gekommen?" fragte die Gräfin, und da Marinja verlegen schwieg, fuhr sie fort: „als ich heute erst gegen halb sieben aufwachte und fragte, ob du auch ordentlich versorgt worden seist vor der Abreise, sagte mir die Rosa, das Fräulein ist ja gar nicht fort, und dann setzte die Rosa mit einem verschmitzten, und ich muß gestehen, etwas befremdeten Gesicht hinzu, ‚das Fräulein frühstückt unten im grünen Zimmer mit dem Herrn Grafen.' Hm! sollte es am Ende gar Ernst gewesen sein, der dich am Abreisen verhinderte?"

Ein seliges Lächeln zuckte um Marinjas volle Lippen, aber ihre Augen standen voll Tränen. „Ja," flüsterte sie leise, „Ernst ist zurückgekehrt — und . . . und er hat mich lieb!" Das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, aber die Tränen überfluteten ihr ganzes Gesicht. Eine Sekunde später lag sie neben ihrer alten Beschützerin auf den Knien und barg schluchzend den Kopf in ihren Schoß.

„Aber Marinja . . . Marinja," sagte die alte Frau, indem sie ihre weiche Hand zärtlich über den dunkeln Scheitel des jungen Mädchens gleiten ließ, „ist das ein Benehmen für eine . . . Braut, — denn das bist du doch!"

Einen Augenblick zögerte Marinja, dann „Ernst nennt mich so," flüsterte sie.

„Nun also! und da weinst du, als ob dir das Herz brechen sollte; was tut dir denn weh?"

Marinja hob den Kopf. „Was mir weh tut? Mein Glück!" sagte sie mit einer unheimlich tiefen, heißen, beklommenen Stimme leise.

„Aber das ist ja Unsinn!" verwies ihr die Gräfin.

„Sie sind mir wirklich nicht böse?" murmelte Marinja.

„Nein," erklärte die alte Dame schroff. „Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß du zu uns gehörst, und ich freu mich, daß jetzt diese Zugehörigkeit auch vor der Welt bestätigt werden soll. Und nun freu du dich auch an dem großen Glück, das dir Gott geschenkt hat, anstatt wie eine kleine Närrin darüber zu weinen. Eine aufrichtige, innige Freude ist auch dem lieben Gott gegenüber die erquicklichste Form der Dankbarkeit."

Wie wir sehen, war die Gottvorstellung dieser liebenswürdigen, alten Frau von allen alttestamentarischen Verfinsterungen gänzlich frei. Ihr Gott war ein heller, freundlicher Gott, eine Art superlativer Franz von Assisi, der nichts im Kopfe hat als Freude, Güte und Liebe, und der durch irgend eine geheimnisvolle Einwirkung unergründlicher, feindseliger Mächte manchmal daran verhindert wurde, es den Menschen auf der Welt ganz so angenehm zu machen, wie er es gern getan hätte.

Marinja hielt nicht mehr ihr Antlitz im Schoß ihrer Beschützerin verborgen, aber sie kauerte noch immer zu deren Füßen. „Ich kann mich nicht freu'n," murmelte sie; „wenn ich jubeln will, so tut mir das Herz weh — ich bin keine Frau für Ernst, Frau Gräfin —"

„Du sollst nicht mehr Frau Gräfin sagen — sag ‚du' zu mir, und nenn mich Mutter!"

„Mutter," stammelte Marinja. Aber kaum war das liebe Wort von ihren Lippen gefallen, so war sie totenblaß geworden, als ob ein unerträglicher, körperlicher Schmerz sich in ihr gemeldet habe. „Das kann ich nicht," hauchte sie, „jetzt noch nicht."

„Nun, so sag Tante Ida!"

„Tante Ida, gerne." Marinja küßte die Hand der alten Frau: „ja, was ich Ihnen — dir noch erzählen wollte — ja . . ." ihre Stimme klang jetzt ganz weich und zärtlich verträumt: „ich hatte ihn lieb schon damals, als er mich von meinem Elend erlöste und hierher brachte. Ja, damals schon. Später vergaß ich ihn oder trachtete zum wenigsten, nicht an ihn zu denken; aber als ich ihn jetzt wiedersah, kaum daß seine Hand die meine berührt hatte, war alles wieder wie sonst. Ich war wieder ein kleines Mädchen und er war mein Abgott. Ja — aber nie . . . nie hätt ich zu denken, zu hoffen gewagt, daß auch er . . . mir gut werden könnte; ich freute mich einfach an seiner Freundschaft und Teilnahme, und fand schon das wunderschön — das Schönste, was ich erwarten durfte — und als ich merkte, daß es doch anders um ihn stand, da bin ich erschrocken, und als er dann so plötzlich fort ist — hab ich mir gesagt, ich sei froh; ich war nicht froh, aber gesagt hab ich mir's doch alle Tage. Als ich ihn gestern zurückkommen hörte, da wußt ich's, daß er um meinetwillen zurückgekehrt war. Und da wußt ich auch, daß es Zeit sei, mich zu rüsten, der wundervollen Versuchung zu widerstehen. Und ich nahm mir's fest vor, fest; aber als ich nur seinen Schritt an meiner Tür vorübergehen hörte, verlor ich den Kopf, und wie er mir da unten entgegenkam und nur das erste Wort von Liebe zu mir sprach — da war meine Kraft gebrochen, — ich hab's ihm gestattet, mich in seine Arme zu nehmen — und mich zu

küssen, und mich seine Braut zu nennen, — ach Gott, ach Gott, — und es kann ja doch nicht sein, — ich bin gekommen, dir's zu sagen, daß es nicht sein kann."

Die Worte waren ihr von den Lippen geflogen, unstet und ängstlich, wie Vögel in einer schwülen Gewitterluft. Jetzt schwieg sie erschöpft und lehnte von neuem ihr Antlitz an das Knie der alten Frau. „Ich verstehe kein Wort von dem Unsinn, den du schwätzest," rief diese unzufrieden; „wahrlich, wenn ich's nicht wüßte, was für ein kreuzbraves Mädel du bist, so müßte ich denken, es sei irgend etwas in deiner Vergangenheit, das dich unwürdig macht . . ."

Marinja zuckte zusammen, sie hob den Kopf, aus ihren verweinten Augen blitzte ein finstrer, böser Stolz. „Tante Ida!" rief sie entrüstet.

Die alte Dame lachte — „das war wieder einmal die echte Slavin, jeder Zoll," erklärte sie, „beruhige dich, mein Herzchen, ich weiß ja, wen ich vor mir habe, ich kenn dich schon lange, ich würde nie etwas Häßliches von dir denken; denn das hättest du mir längst gebeichtet, oder du wärst mir ausgewichen, wie dem Feuer. Ich kenne ja deine verheerende Aufrichtigkeit! Du bist weder im stande, eine Unwahrheit zu sagen, noch eine zu schweigen. Ja, ja, das weiß ich längst. Aber gerade darum ist es ganz unverantwortlich von dir, solche Dummheiten zu reden, wie du sie jetzt geschwätzt hast. Herr Gott, warum solltest du keine Frau sein für Ernst?" Die alte Frau legte Marinja die Hand unter das Kinn und blickte ihr mit zärtlicher Verwunderung in das schöne, bleiche Gesicht, dem die Tränen, anstatt es zu entstellen, eine neue Verklärung geschenkt hatten.

Marinja senkte die Augen und zögerte mit der Antwort. Sie hatte sich zu ihrer alten Freundin begeben mit der festen Absicht, derselben ihr peinliches Geständnis abzulegen — sie zu bitten, es Ernst mitzuteilen. Aber jetzt, im letzten Moment, verlor sie auch dazu den Mut. Die Erinnerung an die Lüge, welche sie damals in Prag zu der alten Dame gesprochen hatte, schnürte ihr die Kehle zu, besonders angesichts des rückhaltlosen Vertrauens, welches diese ihr entgegenbrachte. Ihr Unglück einzugestehen, hätte sie sich zwingen können, ihre Feigheit und Verlogenheit nicht. Und so, als Gräfin Lornitz ein zweites Mal, halb neckend, halb befehlend, fragte: „So sag mir's doch, warum du denn durchaus keine Frau bist für Ernst?" da räusperte sie sich, setzte zweimal an und flüsterte endlich kleinlaut und stotternd: „Weil . . . weil ich nur die Marinja Zewuska bin!"

„Ah! En voilà une raison," rief etwas ärgerlich Gräfin Lornitz. „Nun, ich meine, die Tatsache dürfte Ernst fast ebensogut bekannt sein, wie dir selber, und du hast nicht das Recht, ihn für einen charakterlosen Menschen zu halten, der dir morgen vorwirft, womit er sich heute abgefunden hat. Schäm dich!" Die alte Frau versetzte dem jungen Mädchen einen scherzhaften Klaps auf die Wange. Der Klaps war eine Liebkosung, aber der Blick, der Marinja aus den schönen Augen ihrer Beschützerin traf, war entschieden streng und zurechtweisend. — Nach einer kurzen Pause fuhr die Gräfin fort: „deine äußeren Verhältnisse kennt Ernst; wenn er sich darüber hinwegsetzen will — du siehst,

ich blicke der Situation ins Gesicht — wenn er sich darüber hinwegsetzen will, so ist das seine Sache. Übrigens ist heute mit dir nicht zu rechten, du bist überreizt, krank, du hast dich in der letzten Zeit gar zu arg zusammennehmen müssen, und nun kommt die Reaktion. Sieh, daß du dich ausruhst — komm her!" Die Gräfin erhob sich und führte Marinja zu einem breiten, bequemen Diwan, der an einer schattigen Wand stand; mit kundigen Händen rückte sie ihr die Kissen zurecht: „so, da streck dich aus, und schlaf mein Kind, es soll dich niemand stören; ich wette, du hast, seit Ernst Lukava verließ, keine einzige Nacht geschlafen!"

Marinja lächelte dankbar. Erst als sie sich ausgestreckt hatte, wurde sie sich dessen bewußt, wie grenzenlos müde, wie ganz und gar erschöpft sie war; kaum daß sie sich in den Kissen zurechtgeschmiegt hatte, schlief sie ein. Ihre Beschützerin zupfte ihr sanft den Kleidersaum über die Füße; dabei wurden ihre Augen feucht; es waren so unwahrscheinlich kleine, schmale Füße und so derb beschuht — Marinja hatte zur Reise die Stiefelchen angetan, in denen sie in Prag von einer Stunde zur andern zu eilen pflegte — „die tapfren, kleinen Füße!" murmelte die Gräfin Ida vor sich hin, trat an ein Fenster, zog einen Vorhang vor, um einen zudringlichen Sonnenstrahl auszusperren und setzte sich hierauf von neuem in ihren Lieblingslehnstuhl. Die derben Stiefelchen riefen ihr ins Gedächtnis zurück, was demselben beinahe entschwunden war: daß Marinja eine Zeitlang zur arbeitenden Klasse gehört, daß sie sich mühsam durchs Leben geschlagen, Stunden gegeben hatte. Es ärgerte sie, daß auch andere Menschen sich dessen erinnern würden, aber sie fühlte sich kampfbereit gegen alle Einwendungen des Vorurteils, Marinja war ja doch eine echte Slavin vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn sie sich eine Zeitlang geplagt, so warf das kein schlechtes Licht auf sie, durchaus nicht, sondern höchstens auf ihre Anverwandten (die alte Dame sprach das Wort in Gedanken ganz deutlich aus), auf ihre Verwandten, die so etwas zugegeben hatten. Sie war gerade bei diesem Punkt in ihren Betrachtungen angelangt, als sich ein rascher, man hätte sagen mögen leichtherziger Schritt der Türe näherte, dann drückte eine Hand sanft die Klinke nieder. „Noch ein Eindringling," flüsterte die Gräfin munter.

Er trat ein. „Ich suche Marinja," erklärte er, „man sagte mir, sie sei bei dir. Darum mein ungebetenes Erscheinen."

Gräfin Ida deutete auf das Ruhebett. „Ah —!" Ernst zögerte ein wenig, ob er sich zurückziehen oder näher treten sollte. Dann trat er doch näher. Er setzte sich auf die Seitenlehne des Fauteuils, in welchem seine Stiefmutter saß und legte den Arm über die Rücklehne. Sein Glück hatte ihn merkwürdig verjüngt. Seine sonst sehr hell, fast scharf blickenden Augen schimmerten weich, während sein Gesichtsausdruck und seine Haltung einen fast knabenhaften Trotz und Übermut verrieten. „Bist du überrascht, Mama?" fragte er.

„Wie soll ich überrascht sein, wenn du etwas Großmütiges und Exzentrisches tust?" flüsterte sie, „das Gegenteil hätte mich überrascht, du warst ja immer mein braver, wilder Ernst!"

„Ja," er lächelte gerührt, „aber manchmal war ich dir zu brav — und manchmal zu wild!"

„Diesmal bist du mir recht," murmelte sie, griff nach seiner Hand, die er auf ihre Schulter gelegt hatte und drückte sie leicht. Gleich darauf fügte sie launig hinzu: „Ich sollte eigentlich nicht zufrieden, sollte entsetzt, entrüstet sein, besonders weil eine Menge Menschen imstande sein werden, zu behaupten, ich hätte die Heirat vermittelt. Aber ich kann mir nicht helfen, ich freu mich!"

„Gott lohn' dir alle Liebe und Freundlichkeit, die du meiner Braut bewiesen hast von ihrer Kindheit an!" sagte Ernst sehr leise. „Ich weiß gar nicht, was ohne dich aus ihr geworden wäre, sie ist ja ohnehin so abgespannt und ermüdet von ihrem traurigen Leben, daß man nicht weiß, wie man sie anfassen soll, um ihr nicht weh zu tun. Ich dachte mir, wenn sie mich wirklich liebt, so wird sie in meinen Armen aufblühen, wie eine Blume im Licht; aber nein, als sie ihr Köpfchen auf meine Schulter fallen ließ, lag's dort so schwer, als habe sie's zur letzten Ruhe gebettet." Er fuhr sich mit der Hand über die feucht gewordenen Augen.

„Ja, sie ist sehr nervös und überreizt," seufzte die alte Dame, „sie hat fürchterlich gelitten in den acht Tagen, während deren du fort warst. Und hat sich so zusammengenommen!"

„Mein armer Schatz, das hätt' ich ihr ersparen können," murmelte Ernst; „ich hab's ja gleich gewußt, daß ich das Leben nicht mehr aushalten könnte ohne sie —, zu was die Quälerei!"

„Nun, prüfen mußtest du dich, Ernst, den Schritt konntest du nicht hastig tun," verredete Gräfin Lornitz rasch ihre Worte, die vorwurfsvoller geklungen hatten, als sie es vielleicht beabsichtigt haben mochte; „und die acht Tage können's ja auch nicht gewesen sein, was sie so ganz heruntergebracht hat. Dein erster Kuß hätte den Schmerz geheilt. Nein, nein, ihr ganzes herbes Leben muß allmählich ihr Nervensystem untergraben haben, und dann ist das Glück gekommen, wie eine große Erschütterung, der ihre Kraft nicht gewachsen war. Sie faßt es nicht."

„Mein armer Schatz," murmelte Ernst, „sie hat zu viel entbehren müssen. Und jetzt, wo ihr's ein wenig besser geht . . ."

„Ein wenig besser —," tönte mit eigentümlicher Betonung die Stimme Marinjas, schlaf- und wonnetrunken von dem Sofa herüber —, „ein wenig besser!"

„Marinja! Haben wir dich geweckt," rief Ernst.

„Nein . . . ich weiß nicht; ich hörte eure Stimmen ganz leise und fern, wie in einem wunderschönen Traum."

„Laß sie jetzt, Ernst," wehrte die Gräfin Lornitz dem jungen Mann, der auf das Sofa zugegangen war. „Laß sie, ich versichere dir, sie braucht die Ruhe notwendig!"

„Gleich Mama, gleich," entgegnete ihr Ernst; „ich möchte ihr nur noch die Augen zuküssen." Er kniete nieder neben Marinja und drückte seinen Mund auf ihre rotgeweinten Augen. „Schlaf — schlaf dich gesund — meine

liebe, holde Braut, damit wenn du aufwachst, du unserer Zukunft, darf ich sagen unserem Glück, Marinja? ... so gerade und angstlos ins Gesicht sehen kannst wie ein Adler der Sonne!"

Noch einmal küßte er sie auf beide Augen, dann sehr leise entfernte er sich.

II.

Nun war der Tag vorüber, ein Tag voll Rührung und Glück, Güte und Dankbarkeit. Über dem Park noch der weiche, feuchte Duft, den das erlösende Gewitter zurückgelassen hatte, in allen Augen der Glanz frisch getrockneter Tränen. Die Gräfin Lornitz war selig. Immer wieder schloß sie Marinja mit der Innigkeit einer Mutter in die Arme, und gleich darauf bat sie Ernst lachend alle Insulte ab, mit denen sie ihn die letzten Tage heimlich überhäuft und die sie ihm zur Feier der Gelegenheit ausführlich beichtete.

Edith machte gute Miene zum bösen Spiel.

Ernst fühlte keinen Boden unter seinen Füßen; er konnte es nicht satt werden, Marinja ins Antlitz zu schauen, das heute in überirdischer Schönheit strahlte, und sie auf den Mund zu küssen, der mit so zögernder und doch heißer Innigkeit seine Liebkosungen erwiderte. Am öftesten küßte er sie auf die Augen. Er wollte von den Augen die Traurigkeit wegküssen, die sich heute bis in die geheimnisvollsten Tiefen dieser dunkelblauen Sterne verborgen hatte, aber doch nicht ganz verschwunden war.

Er scherzte ein wenig mit Marinja, aber nicht viel. Er sprach fast flüsternd und ging leise, als ob er Angst gehabt hätte, einen heimlich lauernden Feind seines Glücks zu wecken.

Und Marinja? Sie genoß jede Minute, jede Sekunde. Sie hatte sich's vorgenommen, diesen einen Tag ganz auszugenießen, — diesen einen Tag, der sie entschädigen sollte für alles, was sie bereits gelitten hatte, für alles, was ihr noch zu leiden bevorstand. Denn, das hatte sie sich doch fest vorgenommen, bei dem einen Tag mußte es bleiben. Es war ja arg genug, daß sie Ernsts und der lieben Beschützerin Vertrauen diesen einen Tag lang mißbrauchte, um glücklich zu sein —, mehr durfte sie sich nicht gönnen; und als sie ziemlich spät abends nach einem letzten langen Kuß sich von Ernst getrennt, hatte sie den festen Vorsatz in ihr Stübchen hinaufgenommen, sofort das beschämende Geständnis für ihn niederzuschreiben, da sie doch nie den Mut haben würde, es ihm zu machen, solange sie ihm in die von Glück leuchtenden Augen sah.

Sie hatte das Papier vor sich ausgebreitet und die Feder zur Hand genommen. Sie wollte ihm alles sagen, alles; aber die Worte kamen nicht, es war ja zu abscheulich, zu unwürdig, was sie ihm mitzuteilen hatte. Es handelte sich um Dinge, die sie im Gespräch mit ihm noch nie gestreift; ihr ganzer Körper brannte vor Scham. Zugleich trat ihr ein kalter Schweiß auf die Stirn, ihr Atem kam schwer.

Plötzlich, in bösem Zorn, brach sie den Federstiel entzwei und warf die Stücke auf den Boden. „Was würde ich damit nützen, wenn ich die Wahrheit sagte?" fragte sie sich. Sie stützte die beiden Ellenbogen auf den Tisch und die Stirn zwischen ihre Hände. „Wem würde ich nützen? Nun, vielleicht

würde ich im stande sein, meine Mutter aus dem jämmerlichen Elend herauszureißen, in dem sie sich jetzt weiterschleppt, dem Elend und ... dem ... Laster ... Mutter!" Mit unsäglicher Bitterkeit wiederholte sie das Wort. Dann schweiften ihre Gedanken weiter. Ja, sie konnte die Mutter retten, diese Mutter!

Für wie lange? Die Tage der Unglücklichen waren gezählt; ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate, und dann ... dann fing ihr eigenes, Marinjas, Leben erst an —, ein Leben, dessen Schönheit und Nützlichkeit sie vernichtet haben würde für immer, einem leeren Gewissensskrupel zu Liebe; ihr herrliches, sich in unaussprechliches Glück entfaltendes Leben! Und vielleicht wäre es nicht ihr Leben allein, das sie durch eine aufdringliche Erklärung der Sachlage zu Grunde richtete. Vielleicht war es überhaupt nicht ihr Leben, das dadurch am herbsten betroffen wurde; im Gegenteil würde ihr das Geständnis nachgerade Erleichterung bieten. Aber Ernst! ... was sollte er damit? Er würde sie nicht aufgeben, er konnte sie nicht entbehren, aber ein unheilbares Leid würde sie ihm zufügen. Seine Liebe zu ihr würde fortbestehen, stärker, leidenschaftlicher als je, aber sein Glück würde anfangen zu kränkeln, und es würde weiter kränkeln, bis es sich nach und nach ganz in Schwermut und Elend auflöste —, zu was das?

Zu was die Existenz eines edlen, herrlichen Menschen vergiften, um die eines ganz wertlosen, ja schädlichen zu retten; oder um ... eine theoretische Buchstabenpflicht zu erfüllen.

Theoretische Buchstabenpflicht! Es kroch ihr plötzlich langsam durch die Adern, als ob das Blut darin kalt und dick würde.

Sie urteilte logisch, selbst in dieser Stunde und der Versuchung gegenüber, deren Betörung sie so gierig lauschte.

Es war doch mehr als eine theoretische Buchstabenpflicht, die sie verletzte, wenn sie Ernst die Wahrheit vorenthielt. Sie hatte nicht das Recht, ihm etwas zu verschweigen, das immerhin seine Entschlüsse beeinflussen konnte. Aber mein Gott, daß ... daß es mit der Ehrbarkeit ihrer Mutter nicht zum besten stand, das mußte er viel früher gewußt haben als sie selbst —, nur ... daß die Mutter noch lebte, das wußte er nicht.

Alle mitleidigen Anwandlungen der Mutter gegenüber waren verschwunden; ihr ganzes Herz war erfüllt von glühendem Haß gegen die Mutter; und aus dem Haß heraus schrie der Wunsch: „Oh, wenn sie doch stürbe, — wenn sie doch stürbe!"

Sie erhob sich, sie nahm das Papier, auf dem sie die ersten Worte ihres beschämenden Geständnisses niedergeschrieben hatte und zerriß es in tausend Stücke. Dann mit einem tiefen Seufzer wendete sie sich von dem Schreibtisch ab. Sie war totmüde. Sie legte sich zu Bett.

Es mochte wohl der trostlosen Aufregung der letzten Tage beizumessen sein, daß sie in jenen bleiernen Schlaf verfiel, in dem die Erinnerung aus der Gegenwart heraus tief in die Vergangenheit zurücksinkt, tief, ganz tief und Dinge in uns weckt, deren wir uns im wachen Zustand nicht mehr entsinnen könnten. Sie war wieder in der alten Försterei, und das Düster der

niedrigen Zimmerdecken, die Traurigkeit des unerquicklichen Familienlebens lasteten schwer auf ihrem kleinen Wesen. Sie lag im Bett und glaubte draußen den Waldgeist schleichen zu hören und fürchtete sich, und die Mutter kam und küßte ihr die Augen, den Hals, das ganze Köpfchen und schalt sie und küßte sie wieder; und dann schlief sie ein — im Traum.

Mitten in der Nacht wachte sie auf, auch noch im Traum, aber diesmal fürchtete sie sich nicht, obschon der Sturm draußen tobte, als wollte er die ganze Erde aus der Schöpfung herausfegen; denn es war warm in ihrem Bettchen und hell im Stübchen, und drum war's ganz mollig, so dazuliegen in den weißen Kissen, während draußen der Waldgeist im Dunkeln fror. Unter den Augenwimpern blinzelte sie verstohlen in die freundliche Helligkeit hinein.

Die Mutter saß an dem Tisch inmitten des Zimmers, ihre emsigen Hände flogen, die Nadel blitzte hin und her, ihr goldenes Haar glänzte im Schimmer der Lampe. Sie hatte es eilig und war mit Leib und Seele bei der Arbeit, und Marinja freute sich; sie wußte, daß es ihr Putz war, mit dem sich die Mutter beschäftigte, die Mutter nähte ihr ein kleines Maskenkleid — als Rotkäppchen sollte sie bei einem Kinderball erscheinen. Wo der Ball eigentlich stattfand, davon hatte die kleine Marinja nie eine Ahnung gehabt, und wie es dabei ausgesehen, hatte die große Marinja längst vergessen; aber heute erlebte sie alles wieder im Traum, — in den paar Stunden, die sie schlief, lebte sie ganze acht Tage durch. Denn solange mußte alles zusammen gedauert haben, die Aufregung und die Vorbereitungen und das Fest. Die Mutter hatte sich damals gefreut, wirklich gefreut auf etwas, — eine Abwechslung. Und wie ernst sie Marinjas Putz genommen hatte! Marinja sollte die Schönste sein! Am Tag vor dem Ball war sie noch quer durch den Wald gelaufen, um ein Paar rote Schuhe für Marinja auf dem Jahrmarkt zu kaufen. Als der Tag des Festes kam, stellte die Mutter die Kleine auf einen Sessel, um sie aufzuputzen wie eine Puppe, und sie nestelte an ihr herum und zupfte hier und steckte dort, und ihre Augen strahlten vor Stolz, und endlich küßte sie Marinja von neuem das Gesicht, den Hals und die Händchen, wie sie es in ungestümer Zärtlichkeit gewohnt war, und immer murmelte sie: „meine Marinja wird die Schönste sein, so hübsch wie meine Marinja ist keine Zweite, nein, nicht in der ganzen Welt."

Dann saßen sie im Schlitten, Marinja auf dem Schoß der Mutter, von ihrem Pelzmantel umwärmt, und aus einem schmalen Spalt lugte sie in eine weiße, verschneite Welt, über die sich bläulicher Dämmerschein zu breiten begann. Ihr Köpfchen lehnte an der Mutter Herzen und sie fühlte, wie das Herz schlug, stark, gleichmäßig, feurig — die Mutter freute sich auf etwas —, auf was freute sie sich? . . .

Dann plötzlich aus dem Schlitten heraus fühlte sich Marinja auf den Ball versetzt, in eine fremde Stube — sie war höher als die Stuben auf der Försterei, und die Fenster waren größer, aber sonst war's ganz dasselbe, dieselben Photographien in ovalen Rahmen über einem schwarzen Lederdiwan mit weißen Porzellanknöpfen und auch sonst alles, nur die Menschen waren anders,

die strahlten vor Zufriedenheit. Ein aufdringlich parfümierter junger Mann in einem Schnürenrock saß am Klavier und spielte unermüdlich, lustige Kinder drehten sich im Kreis, Marinja mitten unter ihnen, die fröhlichste, aufgeregteste von allen. Es war alles vergnügt, Marinja hatte sich in ihrem Leben nicht so gut unterhalten.

Nur dort in einer Ecke saßen mehrere Frauen mit feierlichen Gesichtern, in ihren besten, schwarzen Seidenkleidern, zwischen ihnen Marinjas Mutter. Sie plauderte, sie lächelte, aber sie war totenblaß und plötzlich — rollten zwei große Tränen über ihre Wangen herab.

Dann saß die kleine Marinja wieder im Schlitten auf dem Schoß der Mutter, unter ihrem warmen Pelzmantel an ihr Herz geschmiegt. Aber das Herz pochte nicht mehr stark, regelmäßig und feurig, nein, ganz schwach, matt, mutlos pochte es, und die Brust der Armen hob und senkte sich unheimlich rasch, die Mutter schluchzte, ganz still, — niemand merkte es, als die kleine Marinja, aber sie schluchzte, so lange der Heimweg dauerte.

Als Marinja erwachte, waren ihre Wangen naß von Tränen. Sie konnte sich anfangs nicht zurechtfinden, sie suchte an den Wänden die mißmutigen, graubraunen Patronenmalereien der Försterei; so fest hatte sie geschlafen. Dann, sehr langsam kam's, aber als es da war, erschütterte es ihr ganzes Sein, es war keine Fiber in ihr, an der es nicht zerrte und rüttelte, ein ungestümes, stürmisches Mitleid, das den Zorn, den Ekel, den Abscheu niederriß. Mit einemmal sah sie die Mutter vor sich auf dem Boden liegen, genau wie sie sie das letzte Mal gesehen hatte in Prag. Alles sah sie, selbst das himbeerfarbene Band mit dem Schleifchen unter dem Ohr . . . dann! . . . Das Bild verwischte sich, sie sah nichts mehr, sie hörte nur einen müden, traurigen, beschämt hinschleppenden Schritt — den Schritt der Mutter, der sie die Türe gewiesen hatte.

III.

Die einzigen Familienmitglieder, die von Ernsts Verlobung mit Marinja benachrichtigt worden, waren Jaroslav Slavin und der Abbé Lornitz. Jaroslav, zu dessen Gewohnheiten es gehörte, sich möglichst gut mit dem fait accompli zu stellen, hatte sofort seinen Vetter brieflich beglückwünscht und war dann persönlich nach Lukava gekommen, um seinen warmen Sympathien Worte zu leihen. Bei dieser Gelegenheit hatte er eine kleine Auseinandersetzung unter vier Augen mit Marinja gehabt, hatte in einer ritterlichen, durchaus würdigen Art seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr erwähnt und hinzugefügt, daß er es sich nicht nehmen lasse, sie auszustatten.

Ohne jede Absicht, ganz unwillkürlich war sie ihm gegenüber in einen vertraulichen, geschwisterlichen Ton verfallen; eine Stunde später neckten sie einander, als ob sie in derselben Kinderstube aufgewachsen wären. Er hatte eine warme Zuneigung zu ihr gefaßt. Ihre Haltung, ihr eigentümlich schwebender und doch energischer Gang, ihre „echt Slavinsche" Art, den Kopf beim

Reden in den Nacken zu werfen, ja selbst ihre tiefe, metallisch vibrierende Stimme hatten es ihm angetan. Es schmeichelte ihm, daß diese herrliche Blüte dem Slavinschen Stamme entsprossen war. Die Romantik der Situation amüsierte und rührte ihn. Die Schwierigkeiten, welche dieser unkonventionelle Ehebund der Gesellschaft gegenüber zu überwinden haben würde, reizten seine Kampflust. Er plante ein großes Fest zu Füßen der alten Burg Slavin, zu dem er die maßgebenden Familien der Umgegend laden wollte.

Er würde es schon so einzurichten wissen, daß sich das Fest zu einer Ovation für Marinja gestalte, versicherte er. Die Verlobung bei dieser Gelegenheit zu veröffentlichen, wäre natürlich theatralisch und geschmacklos gewesen. Hingegen war es sehr wohl möglich, die Gelegenheit dahin auszunützen, Marinjas Persönlichkeit mit einem Nimbus zu umgeben, die zugleich die Neugierde und die Sympathien der Menschen reizen sollte.

Ernst hatte sich anfänglich gegen diese Veranstaltung gesträubt, und Marinja hatte geschwankt. Erst war sie vor dem Vorschlag erschrocken, hatte gar nichts davon hören wollen, dann hatte das Entsetzen der Neugier Platz gemacht, und schließlich hatte es Ernst aus ihr herausgelockt, daß sie sich's eigentlich brennend wünsche, die Einladung Jaros anzunehmen. Sie hatte ja noch nie einem Feste beigewohnt, einmal wollte sie ins Leben hineinschauen, hatte sie ihm gestanden — und gleich darauf, heiß errötend, gefragt: „Wenn du dich meiner nicht schämst?"

Dazu hatte er nur gelacht und sie ein wenig von sich weggeschoben, um ihre wundervolle Erscheinung genauer betrachten zu können, und dann hatte er sie in die Arme geschlossen und gejubelt: „Marinja, Marinja, meine wunderschöne Marinja!"

Sie wurde mit jedem Tage schöner; noch um Jahre später sollte man sich's in der Familie erzählen, wie schön damals Marinja Zewuska gewesen war. — Die regelmäßigen Linien ihres blassen, länglichen Gesichts schärften und veredelten, der Ausdruck vertiefte sich. Die Augen strahlten mit eigentümlicher Verklärung zwischen den langen, dunklen Wimpern hervor, und um die tiefroten, stolz gewölbten Lippen schwebte ein unbeschreiblicher Zauber. Sie blühte auf, nicht wie eine Rose in der Sonne aufblüht, sondern wie eine Rose aufblüht in der feuchten, linden und vergifteten Wärme eines wolkenumschleierten Gewittertages.

Hatte sie endgültig den Entschluß gefaßt, ihr böses Geheimnis für sich zu behalten, — Ernst zu betrügen, zu hintergehen?

Sie hatte ihn hundertmal gefaßt und ebenso oft empört von sich abgewehrt. Alles in ihr schwankte, wechselte in einem fort; es war kein fester Punkt mehr in ihrem Gefühlsleben. Einen Augenblick glaubte sie sich der heldenmütigsten Entsagung gewachsen, den nächsten konnte sie der kleinsten, ja kleinlichsten Versuchung nicht widerstehen. Sie hatte die unausgeglichene, widerspruchsvolle Natur, welche Kindern von sehr verschieden gearteten Eltern anhaftet. Der Slavinsche Stolz kämpfte in ihr mit der Genußsucht und Schwäche der armen Jadviga Mičinska.

Die wahnsinnige Selbstbeherrschung, die sie sich auferlegen mußte, trug dazu bei, ihr Nervensystem zu überreizen. Die Nächte waren fürchterlich. Immer wieder träumte sie denselben Traum. Sie schwebte auf dünnem Eis über einem sehr tiefen, dunkeln Wasser. Das Eis brach, sie versank — und rang mühsam nach Atem. Aber das war nicht das Ärgste. Das Ärgste war, wenn sie nicht einschlafen konnte, wenn sie an Ernst und seine Liebe denken wollte, um sich zu beruhigen, und ihr dann plötzlich, mit greller Deutlichkeit das Bild der Mutter vor die Seele trat, — elend, verkommen, mit verschüchterten, flehenden Augen.

Der Halbschlaf verwirrte ihre Gedanken. Sie fing an, mit der Mutter zu rechten, als ob diese körperlich anwesend gewesen wäre. Das Gefühl dieser körperlichen Anwesenheit gestaltete sich bei ihr immer überzeugender. Sie klagte die Mutter an, sie schleuderte ihr alles Böse ins Gesicht, was sie auf dem Herzen hatte, und die Mutter schlich herum, schmal, verängstigt, blaß unter ihrer Schminke und streckte die Hände vor, als wehre sie die Worte der Tochter wie Schläge von sich ab. Sie drückte sich gegen die Wand enger und enger . . . sie verschwand . . . nur noch ein leises Wimmern, wie das eines totgehetzten Tieres, — dann der Klang von Schritten, die sich müde wegschleppten . . . immer derselbe, sich stets in Marinjas Erinnerung wiederholende, schreckliche Klang . . .

Gestern nachmittag hatte Ernst fort gemußt und zwar nach Wien, um eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen. Er hatte Marinja aufgefordert, ihn, natürlich unter obligatem, weiblichem Schutz, mit Gräfin Lornitz oder Edith zu begleiten, um ihre Ausstattung zu bestellen. Marinja hatte aber abgelehnt. „Zu was schon an eine Ausstattung denken," hatte sie ihm erwidert, „das liegt ja alles noch im weiten Felde." Und als er darauf fröhlich ausgerufen hatte, das sei durchaus nicht der Fall, bei seinem hohen Alter von fünfunddreißig Jahren sei er nicht in der Lage, sein Glück lange hinauszuschieben, er habe es im Gegenteil sehr eilig mit dem Heiraten: da war sie totenblaß geworden und hatte mit etwas versagender Stimme entgegnet — „und wenn — meine Ausstattung werde ich doch nicht selbst bestellen. Ich versteh's ja gar nicht, was deine Frau alles haben muß."

So war sie denn zu Hause geblieben, und Edith hatte sich, um die Ausstattung zu bestellen, Ernst angeschlossen, was dieser eigentlich hätte entbehren können. Edith war unheimlich hilfsbereit — um jene Zeit. Da ihr der Bruder entschlüpfte, wollte sie sich dem Ehepaare unentbehrlich machen.

Kaum hatte Ernst Lukava verlassen, da wich die momentane glückliche Betäubung, welche seine Nähe immer bei Marinja hervorrief, einer tiefen Verstimmung. Die Gräfin Lornitz neckte sie mit ihrer bräutlichen Schwermut; sich die Wangen bleich zu sehnen nach einem Bräutigam, der den nächsten Tag zurückkommen sollte und den Zug gewiß nicht versäumen würde, sei doch übertrieben. Aber die Neckereien nützten nichts, und auch die schelmischen Anspielungen auf die Zukunft, mit denen die freundliche, alte Frau

sich bemühte, ihren Schützling aufzumuntern, prallten ab an der wortkargen Traurigkeit Marinjas. Alles, was sie ungestüm aus dem Wege geschoben hatte, trat neuerdings in den Vordergrund, alles, was sie niedergekämpft, stand wieder auf.

Sie wunderte sich jetzt über sich selbst und darüber, daß sie sich so kopflos tiefer und tiefer in einen Konflikt hatte hinein verwirren lassen, aus dem es ja doch nur einen Ausweg gab. — Daß jetzt Edith ihre Aussteuer bestellte in Wien! Wie hatte sie das nur zugeben können. Sie durfte ja Ernst nicht länger täuschen, es war abscheulich; sie hatte sich vorgelogen, daß sie es nicht über sich gewinnen könne, ihn unglücklich zu machen, aber früher oder später mußte es doch geschehen, und jeder Tag machte es ihr schwerer. Sobald er aus Wien kam, wollte sie ihm alles sagen, alles . . .

In einer halben Stunde wurde er erwartet.

Gräfin Ida hatte gutmütig gefragt, ob sie keine Lust habe, ihm entgegenzufahren. Aber Marinja hatte abgelehnt; dann hatte sie sich in die Kirche geschlichen, die einen Flügel des Schlosses bildete.

Es war düster darin; durch die schmalen, von blau blühender Clematis umrankten Fenster drang das Licht nur wie goldener Staub, selbst der Altar war dunkel. Eine Leiche war diesen Vormittag in der Kirche eingesegnet worden, der Duft des Weihrauchs schlich sich, die Einbildungskraft düster anregend, um die braunen Kirchenstühle und über den kalten Steinfußboden.

Marinja hatte sich vor dem Altar niedergeworfen, sie schlug ihren Kopf verzweifelnd gegen die scharfen Kanten seiner Stufen. Sie betete — betete . . . wollte beten — aber ihre Gedanken schweiften ab.

Durch das offene Portal drang der Atem blühender Rosen und verdrängte den Weihrauch. Jetzt hörte sie Räder knirschen . . . Ernst! Mit beiden Händen hielt sie sich die Schläfen, dabei wendete sie sich um. Im Ausschnitt des alten, gotischen Portals sah sie die Welt, — ein Stück ganz mit Gold überzogenen Abendhimmels, den ein durchsichtig belaubter Lindenast verschleierte.

„Wo ist Marinja?" hörte sie Ernst ausrufen; sie rührte sich nicht, — eine unaussprechliche Bangigkeit legte sich ihr auf die Brust, und doch pochte es ihr in jeder Fingerspitze vor Wonne.

Noch einmal kniete sie nieder vor dem Altar; das Gesicht in den Händen, regungslos.

„Marinja — Marinja!" tönte es jauchzend in die kühle, feuchte, weihrauchgeschwängerte Moderluft hinein. „Marinja!" Er war jetzt ganz nah, sie fühlte es. Unwillkürlich erhob sie sich von den Knien — sie taumelte. Er fing sie in seinen Armen auf und küßte sie. Wie er sie küßte! — „O Ernst — nicht hier — nicht in der Kirche," wehrte sie ihm. Sie tastete zagend nach ihren fliehenden Entschlüssen.

„Ja — du hast recht, nicht hier — aber — O Gott, wie ich mich freu', dich wieder zu sehen!"

Er zog sie hinaus, dann etwas abseits von dem großen Kiesplatz vor dem Schloß einen Pfad entlang, der sich zwischen hohen, nach altfranzösischer Art

verstutzten Lindenwänden hinzog. Ein gelber Herbstschimmer, verfrüht, wie es nach zu großer Augusthitze der Fall ist, schwebte über den grünen Mauern. Von Zeit zu Zeit flatterte ein totes Blatt leise knisternd durch die stille Luft.

Ernst sagte nichts. In seinen Augen war ein seliges Leuchten, wie noch nie. Plötzlich nahm er sie in die Arme, hob sie vom Boden auf und trug sie wie eine Beute oder wie ein Kind.

„Ernst, Ernst! wie stürmisch du heute bist — wie wild!"

„Laß mich, ich freu' mich so!" rief er, „gleich sollst du's erfahren warum — gleich." Da schlang sie die Arme um seinen Hals und ließ sich tragen. Es war etwas Wunderbares darum, so dahinzuschweben, von der Erde losgelöst, geborgen in seinen starken Armen — über ihr der goldig schimmernde Abendhimmel, rings herum das leise Knistern der sterbenden Blätter und der wehmütige Duft des herannahenden Herbstes.

Als die schützenden, grünen Laubwände aufhörten, setzte Ernst seine Braut auf eine altväterische Steinbank nieder. Er drückte ihre beiden Hände an seine Lippen. „Alexander hat geschrieben," rief er.

„Und darüber freust du dich so!" erwiderte sie.

„Wie sollte ich nicht!" entgegnete er; „ich hatte bereits angefangen, unruhig zu werden. Da keine Antwort auf mein Telegramm eintraf, hatte ich ihm noch einen ausführlichen Brief geschickt. Es hätte mir sehr weh getan, wenn er die Dinge . . . mit anderen Augen angesehen hätte als ich, wenn unserem Glück sein Segen gefehlt hätte. Aber jetzt endlich schreibt er, und so herzlich, so teilnehmend. Da" — Ernst entfaltete den Brief und suchte nach einer Zeile.

„Darf ich den Brief nicht ganz lesen", fragte Marinja, anscheinend schroff, eigentlich nur sehr unruhig.

„O gewiß, Marinja! nur" — einen Augenblick zögerte er, dann überließ er ihr das Blatt. „Warum nicht; du bist viel zu klug, um irgend etwas von dem, was darin steht, übel zu nehmen oder falsch auszulegen."

Sie las:

„Lieber Bruder!

„Du weißt, ich habe es mir immer gewünscht, deine vielen, jetzt etwas wild wuchernden Eigenschaften in einer glücklichen Ehe geborgen und . . . gezähmt zu wissen. Infolgedessen habe ich die Nachricht von deiner Verlobung mit Freuden begrüßt. Hingegen — du darfst es mir nicht verübeln — einige Bedenken nicht unterdrücken können, als es mir klar wurde, wen deine Wahl getroffen hat. Marinja! Das Telegramm hatte den Familiennamen verdruckt; ich zerbrach mir anfangs den Kopf darüber, von welcher Marinja eigentlich die Rede war, erst aus deinem Brief, den ich durch ein Spiel des Zufalls gleichzeitig mit deinem Telegramm erhielt, erfuhr ich's. Marinja Zewuska. — Du fragst, ob ich mich meiner kleinen Schülerin noch entsinne. Gewiß und sehr genau. Sie gehörte zu denen, die man nicht leicht vergißt. Sie versprach sehr schön und ungewöhnlich anziehend zu werden. Sie war sehr begabt, sehr feinfühlend, für alles Edle ungestüm empfänglich, dabei heißblütig, voll latenter, aber starker, nur durch

ihre traurigen Verhältnisse zurückgehaltener Lebenslust. Sie flößte mir zugleich warme Sympathie und ein unendliches Mitleid ein. Ich wußte, daß ihr, so wie sie einmal geschaffen und wie ihre Existenzbedingungen gestellt waren, das Leben Entbehrungen auferlegen würde, die sie stärker empfinden mußte, als eine andere, und daß es ihr Versuchungen bieten könnte, denen sie ihrer Veranlagung gemäß weder im Stande sein würde, ganz zu unterliegen, noch ganz zu widerstehen.

„Ich sage dir's aufrichtig, ich war sehr besorgt um sie. Aber Gottes Wege sind wunderbar; und es ist recht merkwürdig, aus was manchmal eine Lilie herauswächst. Dir ist ja in diesem Fall nicht ganz zu trauen, lieber Ernst, und infolgedessen habe ich deine überaus poetische und rührende Schilderung Marinjas mehr als ein verliebtes Gedicht und Zeugnis für ihren siegreichen Liebreiz aufgefaßt, denn als einen glaubwürdigen Beweis für ihren inneren Wert. Aber nach dem, was unsere liebe Mama mir schreibt, scheint sie auch den inneren Wert in vollstem Maße zu besitzen und darum zu deiner Lebensgefährtin ganz eigens geschaffen zu sein.

„Du könntest bei einer solchen nämlich weder den äußeren Liebreiz noch den inneren Wert entbehren. Du brauchst eine zugleich sehr lebensfreudige und ethisch hochstehende Frau, eine Frau, die mit dir Schritt hält und dich doch im gegebenen Moment zügelt. Im gewohnten Geleis war ein solches Geschöpf nicht zu finden, und wir wollen Gott danken, daß es dir überhaupt vergönnt war, die Perle zu entdecken. Behüte dein Glück warm und halte dein Kleinod heilig. Gott segne euch beide!

„Sobald ich kann, mache ich mich frei und komme nach Lukava. Es soll euch kein anderer Priester trauen als ich; lange warten lasse ich dich nicht, vielleicht komme ich bereits Mitte September. Indessen noch einen herzlichen Gruß deiner lieben Braut, dir einen warmen Händedruck von

deinem treuen Bruder Alex."

Mit einer müden, mutlosen Bewegung ließ Marinja den Brief erst in den Schoß fallen, dann reichte sie ihn, ohne ein Wort zu sagen, ihrem Bräutigam. Ein linkisches Schweigen folgte. Ernst wollte es mit Liebkosungen ausfüllen, aber Marinja wehrte ihm.

„Verzeih' Marinja, ich war töricht, unglaublich taktlos war ich," murmelte Ernst.

„Wieso?" entgegnete sie ihm achselzuckend.

„Ich hätte dich den Brief doch nicht lesen lassen sollen, nur dir das Hauptsächlichste daraus mitteilen. Aber daß dich der Brief so sehr verletzen würde — das hätte ich nie vermutet."

„Mich verletzen! — was soll mich verletzen?" fragte sie herb.

„Daß Alex unserer Verbindung gegenüber anfangs Bedenken hegte!"

„Der Umstand hat mir allerdings meine Situation wieder einmal recht deutlich gemacht," bemerkte Marinja; „aber — abgesehen davon Ernst, frage ich mich, was dich an diesem Brief gefreut hat!"

„Nun" — Ernst runzelte die Stirn — „ich dächte doch, Erfreuliches steht darin genug. Er schickt uns seinen Segen — er will herkommen, uns zu trauen; ich habe mir das stets so gewünscht!"

„Trauen, trauen" — Marinja wiederholte das Wort kopfschüttelnd, „er eilt ja nur her, um sich zu überzeugen, ob du und Tante Ida euch nicht doch in mir geirrt habt — um dich, wenn es sein müßte, noch im letzten Augenblick vor einem großen Unglück zu bewahren. Mag er auch das Gegenteil behaupten, er mißtraut deinen verliebten Augen noch immer, mein armer Ernst. Er ist klug!"

„Marinja, wie du nur etwas derartiges behaupten kannst — Alexander ist nicht klug," rief Ernst mit einem Ungestüm, als gälte es, den Bruder gegen eine abscheuliche Anschuldigung zu verteidigen. „Alexander . . ."

Sie unterbrach ihn hastig. „Du brauchst mir's nicht erst zu sagen, was Alexander ist," rief sie, „kein Mensch hat mir je einen solchen Eindruck gemacht, wie er, hörst du, keiner! — Freilich" sie zuckte die Achseln, „mag er sich inzwischen verändert haben."

„Körperlich hat er sich sehr verändert, leider! er mutet seiner Gesundheit zu viel zu," erklärte Ernst, „geistig ist er nur gereift."

„Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?"

„Im April. Ich besuche ihn jedes Jahr in Rom, es ist mein alljährliches Gebet."

„Dein Gebet!" — Dann leicht fröstelnd und sehr leise fragte sie: „Hast du wirklich gar keinen Glauben, Ernst?"

„Gretchen!" neckte er sie mit dem Finger drohend.

„Nun ja, meinetwegen Gretchen," erwiderte sie; „aber ist es denn merkwürdig, daß mich die Verschiedenheit unserer Anschauungen beschäftigt? Ich kann es nicht begreifen, daß ein so edler und gescheiter Mensch wie du nicht glaubt — es beunruhigt mich . . . ich . . ."

Er fiel ihr ins Wort. „Marinja, willst du Bekehrungsversuche an mir unternehmen?" rief er fast verdrießlich abwehrend aus.

„Nein, nein," entgegnete sie, „wenn dich Alexander nicht bekehrt hat, bekehrt dich niemand. Aber mir ist leid . . . und dann auch — ich kann mir nicht recht erklären, wie du für einen Menschen eine fast religiöse Verehrung hegen kannst, wo du doch alles, was sein Leben ausfüllt, ablehnst."

„Aber ich lehne es ja nicht ab," erwiderte ihr Ernst, „ich bewundere und verehre es sogar — ich kann nur nicht mitglauben!"

„Was bewunderst und verehrst du?" Sie fragte es kurz, fast scharf.

„Nun, die katholische Religion, für mich ist sie das grandioseste Gedicht, das die menschliche Phantasie je geschaffen hat."

„Und für Alexander?" sie sah ihm jetzt voll in die Augen, „für Alexander ist die Religion doch mehr als ein Gedicht — Alexander glaubt doch . . ."

„Alexander — natürlich glaubt der;" Ernst rief es fast mit Entrüstung, „der ist mit Leib und Seele Priester!"

„Aber . . . glaubt er alles?"

„Es kommt darauf an, was du darunter verstehst," entgegnete, seine Un-

geduld immer schwerer meisternd, Ernst; „alles, . . . alles glaubt er gewiß nicht, aber daß es etwas sehr Schönes und Trostreiches ist, was er glaubt, davon bin ich fest überzeugt."

„Etwas Schönes und Trostreiches!" stieß sie bitter hervor, „etwas Schönes, Trostreiches, Erhabenes — so nennen's auch die Buddhisten, wenn sie glauben, daß sie dereinst in einer beschwichtigenden Bewußtlosigkeit aufgehen werden. Das genügt mir nicht. Ich . . . ich möchte wissen, ob Alexander glaubt, daß wir belohnt werden im Himmel für die Entsagungen, die wir uns hienieden auferlegen mußten — ich möchte wissen — ob" ihre Stimme brach, ihr Blick war fast stier — „ob er glaubt, daß — wenn ich dich hier unten verlöre — ich dich im Himmel wiederfinden würde!"

Diesmal riß ihm ganz und gar die Geduld. „Aber Marinja!" rief er aus. „Ich begreife dich nicht. Eine so kindische Auffassung des großen Rätsels kannst du doch von Alexander nicht verlangen!"

„Also er glaubt nicht . . ." ihre Augen wurden glanzlos, ihre Wangen bleich, als ob man etwas ausgelöscht hätte in ihr; ihre Stimme hatte einen fremden, mechanischen Klang. „Das glaubt er nicht — nicht einmal er" und plötzlich die gefalteten Hände ausstreckend, schrie sie fast „und wenn er das nicht glaubt, was nützt mir das andere!"

Ernsts verdrießliche Ungeduld hatte sich bereits verflüchtigt, sie tat ihm jetzt nur unsäglich leid. „Ach du armer Narr — du unvernünftige Person!" sagte er scheltend, aber sehr weich, „das ist ja lauter krankhafte Überspanntheit und Torheit. Du hast zu viel Trauriges erlebt, hast zu viel entbehren müssen — so lange, so lange — und jetzt bist du so aufgeregt und verdreht wie ein halbverhungerter Mensch, dem man zu rasch Nahrung zugeführt hat. Was quälst du dich denn mit so fernliegenden Dingen ab! Freu' dich an der Gegenwart. Was brauchen wir den Himmel! Marinja, meine wundervolle, blasse Marinja! ist denn das Leben nicht schön genug? Grüble nicht! Lebe!"

Er hatte sie sanft an sich gezogen, ihr Köpfchen lag auf seiner Schulter. Eine einschmeichelnde Wärme ging von seinem schützenden Arm aus, teilte sich ihrem fröstelnden Körper mit. Es war wieder die süße Betäubung, die alle ihre Entsagungsmöglichkeiten vernichtete. Sie konnte nicht mehr kämpfen. Immer ohnmächtiger, aber zugleich immer bewußter gab sie sich dem holden Zauber hin. „Du hast recht," murmelte sie mit wonnetrunkener, heißer Stimme. „Zu was brauch' ich den Himmel — ich will leben — leben!"

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Rudolf Virchow.

1821—1902.

Von

Oscar Israel.

Von dem Deutschland der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist dasjenige der vorausgegangenen Periode fast in allen Stücken so verschieden, daß es schwer wird, sich die tatsächlichen Übergänge zwischen beiden zu vergegenwärtigen. Dem aufs lebhafteste zu Tage tretenden wirtschaftlichen und politischen Aufschwung, der Hebung des gesamten Kulturstandes, ging eine Zeit voraus, deren stille Außenseite je nach den örtlichen Verhältnissen die Vorstellung apathischen Dahinlebens oder einer freundlichen Idylle hervorrufen konnte; und doch waren die beiden letzten vormärzlichen Jahrzehnte keine tote Zeit. Trat sie auch nur wenig an die Oberfläche, so bestand doch eine tiefe und gleichmäßige, unermüdliche und stets wieder frisch belebte Bewegung in jenen Tagen, die Bewegung der Arbeit. Eine Arbeit für Kulturzwecke vollzog sich, die zielbewußt die Wiederaufrichtung und den Fortschritt der Nation im Auge hatte. Es ist kein Zufall, daß die Generation, welche damals heranwuchs, größere Umgestaltungen in ihrem Vaterlande erlebte, als je eine frühere. Dem durch chauvinistische Neigungen nicht getrübten Gerechtigkeitssinn der deutschen Wissenschaft ist es zu keiner Zeit schwer geworden, die mächtigen geistigen Anregungen anzuerkennen, die ihr das Ausland zu verschiedenen Zeiten geboten. Deshalb darf sie aber auch mit berechtigtem Stolze der nationalen Entwicklung gedenken, die sie selbst seit den Tagen der Geisteshelden des achtzehnten Jahrhunderts ohne Unterbrechung gewonnen hat.

Diese Entwicklung zeitigte ihre besten Träger gerade in den Jahren äußeren Druckes. In diesen Perioden fanden die geistigen Vorbedingungen für den materiellen Aufschwung Zeit zur Reife. In den Traditionen der unsterblichen Klassiker fortlebend, bildete die deutsche Schule die Männer, denen wir das heutige Deutschland verdanken. Einer nach dem andern gehen sie dahin, diese Wahrzeichen der germanischen Kultur des neunzehnten Jahrhunderts, die sie zu unvorhergesehener Entfaltung brachten — der Letzten einer ist jetzt auch Rudolf Virchow aus dem Leben geschieden.

Rudolf Ludwig Karl Virchow wurde am 13. Oktober 1821 in dem hinterpommerschen Städtchen Schievelbein geboren. Über seine Kindheit gibt die Meldung mancherlei Aufschluß, die er zur Reifeprüfung Ostern 1839 einreichte. Dieses literarische Erstlingswerk verdient in mehr als einer Hinsicht die Publikation, die ihm zum 80. Geburtstage seines Autors durch das preußische Kultusministerium zuteil geworden ist. Die Meldung läßt bereits im Seelenleben des Kindes mehrfach Züge hervortreten, die sich unverkennbar als die Keime für den Erfolg des Mannes darstellen.

Tiefe Dankbarkeit widmet der Siebzehnjährige der liebenden Sorgfalt des Vaters, des Kämmerers der kleinen Stadt, dem es gelang, allen Schwierigkeiten erfolgreich zu begegnen, die sich der erstrebten humanistischen Bildung des Sohnes entgegenstellten. Schreiben und Lesen hatte der Knabe bei seinem Vater gelernt. Abwechselnd in der Stadtschule und bei den Geistlichen der Stadt fuhr er fort, sich für die Gelehrtenschule vorzubereiten. Aber es wurde ihm nicht leicht gemacht, so weit zu kommen. Recht sonderbar mag die Unterrichtsmethode des städtischen Rektors gewesen sein: „Dieser, der mein Wissen wohl überschätzte, überließ es mir, einige Anfänger in den Elementen der lateinischen Sprache zu unterrichten, und dabei vergaß ich das Wenige, welches ich gelernt hatte, selbst wieder." Der junge Lehrer war damals kaum elf Jahre alt. Privatunterricht durch den Prediger Gantzkow machte dies wieder gut und ermöglichte dem herzlich dankbaren Schüler am 1. Mai 1835 den Eintritt in die Tertia des Gymnasiums zu Köslin.

Der Publikation des Kultusministeriums ist die Kopie eines Porträts beigegeben, das den Knaben im Alter von etwa vier Jahren[1]) zeigt, ein freundliches Kinderantlitz mit weit geöffneten, großen Augen, die Mundwinkel leicht angezogen, mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit. Gewisse anatomische Einzelheiten, die sich in späteren Photogrammen wiederfinden, verraten, daß die Zeichnung des Gesichts einen hohen Grad von Ähnlichkeit geboten haben muß. Nach diesem Bilde vermag man sich auch noch den Schüler des Gymnasiums vorzustellen, der in seiner Lebensbeschreibung jene sinnige Weise an den Tag legt, dem außergewöhnliche Wißbegierde und begeisterte, bis zur scharfen Selbstkritik gelangte Wahrheitsliebe eine frühe Reife aufgeprägt haben.

Die Fährnisse, die schlecht geartete Mitschüler dem eindrucksfähigen, lebhaften Temperament des Sekundaners bereiteten, hat der Primaner überwunden. Gewiß eine seltene Erscheinung unter seinen Altersgenossen, weiß er genau, was ihm droht. Zwar litten die Privatarbeiten darunter, „jedoch kann ich versichern, daß ich bei allen Vergnügungen mich stets bemüht habe, das rechte Maß zu halten und es auch, wie ich glaube, meistens gehalten habe, sowie, daß ich mich nie ihnen so hingegeben habe, daß meine Schularbeiten darunter gelitten hätten oder gar meine Gesundheit dadurch gefährdet worden wäre. Der gute Geist, der bei den meisten Mitgliedern der Prima herrschte, hat mir dies Bestreben stets erleichtert . . ."

[1]) Pastellbild im Besitze der Familie. Gegen seine Gewohnheit hat der Vater Virchow, der sonst in allen Dingen sehr sorgsam und genau verfuhr, an diesem Bilde keinen chronologischen Vermerk gemacht, so daß sich der Zeitpunkt seiner Entstehung nur ungefähr schätzen läßt.

Als Lieblingsstudien, denen er seine freie Zeit gewidmet hatte, gibt der Abiturient die Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, sowie die alten Klassiker an: Cicero und Sallust und von den Griechen Sophokles. Sich durch Lesung deutscher und französischer Schriftsteller weiterzubilden, unterließ er nicht. Sehr früh schon zeigte sich eine Neigung zu nachdenklichem Betrachten und ein offenbar sehr solider Grund positiver Kenntnisse, den bei dem hochbegabten Knaben das Gymnasium gelegt. Diese sind es, die den Jüngling in den Stand setzten, sein Fachstudium mit reifem Verständnis und schon früh wirksamer Kritik in Angriff zu nehmen. Die über das Maß der klassischen Bildung unserer jetzigen Abiturienten erheblich hinausgehende Sicherheit in den alten Sprachen, besonders im Lateinischen, ist Rudolf Virchow sein Leben lang treu geblieben. Noch in späteren Jahren hat er eine große Empfindlichkeit gegen die Barbarismen gezeigt, deren sich die jüngere wissenschaftliche Generation oft recht skrupellos schuldig macht. Im Jahre 1883 richtete er an die Mitarbeiter und Leser seines Archivs eine ernste Mahnung in dieser Hinsicht[1]), und auch später noch hat er den Wert einer guten Terminologie erörtert[2]).

Zu Ostern 1839, also im Alter von 17½ Jahren, bestand Rudolf Virchow als erster unter acht Mitschülern die Reifeprüfung und trat im Herbst als Studierender der Medizin in das Königlich medizinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut (die sogen. Pepinière, jetzige Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen) zu Berlin ein. Er machte den regelmäßigen Studiengang der Eleven durch, fand aber dabei auch noch Zeit zu Privatarbeiten. Für seine Sinnesart legt ein schönes Zeugnis ab, daß der zukünftige Militärarzt Friedrich Rückerts Kolleg über arabische Dichter hörte.

Am 1. April 1843 wurde er zum Charité-Chirurgus befördert, was der heutigen Stellung des Unterarztes entspricht. Er trat somit in die praktische Tätigkeit ein und sah sich einer Fülle von Anregungen gegenüber, welche die in seiner Studienzeit gelegten Keime zu weiterer Entwicklung brachten. Er wußte, daß er noch lernen mußte und daß eine eindringliche wissenschaftliche Erziehung ihm not tat. Jedoch folgte er dabei nicht seinen Kameraden, sondern ging schon frühzeitig seinen eigenen Weg.

Von größtem Einfluß auf den Studenten war Johannes Müller gewesen, der Vielseitige und auf jedem von ihm gepflegten Gebiet Hervorragende. Er wurde Virchows Vorbild und blieb es. In der meisterhaften Gedächtnisrede[3]), die Rudolf Virchow dem jäh aus dem Leben Geschiedenen am 24. Juli 1858 gehalten hat, legt er ein ergreifendes Zeugnis der Dankbarkeit ab, die sein Herz dem verehrten Meister zeitlebens bewahrte. Objektiv auch die Grenzen von Müllers Leistungen und Begabung würdigend, setzt er ihm dennoch ein unvergängliches Denkmal. Dem großen Anatomen, Zoologen und Physiologen gelang es freilich nicht, auch die Pathologie seinem Reich zu erobern. Der

[1]) Barbarismen in der medizinischen Sprache. Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin. Bd. 91, S. 1—11.

[2]) Neue Namen und neue Begriffe in der Pathologie. Berliner Klinische Wochenschrift 1900, Nr. 1.

[3]) Johannes Müller. Eine Gedächtnisrede. Berlin 1858.

Schüler aber, der das Werk des um zwanzig Jahre Älteren zu ungeahnter Entfaltung brachte, reicht dem Überwinder der Schellingschen Naturphilosophie „den Lorbeer des wahren Naturforschers von echtem Fleisch und Blut". Mit fester Hand zeichnet er die Entwicklung Müllers aus geradezu mystischen Neigungen zur exakten Naturforschung. Einen mächtigen Einfluß auf Müllers geistige Entfaltung mißt er „Natur und Goethe" [1]) bei, vielleicht im Hinblick auf seine eigene Entwicklung. Auch Virchows Denken war in der Schule Goethes erwachsen.

Auch dem andern der beiden Lehrer, die den größten Einfluß auf ihn hatten, Johann Lukas Schönlein [2]), hielt er in der Aula der Berliner Universität die Gedächtnisrede. In beiden Reden finden sich viele für Virchows eigenen Entwicklungsgang wichtige Angaben, noch reichlicher sind darin interessante zeitgeschichtliche Beiträge enthalten; insbesondere sind die erläuternden Anmerkungen reich an bedeutungsvollen Notizen über die Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Für diesen Vorgang hatte schon der Student ein offenes Auge, und noch vor Abschluß seiner Studienzeit griff er tätig in ihn ein. Am 21. Oktober 1843 wurde er von Johannes Müller, dem derzeitigen Dekan der medizinischen Fakultät, zum Doktor promoviert auf Grund einer Arbeit über die Entzündung der Hornhaut (De rheumate praesertim corneae).

Rudolf Virchow blieb lange Zeit Charité-Chirurg. Erst am 20. März 1846 erhielt er nach Beendigung der Staatsprüfung die Approbation mit den Prädikaten „sehr gut" und „als Operateur". Aber in dieser Zeit vollzogen sich für ihn die wichtigsten Ereignisse. Er begann jetzt seinen Weg als Naturforscher. Mehr und mehr wandte er sich der wissenschaftlichen Bearbeitung des anatomischen Materials der Charité zu, indem er sich dem Prosektor Robert Froriep anschloß, der ihm in richtiger Würdigung seiner Fähigkeiten vielfache Förderung zuteil werden ließ. Auf Betreiben seines verständnisvollen Gönners, des Generalarztes Grimm, wurde dann im Jahre 1844 für ihn eine Assistentenstelle am Leichenhaus der Charité geschaffen. Von seiner tiefen Dankbarkeit gegen Froriep legt das Vorwort zu den diesem zugeeigneten gesammelten Abhandlungen [3]) ein ehrendes Zeugnis ab, ehrend für den Schüler wie für den Lehrer. Fast ein Dezennium, nachdem er die Prosektur der Charité selbständig übernommen, widmete Virchow diesen Band, der seine vielfach zerstreuten und schwer zugänglichen Publikationen zusammenfaßte, dem Manne, der seine ersten Schritte in der wissenschaftlichen Laufbahn gelenkt hatte.

Am 11. Mai 1846, noch nicht zwei Monate nach Absolvierung des Staatsexamens, wurde Virchow beim Abgange Frorieps die Verwaltung der Prosektur an der Charité übertragen. Die definitive Nachfolge war von seinem Ausscheiden aus dem Militärverhältnis abhängig gemacht worden. Vielfach ist die Meinung verbreitet, daß Virchows Abgang von der Pepinière kein freiwilliger, sondern die Folge von Mißhelligkeiten gewesen sei. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Seine Entlassung erfolgte durch Kabinetsordre vom

[1]) Ebenda S. 9.

[2]) Gedächtnisrede auf Johann Lukas Schönlein. Berlin 1865.

[3]) Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin. Frankfurt a. M. 1856.

6. April 1847 in der gnädigsten Weise unter hoher Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen und unter Entbindung von der noch für eine Reihe von Jahren bestehenden dienstlichen Verpflichtung[1]). Jetzt hatte der noch nicht Sechsundzwanzigjährige einen selbständigen Wirkungskreis, seine Begabung die Möglichkeit, sich ungehindert zu entfalten.

Die Charité-Prosektur hatte sich aus kleinen Anfängen entwickelt. Die im allgemeinen nicht zu häufige Gelegenheit, durch Leichenöffnungen die Feststellungen während des Lebens zu kontrollieren und zu ergänzen, war im achtzehnten Jahrhundert und im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich denjenigen Ärzten geboten und rechtlich zugewiesen, denen die Behandlung der Kranken oblag. Erst spät machte sich das Bedürfnis geltend, spezialistisch für diesen Zweig der wissenschaftlichen Tätigkeit ausgebildete Ärzte heranzuziehen. Der erste Prosektor, der als solcher in der Charité angestellt wurde, war P. Phöbus gewesen. Nur wenig länger als ein Jahr blieb er in seiner Stellung. Er schied aus, da es ihm nicht gelang, gegen den gelegentlichen Übergriff eines Militärarztes sein Recht zu wahren. Ihn ersetzte Robert Froriep, der am 22. Dezember 1831 als „Prosektor, Zeichner und Konservator der pathologischen Präparate beim Königl. Charité-Krankenhause" angestellt wurde. Das Arbeitslokal bestand aus einer Stube und einer Kammer. Erst 1834 wurde auf eine umständliche Eingabe Froriep's an das zuständige Ministerium, in der das vorhandene Bedürfnis klar und weitsichtig begründet wurde, ein wertvolles Mikroskop beschafft. Eine Leichenwärterin, Frau Vogelgesang, war noch zu der Zeit, als Virchow bei Froriep eintrat, wohl die wichtigste Persönlichkeit in der Verwaltung des kleinen Reiches. Bei gelegentlichen Verhandlungen über Verbesserung der Einrichtungen des Leichenhauses und über andere Interna fehlt unter den Protokollen ihre Unterschrift nicht. Sie nimmt sich merkwürdig aus neben denjenigen der Ärzte und des Charité-Direktors. Das bedeutende Ansehen, das „Madame Vogelgesang" weit über die Grenzen Deutschlands hinaus genoß, verdankt sie ihrem großen Geschick in der Ausführung der Sektionen[2]). Anfangs freiwilliger Helfer, wurde Virchow bald von der Verwaltung des Charité-Krankenhauses auch mit der Vornahme der für die Krankenabteilungen erforderlichen chemischen und mikroskopischen Untersuchungen betraut. Die Aufgabe, zu deren Erfüllung heute den einzelnen Stationen der großen Krankenhäuser besondere Laboratorien mit geschultem Personal zur Verfügung stehen, war sehr umfangreich und mühsam.

Mit der ihm eigenen Energie, unterstützt von einer ausgezeichneten Vorbildung, gelang es Virchow auch auf diesem Felde bald, sich die volle Beherrschung des Gegenstandes anzueignen. Es bot ihm die Kombination des chemischen Arbeitsgebietes mit dem anatomischen die Möglichkeit, dem großen Ziele zuzustreben, das sich schon jetzt vor ihm aufrichtete. Dies war die Ausbildung einer pathologischen Physiologie als Ergebnis planmäßig durchgeführter

[1]) In derselben Form erhielt zwei Jahre später Helmholtz seinen Abschied, der in der militärischen Laufbahn bereits bis zum Stabsarzt aufgerückt war.

[2]) Vgl. Pirogow, Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. Aus dem Russischen übertragen von August Fischer. Stuttgart 1894. S. 403 f.

pathologisch-anatomischer Studien, der experimentellen Pathologie, wie er sie zu schaffen gedachte, und klinischer Erfahrungen. Sie sollte an die Stelle der in der deutschen Medizin herrschenden verworrenen Spekulation treten.

Die intensive Tätigkeit, die der junge Gelehrte im Leichenhause der Charité entfaltete, wurde schon 1845 durch den ersten großen Erfolg gekrönt, die Untersuchung über „weißes Blut“ [1]). Fortgesetzte Studien führten ihn zur Aufstellung einer bis dahin unbekannten Krankheitsform, der er später den Namen „Leukämie“ gegeben hat. Indessen war Virchow bereits zum Lehrer der pathologischen Anatomie geworden, die er in praktischen Kursen an der Leiche traktierte. In diesen Kursen entwickelte er die Sektionstechnik, die später zur Grundlage des preußischen „Regulativ für das Verfahren der Gerichtsärzte bei den gerichtlichen Untersuchungen menschlicher Leichen“ geworden ist. Diesem sind die Regulative der anderen Bundesstaaten nachgebildet, und in der ganzen Welt werden auch die wissenschaftlichem Zwecke dienenden Leichenöffnungen im wesentlichen nach den hier gegebenen Normen ausgeführt.

Im Leichenhause der Charité wurde Virchow früh zum Mittelpunkte eines Kreises gleichstrebender Freunde. Besonders Ludwig Traube, der nachmalige große Kliniker, Rudolf Leubuscher und vor allem Benno Reinhardt sind hier zu nennen. Reinhardt, eine eigenartige, stille Gelehrtennatur, aber im Feuer wissenschaftlicher Begeisterung leidenschaftlicher Ausbrüche fähig, fand sich mit Virchow zusammen im Drängen nach Wahrheit, in der Abneigung gegen jeden Autoritätsglauben und die künstlichen Systeme, die damals die ärztliche Wissenschaft beherrschten [2]). Ihrem Freundschaftsbunde entsprang das gewaltige Werkzeug, das ihnen im Kampf für die neue naturwissenschaftliche Medizin dienen sollte, das „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin“. „Wäre Müllers Archiv nicht gewesen,“ so schreibt Virchow später, „so würden wir in Deutschland kaum noch gewußt haben, wie ein wissenschaftliches Journal beschaffen sein muß“ [3]). Das Gebiet von Müllers Zeitschrift war aber ein anderes; die normale Anatomie, die Physiologie nahmen es überwiegend in Anspruch, sodaß die Pathologie in ihr nur zuweilen Platz fand. Das in Süddeutschland erscheinende „Archiv für physiologische Heilkunde“, sowie die „Zeitschrift für rationelle Medizin“ wurden so einseitig redigiert, daß die Freunde selbst Zurückweisungen erfahren hatten und sich deshalb zur Gründung der eigenen Zeitschrift gedrängt sahen. Dankbar hat Virchow zu jeder Zeit anerkannt, wie ihm in dieser Sachlage der Verleger Georg Reimer zu Hilfe gekommen ist, „der den Mut gehabt hatte, zwei fast unbekannten jungen Männern seine Mittel zur Verfügung zu stellen“. Der im April 1847 mit dem ersten Hefte ausgegebene „Prospectus“ ist gezeichnet:

Dr. Rudolf Virchow, Prosektor beim Charité-Krankenhause.

Dr. Benno Reinhardt, praktischer Arzt.

---

[1]) Froriep's Neue Notizen. 1845 November, Nr. 780. Wieder abgedruckt in Virchow, Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin. Frankfurt a. M. 1856. S. 149—153.

[2]) Archiv, Bd. 4, S. 541 ff.

[3]) Archiv, Bd. 100, S. 2.

Eine kurze Notiz von G. Reimer mit dem Datum, Berlin, den 6. April 1847, setzte den Preis des Bandes von drei Heften auf drei Taler fest. Die Zeitschrift hat es bis jetzt auf 170 Bände gebracht. Der erste Band, von dessen 14 Artikeln 8 von Rudolf Virchow selbst herrührten, erschien noch im Laufe des Jahres 1847 vollständig, der zweite erst 1849. Die politischen Stürme hatten beide Herausgeber erfaßt und den ruhigen Gang der Arbeit unterbrochen. Dafür aber gründete Rudolf Virchow in der Zwischenzeit, mit Leubuscher, die „Medizinische Reform", eine Wochenschrift, deren erste Nummer am 10. Juli 1848, deren letzte, Nr. 52, am 29. Juni 1849 ausgegeben wurde. Es war ein Kampfblatt, das sich die Reform der öffentlichen Gesundheitspflege auf breitester Basis zur Aufgabe stellte.

Die Reformbestrebungen waren das vornehmste Ergebnis der Reise nach Oberschlesien, die Virchow zum Studium der seit dem Sommer 1847 dort herrschenden Typhusepidemie im Auftrage des preußischen Kultusministeriums gemeinsam mit dem Geheimen Obermedizinalrat Barez am 20. Februar 1847 angetreten hatte. Schon am 10. März traf er wieder in Berlin ein, wohin Barez bereits am 29. Februar zurückgekehrt war. Die Reise ist berühmt geworden durch Virchows Bericht, der bald darauf unter dem Titel „Mitteilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhusepidemie" erschien[1]). Virchow war von der Behörde die Aufgabe gestellt worden, „die Natur der Epidemie auch in wissenschaftlicher Bedeutung zu untersuchen". Was der Bericht bietet, ist aber neben einer pathologisch-anatomischen und klinischen Untersuchung von Krankheitsfällen und Gestorbenen, womit sich wohl jeder andere Forscher im wesentlichen hätte genug sein lassen, weit mehr. Er gibt eine Monographie der Kulturverhältnisse Oberschlesiens, in der die gesamte Kultur- und soziale Geschichte des Landes enthalten ist. Mit Vorschlägen für die Behandlung der Seuche hält er nicht zurück. Eindringende Sachlichkeit, Warmherzigkeit und mutvolle Offenheit sprechen aus jeder Zeile. Virchow hatte erkannt, daß die gewöhnlichen Arzneien und diätetischen Hilfsmittel auf den einzelnen Fall angewandt einer Epidemie nicht entgegenwirken. Die endemische Krankheit nahm ihren gefährlichen, fortschreitenden Charakter an, weil die elenden, sozialen Verhältnisse, die Unwissenheit der Bevölkerung und der Behörden die Ausbreitung des Ansteckungsstoffes begünstigten, die Widerstandsfähigkeit des einzelnen gegen die Ansteckung und die ausgebrochene Krankheit herabsetzten. Das Heilmittel, dem er allein eine erfolgreiche Wirksamkeit beimißt, ist einschneidendste politische und soziale Reform.

Dieselbe Aufgabe, welche die Pariser Académie de Médecine der ägyptischen Regierung gestellt hatte, weist er der Landesregierung zu. „Die logische Antwort auf die Frage, wie man in Zukunft ähnlichen Zuständen[2]), wie sie in Oberschlesien vor unseren Augen bestanden haben, vorbeugen könne, ist also sehr leicht und einfach, Bildung mit ihren Töchtern, Freiheit und Wohlstand"[3]). Die Antwort im einzelnen, die er hieran anschließt, führt zur Entwicklung eines durch und durch demokratischen Programms. In seiner

[1]) Archiv, Bd. 2, Heft 1 und 2, S. 143—322 (1847), und Berlin 1848.

[2]) Das Original schreibt: ähnliche Zustände. — [3]) Archiv S. 309; Sonderausgabe S. 169.

Formulierung weist es wohl, gemäß dem aufgeregten Charakter jener Zeit, manche Besonderheiten auf; sehr vieles davon ist aber in den Kämpfen der folgenden Jahrzehnte zur Durchführung gelangt. Die segensreichen Wirkungen der jetzt bestehenden Medizinalgesetzgebung haben sich unmittelbar aus den feurigen Mahnungen des jungen Charitéprosektors entwickelt. Er hat später als sachverständiger Arzt wie als Parlamentarier unter Aufwendung unendlicher Arbeit in erster Linie an ihrer Ausbildung mitgewirkt.

Damals begann die „Medizinische Reform" den Kampf für die Gesundheit des Volkes. Hauptsächlich R. Leubuscher und S. Neumann behandelten in ihr die medizinische Gesetzgebung und die Standesfragen, während die Reform der medizinischen Wissenschaft und des Unterrichts im wesentlichen von Virchow erörtert wurde. Überall tritt der politische Hintergrund zutage, nirgends werden die Fragen aus dem Boden gelöst, auf dem sie erwuchsen und auf dem ihre Lösung versucht werden mußte. Resigniert klingt der „Schluß" überschriebene Artikel in Nr. 52. Er ist, wie der übrige Inhalt der beiden letzten Nummern nicht mit dem Namen eines Autors gezeichnet, rührt aber unverkennbar von Virchow her, der seit dem Beginn des Jahres die Verantwortung allein trug. Der Aufsatz beginnt mit dem Vers des Predigers Salomo, der auch an seinen Schluß gestellt ist, der ein Gelöbnis bildet, das Virchow in den weiteren 53 Jahren seines Lebens redlich gehalten hat: „Wir können daher nur noch die Aufgabe anerkennen, die Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege, die Fragen von dem täglichen Brot und der gesundheitsgemäßen Existenz in das Volk hineinzutragen und ihnen durch immer neue Apostel die breitesten Grundlagen für ihre endliche Durchkämpfung zu erringen. Die medizinische Reform, die wir gemeint haben, war eine Reform der Wissenschaft und der Gesellschaft. Wir haben ihre Prinzipien entwickelt, sie werden sich ohne das Fortbestehen dieses Organs Bahn brechen. Aber jeder Augenblick wird uns beschäftigt finden, für sie zu arbeiten, bereit für sie zu kämpfen. Wir wechseln nicht die Sache, sondern den Raum. Es wäre nicht bloß nutzlos, sondern töricht, junge Saat auf Felsgrund zu streuen oder im Winter in die Erde zu bringen. ‚Jegliches Ding hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde!'"

So ernsthaft Virchow sich mit den politischen Fragen beschäftigte, und obwohl er sich niemals den untergeordneten Aufgaben entzog, die an den einzelnen herantraten — er wurde dafür im Frühjahr 1849 wegen seiner agitatorischen Tätigkeit auf kurze Zeit vom Amte suspendiert[1]) —, so hörte doch keinen Augenblick die wissenschaftliche Arbeit ganz auf. Namentlich die in dem Unglücksjahr herrschende Choleraepidemie bot ihm reichliches Material für seine Untersuchungen.

Bald nach der erwähnten Maßregelung und deren teilweiser Aufhebung (die freie Wohnung in der Charité blieb ihm entzogen) erfolgte Virchows Berufung an die Universität Würzburg, die sich die Gelegenheit nicht entgehen

[1]) Nach den Akten der Königl. Charité. Eine andere Darstellung gibt W. Becher in der biographischen Studie „Rudolf Virchow". Berlin 1891. Auch nach den Charité-Akten waren es nur geringe Verfehlungen, die ihm zur Last gelegt werden konnten.

ließ, der zur Zeit wenig angenehmen Lage des jungen Gelehrten ein Ende zu machen. In Würzburg begann der rasche Aufstieg, der Virchow auch äußerlich zu der Größe machte, die der Welt, nicht nur dem immerhin schon weiten Kreise gehörte, dessen Führer er bis dahin gewesen war. Bevor er aber Berlin verließ, übergab er im Herbst 1849 der Öffentlichkeit jenen berühmten philosophischen Rechenschaftsbericht, „die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin“[1]), mit dem er Freund wie Feind den Beweis liefern wollte, daß er seine Aufgaben mit Bewußtsein gestellt und nie, „weder am Leichentisch oder hinter dem Mikroskop noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben über der Mannigfaltigkeit des einzelnen das Streben nach höheren einheitlichen Prinzipien vergessen habe“. Den „Satz von der Einheit des menschlichen Wesens und seine Konsequenzen“ hat er in einer Reihe von Skizzen behandelt: Der Mensch, Das Leben, Die Medizin, Die Krankheit, Die Seuche. Später stellte er die Aufsätze, durch erläuternde Noten bedeutend erweitert, an die Spitze der bereits erwähnten „Gesammelten Abhandlungen“. Es ist nicht möglich, in einiger Kürze dem Inhalt der „Einheitsbestrebungen“ nachzugehen, der die tiefsten Gründe des menschlichen Seins wie alle Beziehungen der medizinischen Forschung zu ihm umfaßt. Vieles, was heute für den Naturforscher als selbstverständlich einer besonderen Begründung nicht mehr bedarf, steht hier inmitten des Feldes, auf dem der Kampf, sogar noch zwischen den wissenschaftlichen Forschern, wogt. Glaubensfragen, die Lehre von der Lebenskraft, die ebenso wie diejenige von der Urzeugung heute längst abgetan ist, die medizinischen Systeme, die bis dahin das ärztliche Denken und Handeln in starren Doktrinarismus bannten, finden in äußerst gedankenreichen und für jene Zeit kühnen und mutvollen Ausführungen eine an vielen Stellen glänzende Darstellung. Bei aller Schärfe des Urteils fehlt jede persönliche Animosität, und jeder Angriff ist objektiv begründet.

Weite Kreise hat später und noch in den jüngsten Tagen die Stellung Virchows zu den religiösen Grundfragen beschäftigt; gilt es doch von jeher als das gute Recht Gretchens, den Glauben ihres Heinrich zu prüfen und von dem Dr. Faust Rechenschaft darüber zu fordern, wie er sich zur Grundlage ihres eigenen Denkens stellt! So sind denn vielfach Virchow Äußerungen vorgeworfen worden, deren Cynismus allein verhindern sollte, daß sie ihm zugeschrieben werden. Seine Stellung, die er dauernd innegehalten hat, ergibt sich vollständig aus dem Satz der „Einheitsbestrebungen“ (Gesammelte Abhandlungen S. 6): „Über den Glauben läßt sich wissenschaftlich nicht rechten, denn die Wissenschaft und der Glaube schließen sich aus; nicht so, daß der eine die andere unmöglich machte oder umgekehrt, sondern so, daß, soweit die Wissenschaft reicht, kein Glaube existiert, und Glaube erst da anfangen darf, wo die Wissenschaft aufhört. Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn diese Grenzen eingehalten werden, der Glaube wirklich reale Objekte haben kann. Die Aufgabe der Wissenschaft ist daher nicht, die Gegenstände des Glaubens anzugreifen, sondern nur die Grenzen zu stecken, welche die Erkenntnis erreichen

[1]) Berlin 1849 und Gesammelte Abhandlungen. Frankfurt 1856.

kann und innerhalb derselben das einheitliche Selbstbewußtsein zu begründen." Kräftig bekämpft er deshalb den Materialismus Karl Vogts, dessen Angriffe auf seine tolerante Auffassung des Glaubens naturwissenschaftlich nicht begründet seien (a. a. O. S. 17). Dem Dogmatismus tritt er entgegen, wo er ihm begegnet, dem materialistischen umsomehr, da er ihn für gefährlicher hält, als den kirchlichen und den idealistischen. Mit diesen sich zu beschäftigen, soweit sie sich auf transcendentalem Gebiete bewegen, lehnt er als Naturforscher überhaupt ab. Verlangt er von der Wissenschaft, daß sie die strengste Objektivität übe, so hat er auch persönlich in jenen Kämpfen und in seinem späteren Leben die unbeschränkteste Achtung vor jeder fremden Subjektivität bewiesen, die nicht etwa aus unentschuldbarer Unwissenheit hervorgegangen war. Sogar der Rückschrittlichkeit ist er deshalb bezichtigt worden, als er im Jahre 1877 auf der Naturforscherversammlung zu München sehr energisch Ernst Haeckel entgegentrat. Dieser hatte[1]) die Einführung seiner monistischen Lehre in die Schule gefordert. Virchow weigerte sich, Probleme als Errungenschaften der Wissenschaft zu lehren; es sträubte sich dagegen nicht nur das Gewissen des Naturforschers, der allein mit Tatsachen rechnet, sondern seine Abneigung gegen jede Form des Gewissenszwanges. Im gelegentlichen Privatgespräch äußerte er bald darauf gegen den Schreiber dieser Zeilen, Haeckel vergesse, daß er (Virchow) als Volksvertreter auch den Empfindungen der anders Denkenden Rechnung tragen müsse.

Eine Zeit emsigsten Schaffens folgte in Würzburg in den Jahren der politischen Lähmung, die sich an die Erregung von 1848 angeschlossen hatte. Virchows Ruhm war begründet durch die Untersuchungen der Berliner Zeit, vor allem durch den furchtlosen, siegreich durchgefochtenen Angriff, den er auf die herrschende Krasenlehre Rokitanskys eröffnet hatte. Die in Berlin begonnenen Untersuchungen zu den Erkrankungen des Blutes und der Gefäße, zur parenchymatösen Entzündung, deren erste Keime sich bereits in Virchows Dissertation erkennen lassen, und andere Forschungen zur Biologie der Zellen und Gewebe wurden in Würzburg auf der ganzen Linie fortgesetzt. Hier wurde Virchow auch zum Begründer der experimentellen Pathologie, der er ihren Platz neben der pathologischen Anatomie und den chemischen Forschungen anwies. Ihre glänzendste Errungenschaft ist die Aufklärung der Vorgänge bei der Thrombose und Embolie (Gefäßverstopfung durch geronnenes Blut und Verschleppung derartiger Massen im Kreislauf). Virchow zog in den Bereich seiner Untersuchungen auch solche Zustände, die, wie er erweisen konnte, von Wundkrankheiten ausgingen. Aufs schärfste trennte er die Folgen der infektiösen Thrombose und diejenigen der gutartigen (blanden). So schuf er die wichtigsten Grundlagen für das Verständnis der Infektionskrankheiten, denen auch viele seiner anderen Arbeiten zu gute kamen. Sie gaben im Verein mit den Untersuchungen über den Typhus in Oberschlesien und seine 1852 von Würzburg aus unternommene Studienreise in den Spessart[2]) den Anstoß zu

[1]) Amtlicher Bericht der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. München 1877. S. 75—77.

[2]) Die Not im Spessart. Eine medizinisch-geographisch-historische Skizze. Verhandlungen der medizinisch-physikalischen Gesellschaft in Würzburg, und Separatabdruck, Würzburg 1852.

Virchows epidemiologischen Arbeiten und der daraus während der nächsten Jahrzehnte hervorgegangenen gänzlichen Umgestaltung der öffentlichen Medizin in Preußen und im übrigen Deutschland.

Auch auf einem anderen Gebiete, für das Virchows Arbeit von der größten Bedeutung werden sollte, tat er in Würzburg die ersten Schritte: mit der „Untersuchung über den Cretinismus, namentlich in Franken und über pathologische Schädelformen“ [1]), sowie „über die Verbreitung des Cretinismus in Unterfranken“ [2]), eröffnete Virchow die große Reihe anthropologischer Arbeiten im engeren Sinne, aus denen die neue wissenschaftliche Kombination: Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte erwuchs. Vorzugsweise beschäftigten ihn aber zu dieser Zeit die verschiedenartigsten pathologisch-anatomischen Spezialuntersuchungen und chemischen Arbeiten. Sie alle hatten in erster Linie den Zweck, unter strenger Innehaltung der naturwissenschaftlichen Methode genaue Beschreibungen der beobachteten Zustände und somit ein Material zu liefern, das von höchster Zuverlässigkeit eine unantastbare Grundlage für die theoretische Bearbeitung abgab. Das meiste ist in den damals erschienenen Bänden des „Archivs“ und den Verhandlungen der „Würzburger physikalisch-medizinischen Gesellschaft“ niedergelegt, die Virchow gleich nach seiner Berufung im Verein mit Albert Kölliker und dem Frauenarzte Kiwisch begründet hatte. Auch ein großes literarisches Werk unternahm er schon damals mit der Herausgabe des „Handbuches der speziellen Pathologie und Therapie“, zu dessen erstem Band er die 23 Druckbogen einnehmenden „allgemeinen Störungen der Ernährung“ beitrug, nebst einem Anhang, in dem er die parasitischen Pflanzen und die parasitischen Tiere behandelte. Für die übrigen Teile des in großem Stil angelegten Werkes gewann er eine Reihe hervorragender Mitarbeiter, die in der Zeit von 1854—1876 sechs gewaltige Bände hervorbrachten. Nachmals ist noch eine ganze Anzahl ähnlicher Sammlungen entstanden, die eine encyklopädische Darstellung des ärztlichen Wissens und Könnens zu der Zeit ihres Erscheinens bezweckten. Sie alle fanden in dem von Virchow redigierten Handbuch ihren Vorläufer und ihr Vorbild. Es ist unmöglich, hier auch nur auf die hervorragendsten Leistungen dieser Sammlung näher einzugehen.

Im Herbst 1856 folgte Virchow der Berufung nach Berlin, die ihn an die ursprüngliche Stelle seines Wirkens zurückführte, aber unter gänzlich geänderten Verhältnissen. Jetzt stand ihm ein Institut zur Verfügung, das in Anlehnung an die Einrichtungen, die er in Würzburg geschaffen, in größerem Umfang die Möglichkeit zur ausgiebigen Pflege der pathologischen Anatomie, der experimentellen Pathologie und besonders auch chemischer Arbeiten bot. Freilich war das Gebäude, das ihn bei seiner Ankunft in Berlin begrüßte, in Eile und Sparsamkeit durch die Charitédirektoren Horn und Esse errichtet, nicht seinen Anforderungen entsprechend. Es bedurfte vieler Änderungen und mehr-

[1]) Vorgetragen in der Würzburger physikalisch-medizinischen Gesellschaft am 24. Mai und 21. Juni 1851. Verhandlungen Bd. 2, S. 230, wieder abgedruckt in den Gesammelten Abhandlungen, S. 891.

[2]) Vorgetragen ebenda 9. Mai und 13. November 1852. Würzburger Verhandlungen Bd. III, S. 247 und Gesammelte Abhandlungen, S. 939.

facher Umbauten — noch 1873 fand ein solcher statt —, die eine erhebliche Erweiterung herbeiführten, aber nicht ohne störende Einwirkungen auf den Betrieb ausgeführt werden konnten. Insbesondere die im Laufe der Jahre bedeutend anwachsende Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate hatte sehr zu leiden und machte ihrem Schöpfer jahrelang viele und umständliche Arbeit, bis ihr Fortschritt wieder mit den übrigen Betrieben Schritt halten konnte. Es gelang ihm aber doch, eine Arbeitsstätte für pathologische Forschungen erstehen zu lassen, die mit all ihren Einrichtungen, auch denjenigen zum Unterricht in der neuen Disziplin, vorbildlich geworden ist für die jetzt in Deutschland und in allen Kulturländern bestehenden gleichartigen Institute. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß in seinem Institut das Herz der Wissenschaft pulsierte, das die Gedanken des Meisters und hervorragender, in seinem Sinne arbeitender Schüler über den Erdkreis trug. Hier konnten sich Virchows Genie und einzig dastehende Arbeitskraft in ganzer Größe entfalten und seinem Lebenswerk die bleibende Gestaltung geben.

Schon ein Jahr, bevor er Würzburg verließ, hat Rudolf Virchow das Wort geprägt, mit dem dies Lebenswerk in Kürze bezeichnet wird, „Cellular-Pathologie“ [1]). Die Arbeiten der voraufgegangenen Jahre, insbesondere die Arbeiten über die Gewebe der Bindesubstanz, hatten in allmählicher Reifung das Prinzip zu Tage gefördert, das an die Stelle der Systeme trat, die bis dahin die Pathologie und die gesamte Medizin nacheinander beherrscht hatten. Aber erst im Februar, März und April 1858 hielt Virchow vor einem, der Mehrzahl nach aus Berliner Ärzten bestehenden Publikum die zwanzig Vorlesungen, die er noch in demselben Jahre herausgab unter dem Titel „Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre“ [2]).

Als Virchow in die wissenschaftliche Tätigkeit eintrat, stand die Medizin durchaus unter dem Zeichen wechselnder Systeme; die Pathologie unter demjenigen Rokitanskys, des großen Wiener pathologischen Anatomen. Er war der Führer der sogenannten Wiener Pathologenschule, der er in der Lehre von den Dyskrasien ein System gegeben hatte, das wie die früheren aprioristisch konstruiert war und der naturwissenschaftlichen Begründung durchaus entbehrte. So solide die anatomische Arbeit, so vortrefflich namentlich die Beschreibungen krankhafter Zustände in seinem Handbuch der pathologischen Anatomie sind, was übrigens Virchow jederzeit bereitwillig anerkannt hat, so hatte doch Rokitansky in dem dritten Bande des Werkes den Weg der exakten Forschung vollständig verlassen. Er war in den alten Fehler der Spekulation zurückgefallen; es kam auf eine Wiederbelebung der alten Humoralpathologie hinaus, was er hier als seine Theorie gab. Alle krankhaften Vorgänge sollten ihren Sitz im Blut haben und von diesem auf die festen Teile des Körpers übergehen. Die letzteren waren damit von der allgemeinen pathologischen Betrachtung so gut wie ausgeschlossen, während zeitweise unter der Herrschaft der solidarpathologischen Systeme das Umgekehrte der Fall gewesen war. Wenig

[1]) Archiv Bd. 8, S. 3—39.

[2]) Berlin 1858; die zweite Auflage erschien 1859, die dritte mit vielfachen Hinzufügungen 1861, die vierte, neubearbeitete und stark vermehrte 1871.

erst hatte Rokitansky das Mikroskop benutzt. In dem Maße, wie dieses Untersuchungsmittel, das am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts durch den großen Franzosen Bichat in der pathologischen Forschung Fuß gefaßt hatte, sich nach Virchows Vorgang immer mehr einbürgerte, mußte nach seinen eigenen Worten[1]) „die gesamte Medizin den natürlichen Vorgängen mindestens um dreihundertmal näher treten". Dies entsprach der Leistungsfähigkeit der damaligen Mikroskope. Heute ist sie wenigstens dreimal so groß; sie reichte aber aus, um nun auch diejenigen Elemente des Tierkörpers leicht zu erkennen, die den im allgemeinen bedeutend größeren pflanzlichen Zellen entsprechen.

Überall waren die Entdeckungen Schleidens und Schwanns zur Anerkennung gelangt, und die Anatomen begannen bereits cellular zu denken. Aber die Vorstellungen über die Entstehung der einzelnen Zellen, die den Gegenstand von Schwanns „Theorie der freien Zellenbildung" ausmachten, entsprachen keineswegs den wirklichen Vorgängen. Nach dieser Theorie ging die Zelle hervor aus einer Anhäufung von Bildungsstoffen, einem Blastem, in Bezug auf die Zellen „Cytoblastem" genannt. In einem solchen sollten zuerst die Kerne der Zelle entstehen, um diese dann eine feine Haut, die Zellmembran, sich legen. Ein körniger Zelleninhalt häufte darauf sich zwischen Kern und Zellmembran an. Die geläufigen Vorstellungen über das Leben bewegten sich zu jener Zeit noch vollständig auf dem Boden der Urzeugung, der generatio aequivoca. Für alle Lebewesen, bei denen besondere Fortpflanzungsorgane nicht nachgewiesen werden konnten, mußte elternlose Zeugung angenommen werden. Es hat noch lange gedauert, bis diese Anschauung beseitigt ward; für die Gärungspilze durch Eilhard Mitscherlich, für die pflanzlichen Schmarotzer überhaupt durch Louis Pasteur. An dem Angriff gegen die Urzeugung der tierischen Schmarotzer war auch Rudolf Virchow beteiligt, indem er, wie Rudolf Leukart, den Entwicklungsgang der Trichine aufhellte.

Einer Urzeugung gleich kam die Bildung der Zellen aus den Blastemen, die das erste waren, während die Zellen aus ihnen durch einen weiteren Zeugungsakt entstanden. Nach den damaligen Kenntnissen gab es im Körper des Menschen und der Tiere eine ganze Gruppe von Geweben, die überhaupt der Zellen entbehrten. Virchows Nachweis von Zellen im Knochen und Knorpel, sowie des dauernden Vorhandenseins derselben im Bindegewebe mußte die Theorie der freien Zellenbildung vollständig erschüttern. Vollends fiel sie zusammen nach den Arbeiten über das Bindegewebe und die parenchymatöse Entzündung. Die bis dahin als Cytoblastem geltende, zwischen den Zellen liegende, mehr oder weniger gleichmäßige Substanz wurde als eine unbelebte Zwischenmasse erkannt. Bei jungen, wachsenden, insbesondere embryonalen Geweben fanden sich die Zellen umso ausschließlicher, je jünger das Gewebe war, und erst im Verlauf des Wachstums entstand die in den einzelnen Geweben verschiedenartige Intercellularmasse. Die letztere ist nach der Zellentheorie Virchows nicht bloß bezüglich ihrer Entstehung, sondern auch in Bezug auf ihre Erhaltung durchaus abhängig von den Zellen. Diese sind die eigentlich

[1]) Über die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen durch die mikroskopischen Untersuchungen. Archiv Bd. I, S. 255.

lebenden Bestandteile und entstehen, wie sich bei jenen Untersuchungen ergab, immer nur aus bereits vorhandenen Zellen. Für dies Verhältnis hat Virchow, sonst ein Feind alles Formelwesens, das Schlagwort geprägt: omnis cellula a cellula[1]).

Durch geradezu zahllose Einzelfeststellungen über die Beschaffenheit und das Verhalten krankhaft veränderter Gewebe wies Virchow nach, daß das Wesen der Krankheit auf Abweichungen der Zellen beruht, wie das Leben des Individuums auf dem Leben seiner Zellen. Ernährung, spezifische Funktion (Arbeit) und Vermehrung sind reguläre Leistungen von Zellen, Krankheit ist anomale Zellentätigkeit.

Auch nach der Zeit ihrer Entstehung hörte Virchow nicht auf, an dem Ausbau seiner Pathologie zu arbeiten, die sich auf den cellularpathologischen Anschauungen entwickelt hatte. Unterstützt wurde er dabei von der gesamten medizinischen Forschung, die in seiner Schule des naturwissenschaftlichen Denkens gebildet war. Auf der Grundlage des cellularpathologischen Prinzips haben der Medizin auch die letzten Jahrzehnte noch die größten Fortschritte gebracht.

Es ist nicht zu viel gesagt, daß die gesamte moderne Biologie auf dem Grundsatze der Erbfolge der Zellen aufgebaut ist, und das ist es, was Virchows Wirken weit hinaus über die ärztliche Wissenschaft, der seine Arbeit zunächst galt, ihre unvergängliche Bedeutung gesichert hat. Zwar machten sich im Laufe der Jahre hin und wieder Stimmen bemerkbar, welche die Lebensvorgänge nicht mehr an die Zelle gebunden sein ließen, sondern bestimmte kleinere Teile der Zelle als die lebenden Elementarorganismen heraushoben und durch ihre Abweichungen die krankhaften Vorgänge zu erklären suchten. Keine dieser Bestrebungen hat sich behaupten können. Die Biologie ist cellular, das ärztliche Denken ist cellularpathologisch geblieben.

Wir haben bisher Virchows Lebensgang verfolgt, indem wir den Marksteinen nachgingen, die er auf dem Wege seiner Entwicklung errichtete. Indem wir so fortfahren, müssen wir jetzt ein mächtiges Werk anführen, das im Ausbau der Cellularpathologie zu einem überragenden Denkmal seines Meisters geworden ist: Die krankhaften Geschwülste[2]). Es ist zwar unvollendet geblieben, indem nur 25 von den in Aussicht gestellten 30 Vorlesungen, aus denen es hervorgegangen ist, in zwei und einem halben Bande veröffentlicht sind. Aber das, was Virchow in diesen drei Büchern niedergelegt hat, bildet noch heute, nach bald vierzig Jahren, ein unentbehrliches Hilfsmittel und ein Vorbild für jeden, der sich mit der großen Materie beschäftigt. Das naturwissenschaftliche Prinzip, zum Verständnis der Dinge durch Erforschung ihrer Entwicklung zu gelangen und die tiefe, gründliche Durcharbeitung eines mustergültig gesicherten Tatsachenmaterials, alles dies verbunden mit einer glänzenden Darstellung, hat die „Onkologie" zu dem aufs höchste bewunderten Meisterwerke Virchows gemacht.

---

[1]) Die vielfach gebrauchte Formulierung „e cellula" ist oft als falsch bezeichnet worden mit dem Hinzufügen, daß Virchow sie nie gebraucht habe. Das trifft nicht zu, wenngleich sie in Virchows Darstellungen viel seltener gefunden wird, z. B. Archiv Bd. 126, S. 6.

[2]) Berlin 1863—1867.

Wie Virchow zur Aufklärung der Bedeutung aller Befunde, soweit es irgendwie angängig war, stets den genetischen Weg einschlug, indem er ihre Entstehung verfolgte, so unterließ er es auch nicht, auf demselben Wege nach den Ursachen der Erscheinungen zu forschen. Die Ätiologie der Krankheiten beschäftigte ihn im weitesten Sinne, und es bildeten seine Untersuchungen über die parasitären Krankheiten, die Entstehung der Affektionen durch Einwirkung tierischer und pflanzlicher Schmarotzer auf die Gewebe, keinen unbedeutenden Teil seiner ätiologischen Forschungen. Auf sie hier näher einzugehen, ist im Rahmen dieser Schilderung nicht möglich. Im Interesse der Wahrheit soll hier aber hervorgehoben werden, daß Virchow zu keiner Zeit seines Lebens die Bedeutung der pflanzlichen Krankheitserreger verkannt hat und nur irgendwie ein Gegner der in dieser Richtung sich bewegenden Bestrebungen gewesen wäre. Schon 1858 finden wir in seinem Archiv [1]) „Beiträge zur Lehre von den bei Menschen vorkommenden pflanzlichen Parasiten". Er gibt hier unter anderen Beobachtungen die ersten guten Beschreibungen von Pilzkrankheiten in der Lunge und in den Luftröhren (Broncho- und Pneumonomykosis aspergillina und Pn. sarcinica). Seine Theorien schufen den Boden für den späteren Aufschwung der Bakteriologie. Von manchen Seiten wird ihm eine ausgesprochene Gegnerschaft, oder wenigstens eine Abneigung gegen die von Robert Koch ausgehende Umwälzung der bakteriologischen Methodik und die dadurch gezeitigten großen Erfolge vorgeworfen. Nichts ist weniger berechtigt. Er, der nach Jakob Henles (1840) divinatorischer Theorie der Infektionskrankheiten, dem wissenschaftlichen Verständnis der vielfach von ihm selbst ermittelten Tatsachen die größten Dienste geleistet, hat auch diesem Zweige der allgemeinen Pathologie die Richtung vorgezeichnet, und freudig erkannte er alle positiven Bereicherungen unseres Wissens an. Nur gegen die Verwertung ungenügend erwiesener Annahmen, gegen einseitige Bearbeitung und Auffassung, sowie gegen vorzeitige Verallgemeinerung wandten sich seine Bedenken. Den wirklichen Fortschritt der ätiologischen Erkenntnis suchte er stets mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses zu fördern und zur Geltung zu bringen.

Ähnliche Unterstellungen sind auch bezüglich seines Verhaltens zu einer anderen Streitfrage, nämlich zum Darwinismus verbreitet worden. Gegen einzelne Positionen desselben hatte er mancherlei Einwendungen, insbesondere faßte er auf Grund seiner eigenen Erfahrungen den Begriff des Pathologischen in der Vererbungslehre bedeutend weiter als Darwin. Nach ihm setzt die Entstehung einer Varietät mit erblichem Charakter jedesmal eine „Abweichung vom Typus, also ein pathologisches (wenn auch keineswegs krankhaftes) Verhältnis des Erzeugers" voraus [2]). Die Rolle des Atavismus, als einer in der Mehrzahl der Fälle unerwiesenen Annahme, schränkt er bedeutend ein. Überzeugter Transformist war er aber darum nicht weniger als Darwin und Johann Friedrich Meckel, dessen große Verdienste um die Abstammungslehre er wiederholt gebührend hervorgehoben hat [3]).

Wie wäre das auch anders möglich gewesen bei einem Manne, in dessen

[1]) Bd. 9, S. 557—593. — [2]) Archiv Bd. 103, S. 205. — [3]) Ebenda S. 10 ff.

geistiger Entwicklung Goethe eine so große Rolle spielte[1]) und unter dessen Hand die moderne Anthropologie erst zu dem geworden ist, als was sie sich jetzt darstellt: die naturwissenschaftlich bearbeitete Lehre vom Menschen. Von der somatischen Anthropologie ausgehend, in natürlicher Ausdehnung seines Arbeitsgebietes (vgl. S. 371), zog er nach 1866 auch die prähistorische Archäologie in den Bereich seiner Forschung. Zunächst beschäftigte er sich mit der Urgeschichte seiner pommerschen Heimat, der er schon als Student mehrfache historische Abhandlungen gewidmet hatte, die in den „Baltischen Studien" und dem „Pommerschen Volksblatt" erschienen waren. Von hier aus aber dehnten sich seine Untersuchungen über den ganzen Erdkreis aus. Einsendungen aus allen Himmelsrichtungen, große Reisen in Europa, dem westlichen Asien und Ägypten, die er in den Ferien ausführte, sowie das Heer der Forschungsreisenden, welches in den letzten vierzig Jahren alle Erdteile durchstreifte, boten ihm das Material dazu. Er griff selbst zum Spaten und führte in die Erforschung der Urgeschichte die naturwissenschaftliche Methode ein. Bei der Fülle seiner über vier Jahrzehnte sich ausdehnenden Tätigkeit auf diesem und den verwandten Gebieten ist es nicht möglich, eine auch nur einigermaßen vollständige Übersicht über die hauptsächlichen Gegenstände und die sie behandelnden Publikationen zu geben. Es kann nur einiges hervorgehoben werden aus den die Herkunft der menschlichen Bevölkerung und ihre Verschiebung im Laufe der Jahrtausende betreffenden Grundgedanken. Unbegreiflich reichhaltig ist die große Zahl der Einzeldarstellungen, die in der von ihm im wesentlichen geleiteten „Zeitschrift für Ethnologie" und in den von ihm ganz allein redigierten „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" erschienen sind. Sie umfassen, neben mehr als tausend mindergroßen Veröffentlichungen, eine Reihe umfangreicher selbständiger Publikationen von größter Bedeutung. Unter diesen seien hier nur der dritte Band des von Stübel und Reiß herausgegebenen Prachtwerkes über das Totenfeld von Ancon und das große, zur Erinnerung an die vor vierhundert Jahren erfolgte Entdeckung Amerikas durch Columbus erschienene Werk Crania ethnica Americana genannt.

Nicht minder als die anderen Zweige der Anthropologie pflegte Virchow die ethnographischen Studien. Auch hier war er zu einem Zentrum geworden, zu dem das Material hinströmte, von dem Anregung, Kritik und tatkräftige Förderung ausgingen. Verschmähte doch der ununterbrochen beschäftigte Mann nicht, die für andere Zwecke geschulten Forschungsreisenden persönlich noch in der anthropometrischen Methodik auszubilden. Er hatte für alles Zeit; nie überließ er eine Arbeit anderen, wenn er sie selbst erledigen konnte, und so hat er auch die Ergebnisse der 1876 von ihm ins Leben gerufenen Schulerhebung über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut, die für die Kenntnis der verschiedenen Stämme in Deutschland von grundlegender Bedeutung geworden ist, während der folgenden zehn Jahre allein bearbeitet. Was er für den heimatlichen Zweig der Ethnologie, die zu einer fast selbstständigen Disziplin gewordene wissenschaftliche Volkskunde getan, hat in dem

[1]) Vgl. Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung zu Schiller. Eine Rede mit Erläuterungen. Berlin 1861.

für diesen Zweck geschaffenen Museum für deutsche Volkstrachten seinen auch für den Laien greifbaren Ausdruck gefunden.

Das größte Verdienst aber hat er sich dadurch erworben, daß er den phantasievollen Dilettanten Heinrich Schliemann zu den mit Dörpfelds Hilfe in rationeller Weise vorgenommenen Ausgrabungen in der Troas veranlaßte. Nicht genug damit, gelang es ihm noch, den der Heimat entfremdeten Schatzgräber mit seinen in ihrer Art allein stehenden, äußerst wertvollen Funden dem Vaterlande wieder zuzuführen. Hier haben sie in den Schliemannsälen des Museums für Völkerkunde ihre bleibende Stätte gefunden und werden dort auch die Erinnerung an Rudolf Virchow für immer erhalten.

Forschen und Sammeln füllten aber nicht allein sein Leben aus, denn zu jeder Zeit blieb er in erster Linie der akademische Lehrer, der das, was er an objektiven Feststellungen auf medizinischem Gebiet errungen, nicht weniger als die Philosophie dieser Tatsachen seinen Hörern übermittelte. Seine Art, die Pathologie zu lehren, ist durchaus seine eigene; sie ist in Deutschland und allen Kulturländern vorbildlich geworden. Er selbst hat in wichtigen Aufsätzen den Unterricht in der Pathologie erörtert[1]). Auch den Fragen des akademischen Unterrichts im allgemeinen und der Vorbereitung hierzu ist er bei verschiedenen Gelegenheiten näher getreten. Er war kein unbedingter Anhänger der humanistischen Gymnasien und führte in seiner Rektoratsrede aus, daß die linguistischen Studien in pädagogischer Hinsicht sehr wohl durch „die goldene Trias Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaft" ersetzt werden können. Im Hinblick auf den Ursprung unserer gesamten abendländischen Kultur billigte er jedoch nicht ein volles Eintreten des neusprachlichen Unterrichts an die Stelle der klassischen Studien.

Dem Unterricht in seiner eigenen Wissenschaft sollte in erster Linie das dienen, was er von den Resultaten der mannigfachen Einzelarbeiten seines langen Lebens zur Aufbewahrung in der pathologisch-anatomischen Sammlung seines Berliner Instituts zurücklegte. Soviel auch von dem dort angesammelten Material allein als Belegstücke zu rein wissenschaftlichen Zwecken in Betracht kommen kann, so blieb die Verwertung für den Unterricht doch das vornehmste Ziel seiner Sammeltätigkeit. Daher mußte es ihn mit großer Genugtuung erfüllen, daß in dem neuerrichteten Pathologischen Museum ein würdiges Haus für sein von keiner Sammlung der Welt erreichtes Werk gebaut wurde. Auch hier blieb er sich treu, indem er nicht nur den Unterricht der zunächst interessierten wissenschaftlichen Kreise, sondern schon von vornherein die Popularisierung der Kenntnisse ins Auge faßte. Er schuf eine besondere, öffentlich zugängliche Schausammlung, durch die den weitesten Kreisen die für das Allgemeinwohl wichtigsten Kenntnisse übermittelt werden sollten, wie er es in jungen Jahren auch nicht verschmäht hat, durch allgemeinverständliche Schriften verschiedener Art im Volke Sinn für die Ziele der Wissenschaft zu erwecken. Wieviel Arbeit er an den Objekten seiner Sammlung geleistet hat,

[1]) Über den Unterricht in der pathologischen Anatomie, „Klinische Jahrbücher", Bd. 2, S. 75—100; ferner in W. Lexis, Die deutschen Universitäten; R. Virchow, Die pathologische Anatomie, S. 241—261. Berlin 1893.

[2]) Vgl. insbes. „Lernen und Forschen". Rede zum Antritt des Rektorats u. s. w. Berlin 1892.

würde eine besondere Darstellung erfordern. Ermessen kann dies der Beschauer daraus, daß ihm an der großen Mehrzahl der ungefähr 23000 in dem Pathologischen Museum vereinigten Präparate handschriftliche Vermerke von Rudolf Virchow entgegentreten. Sie geben in möglichster Kürze das wesentlichste Resultat einer dem einzelnen Objekt gewidmeten, oft recht umfangreichen Untersuchung.

In allen Fragen, deren Aufhellung er sich widmete, bei allen praktischen Einrichtungen, die er traf, welches wissenschaftliche Gebiet Rudolf Virchow auch in Angriff nahm: immer zog er die Konsequenzen für das öffentliche Leben. Fesselte ihn zunächst bei jeder Untersuchung das Forschungsobjekt an sich, war es zuerst die eigene Wißbegierde, die ihn sachlich anspornte, so entsprang die weitere Nutzanwendung doch jedesmal dem warmen Herzen, dem idealen Sinn, der ihm bei allem, was er tat, sogleich das Wohl seiner Mitmenschen vor Augen hielt. Dann verachtete er jedes kleine egoistische Streben, seine ganze Kraft setzte er für die Sache ein. So kam es, daß er niemals Bedenken trug, sich mit Aufgaben zu beschäftigen, zu deren Durchführung es nicht der Fähigkeiten eines Rudolf Virchow bedurft hätte. Er wußte, daß selbst in unserem, von Kantscher Philosophie durchdrungenen deutschen Vaterlande nicht alle tätigen Charaktere die volle Zuverlässigkeit besitzen, welche er für Männer überhaupt, für Gelehrte aber ganz besonders unerläßlich hielt. Jede Arbeit, für die er nicht gleich die geeignete Persönlichkeit fand, übernahm er selbst, wo sie ihm in seiner Eigenschaft als Mitglied irgend einer größeren Gemeinschaft zufiel. Eine tiefe innere Bescheidenheit hielt ihn, den echten Forscher, von jeder Überhebung zurück. So ist es zu verstehen, daß er, der philosophische Kopf, der minutiöse Untersucher schon bald nach seiner ersten Erkenntnis der Sachlage in die politische Arena hinaustrat. Das, was er mit dem tiefgehenden Blick des Naturforschers als die wahren Ursachen der Volkskrankheit erkannt hatte, das erforderte als Heilmittel eine allgemeine Hebung der Volksgesundheit. Nur so war ein weiterer politischer Niedergang zu verhindern. Seine Studienreise nach Oberschlesien (vergl. S. 367) gab den ersten Anstoß zu seiner politischen Tätigkeit. An sich durchaus keine Kampfnatur, sondern kontemplativ und versöhnlich, fehlte es ihm doch nicht an hohem, persönlichen Mut und Selbstlosigkeit. Jederzeit zog er auch in der Politik ohne Zaudern die Konsequenzen seines Denkens um so lieber, wenn sie ihm Opfer auferlegten. Dadurch kam er anfangs in die politische Agitation, dann sehr bald als Volksvertreter zu führenden Stellen. Die Eigenschaften, die er in der Wissenschaft bewährte, stellte er in den Dienst des Gemeinwohls: Ungewöhnlichen Kenntnisreichtum und ein untrügliches Gedächtnis, nie versiegende Arbeitslust und Arbeitskraft, strenge Pflichttreue und die unantastbare Wahrhaftigkeit des Naturforschers haben ihm auch seine Gegner nicht bestritten. Sicherlich war er kein politischer Seher, und die Zweckdienlichkeit mancher seiner Empfehlungen ist durch den Ausgang widerlegt worden; gewiß ist aber auch, daß er in sehr vielen Punkten recht behalten hat, und daß es seine naturwissenschaftliche Denkweise und die Gründlichkeit seiner Arbeitsmethode waren, die ihm auch auf dem dornenvollen Pfade des nicht berufsmäßigen Parlamentariers den Erfolg im politischen wie auch im kommunalen Leben brachten, wo er unendlich viel für die Hygiene Berlins leistete.

Rudolf Virchow erstrebte jederzeit den Erfolg für die von ihm vertretene Sache, aber herzlich wenig bedeuteten ihm die äußeren Zeichen desselben. Der Kampf an sich stählte seinen Mut und frischte seine Lust wieder auf. Kleinliche Eitelkeit war ihm aber ganz und gar fremd, und den Schmeichler schätzte er fast immer bei der ersten Begegnung richtig ein. Empfänglich war er nur für diejenige Anerkennung, die ihm zeigte, daß er richtig verstanden wurde. Ja, diese Anerkennung brauchte er, sie diente ihm zur eigenen Kontrolle, wo er es in seiner Bescheidenheit nicht wagte, sich selbst die Nützlichkeit seiner Handlungen für das gemeinsame Interesse zu bescheinigen. So nahm er sowohl in der Politik als ganz besonders bezüglich seiner wissenschaftlichen Leistungen die Huldigungen auf, die ihm in immer größerem Maße dargebracht wurden, jemehr sich im Laufe der Jahrzehnte sein Wirkungskreis erweiterte. Nicht weniger als in Deutschland ist er im Auslande gefeiert worden, und er war sich der nationalen Bedeutung dieser Ehrungen bewußt; er entzog sich ihnen nicht, um sie seinem Vaterlande nicht zu entziehen. Je mehr sich Rudolf Virchow zu dem kritischen, regulierenden Zentrum der wissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland entwickelte, wozu ihm außer seiner amtlichen Stellung insbesondere die seinen Händen anvertraute Leitung der großen „Berliner medizinischen Gesellschaft", der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", seine leitende Stellung in den deutschen und internationalen wissenschaftlichen Kongressen [1]) und seine Stellung als Akademiker die äußeren Bedingungen boten, um so mehr wurde er zu einer kosmopolitischen Größe. Was er als solche gewesen, was die Wissenschaft durch seinen Tod verloren hat, ist jetzt, da er aus einer bis dahin ununterbrochenen Tätigkeit erst vor kurzem geschieden, noch nicht zu übersehen.

Es konnte in dieser Skizze nur das Wichtigste angedeutet werden; erst in einer späteren Zeit muß sich der Historiker finden, der Rudolf Virchow und seiner Epoche gerecht wird. Dann läßt sich auch, wenn alles dokumentarische Material, das in zeitgenössischen Berichten niedergelegt, in Korrespondenzen und Aufzeichnungen über die ganze Welt zerstreut ist, zusammengebracht werden konnte, ein völlig zutreffendes Urteil über die glänzende Vereinigung menschlicher Eigenschaften gewinnen, die Rudolf Virchows säkulare Erscheinung begründeten [2]).

Dauernd wird sein Geist leben in der fundamentalen Umgestaltung, die durch ihn die medizinische Wissenschaft und dadurch auch die Praxis erfahren hat, und nachwirken wird er in den Bahnen, die er auf allen Gebieten eröffnete, wo er eingriff, in der Arbeitsmethode, die Rudolf Virchow unermüdlich gelehrt hat. Hierin beruht die sachliche Tradition, die seine Jünger bindet und die Gewähr bietet für volle Freiheit des Lernens und objektives Lehren.

---

[1]) Mit seinem Takt und kluger Berechnung wählte er im Auslande zum Gegenstand seiner Festreden aktuelle oder historische Darstellungen aus der nationalen Tradition des betreffenden Landes. So sprach er in England über Glisson, Über den Wert des pathologischen Experimentes. Dort gewährte es den englischen Ärzten in ihrem Kampfe gegen die Antivivisektionisten die wirksamste Unterstützung. In Italien war u. a. „Morgagni und der anatomische Gedanke" sein Thema (Rede, gehalten auf dem XI. internationalen medizinischen Kongreß zu Rom 1894).

[2]) Vgl. O. Israel, Zu Rudolf Virchows achtzigstem Geburtstage. Ärztliche Monatsschrift 1901, Heft 10.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg[1]).

IV. Die Kunstdichtung.

I.

Die letzte große Erscheinung, von der die Geschichte der indischen Literatur zu berichten hat, ist die Kunstpoesie, die Poesie Kalidasas und Bhartriharis. Sie ist der abschließende, in seiner Weise klassische Ausdruck indischen Dichtens.

Die Schaffenden sind jetzt nicht mehr unpersönlich und namenlos, nicht mehr Kasten, geistliche Orden, Schulen, wie sie den Veda und die Sutras der Buddhisten, ja noch das Mahabharata und das Manugesetz hervorgebracht haben. Wir kennen jetzt die Verfasser der einzelnen Werke mit ihren oft durch ganz Indien gefeierten Namen. Wir sind imstande, die Individualität des einen von der des anderen zu unterscheiden. Von königlichen Gönnern, mit denen sie in Verbindung stehen, liegen uns Inschriften, greifbare Zeugnisse ihres Daseins vor. Die Zeit jener Dichter wissen wir vielfach — allerdings nicht ohne einige für uns recht empfindliche Ausnahmen — sicher zu bestimmen.

Diese Zeit grenzt sich natürlich gegen die vorangehende Periode nicht vollkommen scharf ab. Vor allem der Inschriftenforschung verdanken wir die Erkenntnis, daß die Anfänge der neuen Weise des Dichtens bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte, also bis in eine Zeit zurückgehen, in welcher das Riesenepos Mahabharata noch keineswegs aufgehört hatte, neuen Stoff in sich aufzunehmen. Ihre volle Höhe aber hat die Kunstpoesie erst viel später — man kann sagen etwa zwischen 400 und 700 n. Chr. — erreicht, um sich dann in allmählichem Verfall ihrem auch jetzt noch nicht vollständigen Untergang anzunähern.

Während in den älteren Zeiten die indische Literatur — wenigstens die uns erhaltene — ganz überwiegend geistlich ist oder doch, wie das Mahabharata,

---

[1]) Siehe Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 138 ff., 318 ff.; 1900, Bd. CV, S. 264 ff., 398 ff.; 1901, Bd. CIX, S. 354 ff.; 1902, Bd. CX, S. 76 ff.

einen starken geistlichen Anhauch trägt, steht die Kunstpoesie hierzu in scharfem Kontrast. In ihr bricht die Richtung auf Weltleben und Weltlust, ja ein ausgesprochener Zug heißer Sinnlichkeit mit Macht hervor. Lyrische Poesie erzählt vom Versinken der Seele in alle Lust und alles Verderben, das vom Weibe kommt. Romane, vielfach zu schlüpfrigen Zweideutigkeiten neigend, schildern bald den Glanz des Hoflebens oder kriegerischer Erfolge, bald berichten sie von romantischen, seltsam verwickelten Liebesabenteuern. Dramen, reich an farbigen, fröhlich bewegten Bildern, hier aus der Sagenwelt, dort aus Leben und Wirklichkeit, führen in Straßengewimmel und Boudoir, in Palast und Waldeinsiedelei, erzählen von höfischer Galanterie, von zarter Liebessehnsucht, von heißer, verzehrender Leidenschaft.

Man darf nicht übersehen, daß diese Weltlichkeit der klassischen Literatur doch nicht in dem Maße, wie es den Anschein haben kann, etwas Neues, dem Charakter der alten Zeit Entgegengesetztes ist. Einmal fehlt es nicht an sichtbaren Bindegliedern und Vermittlungen: man erinnere sich neben manchem anderen an das Ramayana. Dann aber muß in Anschlag gebracht werden, daß jene alten und ältesten Zeiten, aus welchen die großen religiösen Literaturen allein erhalten sind, in Wahrheit doch unzweifelhaft auch an vielerlei weltlichem Singen und Sagen reich gewesen sind, das für uns verschollen ist, wie es gewiß schon für die Zeit Kalidasas verschollen war. Religiöse Poesie oder Unterweisung, zu kanonischer Würde erhoben, ward durch den gewissenhaften Eifer von Priesterschulen oder Mönchsorden sicher über alle Gefahren des Vergessenwerdens hinübergeführt. Weltliche Dichtung aber hatte in den Zeiten, in welchen die schriftlose, gedächtnismäßige Überlieferung herrschte, ein flüchtigeres Dasein. Ihr kam keine ähnliche Sorgfalt zugute wie den geistlichen Texten. Das Ältere wurde vom Jüngeren, Zeitgemäßeren, das Unvollkommnere vom Vollendeteren verdrängt, das dann selbst wieder bald überholt und vergessen werden sollte. Was hier eine Änderung herbeiführte, war vor allem die zunehmende Herrschaft des Schriftwesens. Als im ersten Jahrhundert v. Chr., wie eine in Ceylon verfaßte Chronik berichtet, die buddhistischen Mönche dieser Insel zuerst „das Schwächerwerden der Wesen erkennend, um des Bestandes der Lehre willen die heiligen Texte samt der Auslegung in Büchern niederschrieben", besiegelten sie damit einen Wandel der Zeiten, der für alle profane Literatur von noch weit größerer Bedeutung sein mußte als für die religiöse. Die Schrift konnte mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit wie das Wort Buddhas auch das Liebesgedicht oder den Roman festhalten. Die Aussicht auf den bleibenden Bestand des eigenen Werkes mußte die Dichter locken, kunstreichste Vollendung zu erstreben, und umgekehrt die gesteigerte Kunstvollendung der poetischen Werke mußte bleibenderen Bestand für sie beanspruchen und erringen. Begreiflich, daß ein solcher Wechsel zwischen der Vergänglichkeit weltlicher Literatur im Altertum und ihrer so viel festeren Erhaltung in den jüngeren Zeiten für uns leicht die Täuschung herbeiführt, als ob die Poesie des Weltlebens und der Sinnenfreudigkeit erst in diesen Zeiten in Indien erstanden sei, während sie in der Tat nur aus diesen Zeiten allein auf uns hat gelangen können.

Aber bei alledem bleibt es doch bestehen, daß sich auch eine wirkliche, nicht nur eine uns erscheinende starke Verweltlichung und Versinnlichung der Literatur vollzogen hat. Sie ist der natürliche Ausdruck einer immer stärker sich ausprägenden Verweltlichung und Versinnlichung des gesamten Denkens, Fühlens, Lebens. Fragt man nach deren Ursachen, so wäre es zwar sicher verfehlt, sie allein aus den äußeren Schicksalen Indiens herleiten zu wollen. Aber zu ihr beigetragen haben diese ohne allen Zweifel. Eine Fremdherrschaft nach der anderen hat ihren Arm in das Land hineingestreckt; das Verhängnis, welches Indien einer jeden von ihnen zur widerstandslosen Beute werden ließ und bis auf den heutigen Tag werden läßt, hat zu wirken begonnen. Auf die Griechen sind innerasiatische Eroberer gefolgt, die Beherrscher weiter Gebiete des indischen Nordwestens; die Münzen der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte lehren uns ihre barbarischen Gesichtszüge und Namen — Kaneshki, Hoëshki — kennen. Zwar haben sich diese Fürsten der indischen Kultur keineswegs feindlich gegenübergestellt. Kaneshki wählt für seine Münzprägung neben dem griechischen Helios und zarathustrischen Gottheiten auch indische, ja den thronenden Buddha mit dem Glorienschein; die Buddhisten dürfen ihn zu den großen Schutzpatronen ihres Glaubens rechnen. Aber derartige geistige Eroberungen, in welchen das Indertum an den kriegerischen Eroberern eine gewisse Vergeltung nimmt, können doch nichts daran ändern, daß auch jene Fremdherrschaften das Ihre dazu tun, Sitte und Ordnung noch weiter zu schwächen, als sie schon ohnehin geschwächt sind, das unaufhaltbare Hereinbrechen der Decadence in dieser durch lange Reihen von Jahrhunderten überreif gewordenen Kulturwelt zu beschleunigen. In den höheren Klassen nimmt der Ruin überhand; von unten her steigen zweifelhafteste Elemente empor. In unbestimmtem Halbdunkel zeigen sich jene undefinierbaren, wurzellosen Existenzen mit den widerlich verschwimmenden Zügen, welche ein tiefer Schilderer menschlichen Treibens, der Dichter der „Tonwägelchenkomödie", ihr Selbstporträt in jenem Chor der Bastarde malen läßt:

In fremden Häusern lassen wir uns hätscheln.
Wir essen fremde Speise. Fremde Männer
Erzeugten uns, begegnend fremden Weibern.
Fremder Besitz vergnügt uns. Unsre Tugend
Ist nicht weit her. Wie Elefantenkälber
Leben wir Bastarde in holdem Frohsinn.

Es begreift sich, daß in einer solchen Welt die Hochflut der religiösen Bewegungen verrauscht ist. Man ist dessen gründlich müde geworden, die großen, blassen Ewigkeitshoffnungen mit der Hingabe des Lebensgenusses zu bezahlen. Der Vishnuglaube, der Shivadienst, der jetzt herrscht, verlangt solchen Preis nicht. Er stillt vollauf den Durst der indischen Seele nach allen weichen wie nach allen wilden Erregungen, nach mystischem Träumen wie nach mystischem Taumel, und dem Leben läßt er die Freiheit, den Kelch der Weltlust bis auf die Neige zu leeren. Der Buddhismus dieser Zeiten kann dem Schicksal nicht entgehen, daß sein alter, verstandesmäßiger Ernst von shivaitischem Geist unterhöhlt wird. Seine Kräfte schwinden; langsam

und unaufhaltsam beginnt sein Dasein in seinem indischen Heimatland abzusterben. Bei alledem ist das geistliche Gewand jetzt keine seltenere, vielleicht gar eine häufigere Erscheinung geworden als in früheren Jahrhunderten. Aber verglichen mit jenen Mönchen der alten Zeit, die in Armut, Keuschheit, Herzensreinheit dem Sakyasohn nachstrebten, erscheinen deren jetzige Nachfolger etwa wie gegenüber dem heiligen Franziskus und seinen Jüngern manche geistliche Herren aus den Glanzzeiten der Renaissance Italiens. Im indischen Rom, in „der Stadt mit Namen Benares, diesem höchsten Gefilde der Erlösung auf Erden", entwickeln Brahmanen wie Mönche eine bedenkliche Virtuosität in der Kunst, es sich wohl sein zu lassen:

In der Dirnen Haus durchschwärmend schlaflos mondbeglänzte Nacht,
Weinesduft'ge Küsse trinkend feiern sie das Liebesfest.
Tags mit frommen Mienen zeigen sich die Schelme vor der Welt
Als Allwissende, Geweihte, opferheilig, bußereich.

Kein Wunder, daß man sich in vornehmen, geistig hochstehenden Kreisen immer mehr gewöhnte, die religiösen Dinge und ihre berufsmäßigen Vertreter mit einer von Ironie nicht freien Indifferenz zu betrachten. So jener glänzende, kunstliebende König Harsha, welcher in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts regierte und von den Buddhisten als eifriger Beschützer ihres Glaubens gerühmt wird. Schon daß er bei einem dreitägigen Fest am ersten Tage dem Buddha eine Statue weihte, am zweiten dem Sonnengott, am dritten Shiva, deutet auf eine Vielseitigkeit seiner religiösen Interessen, die kaum für deren besondere Wärme spricht. In einem der Dramen, welche dieser König verfaßte oder wohl richtiger von einem Hofpoeten verfassen ließ, um ihnen dann seinen Namen zu geben, richtet sich der eröffnende Segensspruch nicht wie gewöhnlich an Shiva, sondern an Buddha. Was weiß aber der Dichter zur Verherrlichung des großen Weisen zu sagen? „Du, der du Versenkung erheuchelst, an was für ein Weib denkst du? Ein Schützer willst du sein und weißt uns vor des Liebesgottes Pfeilen nicht zu retten? Falsch ist dein Erbarmen; kein anderer ist grausamer als du! Dem einst Maras[1]) Frauen voll Neid diesen Namen gaben — der Überwinder Buddha beschirme euch!" Nicht leicht kann etwas den Geist dieser Zeit besser malen als der Ton einer solchen Anrufung im Munde eines hohen Herrn, der ein Feind des Buddhismus sicher nicht gewesen ist.

Wohl fehlt es auch jetzt nicht an Naturen, die sich ernster philosophischer Reflexion zuneigen. Aber wie abgeschwächt in ihrer blassen Verfeinerung, verglichen mit der Gewalt und der Gewaltsamkeit des Buddhaglaubens, sind die Ideenkreise, aus denen sie Befriedigung schöpfen — die Spekulationen der Sankhya-Philosophie, welche in gleichmütigem Behagen die geistreiche Eleganz ihrer Gedankengebilde vor dem Erkenntnisdurstigen ausbreitet, ihm davon erzählt, wie die leidverstrickte Seele die Schauspielerin Natur dazu bringen kann, nicht ferner ihr fruchtloses Gaukelspiel zu zeigen! Einfachere Gemüter wissen auf

[1]) Des Liebesgottes und Teufels. In der buddhistischen Legende bereiten seine Töchter dem Buddha vergebliche Versuchungen.

anspruchslosere, im Grunde vielleicht auch klarere Weise das Dilemma der Weltwirklichkeit und der Jenseitsideale praktisch zu lösen. Sie halten sich an das gute alte Wort, daß „eine Taube heute besser ist als ein Pfau morgen". Die Kunst, das Heute zu genießen, wird auf den Gipfel üppiger und zugleich graziöser Vollendung gehoben. Die hohen Schulen dieser Kunst sind die Fürstenhöfe mit ihrem beständigen Festleben, ihrem Wechsel zwischen dem Pomp gewaltiger, Städte und Königreiche in Bewegung setzender Festaufzüge und den alltäglichen, zierlichen und frivolen Unterhaltungen der kleinen Ballets, Blumenfeste, Haremsbelustigungen. Den Höfen eifern die reichen bürgerlichen Kreise der Städte erfolgreich nach. „Der Städter" ist die technische Benennung, unter welcher eine eigene, nach indischer Art ganz ernstlich in wissenschaftliche Formen gekleidete Theorie den eleganten Lebens- und Liebeskünstler beschreibt. Man kann fast sagen, daß diesem Bild vom Wesen und Tun des „Städters" für das Zeitalter der indischen Kunstpoesie eine ähnliche Bedeutung zukommt wie für die italienische Renaissance jenem Bilde des Meisters vornehmen Lebensgenusses, das Castiglione im „Cortegiano" gezeichnet hat. Steht in der vedischen Zeit als die charakteristische Gestalt, welche jene ganze Literatur verständlich macht, der Brahmane und Opferpriester da, in der buddhistischen Zeit der Bettelmönch, so kann man die Signatur der Welt, in welcher die Dichtung Kalidasas und Bhartriharis ihr Dasein hat, kaum in einer anderen Gestalt finden als in der des „Städters".

Von der Erziehung, welche dieser Lebemann genossen hat, verrät die betreffende Theorie[1]) leider nichts Näheres. Nur kurz wird bemerkt, daß er seine Studien gemacht und einen Hausstand gegründet hat. Selbstverständlich lebt er in der Stadt; das sagt schon sein Name. Hat ihn das Unglück aufs Land verschlagen, regt er dort die gleichgestimmten Persönlichkeiten seiner Verwandtschaft dazu an, das städtische high life, so gut es geht, nachzuahmen[2]). In seinem Gemach, neben dem sehr weichen Lager, sieht man Salben, Kränze, Parfüms; an einem Haken hängt eine Laute; Malgerät ist vorhanden, ein Buch — die letzte poetische Novität. In der Nähe werden in Käfigen Papageien und andere Vögel gehalten. Im Garten fehlt nicht ein Pavillon mit einer blumenbestreuten Bank und einer von dichten Zweigen beschatteten Schaukel. Ein großer Teil des Tages geht mit Toilettensorgen hin, mit Sprechunterricht der Vögel, mit Widder- oder Hahnenkämpfen und sonstigen Spielen. Abends Konzert und Ballet, nach welchem die späten Stunden durch die Pflichten der Galanterie in Anspruch genommen werden. Selbstverständlich umgeben den Lebemann gleichgesinnte Freunde, welche die ihnen gebotene Gastlichkeit ihrerseits zu erwidern nicht versäumen, dazu Spaß-

[1]) Unsere Quelle ist das Kamasutra, d. h. Lehrbuch der Liebeskunst, mit dem zugehörigen Kommentar, das seltsamste Denkmal echt indischer Vereinigung von Frivolität und Pedanterie. Der wissenschaftliche, gelegentlich an die vedischen Darstellungen der altgeheiligten Lebensordnungen anklingende Ton wirkt in diesem meist die lockersten Sujets behandelnden Werke geradezu grotesk. In der Hauptsache entzieht sich das merkwürdige Buch natürlich näherer Besprechung.

[2]) Er sagt etwa: „Dort in der Stadt spricht jeder von dem weltentzückenden Leben der und der vornehmen und eleganten Herren. Auch ihr solltet, geschickt wie ihr seid, solche Blüte des Daseins zu entfalten streben."

macher und sonstige untergeordnete Trabanten von teilweise recht zweifelhaftem Charakter. Aller zügellosen oder den Klatsch pflegenden Gesellschaft geht der Städter, Gentleman wie er ist, aus dem Wege. In der Unterhaltung vermeidet er die Pedanterie oder Ziererei eines allzu ausschließlichen Gebrauches des Sanskrit so gut wie die Lässigkeit beständigen Redens in der Vulgärsprache. Das Bild dieser Existenz vervollständigen festliche Vergnügungen wie Exkursionen zu Pferde, in der Begleitung von Dienerschaft und Damen der Demimonde, nach den Parks außerhalb der Stadt, von wo man geschmückt mit Blumen und Zweigen heimkehrt; dann Theatervorstellungen, Zechgelage, Zusammenkünfte in den Häusern der gesellschaftlich hochangesehenen Hetären; dort wechselt galantes Spiel mit Unterhaltungen ab, die sich gern um Kunst und Poesie bewegen und an welchen sich jene Damen, den bürgerlichen Frauen an ästhetischer Bildung weit überlegen, lebhaft beteiligen.

Daß diesem von der fröhlichen Wissenschaft den höheren Gesellschaftskreisen vorgezeichneten Lebensideal jeder Zug von Ernst und Männlichkeit hoffnungslos abgeht, kann nicht verwundern — dafür ist man in Indien. Aber wie schwer solche Gebrechen auch sein mögen — der Entfaltung einer reichen und prachtvollen, wenn auch weichlichen und gekünstelten Poesie kann jenes Dasein nur einen günstigen Boden bieten. Ein intensives Bedürfnis danach, allen Lebensäußerungen den Stempel der Eleganz aufzudrücken, ist ebensosehr vorhanden wie die äußeren Vorbedingungen dafür, diesem Bedürfnis nachzukommen: gegen die indische Art wäre es gewesen, solches Bestreben nicht auch auf geistige Dinge zu erstrecken. Zeit, Ruhe, Geld stehen unbegrenzt zur Verfügung; an Interesse und an Talent fehlt es nicht. Ein Dichter — heißt es in einem Handbuch der Poetik — selbst wenn er mittelmäßig ist, findet in allen Kreisen günstige Aufnahme. Die Umgebung aber, in welche die Existenz des begabten oder glückbegünstigten Poeten von Natur hineingehört, ist der königliche Hof. Der Fürst braucht dichterische Verherrlicher seiner Person, die mit mehr oder weniger Geschmack ihn den Göttern, den Bergen und dem Ozean vergleichen, die seinen „wie Mondesstrahlen erglänzenden" Ruhm „die drei Welten heiligen" lassen. Ganze Scharen solcher Verskünstler sammelt er um sich, an deren kollegialischer Existenz dann wohl das Wort eines Inders sich bestätigen mag, daß Esel, Bullen, Spieler und gelehrte Schöngeister weder mit einander noch ohne einander zu leben imstande sind. Der Titel „Dichterkönig" wird vom Fürsten vergeben. Seine hohen Beamten dichten; an dichtenden Ministern ist der indische Parnaß besonders reich. Ja die Majestät liebt es selbst, einen galanten Vers zu machen, wenn sie sich nicht gar an größeren poetischen Aufgaben versucht; will solches den eigenen Kräften nicht gelingen, so haben, wie bei König Harsha (S. 4), die Hofdichter hinter den Kulissen das Ihre zu tun. Zusammenkünfte, in denen die Arbeiten dieser Herren vorgelegt und diskutiert werden, sind beliebte Veranstaltungen, mit welchen man auch gern von auswärts kommende hohe Gäste unterhält. Daß all dies für die höfischen Poeten mit den entsprechenden Einkünften verbunden ist, daß, wie einer von ihnen sich ausdrückt, der Fürst „den Zwiespalt zwischen guter Poesie und dem Wohlstand zu beseitigen weiß", versteht sich von selbst.

Wie auch für das bürgerliche Leben literarische Interessen sich schicken, wird in der oben von uns wiedergegebenen Schilderung des „Städters" zwar nur flüchtig gestreift; das bringt die Natur der Quelle, welcher jene Beschreibung entnommen ist, mit sich. Aber daß auch in diesen Sphären solche Interessen vorhanden sind und im täglichen Dasein mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ihren Platz behaupten, läßt jener Text immerhin deutlich erkennen: das Gedichtbuch, welches im Schlafzimmer des Lebemannes nicht fehlt, das Zuhausesein der literarischen Konversation selbst in den zweifelhaftesten Salons ist ja doch bezeichnend genug[1]). Nicht umsonst gehört es zu den Gepflogenheiten der eleganten Welt, am fünften Tage des Halbmonats sich im Tempel der Göttin Sarasvati zu versammeln und die dort stattfindenden Aufführungen anzusehen: Sarasvati ist die Beschützerin von Kunst und Wissenschaft. Wohl haftet solcher Wertschätzung dieser Göttin und ihrer Gaben der Zug von Banalität an, welcher zu dem Tun der Kreise, um die es sich hier handelt, nun einmal gehört: wo es dann kein Wunder ist, wenn sich dieselbe Banalität und Seelenlosigkeit in der literarischen Produktion, die für ein solches Publikum arbeitet, entsprechend wiederfindet. Aber wie der Rauch auf eine Flamme schließen läßt, so deutet eben die Tatsache, daß hier die literarischen Interessen Modesache sind, darauf hin — was übrigens die Poesie Kalidasas oder Bhavabhutis schon durch ihre bloße Existenz beweist — daß es auch an wahrer und tiefer Empfindung für dichterische Schönheit in dem Indien dieser Zeiten nicht gefehlt hat. Will man einen Inder selbst hierüber reden hören? Wir werden weiterhin von Äußerungen indischer Ästhetiker zu berichten haben, die jene Empfindung beschreiben und analysieren. Hier sei nur auf das schöne, lebensvolle Bild einer von künstlerischem Genießen entzückten Seele hingewiesen, das in einer Szene des Schauspiels „Tonwägelchen" gezeichnet wird. Zwar ist es die Musik, von welcher jene Szene spricht. Aber wer würde sich bedenken, die Schilderung ihres das Gemüt in seiner innersten Tiefe ergreifenden Wirkens auch auf die Poesie zu übertragen?

Der Dichter führt uns vor das Haus Tscharudattas, des edlen und vornehmen Kaufherrn, den bittere Erlebnisse in tiefe Melancholie versenkt haben. Er ist in ein Konzert gegangen. Mitternacht ist schon vorüber; der Mond steigt am Himmelszelt hernieder, der Finsternis das Feld zu räumen. Am Tor des Hauses ist der wartende Diener eingeschlafen; auf der Straße schlafen die Hunde. Jetzt kommt Tscharudatta, begleitet von dem einzigen Freunde, der ihm treu geblieben ist, von dem braven, armen, heruntergekommenen

[1]) Für den graziös erotischen Ton, der sich aus dem Leben dieser Kreise über die Literatur ergießt, ist charakteristisch, daß sich schließlich selbst die Mathematik in Blumendüfte taucht und galant wird. Einer der größten indischen Mathematiker, Bhaskara (12. Jahrhundert n. Chr.), drückt eine Gleichung, welche in unsere Formelsprache zu übertragen ich hier unterlassen darf, in folgender Weise aus: „Von einem Bienenschwarm ließ sich der fünfte Teil auf einer Kadambablüte, der dritte auf einer Silindhriblume nieder. Der verdreifachte Unterschied dieser Zahlen, o gazellenäugige Maid, flog zurück zur Blüte eines Kutaja. Eine Biene blieb übrig, welche sich hin und her wiegte, gleichzeitig angelockt, du reizendes Weib, durch den Duft eines Jasmin und einer Pandanusblüte, wie jemand, den die Boten zweier Geliebten zugleich rufen. Sage mir die Zahl der Bienen."

Brahmanen. Alle Gedanken Tscharudattas sind noch bei der Musik, die er gehört hat:

O wie schön, wie schön hat Rebhila gesungen! Welch eine Perle — nur daß sie nicht dem Meere entstammt — ist doch die Laute!

Der Sehnsucht gleichgestimmte Freundin ist sie.
Verzieht der Liebsten Kommen, hilft sie warten.
Sie bringt dem Trennungskranken holde Stärkung,
Dem Liebenden der Liebe frohe Mehrung.

Der Begleiter treibt zum Nachhausegehen und macht humoristische Bemerkungen über die Männer, die allzu süß singen. Tscharudatta läßt sich nicht aus seinen Gedanken herausreißen. Immer von neuem wiederholt er: „Wie herrlich hat doch heute Rebhila gesungen!" Es war als kämen die Töne von einer schönen Frau, die sich hinter einem Vorhang verborgen hielte. Wie floß der Klang der Saiten mit des Gesanges Worten zusammen! Wie hell erschallten die Töne, und wie weich verklangen sie am Ende!

Das Lied, ob auch verhallt, noch immer hör' ich's.

II.

Der indischen Kunstdichtung steht eine festgefügte Theorie der Poetik zur Seite. Das ist selbstverständlich. Dies Volk und dies Zeitalter kann nun einmal nicht anders als alles eigene Tun beobachten, es mit einem Netz von Regelwerk überziehen. Poesie, die von Kunst und Künstlichkeit nichts wissend des Dichters Seele dem Wahnsinn gleich durchströmt und aus seinem willenlosen Munde hervorbricht, hat es von jeher in Indien selten gegeben; das Dichten hat hier stets — und nie entschiedener als in dieser Zeit — etwas von der sorgfältigen Arbeit des erfahrenen kunstgewerblichen Handwerkers an sich. Die Traditionen solches Handwerks drängen von selbst auf Zusammenfassung in einem System. Sprechen die indischen Ästhetiker davon, was den Dichter zum Dichter macht, so vergessen sie zwar nicht die natürliche Begabung. Aber sie betonen, daß zu dieser Studium kommen muß. In einer langen Reihe von Wissenschaften, in Grammatik und Metrik, in Sittenlehre, Liebeskunst und vielem anderen noch soll der Poet beschlagen sein. Vor allem aber soll er die Theorie der Dichtkunst studiert und unter der Leitung erfahrener Meister sich anhaltend poetischer Exerzitien beflissen haben. Er übt sich darin, gegebene Versbruchstücke zu vollen Strophen zu ergänzen; er betreibt Schnelldichtung und ähnliche Künste mehr. Hat er der Öffentlichkeit ein neues Dichtwerk vorgelegt, prüfen es die Kritiker darauf, ob es allen Forderungen der Theorie standhält. Vor ihnen zu bestehen ist nicht leicht; mit dem Stil, sagt ein großer indischer Stilist, ist es wie mit der Frauentugend: er entgeht der Nachrede nicht. Auch unter dem weiteren Publikum ist unzweifelhaft ein gewisses Maß theoretischer Kenntnisse verbreitet. Gern rühmt sich der Dichter in seinem Werk vor den Hörern unter Nennung der wissenschaftlichen Kunstausdrücke, daß er die Regeln der Theorie gewissenhaft befolgt habe. Zwar mag ein gewisser Abstand zwischen Theorie und Praxis hier doch bestehen bleiben, da die theoretischen Werke — wie das bei solchen Mustersammlungen aller denkbaren poetischen Kunstgriffe natürlich ist — auf eine noch stärkere

Überladenheit der Dichtung mit den kompliziertesten Feinheiten deuten, als selbst in Indien in jedem Falle wirklich erreicht werden konnte. Aber das ist ein Unterschied nicht des Wesens, sondern nur des Grades. Dem Wesen nach ist diese Poetik der Poesie, deren beherrschende künstlerische Instinkte wie deren Marotten sie beschreibt, durch und durch kongenial; unmöglich von der einen zu sprechen, ohne auch die andere zu betrachten.

Die Entstehung der indischen Wissenschaft von der Dichtkunst liegt im Dunkeln. Das älteste Werk, in dem sie uns entgegentritt, ein Lehrbuch der Dramaturgie und theatralischen Künste, trägt den Namen keines Geringeren als des Bharata, des heiligen Weisen, welcher im Himmel die theatralischen Veranstaltungen der Genien und Nymphen, des göttlichen Corps de ballet leitete. Wir kennen die Entstehungszeit des ihm zugeschriebenen Werkes nicht und können es nur ganz unsicher und vermutungsweise in die Gegend der ersten Jahrhunderte n. Chr. setzen. Eine umfangreiche Literatur über Poetik schließt sich an; aus ihr, wie das in der Wissenschaft Indiens die Regel ist, heben sich nur unklar die Individualitäten einzelner Denker hervor, die Kontraste sich auseinander entwickelnder oder miteinander kämpfender Gedankenströmungen. Ungeachtet zahlloser Abweichungen gibt jedes Werk in den meisten Beziehungen doch die nämlichen, den stehenden Bestand aller dieser Texte bildenden Dogmen wieder[1]).

Dieselben Probleme der ästhetischen Theorie, für deren Behandlung im Westen die Poetik des Aristoteles in ihrer klaren, trockenen Bestimmtheit den festen Grund gelegt hatte, erheben sich hier inmitten einer anderen Welt. Die feinen, weichen Hände indischer Dialektiker ziehen hier ihre Linien, die bald in seltsam phantastischem Schwung in unabsehbare Fernen zu verlaufen scheinen, bald den kleinsten Raum mit einer Überfülle minutiöser Arabesken bespinnen, nur allzu oft willkürliche und abstruse Schemata von Einteilungen, Untereinteilungen, Unteruntereinteilungen, welche das Wesen der Sache total unberührt lassen, in leere Lufträume hineinzeichnen.

Was das Gedicht zum Gedicht macht — dieser Satz arbeitet sich in der indischen Poetik, wenn auch nicht mit einem Schlage, zu beherrschender Geltung durch — ist der ihm innewohnende „Geschmack“: „Geschmack“ in dem Sinne, wie man vom Geschmack einer Speise spricht[2]). Wohl rechnen diese Kunstlehrer, alteingewurzelten Neigungen indischer Poesie entsprechend, zu den Aufgaben des Dichters auch die der moralischen Belehrung, des Erziehens, aber diese der Poesie innewohnende pädagogische Kraft erscheint ihnen doch als eben

[1]) Die in der neueren Zeit unter den indischen Literaten angesehenste Darstellung der Poetik ist das Sahitya Darpana („Spiegel der Komposition“), nach einer freilich unsicheren Tradition im 15. Jahrhundert in Bengalen verfaßt. Die Bezeichnung, welche sich der Autor dieses Werkes selbst beilegt, verdient es, hier wiedergegeben zu werden: „Die Honigbiene, die den Lotus der Füße des herrlichen Narayana (d. h. Vishnu) besucht, der Steuermann auf dem Ozean der Komposition, der Kunst poetischen Andeutens höchster Lehrer, der schönsten Dichterworte Juwelenfundgrube, der Nymphe der achtzehn Dialekte — jener Courtisane — Galan, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Visvanatha Kaviraja“.

[2]) An „Geschmack“ als ästhetische Urteilsfähigkeit („guter“, „schlechter Geschmack“) ist hier nicht gedacht.

dem ihr eigenen „Geschmack" entstammend: der Veda, sagen sie, spricht zu uns wie ein befehlender Gebieter, die alten Erzählungen wie beratende Freunde; die Dichtung aber wendet sich uns zu wie eine Geliebte, und indem sie unsere Seele mit ihrem Geschmack füllt, lehrt sie uns, wie wir handeln sollen und wie nicht.

Es gibt einen „Geschmack der Liebe", einen „Geschmack des Traurigen", einen „Geschmack des Heroischen" und andere. Der Geschmack eines Gedichts beruht vor allem auf einem beherrschenden Gefühl, das in ihm waltet — wie Liebe oder Schmerz — „der Wurzel, aus welcher der Schößling Geschmack erwächst", „dem Faden, der gleichsam den Kranz zusammenhält". Mit diesem Hauptelement aber stehen andere Faktoren in Verbindung: die Gestalt des Helden, der Heldin des Poems mit ihren Charakterzügen, die nebensächlicheren, vorübergehenden Gefühle, welche das Hauptgefühl einführen „wie das Sonnengestirn den Tag", Ort, Zeit und dekorative Elemente, wie wenn es sich um Liebe handelt, „der Mond, Sandelduft, Bienengesumm". Alle solche Ingredienzien mischen sich miteinander und ergeben, vom empfänglichen Hörer genossen, die unauflösbare Einheit des „Geschmacks", aus welcher jede Spur der Besonderheit jener einzelnen Elemente verschwunden ist —

> Wie aus vielerlei Stoff klüglich mit Würz' und Brühen mannigfach
> Zubereitet ein Kochkunstwerk Feinschmeckern Beifall abgewinnt.

Diese realistische Vergleichung darf doch nicht den Schein erwecken, als sollte hier das künstlerische Genießen zum Niveau eines körperlichen Wohlgefühls herabgezogen werden. In der Tat hat man in Indien das freie Erhobensein jenes Genusses über die dumpfen Freuden und Leiden der materiellen Welt klar empfunden. Man betrachtet ihn als verwandt mit den Genüssen des Traumes und der schweifenden Phantasie. Und man beantwortet die Frage, wie Dinge, die im wirklichen Leben Schmerz bereiten würden, uns in ihrem dichterischen Abbild zu beglücken vermögen, mit der Lehre, daß in der Sphäre der Poesie die reale Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen einer anderen, „überweltlichen", idealen Wirkungsweise Platz macht, welche auch durch das Bild traurigen Geschehens des Hörers Seele mit höchster Freude zu durchströmen die Kraft hat; die Tränen, die er vergießt, sind nicht Tränen des Schmerzes, sondern der Rührung. Jene Freude zu schildern haben die indischen Ästhetiker Worte voll Glut und Ergriffenheit gefunden. „Es ist," heißt es von der Wirkung der Poesie auf das empfängliche Gemüt, „als ob es vor unserem Blick funkelt, uns ins Herz dringt, alle unsere Glieder umfängt, jedes andere verschwinden macht, uns die Einheit mit dem Allwesen schmecken läßt, ein Staunen uns erregt, das nicht von dieser Welt ist." Nennt die indische Kunstbetrachtung die Kraft, welche solche Wunder wirkt, „Geschmack", so versucht sie offenbar auf ihre Weise, einen Namen für das zu finden, was uns Schönheit heißt.

Daß doch das Schönheitsideal dieser Poesie von dem unsrigen sich weit entfernt, soll damit nicht geleugnet werden, und natürlich muß diesem Abstand eine analoge Verschiedenheit in der Stimmung des künstlerischen Genießens auf beiden Seiten entsprechen. Schon die Lehre vom „Geschmack" deutet auf solche Divergenz hin. Denn sie läßt, mit überwiegender Hervorhebung eines lyrischen Elementes, die Schönheit der Gestalten, der rein

gezeichneten Linien, diese männliche Schönheit vor dem weichen Reiz des Schwelgens in Gefühlswelten zurücktreten. Darf hierin, man kann sagen, ein weiblicher Zug des Schönheitsideals gefunden werden, welches die Dichtung dieses mit so manchem weiblichen Zug bezeichneten Volks beherrscht, so ist es ferner dem offenbar verwandt, daß hier als ein wesentliches Element, dessen die Schönheit nicht entraten kann, Geschmücktheit empfunden wird, daß die Ausstattung, ja die Überhäufung des Gedichts mit aller Art glänzenden und zierlichen Schmucks der Gedanken und Worte als eine wichtigste Pflicht dichterischer Kunst hervortritt. Und wenn im indischen Volkscharakter neben der weiblichen Weichheit und der Liebe zum Schmuck weiter — wie wir schon an der Poesie des Veda beobachteten — die Richtung auf Scharfsinn und Verschlagenheit, die Neigung zum Lösen von Rätseln, zum Sichdurchfinden durch verschlungene Gedankenlabyrinthe liegt, so spiegelt sich auch dieser Zug in der indischen Auffassung des dichterisch Schönen wider. Jene Schönheit ist um so vollkommener, je mehr das, was des Hörers Herz ergreifen soll, nicht ausgesprochen, sondern nur angedeutet, nur erraten wird. Man denke hier nicht an die Neigung zu leisestem Andeuten, ja zum Schweigen, wie sie moderner poetischer Mystik eigen ist, an jene Neigung, welche sich auf das Gefühl gründet, daß aller Dinge tiefstes Wesen im Unaussprechbaren ruht, im Unbestimmbaren verschwimmt. Nicht danach, Unsagbares ahnen zu lassen, strebt die indische Poesie, sondern vielmehr danach, das, was die Einfalt offen aussprechen würde, kunstvoll zu verhüllen, so daß es allein dem Kenner der poetischen Hieroglyphe verständlich ist, dem Geübten in der feinen Kunst des Lüftens der zarten, buntgewirkten Schleier — womit offenbar in das ästhetische Genießen ein nach unseren Begriffen ihm gänzlich fremder, spielerischer Zug hineingetragen wird, indem die Freude an der Schönheit sich mit der Freude an der Feinheit des Rätsels vermischt.

Alle diese Besonderheiten der indischen Kunstauffassung treten uns in beständig wechselnder Beleuchtung, aber mit immer gleicher Anschaulichkeit entgegen, wenn wir die Lehren der indischen Poetik darüber, wie der „Geschmack" des Dichtwerkes hervorzubringen und zu steigern ist, verfolgen. Neben den Theorien, die dort vorgetragen werden, sind auch die Lücken dieses Lehrgebäudes höchst bezeichnend. Für die antike Poetik war von allen Fragen die wichtigste, wie die Handlung der Tragödie, des Epos beschaffen sein soll. Tiefe Betrachtungen ergründeten die Gesetze von der Einheit der Handlung, von der sie beherrschenden inneren Notwendigkeit, von dem Verhältnis des Geschehens, welches die Poesie darstellt, zur Wirklichkeit des Lebens und der Geschichte. Für die indischen Poetiker waren diese Probleme kaum vorhanden. Dieselben Lehrer, die es der Mühe wert fanden, die Kunst des poetischen Hindeutens auf nicht ausdrücklich Gesagtes in 5355 Verfahrungsarten auseinanderzulegen, beschäftigten sich mit dem Bau der Handlung so gut wie gar nicht; bei der Betrachtung des Dramas werden wir sehen, wie dürftig und äußerlich die Vorschriften waren, mit denen man sich hier begnügte. Alles Hauptgewicht fällt in diesem System nicht auf die ins Große gehenden, das Ganze der poetischen Komposition betreffenden Probleme, sondern auf die Schönheiten, die dem einzelnen Satz, Wort, Buchstaben innewohnen; diese

Schönheiten sind es, die mit unermüdlicher Sorgfalt bis ins Feinste, Kleinste, Kleinlichste erwogen werden. Es ist umsonst, wenn einmal ausgesprochen wird, mit der Dichtung verhalte es sich wie mit einer Frau: fehlt ihr die Grazie, so ist auch ein Perlenschmuck für sie nur eine drückende Last. Ernst macht man mit dieser Erkenntnis nicht. Was man den Dichter in der Tat lehrt, ist nicht, dem Körper seines Gedichts Grazie zu leihen, sondern ihn unter dem Schmuck nicht immer echter Perlen zu erdrücken. Mit haarspaltender Spitzfindigkeit studiert man alle Arten von Gleichnissen und Metaphern, die sechs Fälle der „vollständigen Vergleichung" und die siebenundzwanzig der „unvollständigen". Man lehrt die Kunstgriffe, durch die sich Doppelsinn herbeiführen läßt, bald an einzelnen Stellen des Satzes, bald den ganzen Satz hindurch Wort für Wort, so daß lange, komplizierte Sätze zwiefachen Inhalt empfangen, der eine gern zum anderen ein Pendant bildend, etwa in einem Spiel der Galanterie oder in irgend welcher spitz wortklauberischen Gegensätzlichkeit. Man schreibt vor, welche Konsonanten bevorzugt werden müssen, wenn der Charakter der Süßigkeit, welche andrerseits, wenn Energie dem Gedicht innewohnen soll; man empfiehlt Gruppierungen der Laute, die dem Vers tanzende Bewegung verleihen. Verschiedenste Figuren der Alliteration werden aufgestellt; auch des Reims wird gedacht. So großes Gewicht aber solchen Verzierungen beigelegt wird, sie alle werden an Bedeutung weit übertroffen von jenem Element — wir haben es schon zu berühren gehabt — in dem die indischen Lehrer keine bloße Verzierung, sondern ein notwendiges und wesentliches Erfordernis aller höheren Poesie sehen: von der Kunst des Andeutens, welche die Phantasie des Hörers auf versteckten Wegen über das ausdrücklich Gesagte zu Ungesagtem hinführt und sie erst bei diesem den wahren Sinn des Gedichts entdecken, seinen „Geschmack" schmecken läßt. Das Angedeutete soll dem Ausgesprochenen gegenüber das Vornehmere sein; es ist untergeordnete Poesie, bei der das Verhältnis das umgekehrte ist. Ein Mädchen sagt:

Sieh, dort steht auf dem Lotosblatt
Der Kranich regungs-bewegungslos,
Wie weißen Glanzes die Perlmuschel ruht
Auf der Schale Smaragdgrün.

Malt die Strophe nur das Bild des Kranichs, der auf dem Lotosblatt steht? Was der Dichter hier in der Tat will, erklärt ein Lehrbuch der Poetik: „des Kranichs Regungslosigkeit deutet auf seine Sicherheit, diese auf die Einsamkeit der Stätte: damit gibt ein Mädchen dem geheimen Liebhaber in ihrer Nähe zu verstehen, daß dies der Ort für ein Stelldichein ist"[1]). Der Scharfsinn des indischen Hörers versteht so versteckte Sprache; seine im Erotischen schwimmende Phantasie empfindet Wohlgefallen, wenn das schöne Bild aus dem Naturleben sich in ein noch schöneres aus dem Liebesleben verwandelt.

Eine Poetik, die den Dichter lehrt, so künstlich mit der Form zu spielen, wird ihn begreiflicherweise auch nicht dazu erziehen, in dem Stoff, den er in diese Form hüllt, der Wahrheit und Wirklichkeit die Ehre zu geben,

[1]) Man bemerke, daß jene Strophe nicht etwa in einem Zusammenhang steht, der auf solche Deutung hinweist. Die Strophe ist ein Ganzes für sich; ihr Sinn ergibt sich allein aus ihr selbst.

aus ihr Frische und Leben zu schöpfen. Bei der Schilderung des Dramas werden wir darauf zurückkommen, wie die Theorie dem Schauspieldichter durchweg konventionelle Charaktere, konventionelle Leidenschaften, konventionelles Handeln seiner Personen vorzeichnet. Überall drängt sich das Fachwerk in den Vordergrund, mit dem selbstgefällige Schulweisheit das menschliche Fühlen und Handeln überspinnen hat. Nicht einmal die Natur bleibt hier Natur. In der Natur, die würdig sein soll, im Gedicht sich dem eleganten Kenner zu präsentieren, müssen bald parfümierte Zierlichkeiten die Phantasie bezaubern, bald ungeheuerliche Übertreibungen Staunen und Grausen erregen. Immer wieder muß der Taglotos durch die Sonnenstrahlen aus dem Schlaf erweckt werden, muß der Nachtlotos liebend dem Monde entgegenblühen, dessen Nektarstrahlen nach der von der Poetik geheiligten Konvention der Vogel Tschakora trinkt, muß das Tier mit den zwei r (bhramara, die Biene) honigtrunken die Blüten küssen, während im Gebirge die Felsen vom Brunstschweiß der wilden Elefanten triefen. Wohl belobt die Poetik ein Gedicht, in dem sich originelle Phantasie beweist; als ein Beispiel wird ein Vers angeführt, der die Orange mit dem frischrasierten Kinn eines betrunkenen Hunnen vergleicht. Aber man trägt Sorge, alsbald hinzuzufügen, daß auch in der neuen Verwendung alter Elemente sich die Phantasie zeigen kann. Dichter wie Kalidasa und Bhavabhuti haben die ihrige nicht nur in diesem zweiten Sinne glänzend zu beweisen gewußt. Kann es aber bei der Entfremdung, in die man der Natur und Wirklichkeit gegenüber immer mehr gerät, wundernehmen, wenn auch bei ihnen — und wie viel mehr dann bei den Geringeren — nur allzu oft die Phantasie der einen wie der anderen Aufgabe gegenüber versagt und die Dichtung zum frostigen Spiel eintönig-schwülstiger Rhetorik herabsinkt?

III.

Durch die Dichtweise, deren Theorie wir kennen gelernt haben, ist selbstverständlich die freiere und läßlichere Übung der Poesie, wie sie den älteren Zeiten eigen war, nicht verdrängt worden. So zeigen die Puranas — umfängliche Texte von vishnuitischer und shivaitischer Tendenz über Weltursprung und Weltordnung — einen Stil, der sich von dem in den jüngeren Partien des Mahabharata herrschenden nicht weit entfernt. Aber in den Sphären alles höheren literarischen Lebens gewann doch jener Stil der Kunstdichtung die Alleinherrschaft; in ihm bewegt sich die Lyrik, die der Liebe wie der gottestrunkenen Versenktheit, in ihm der Roman und das Epos oder was in diesem Zeitalter die Stelle des Epos vertreten muß; in ihm bewegt sich vor allem das Drama.

Aus dem Wesen dieser Poesie, die nicht mit mächtigem Schwung ins Weite strebt, sondern in jedem kleinsten Raum miniaturmäßig alle ihre Schönheiten sammelt, ergibt sich die Hauptform des dichterischen Gebildes, der hier die Herrschaft zufällt. Es ist die Form der Einzelstrophe. Sie fordert vom Dichter eben die Leistung, auf welche den indischen Poeten seine Begabung hinweist, die ziervoll-sinnige Ausschmückung des einzelnen Gedankens oder Einfalls, des einzelnen Gefühls; sie verlangt von ihm nicht, was außer-

halb seines Könnens und Wollens liegt, die große Komposition. Die alten Einzelstrophen geistlich-erbaulichen Inhalts, wie die buddhistische Literatur sie bewahrt hat, daneben die ähnlichen erotischen Strophen, auf deren Existenz jene selbe Literatur mit Sicherheit schließen läßt — nicht minder endlich die in die erzählende Prosa der alten Zeit eingefügten moralisch lehrhaften oder zierlich schildernden Strophen: sie setzen sich, schärfer und feiner ausgeprägt, mit reicherem Schmuck beladen, in den Einzelstrophen dieser Kunstpoesie fort. Das Liebesgedicht, die Moralsentenz, der Erguß mystischer Gottesliebe, alles dies fügt sich gleich ungezwungen in die Form der Einzelstrophe. Aber in gewissem Sinne wenigstens berührt die Herrschaft dieser Strophe auch Epos und Drama. Die epische Erzählung neigt dazu, sich in Reihen locker aneinander geschlossener Tableaus aufzulösen, innerhalb deren die einzelne Strophe, in ihren eigenen Rahmen gefügt, sozusagen von ihrer eigenen poetischen Maschinerie getrieben, sich leicht eine Art von Selbständigkeit aneignet. Und im Drama erscheinen inmitten der Prosa des Dialogs fortwährend poetische Einlagen — Naturschilderungen, Gefühlsergüsse — in denen sich die Stimmung auf den Höhepunkt hebt, der dichterische Schmuck am reichsten verschwendet ist; so tritt auch hier eben an den Stellen, auf die das hellste Licht fällt, die Einzelstrophe hervor.

Die Kunstform dieser Strophe ist eine jener Schöpfungen, an denen Scharfsinn, Geduld, Feinheit langer Jahrhunderte gearbeitet haben. Generation über Generation hat hier versucht, verworfen, ausgewählt, immer schärfer das edle Material von Sprache und Vers geschliffen, immer schillernderes Farbenspiel ihm entlockt. In verschwenderischer Mannigfaltigkeit, oft in feinster Kompliziertheit der Bewegung fluten die Versmaße einher. Bald wiegen sie sich in gefälligem Wechsel langer und kurzer Silben. Bald eilen sie in hüpfender Leichtigkeit durch Reihen vieler Kürzen vorwärts. Meist wiederholen vier Verse einer Strophe viermal dieselbe Bewegung und prägen sie so dem Ohr, das sie gern immer wieder in sich aufnimmt, mit anmutigem Nachdruck ein. Schon die Benennungen dieser Versmaße lassen an Pracht, Fröhlichkeit, Bewegtheit denken. Da ist die „Frühlingszier" und das „Tigerspiel"; besonders gern rufen diese Namen das Bild schöner Mädchen in reizenden Haltungen hervor — „die Kranzträgerin", „die leise Nahende", „die lieblich Redende": so schwimmt hier alles in einer Atmosphäre weicher Grazie und beglückten Genießens. Bisweilen kleidet sich die Poesie in den Volksdialekt. Aber dieser ist nicht mehr eine jener Mundarten voll Schlichtheit und Echtheit, wie sie der alte Buddhismus redete, sondern ein Produkt künstlicher Stilisierung. Die Erweichung der Laute ist unendlich viel weiter fortgeschritten, offenbar mit Bewußtsein und Absichtlichkeit aufs Äußerste getrieben; fast scheinen die Worte nur aus einer gefällig gleitenden Flut von Vokalen zu bestehen, zwischen denen der feste Damm der Konsonanten geschwunden ist. Aber auch aus dem Sanskrit versteht man, wenn die Stimmung des Gedichts dazu einlädt, jeden harten, ja jeden festen Klang zu verbannen und weichen, schwimmenden Wohllaut zu verbreiten. Keine andere Sprache ist fähig, jedes inhaltsleere, nur verbindende Hilfswort so vollständig zu entbehren, in wenigen Worten so viel zu sagen wie das Sanskrit dieser Dichter. Freilich, in was

für Worten! In einer einzigen, unendlich verschlungenen Wortzusammensetzung spielt sich eine ganze Gedankenreihe ab, wird eine Geschichte erzählt oder — noch lieber — werden die Spuren dem Auge vorgeführt, aus denen die geschmeidige Phantasie eine Geschichte zu erraten weiß. Aus solchen Worten erbauen sich auf engstem Raum Labyrinthe. Oft erweckt der Vers zunächst, ehe das alles Einzelne verknüpfende Band sichtbar wird, nur unbestimmte Bilder voll Lieblichkeit, voll bunten Glanzes, die den Blick hierhin und dorthin locken, die Spannung darüber, was das Ziel der Bewegung sein wird, lebendig erhalten, bis endlich des Rätsels Lösung, das beherrschende Wort, aufblitzt, das jenem allen die Stelle anweist, die schwankenden Farbenmassen in ein Bild verwandelt. Zur Liebenden spricht eine Freundin. In langer Reihe schließt sich Beiwort an Beiwort, auf halbverhüllte Liebe deutend. Welches aber ist die Wesenheit, die durch alle diese Beiworte gemalt wird? Man ahnt es wohl, aber klar wird es erst spät, daß von des Mädchens Augen die Rede ist: wen mögen sie suchen?

Mit trägbewegten, mit liebesweichen, mit knospengleich sich schließenden,
Jetzt hingekehrten, jetzt schamhaft schweifenden, abgewandten ein Weilchen jetzt —
Mit herzumschlossen-verborgner Sehnsucht Verrätern: mit den Augen dein —
Sprich, wer ist es, der Hochbeglückte, auf den du schaust, du Reizende? —

Der für unsere Kunde älteste Meister der lyrischen Kunstpoesie — die Schöpfungen der ihm vorangehenden Zeiten sind bis auf wenige Reste verloren — ist der Gefeierteste aller indischen Dichter, Kalidasa. „Des Dichtergeschlechts Ehrwürdigsten" nennen ihn die Inder, und ein Poet des siebenten Jahrhunderts widmet ihm die Worte:

Muß sich nicht jedes Herz freuen an Kalidasas holdem Sang,
Darin des Honigsafts Süße frisch wie in jungen Knospen quillt?

Nichts kann für das Niveau, auf dem die Vorstellungen der Inder von der literargeschichtlichen Chronologie stehen, bezeichnender sein, als was sie über das Zeitalter dieses von ihnen selbst so vor allen anderen hochgeehrten Dichters zu berichten wissen. Auf der einen Seite zählen sie ihn zu einem Kreise von Dichtern und Gelehrten, welche als die „neun Juwelen" den Hof des Königs Vikramaditya geschmückt haben sollen. Diesen Fürsten betrachten sie als den Begründer einer Zeitrechnung, die im Jahre 57 v. Chr. anhebt: woraufhin europäische Forscher sich gewöhnten, von einem der Zeit des Horaz und Ovid ungefähr gleichzeitigen „augusteischen Zeitalter" der indischen Poesie zu sprechen. Man befand sich hier durchaus im Irrtum. Jener Vikramaditya des ersten vorchristlichen Jahrhunderts gehört, wie jetzt feststeht, nicht der Geschichte, sondern allein der Legende an; unter den neun Celebritäten, welche mit ihm in Verbindung gebracht werden, befindet sich ein Astronom, den wir nach Angaben seines uns erhaltenen Hauptwerkes mit voller Sicherheit für das sechste Jahrhundert n. Chr. in Anspruch nehmen können. Dem erwähnten, unmöglichen Ansatz für Kalidasa steht übrigens ein anderer, nicht minder unmöglicher gegenüber, nach dem der große Dichter unter König Bhodscha im elften Jahrhundert n. Chr. gelebt hätte; schon der von uns erwähnte Lobspruch auf ihn, der etwa vier Jahrhunderte älter ist, lehrt zur Genüge, was solche Angabe zu bedeuten hat. In der Tat liegt zwischen der frühen

und der späten Datierung die Wahrheit offenbar in der Mitte: vielleicht — mit voller Sicherheit läßt sich hier nicht sprechen — war es das fünfte, vielleicht war es das sechste Jahrhundert n. Chr., welches die „Sakuntala" und den „Wolkenboten" hat entstehen sehen.

Es wird erzählt, daß sich an Kalidasa ein auf ihm ruhender Fluch erfüllt habe, von Frauenhand den Tod zu finden. Der König hatte die erste Hälfte einer Strophe gedichtet und eine reiche Belohnung dem versprochen, der die zweite Hälfte hinzuzufügen verstände:

Aus einer Blum' ist eine zweite Blume
Ersprossen; wem ist kund, wie das geschieht?

Kein anderer konnte die Strophe zu Ende bringen. Kalidasa aber dichtete:

Aus deines Antlitz weißem Lotos, Schönste,
Der Augen dunkles Lotospaar erblüht.

Er schrieb dies im Gemach seiner Geliebten an die Wand. Sie aber, um die Verse sich selbst anzueignen, ermordete ihn. Die Geschichte wird erfunden sein, aber der Charakter der Erfindung ist bezeichnend. Von wirklicher Erinnerung an das Leben ihrer Dichter haben die Inder nicht viel bewahrt; in den abenteuerlichen Erzählungen aber, mit den ihre Phantasie die Lücke füllt, sind immer Frauen die Hauptpersonen, handelt es sich beständig um seltsame Verwicklungen, die auf Frauenliebe oder Frauentücke beruhen. Von allen Seiten werden wir immer wieder daran erinnert, wie ganz diese Poesie und die Seele, die sich in ihr ausspricht, im Element des Erotischen lebt.

Kalidasa, den wir hier als Lyriker kennen lernen, war auch epischer Dichter, und vor allem wird er uns als Meister des Dramas wieder begegnen. Diese scheinbare Weite seines poetischen Reichs deutet doch kaum in dem Sinne, wie der westliche Betrachter es verstehen möchte, auf wirkliche Allseitigkeit seiner Dichternatur hin. Epos und Drama des Inders sind eben nicht, was wir Epos und Drama nennen. Sondern es sind im Grunde nur äußerlich unterschiedene Erscheinungsformen derselben Poesie, welche auch das Gewand der Lyrik trägt: dieser Poesie, die durch schmuckbeladene Bilder, einzeln oder aneinander gereiht, voll bunter Farben, voll zierlicher Feinheit und sinnigen Empfindens den Hörer erfreut und zur Bewunderung fortreißt.

Das lyrische Meisterwerk des Dichters der „Sakuntala" ist der „Wolkenbote" (Meghaduta)[1]. Vielleicht ist dies ungefähr hundert vierzeilige Strophen umfassende Gedicht unter allen Schöpfungen der indischen Lyrik diejenige, in der sich am festesten — wenn auch immer noch lose genug — alles Einzelne in einen das Ganze umfassenden Zusammenhang fügt. Schon die durch das Poem durchgeführte Gleichheit des sanft und anmutig sich wiegenden Versmaßes[2] wirkt dahin, bei allem Wechsel der Bilder doch eine gewisse Einheit aufrecht zu erhalten. Mir scheint, daß der Elegie im antiken Sinne ein Inder nirgends so nahe gekommen ist wie hier.

[1] Übersetzungen gaben Max Müller, L. Fritze u. a. — Neben dem „Meghaduta" wäre ein großes, an lyrischem Inhalt reiches beschreibendes Gedicht zu nennen, „die Jahreszeiten" (Ritusamhara), doch steht hier Kalidasas Autorschaft nicht vollkommen fest.

[2] Es ist das Versmaß, das den zierlichen Namen Mandakranta, „die leise Nahende", führt

Ein Elf, säumig in seiner Pflicht, von des Gebieters Zorn getroffen,
Für eines Jahres Frist verbannt aus der geliebten Elfin Nähe,
Verweilte an der Wasser Strand, die badend Sita[1]) einst geheiligt,
Wo still in sanftem Schatten ruhn des Ramaberges Einsamkeiten —

mit diesen Worten hebt das Gedicht an. Dem Verbannten naht eine Wolke, von den Winden der Regenzeit herangeführt; sie wird gen Norden ziehen, wo inmitten der Schneeberge in der Elfenstadt die vereinsamte Gattin weilt. Die Wolke soll sein Bote sein, ihr zu sagen, wie er sich in Sehnsucht verzehrt. Er beschreibt der Wolke den weiten Weg, den sie durchfliegen wird über Berge, Flüsse und Königsstädte hinweg, zur Einsamkeit des Hochgebirges, wo Götter und Geister hausen. Dort wird sie in schimmerndem Palast die trauernde Schöne sehen; sie wird mit tröstenden Worten ihr zusprechen, und rasch werden die Tage dahineilen, bis den beiden Liebenden der selige Augenblick der Wiedervereinigung kommen wird.

Es kann kein zarteres Spiel geben als dies Lied, welches die der indischen Lyrik geläufige Situation der leidenreichen Getrenntheit eines Gattenpaares in die luftigen Höhen der Genienwelt erhebt. Wie ist das Ganze aller Schwere der Wirklichkeit entledigt, wie folgt in leichtem Schweben die Phantasie der fliegenden Botin, deren Reise der Schrei der Pfauen begrüßt, der Zug der Kraniche begleitet —

Ermüdet sie der Weg, läßt sie den Fuß auf Bergesgipfeln ruhen;
Nimmt ab ihr dunst'ger Leib, so nippt sie leise an der Ströme Fluten.

Es ist, als habe der Dichter den letzten Rest von Körperlichkeit, der den Bildern noch anhaften könnte, dadurch gleichsam in Luft auflösen wollen, daß er nicht die Szenen, durch welche die Wolkenfahrt sich hindurchbewegen wird, schildert, als sähe er sie selbst in ihrer Wirklichkeit, sondern den sehnsuchtsvollen Verbannten sie schildern läßt, vor dessen Elfenseele der Gedanke an sie wie eine Fata morgana vorüberzieht. In prachtvollem Wechsel folgen sich diese Luftbilder. Die Natur, nicht in ihrem stillen Leben, ihrem leisen Walten — so ist sie dem Auge des Inders unsichtbar — sondern im Schmuck aller Wunder, die sie erfüllen, und der noch bunteren Wunder, welche die Phantasie in sie hineindichtet. Hier brechen sich im Gebirg schäumende Flüsse am Fuß der Felsen; dort hauchen sie, durch die Ebenen sanft einherfließend, kühlenden Wind, der den Frauen die Düfte aufgeblühter Lotos zuweht. Zu wundervollem Schwung hebt sich die Schilderung, wie der Wolke Anlangen bei dem mächtigsten Riesen des Schneegebirges beschrieben wird:

Der Berg, den des zehnköpfigen Giganten Ungestüm zerklüftet,
Kailasa nimmt als Gast dich auf, der Götterfraun kristallner Spiegel,
Die schnee'gen Gipfel himmelwärts gleich weißen Lotosblumen hebend,
Shivas ringsallhin gellendes, zu Stein und Eis erstarrtes Lachen.

Die Wesen, welche die von der Wolke durchschwebte Welt beleben, sind vor allem Götter und Genien. In der Bergwildnis werden ihre geisterhaften Lieder sich mit der dröhnenden Stimme der Wolke vermischen:

[1]) Die im Ramayana gefeierte Gattin Ramas. Die Örtlichkeit, an die der Dichter denkt, ist im zentralen Indien, nicht weit von Nagpur, zu suchen.

Sanft tönt das Rohr, vom Wind bewegt. Die Bergesfeen herzentzückend
Singen des höchsten Siegers Preis, der die Dämonenburgen stürzte.
Wird paukengleich dein Donnerton dort in den Klüften widerhallen,
Ist das Konzert beisammen, das der Tiere Herrn, Gott Shiva, feiert.

In Zauberpracht erglänzt die Elfenstadt; von Liebesglück erfüllt, fließt der Elfen seliges Dasein hin:

An Götterblumen, die dem Haargelock der Wandelnden entfielen,
An goldnen Lotosblüten, die entblättert sich vom Ohre lösten,
An Perlen, deren Faden riß, erkennt man bei der Sonne Aufgang
Den Pfad, drauf heimlich in der Nacht sich Elfenfrau'n zum Liebsten stahlen.

Vom Leben der Menschen sieht die Wolke wenig, und wo sie Menschen sieht, sind es fast immer Frauen. Wie würde sich der Gedanke an männliches Tun — auch wenn es nur indische Männlichkeit wäre — in den weichen Glanz der Bilder, die das Gedicht malt, einfügen? Ein rascher Blick fällt auf die Frauen der Landleute, den der Wolke Erscheinen Gedeihen der Ernte verspricht; sie werden liebestrahlend genannt, doch unerfahren in den Künsten verliebten Augenspiels. Länger verweilt die Dichtung bei den Frauen der Königsstädte, bei den schönäugigen Weibern von Udschayini — wer sich ihres Anblicks nicht erfreut, den muß man beklagen —, bei den blumenduftenden Palästen der Hauptstadt, auf deren Fußböden man die Spur rotgefärbter Frauenfüße erkennt, bei den Berggrotten vor den Toren, welche, nach den Wohlgerüchen der Courtisanen duftend, von den zügellosen Freuden der hauptstädtischen Jugend erzählen. Überall schwimmt die Phantasie in üppigen Bildern von Schönheit, Liebe, wollüstigem Genießen.

Mit den Gestalten freilich der beiden, in deren Dienst der Wolkenbote seinen Weg gehen soll, des Elfen und der Elfin, die sich in Trennungsschmerz um einander verzehren, scheinen diese Bilder kaum durch ein inneres Band zusammengehalten zu werden. In der Tat, von der Dichtung erwarten, daß die Schönheiten des Einzelnen nie zum Selbstzweck werden, sondern notwendige Elemente der Schönheit des Ganzen bleiben, hieße die Grenzen vergessen, die dem leichten und losen Spiel indischen dichterischen Schaffens gezogen sind. Und doch, fehlt es wirklich ganz an einem zartesten Bande, das die Bilder der Wolkenreise zu den Leiden des getrennten Elfenpaares in eine freilich mehr zu ahnende als fest zu erfassende Beziehung setzt? Breitet sich nicht von jenen Szenen her über alles eine sichere, frohe Stimmung, die aller Schmerzen Ende weissagt? Der Flor, durch den der Bekümmerte die in Sonnenschein und Farbenpracht schwimmende Welt sieht, wird sinken; das überstandene Leid wird der kommenden Glückseligkeit nur um so leuchtenderen Glanz verleihen. Solche anmutigste Gewißheit des Sieges von Liebe und Lust bildet den Grundton wie des Wolkenboten so aller Poesie dieses großen Inders, in welcher ein Größerer „die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres" vereint gefunden hat. —

Von Kalidasa wenden wir uns zu einem Meister der lyrischen Einzelstrophe im strengen Sinn, zu Bhartrihari.

Dieser hochbegabte Dichter war, scheint es, zugleich hervorragender Gelehrter; denn Bhartrihari der Poet und Bhartrihari der Verfasser eines

wichtigen grammatischen Werkes sind, wenigstens nach der Ansicht vieler Forscher, dieselbe Person. Ist dies richtig, so ist das Zeitalter des Dichters mit einer für indische Verhältnisse ungewöhnlichen Genauigkeit fixiert, denn der Tod des Grammatikers ist nach glaubwürdiger Angabe eines chinesischen Buddhisten, der Indien im siebenten Jahrhundert n. Chr. bereist hat, um 650 anzusetzen. Derselbe Chinese erzählt vom Leben des Bhartrihari. Fromme Sehnsucht trieb ihn, Mönch zu werden, aber Weltlust machte ihn dem geistlichen Stande wieder untreu. So wurde er siebenmal Mönch und siebenmal kehrte er zur Welt zurück. Er dichtete diese Verse[1]) voll Selbstvorwurf:

Zu weltlichem Stande hat irdisch Verlangen zurück mich gelockt.
Die Erdenlust schwand; von neuem umhüllt mich das Mönchsgewand.
Spielendem Kind gleich spielt mit mir doppeltes Sehnen.

Als er im Kloster lebte, ließ er vor dem Tor einen Wagen halten und auf den Augenblick warten, in dem das Verlangen nach der Welt allzu stark in ihm werden würde. Man darf gewiß in dieser Erzählung ein Erzeugnis jener Legendenbildung sehen, die in Indien wie anderwärts die Gestalt literarischer Größen mit anekdotenhaften Erfindungen zu umspinnen liebt; das eigentümliche übersinnlich-sinnliche Gefühlsgemisch in Bhartriharis Poesie konnte zu solcher Erfindung wohl den Anlaß geben. Aber ein treffendes Symbol bleibt jene Geschichte doch, nicht allein für die zwei Seelen in Bhartriharis eigener Brust, sondern für den Grad von Ernst und innerer Wahrheit, der seiner Zeit überhaupt eigen ist: geht man ins Kloster, so wartet draußen der angespannte Wagen. —

Bhartriharis Strophen zerfallen in drei „Centurien": das Hundert der Liebe, das Hundert der Weltweisheit, das Hundert der Weltentsagung. Offenbar haben unter ihnen auch fremde, der Art Bhartriharis ähnliche Dichtungen Aufnahme gefunden. Von der Centurie der Weltweisheit hat man sogar vermutet, daß sie überhaupt nur als eine Anthologie aufzufassen sei; sie bewegt sich in den gewohnten Geleisen der indischen, zierlich-sententiösen Moralpredigt. In den beiden anderen Sammlungen tritt des Dichters Größe klarer hervor.

Zunächst im Buch der Liebe.

Die Einzelstrophe kann ihrer Natur nach nicht die Geschichte einer Leidenschaft erzählen, sondern nur entweder ein Momentbild geben oder bleibende Ordnungen des Empfindungslebens aussprechen. Wir werden in Amaru den Dichter des erotischen Momentbildes kennen lernen; Bhartrihari möchte man den Philosophen der Liebe nennen.

In seinen Versen geschieht nichts. Immer wieder wird im engen Raum der wenigen Zeilen ein Weltbild entworfen: das Weltbild dessen, „für den restlos das weite All nur Weib ist". Es gibt nichts, das die Seele hinreißt, als nur das Weib, nichts, das Schmerzen bringt, als das Weib.

Über das Meer des Weltleidens wäre der Weg nicht gar so weit,
Hemmten uns nicht mit Glutblicken die Unentrinnbaren, die Frau'n.

Nicht dem einzelnen Weibe gilt die Leidenschaft, sondern dem Weibe überhaupt. Es scheint, als könne der grenzenlos Genußfähige nie aufhören, sein

[1]) Wir besitzen sie nicht in ihrer indischen Gestalt, sondern nur in der Übersetzung des chinesischen Pilgers.

Glück einzusaugen, der langerfahrene Kenner, der ungezählte Erinnerungen in sich angesammelt hat, der sein Genießen rastlos zu verfeinern, es zum Kunstwerk zu gestalten weiß, so wie er als Poet den Ausdruck seiner Seligkeiten zu immer kunstreicherer Vollendung erhebt. Sinne und Geist, sie alle kehren sich auf das eine Ziel:

Jeglichen Schauens Höchstes, was ist's?
Rehäugiger Maid liebreizend Gesicht.
Jeglichen Hörens Höchstes? Ihr Wort.
Aller Düfte? Der Odem ihres Munds.
Des Schmeckens? Der Lippenknospe Kuß.
Aller Berührung? Ihr holder Leib.
Alles Denkens Ziel? Ihrer Jugend Pracht.
Jeden Sinn berückt ihrer Anmut Spiel.

Bald umschmeicheln diese Verse den Körper der Schönen Glied für Glied, lassen einen Springbrunnen zierlichster Vergleichungen aufsteigen, jeden ihrer Reize zu preisen. Bald feiern sie die Grazie ihrer vom Hauch des Verlangens durchwehten Bewegungen, ihr Augenspiel, ihr Lächeln, ihre unergründlichen, trügenden, unwiderstehlichen Künste, deren götterbezwingender Übergewalt die menschliche Ohnmacht selig unterliegt. Was mit jenem Zauber sich von außen her verbündet, wird nicht vergessen: Blumenduft und Mondesglanz, der klare Wein, der glänzende Söller des Palastes. Anmutige Verse begleiten den Gang der Jahreszeiten, welcher Verlangen und Genuß, die ewig sich gleichbleibenden, in wechselndes Gewand kleidet.

Der Mangoblütenstaubregner, der Lenz, mit Düften die Welt betäubend,
Von honigtrunknen Bienen durchschwärmt, wem erregt er nicht süße Sehnsucht?

Heiße Sommernächte bringen neues Genießen, bis die Zeit kommt,

Da regenspendender Wolken gewaltiges Tosen den Himmel füllt.
Da von dem Fels herab dröhnender Wasserschwall abwärts zur Tiefe stürzt.

Auch diese Tage sind für den Liebenden an eigenen Freuden reich:

Wenn von der Güsse Macht gebannt das Haus der Liebste nicht verläßt,
Kältedurchzittert fester drückt ans Herz ihn die langäug'ge Maid.
Ein regenkühler Wind verscheucht verliebten Spieles Müdigkeit:
So wandelt in der Liebsten Arm sich Regentag in Sonnenschein.

Wem so das Jahr, das Leben hingeht, fühlt er sich gesättigt? Bleibt ihm kein Verlangen nach anderem Inhalt des Daseins? Oft will ihm sein der Liebe geweihtes Leben nicht minder vollwertig scheinen als des Asketen um die Seligkeit ringende Kasteiung: das eine wie das andere ist ein Höchstes; die Wahl ist frei:

Magst an des Ganges Strom weilen, dem sünd-unglück-entrückenden,
Oder an zarter Maid Busen, dem perlgeschmückt-entzückenden.

Aber dann — was ist es? Klingen nicht andere Töne in das wonnetrunkene Lied hinein? Mischt sich in die Luft nicht die Ahnung, ja mehr als die Ahnung, von Verderben? Deren Wort in die Seele Glut ergießt, deren Anblick, deren Berührung Betörung bringt, wie kann sie Geliebte heißen?

Wen gift'gen Bisses die Schlange versehrt,
Manch Kraut mag ihm Heilung bringen.
Wen mit Schlangenwindung umstrickt hat das Weib,
Den geben auf die Beschwörer.

Die geängstete Seele überkommt das Verlangen, aus Sturm und Schiffbruch der Frauenliebe zum Frieden der Gottesliebe zu flüchten. Wohl verfolgen den Umkehrenden auch jetzt noch die altgewohnten Klänge der Welt, aus der er hinausstrebt, aber er will sie nicht Herr über sich werden lassen:

Liebesgott, was mühst du dich ab? Was soll deines Bogens Klirren?
Nachtigall, was läßt du so süß, so zart dein Lied ertönen?
Was blickt dein Auge so lockend, o Maid, das holde, das süßbewegte?
Ich küsse Gott Shivas Füße allein; der Versenkung Nektar nur labt mich.

Aus dem Weltbilde, das eben noch dem Dichter von glühender Lust erstrahlte, blicken ihm jetzt Leiden und Tod entgegen. Das Leben schwankt unstet wie die Woge. Die Jugend vergeht. Das Verlangen ermattet nicht, aber wir ermatten. Im Buche der Entsagung werden Saiten angeschlagen, wie sie einst in der Dichtung der altbuddhistischen Mönche erklangen:

Hast alles Wünschens Überschwang du erreicht — und dann?
Hast auf der Feinde Haupt du den Fuß gesetzt — und dann?
Gabst deinen Freunden Reichtum und Macht zum Lohn — und dann?
Währt Leib und Leben tausend Äonen lang — und dann?

Nach Befreiung von Welt und Weltlust geht das Sehnen, nach Verstummen des Lachens, bei dem die Seele leer ist — „o Wünsche, eitle Wünsche, soll ich noch immer euren Reigen tanzen?“ Wann werden wir in heiligem Walde in des Herbstes Mondglanz die Nächte hindurch den Geist in Shiva versenken? Wann, vom Ganges umflossen, auf mondbeschienener Sandbank sitzend, das Auge voll Freudentränen, rufen: Shiva! Shiva! In zerlumptem Gewand als fromme Bettler wollen wir durch die Gassen von Benares gehen und Haus für Haus um Nahrung bitten. Und so kommen Stunden oder Augenblicke, in denen die Seele der Welt entronnen zu sein meint:

Erde, du meine Mutter, Wind, mein Vater,
Licht, trauter Freund, Wasser, mir nahverbundnes,
Äther, du lieber Bruder: zu euch heb' ich
Zum letztenmal anbetend jetzt die Hände.
Als Bürger eures Reichs hab' ich durch guter
Werke Verdienst erlangt, daß fleckenlose
Erkenntnis mich umstrahlt. Des wirren Irrtums
Herrschaft ist abgetan. In Gott versink' ich.

Hat hier der Dichter sein letztes Wort gesprochen? Wir erinnern uns an den Wagen vor der Klosterpforte und bleiben zweifelhaft. Vielleicht ist es eine andere Strophe, die mehr davon verrät, wie Bhartrihari die Summe seines bewegten Lebens ziehen mochte:

Soll'n wir in Kasteiung hausen an des Ganges Götterstrom?
Sollen wir in Tugend weihen edlen Frauen unsern Dienst?
Soll'n aus Wissensflut wir trinken, aus der Dichtung Nektarstrom?
Schnell verflogen ist das Leben. Was zu tun, wir wissen's nicht.

So steht als die Verkörperung einer unbeantworteten Frage die fragwürdige Gestalt dieses Dichters da. Man hat durch die Widersprüche, die seine Poesie erfüllen, sich zum Zweifel daran führen lassen, ob jene überhaupt wirkliche Seelenzustände des Dichters abbildet, ob das alles nicht nur geistreiche Übungen eines gewandten Verskünstlers sind. Und in der Tat wird so viel auch von Bhartrihari — nicht anders als etwa von den in manchen

Dingen ihm verwandten Lyrikern des augusteischen Rom — gelten, daß bei ihm die Wahrheit des eigenen persönlichen Lebens in undefinierbaren Mischungen von Phantasiebildern, von Reminiszenzen, von Beobachtungen der umgebenden Welt durchsetzt ist. Haben wir darum Ursache, in den beherrschenden, eindrucksvollen Grundstimmungen seiner Poesie etwas Gemachtes zu sehen? Und wenn Widersprüche in ihr herrschen, kann nur dem Widerspruchslosen Wirklichkeit zukommen? Darf man nicht Bhartrihari einen Tannhäuser nennen? Einen indischen Tannhäuser, denn Inder ist er durch und durch, dieser Spieler mit dem eigenen Ich, dieser virtuose Beherrscher alles Zaubers weicher Schönheit, dessen zwischen entgegengesetzten Polen unstet schwankende Poesie das gleiche Schwanken der schwachen indischen Volksseele mit ergreifender Wahrheit abbildet.

Der zweite große Meister der erotischen Einzelstrophe, Amaru, lebte wahrscheinlich später als Bhartrihari.

Amarus hundert Strophen schildern Situationen des Liebeslebens. Unendlich ist ihre Mannigfaltigkeit, der Reichtum unmerklichster, feinster Abtönungen. Offenbar haben wir hier nur zum kleinen Teil, wenn überhaupt, Gelegenheitsgedichte vor uns. Des Dichters Phantasie muß planmäßig am Werk gewesen sein, geleitet von der Theorie der Liebeskunst immer andere Variationen der alten Themen zu ersinnen, aus den feststehenden Elementen immer neue Figuren zu bilden. Kein Wunder, daß die Legende sich getrieben fühlte, auf ihre Weise zu erklären, wie ein einzelner Poet so überschwengliche Wissenschaft von der Liebe und den Frauen hat besitzen können. Man erzählte darüber seltsame Geschichten; so sagte man, daß Amaru hundertmal als Weib wiedergeboren sei, ehe er als Dichter auf die Welt kam: da habe er dann eine Erinnerung an jede der früheren Existenzen in einer der hundert Strophen verewigt.

Wir bemerkten schon, daß die vier Zeilen solcher Strophen, so vielsagend sie sein mögen, doch eine Geschichte kaum erzählen können. Sie lassen sie höchstens ahnen. Was vorangeht, verschwimmt im Nebel; was folgt — wenn danach überhaupt gefragt werden soll — verschwimmt in demselben Nebel. Dazwischen liegt hellbeleuchtet ein Moment — pikant, galant, lustig, gefühlvoll: oft nur ein Scherzchen oder ein Schmerzchen, zugedeckt durch ein zierliches Wort. Freilich hat Amaru auch Verse gedichtet, die mit Trauer oder Bitterkeit zerstörten, unwiederbringlichen Glückes gedenken. Meist aber, wo Wolken über das Bild ziehen, sieht man den Sonnenschein wiederkehren oder darf auf seine Wiederkehr hoffen. Unerschöpflich wissen diese Mädchen und Frauen zu lächeln, zu bezaubern, zu schmollen, sich dem Liebhaber wieder anmutigst zuzuwenden. Unerschöpflich ist der Liebhaber Kunst, die Vergehen, welche ihr Gewissen drücken oder vielmehr nicht drücken, zu cachieren, von dem zarten, spangengeschmückten Fuß auch Tritte in Empfang zu nehmen, alles Bedenkliche wegzulachen, muntere Überraschungen in Szene zu setzen, wie jener gleichzeitige Verehrer zweier Schönen:

Sieh, da sitzen seine Liebsten beide. Leise schleicht er hin,
Hält der einen flink von hinten wie im Spiel die Augen zu,
Seitwärts beugend sich zur andern liebesfroh-erschauernden
Küßt der Schalk sie, deren Wange vor verhaltnem Lachen bebt.

Die feinen Gestalten kluger Freundinnen umgeben die Liebende. Zum Schrecken der jungen Frau wiederholt der indiskrete Papagei morgens vor den Eltern, was er nachts gehört hat. Der Gatte verreist; Trennungsschmerz kehrt in den beiden Herzen ein. Ein stehendes Thema der indischen Lyrik; schon bei Kalidasas Wolkenboten berührten wir es. Man kann sagen, daß eine ähnliche Rolle wie in unserer Liebespoesie das Leid unglücklicher Liebe — ein bei den Indern wenig hervortretendes Thema — hier der Schmerz der durch eine Reise Getrennten spielt; ein bezeichnender Unterschied zwischen der Lage des leidbringenden Motivs dort in innerster Seelentiefe, hier im Reich äußerer, den frohen Genuß hemmender Umstände. Tragische Motive liegen der Reise fern; man mag sie sich als die Geschäftsreise eines Kaufherrn vorstellen. Es kann geschehen, daß ihn, wie er schon zu scheiden im Begriff ist, ihre Tränen zurückhalten. „Wirst du um Mittag wiederkehren?" spricht die weinende Gattin. „Kommst du am Nachmittag? Kommst du, wenn der Tag hingegangen ist?" Hundert Tagereisen weit hatte er fortziehen wollen; nun vermag er sich nicht loszureißen. Oder es hat sein müssen, und er ist von ihr geschieden. Amaru malt den Wanderer, der nachts seine Straße zieht, erschreckt über den Donner der träg einherschwebenden Wolke, Tränen im Auge, ein wehmütiges Lied voll Trennungsschmerz vor sich hinsingend. Und unterdessen die einsame Frau?

Auf den Weg, den er kommen soll, hat sie geschaut, soweit die Blicke reichen.
Nun genug; sie ist müde. Der Tag schwand hin. Dunkel umhüllt die Pfade.
Nach Hause! Schon tut sie einen Schritt, das Herz von Gram umwoben.
Rasch blickt sie zurück, späht wieder hinaus: sollt' eben jetzt er kommen? —

Es mag uns genügen, aus der Schar der indischen Lyriker diese drei Gestalten des Kalidasa, Bhartrihari, Amaru hervorzuheben. Neben ihren Dichtungen steht natürlich eine Fülle von nicht immer geringerem, oft herrenlosem poetischem Gut. In Hunderten und Tausenden von Einzelstrophen oder auch in ganzen Strophenzyklen redet hier Liebe oder Galanterie, dort Lebensweisheit, die melancholische Betrachtung menschlicher Schwäche und der Vergänglichkeit alles irdischen Wesens oder der Preis der sanften Tugenden von Mitleid und Vergeben und die Verherrlichung des Wissens mit seiner allüberragenden Macht[1]). An Naturlauten, die aus tiefergriffener Seele kommen, ist diese Spruchpoesie nicht reich. Aber zwischen ermüdenden Wiederholungen derselben Banalitäten erglänzt doch manche scharf geschliffene Pointe, manches anmutige Bild. Kann man den Gedanken an das Zusammenbrechen menschlichen Hoffens unter der Allmacht des Schicksals sinniger und rührender aus den Schleiern eines Gleichnisses hervorblicken lassen als in dem Vers vom armen Bienchen?

Die Nacht wird schwinden, die Sonne aufgehn,
Der Lotos lachen: so denkt das Bienlein
Im Blütenkelche. Da ach! zermalmt wird
Vom Elefanten die Lotosblume.

[1]) Ich verweise hier vor allem auf Böhtlingks wertvolle Sammlung „Indische Sprüche" mit Prosaübersetzung; auch die Verse des Bhartrihari und Amaru sind in dieser Sammlung enthalten. L. Fritzes „Indische Sprüche" und L. v. Schröders Mangoblüten" seien ebenfalls hier genannt.

IV.

Der erzählenden Dichtung konnte der neue poetische Kunststil nur zweifelhaften Gewinn bringen. Erzählung verlangt stetes Fließen, gleichmäßigen Atem; im Wesen der indischen Kunstpoesie liegt statt wirklicher Bewegung vielmehr die Neigung zu abwechselndem Ruhen an jedem der aufeinanderfolgenden Punkte, an denen es dem Dichter gefällt, seine Kostbarkeiten auszubreiten. Und die Bewunderung, mit welcher der Hörer auf diese hinblickt, seine Erwartung, welches Schmuckstück das nächste der Reihe sein wird, liegt offenbar weit ab von jenem epischen Behagen, das sich des Hinschauens auf die abrollenden Begebenheiten, auf das Spiel der hin und her wogenden Geschicke erfreut. So ist es begreiflich, daß in der erzählenden Dichtung auf dem einen Teil des Gebietes — da nämlich, wo mit der Absicht des Erzählens wirklich Ernst gemacht wurde — die Eigenheiten der Kunstpoesie überhaupt nicht mit ganzer Entschiedenheit zur Geltung kamen, vielmehr die ältere Weise des Erzählens sich im wesentlichen behauptete. Wo aber zum anderen Teil der moderne Stil sich der vollen Herrschaft bemächtigte, war Vergewaltigung des Stoffes durch die ihm fremde Form und eine gewisse daraus entstehende Leerheit der poetischen Gebilde die unausbleibliche Folge.

Nicht allzu weit haben sich vom Standpunkte der alten Erzählungskunst jene Sammlungen von Fabeln und Märchen entfernt, die in den beiden berühmten Exemplaren des Pantschatantra (des „fünffachen Gewebes") und des Hitopadesa (der „gütigen Unterweisung") vorliegen[1]). Im Inhalt und der Hauptsache nach auch in der Form gleichen diese Geschichten durchaus jenen altbuddhistischen Erzählungen, von denen wir früher gesprochen haben[2]). Die moralischen Sentenzen treten hier freilich in noch größeren Massen auf und sind künstlicher zugespitzt. Auch ist jene dort nur gelegentlich zu beobachtende[3]) labyrinthische Verschlungenheit des Aufbaues, das Hineinpacken der einen Geschichte in die andere hier geradezu zum herrschenden Kompositionsprinzip erhoben worden: lange Reihen von Geschichten werden in eine gemeinsame Rahmenerzählung gefügt und außerdem teilweise noch, kompliziert genug, die einen in die anderen hineingeschoben. Im übrigen aber kann der Leser des Pantschatantra fast glauben, buddhistische Dschatakas vor sich zu haben. Jener aus urältesten Zeiten ererbte Wechsel von Prosa und Versen hat sich hier ganz wie bei den Buddhisten erhalten; hier wie dort umgibt prosaische Erzählung die in poetische Form gekleidete Unterweisung. Und hier wie dort zeigt eine mit demselben heiteren, oft leise ironischen Behagen der eigenen Überlegenheit sich erfreuende Weisheit an den Schicksalen derselben Personen —

[1]) Das Pantschatantra ist u. a. von Benfey übersetzt und mit einer Einleitung versehen, die für die Erforschung der orientalischen wie occidentalischen Märchenliteratur bahnbrechend war. Den Hitopadesa haben Max Müller, J. Schoenberg u. a. übersetzt. Es ist bekannt, daß das Pantschatantra, vermittelt durch die arabische Übersetzung Kalilah und Dimnah", schon im Mittelalter in den Occident gedrungen ist. Unter den zahlreichen damaligen Bearbeitungen des Werkes in abendländischen Sprachen befindet sich auch eine deutsche, auf Veranlassung des Grafen Eberhard von Württemberg angefertigte („Buch der Byspel der alten Weisen").

[2]) Deutsche Rundschau, Dezember 1900, S. 398 ff.

[3]) Ebendaselbst S. 414.

bald des Affen, des Schakals, des Papageien[1]), bald des blind Verliebten oder des unergründlich schlauen und verderbten Weibes — die Ordnungen des Weltlaufs auf: dasselbe Lieblingsthema hier wie dort vom Sieg der geschmeidigen Politik des Schwachen über die Kraft des Dummen; dieselben Mahnungen zu Vorsicht, Mißtrauen, Zurückhaltung, nur begreiflicherweise alles etwas weniger gottselig weltentsagend, als für jene Erzählungen der alten Bettelmönche sich hatte schicken müssen.

Eine andere Richtung hält die indische Erzählungskunst in Somadevas[2]) großer Märchensammlung Kathasarit Sagara, „dem Meer der Märchenströme", ein. Die Prosa ist aus diesem Werk verschwunden; es ist im epischen Slokamaß verfaßt. Der Dichter beherrscht die Technik der Kunstpoesie, aber von der Hingebung an ihre Ideale ist er weit entfernt. Das Ornament, so fein er es zu behandeln weiß, wird ihm nie zur Hauptsache; daß durch seine Last das Leben und die Bewegung der Erzählung Eintrag leide, verhütet er mit einem Takt des Maßhaltens, wie er sich im Reich der indischen Poesie nicht oft wiederfindet. Somadeva ist Erzähler durch und durch. Der Titel Kathasarit Sagara spricht die Wahrheit: es sind in der Tat Ströme über Ströme von Märchen, welche nach windungsreichem Lauf, von Nebenflüssen und Nebenflüssen der Nebenflüsse geschwellt, sich in den weiten Ozean dieses Werkes ergossen haben, ein Geschichtenschatz, den die unerschöpfliche indische Lust an buntem Fabulieren durch lange Jahrhunderte angesammelt hat und dem hier ein wahrer Dichter anmutigste Gestalt gibt. Der Zweck moralischer Belehrung tritt in den Hintergrund. Bald läßt ausgelassener Humor seine Funken sprühen oder vergnügt sich Scharfsinn und kluge Gewandtheit am Spiel schlangenhafter Bewegungen. Bald ergießt Poesie allen ihren Glanz über die Leidenschaften und Leiden einer wunderumwobenen, von Geistern umspielten und doch menschlichen Menschenwelt. Es ist unmöglich, eine spaßhafte Geschichte mit lustigerer Gravität zu erzählen, als sie Somadeva im Märchen von den drei empfindlichen Brüdern entwickelt: dem Feinschmecker, der in der schönsten Reisspeise Leichengeruch entdeckt — der Reis war nämlich in der Nähe eines Kirchhofes gewachsen —, dem Frauenkenner, welchem das entzückendste Weib durch Bocksgestank verleidet wird — unglücklicherweise war sie als Kind mit Ziegenmilch genährt worden —, endlich dem Bettgourmet, den durch sieben Matratzen hindurch ein Haar peinigt. Und neben solchen Schnurren liest man dann eine Erzählung wie die von der Unmadini („der Wahnsinnsbringerin"), deren namenlose Schönheit der König ungesehen verschmäht hat und die sich rächt, indem sie ihn, einem anderen vermählt, den

[1]) Die Tierwelt des Pantschatantra reicht hinab bis zur Laus Kriechsachte und der Wanze Feuermund, die sich im Bett eines Königs begegnen und sich dort mit vielem Ernst über den Einfluß der Ernährung auf den Geschmack des menschlichen Blutes unterhalten.

[2]) Dieser kaschmirische Dichter lebte im 11. Jahrhundert n. Chr.; er ist der, wie es scheint, verfeinernde Bearbeiter eines uns verlorenen Originalwerkes aus sehr viel älterer Zeit, das im Volksdialekt abgefaßt war. Eine englische Übersetzung von Somadevas Werk hat Tawney in der Calcuttaer Bibliotheca Indica geliefert; eine Auswahl gab in schöner Übersetzung Fr. v. d. Leyen („Indische Märchen"), auf dessen feinsinnigen Aufsatz „Das indische Märchen" (Preußische Jahrbücher, Band 99, 1900) hier gleichfalls hingewiesen sei.

Flammenglanz ihres Anblickes schauen und Sehnsuchtsqualen sein Leben zerstören läßt: ein Meisterwerk einer in glühende Farbenpracht getauchten Tragik[1]).

Unter denjenigen Schöpfungen erzählender Poesie, welche, anders als das Pantschatantra oder der Kathasarit Sagara, den Künsteleien des modernen literarischen Stils die volle Herrschaft einräumen, darf es genügen das gelehrte Epos dieses Zeitalters nur mit einem Wort zu erwähnen. Wohl konnte Kalidasas Schönheitssinn nicht anders, als auch seinen epischen Dichtungen, diesen totgeborenen Kindern seiner Muse, seine Züge aufprägen. Aber es entsprach nur dem natürlichen Gang der Dinge, daß das Niveau dieses Epos, das kein Epos war, sich rasch und unaufhaltsam senken mußte. Wortgeklingel, ja Buchstabengeklingel, die leersten Übungen der Grammatikerpfiffigkeit drängten sich vor. Der Dichter wurde gepriesen, der es verstand, in einer langen Strophe keinen anderen Konsonanten als das n vorkommen zu lassen, oder der gar das noch rühmlichere Kunststück fertigbrachte, eine ganze Dichtung so zu verfassen, daß sie nach des Lesers Belieben, je nachdem er die fortwährenden Doppeldeutigkeiten des Ausdrucks in der einen oder in der anderen Weise verstehen wollte, die Ereignisse des Mahabharata oder ebensogut auch die des Ramayana erzählte.

Entschiedener als solche Epen zieht der Prosaroman unsere Aufmerksamkeit auf sich. In seinem inneren Wesen selbstverständlich jenen eng verwandt, besitzt er dadurch besonderes Interesse, daß er die Künstelei der Prosa in der Richtung, wie sie dem Geschmack dieses Zeitalters entspricht, zum Extrem steigert.

Dem Stoff des Romans prägt die bildende Künstlerhand kaum ihre Spur auf. Von den beiden Werken Banas (siebentes Jahrhundert), des klassischen Meisters dieser Gattung, enthält das eine, „Harshas Taten", die romanhafte Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffes, einiger Vorfälle aus der Regierung des berühmten Fürsten, den der Titel nennt. Das andere, „Kadambari"[2]), behandelt einen Stoff, welchen eine ältere Erzählungssammlung der Hauptsache nach fertig lieferte: die romantisch-sentimentale Liebesgeschichte eines unsagbar edlen Prinzen und einer ebenso unsagbar schönen und tugendreichen Feenprinzessin. Die Geschichte reicht über Seelenwanderungsweiten hin; sie ist voll überschwenglicher Gefühle, rührender und schrecklicher Verhängnisse, Verzauberungen und Entzauberungen, überraschender Entpuppungen der verschiedensten Helden als neuer Inkarnationen längst an gebrochenem Herzen gestorbener anderer Helden des Romans. Im Grunde aber, ob Geschichtliches, ob Feenmärchen: es ist vollständig gleichgültig. An psychologischem Inhalt ist das eine genau so bettelarm wie das andere. Der Geschmack aller Gerichte, die dieser Koch zu bereiten weiß, geht rettungslos unter im Geschmack der immer gleichen darübergegossenen Brühe: der aneinander gereihten Beschreibungen und der zum Selbstzweck gewordenen

[1]) Die beiden hier erwähnten Erzählungen finden sich in der erwähnten Auswahl v. d. Leyens als Nr. 7 und 11.

[2]) Eine englische Übersetzung der Kadambari ist von Miß Ridding, eine solche des Harsharomans von Cowell und Thomas gegeben worden.

Sprache. Da sind die gewaltigsten Tableaus von Sonnenuntergängen und Mondaufgängen, von der Freude des Hofes bei der Geburt eines Prinzen und der Trauer des Hofes beim Tode des Königs, von übermenschlicher, alles Mondlicht und alle Blütenpracht in sich verkörpernder Frauenschönheit, von unentrinnbarem, edlem, schmachtendem, leblos-trivialem Sichverlieben. Immer dieselben tändelnden, galanten, grausigen Hyperbeln, welche von dieser preziösen Rhetorik übereinandergetürmt werden. Und dem eintönigen Pomp dieser Bilder entspricht der ebenso eintönige Pomp der Sprache. Eine Prosa, aus welcher der letzte Hauch von Natur entwichen ist. Ihr fehlt alles, was ihren Sätzen Leben geben könnte: die eilende Kürze oder in der Länge das Gleichgewicht und die das einzelne zusammenhaltende Notwendigkeit. Statt dessen endlose Häufungen mechanisch aneinander gereihter Beiworte oder Vergleichungen, Worte, die über viele Zeilen, Sätze, die über viele Seiten hinreichen, — Körper gleichsam aus unförmlichen Fleischmassen ohne Knochen und ohne Gelenke bestehend, aber statt des natürlichen Lebens oft von einer eigentümlichen Art von fratzenhaftem Gespensterleben erfüllt; ich denke an die fortwährenden Doppelsinnigkeiten, in denen unter der Oberfläche des zunächst dem Auge erscheinenden Wortsinnes hier etwa ein galantes Bild dem überraschten Leser entgegenschaut, dort für einen Moment die furchtbare Gestalt Shivas, vornehmlich freilich und beständig des Verfassers Scharfsinn, seine Vertrautheit mit allen Ecken und Winkeln des ganzen labyrinthischen Sanskritwörterbuchs. Solchen Doppelsinn in unserer Sprache wiederzugeben ist natürlich unmöglich, und auch jene allein im Sanskrit denkbaren Orgien der Wortzusammensetzung lassen sich nicht anders als bruchstückweise in abgeschwächter Gestalt nachbilden. Wir versuchen nur eine kürzeste Probe. Eine Fee schildert das Hellwerden des östlichen Abendhimmels und den Mondaufgang:

Darauf, gleichsam weißübergossen mit dem Perlstaub entstammend der mondlöwenklauenzerrissenen Finsterniselefantenstirn [1] — gleichsam weißgefärbt von dem sonnenaufgangsbergnymphenbusenentstäubten Sandelpulver — gleichsam mit Weiße bedeckt durch das ozeanswogensturmwinderregte Strandessandwehen, so war die westentgegengesetzte Himmelsgegend durch den Mondesglanz anzuschauen. Leise, leise sich herniedersenkend verlieh dem Antlitz der Nacht Schönheit das Mondlicht, als wäre es der Glanz ihrer Zähne, die über den Mondesanblick sanft lächelte.

Befreit vom Zwang des Verses, der selbst unter indischen Händen nie aufhören kann, wenigstens einen Rest von Geschlossenheit den Dichtwerken zu bewahren, ist der poetische und stilistische Gestaltungstrieb hier ganz der ihm eigenen Bewegung überlassen. Wir sehen, wohin diese führt. Wem es gelänge, für die Bemessung literarischer Höhen den Maßstab des Hindu sich anzueignen, für den müßten in der Tat Banas Romane in ihrer Weise einen Gipfelpunkt der Literatur bezeichnen.

[1] Der Löwe Mond hat sich auf den Elefanten Finsternis gestürzt und seine Stirn zermalmt. In den Erhöhungen der Elefantenstirn befinden sich nach indischem Glauben Perlen.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Arnold Böcklin.

Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde.

Von

Adolf Frey.

II. Arnold Böcklins Persönlichkeit.

Als Böcklin während seines zweiten Basler Aufenthaltes — es war wohl im Jahre 1869 — Rudolf Koller in Zürich besuchte, öffnete er, wie er sich gerade allein im Zimmer befand, das Klavier und spielte tastend, suchend, mit leisen Griffen das sehnliche „Lang, lang ist's her." Kollers Frau, die sachte hereingetreten war, blieb wie gebannt stehen und wagte kaum zu atmen, so übernahm sie der Anblick des in sein Spiel Versunkenen. Mit einem unsagbaren Ausdruck blickten die blauen Augen aus dem von halblangem dunklem Haar umrahmten Antlitz wie in unendlich entlegene, selige Weiten.

In jenen Zeiten hatte er oft etwas Verträumtes, zuweilen Melancholisches an sich und sah so recht wie ein Künstler oder Dichter aus.

Fünfzehn Jahre später, als er in Zürich erschien, um sich daselbst heimisch zu machen, suchte nicht leicht jemand einen Maler oder Poeten hinter ihm. Er strotzte von Kraft und Gesundheit und schritt fest und bolzengerade einher. Damals fragte ich Gottfried Keller, wie der Meister, dessen Anblick mir noch fremd war, denn eigentlich aussehe. „O," sagte er, „es ist gerade nichts Besonderes an ihm zu sehen; er sieht ungefähr aus wie ein schweizerischer Major älterer Sorte." Andere billigten ihm einen höheren Rang zu und fanden, er habe akkurat das Aussehen eines eidgenössischen Obersten. Einer Frau, die unter einer strammen Schar turnender Brüder aufgewachsen war, kam er vor „wie ein alter Schweizer Turner". Daß ihn ein Dichter für einen Gutsbesitzer oder gar für einen Bierbrauer hielt, hat nichts Verwunderliches an sich.

Mehr als einer, der über ihn schrieb, hat mit Unrecht sein Leibliches als ein „hünenhaftes" bezeichnet. Zwar würde er in Sturmhut und Eisenharnisch einen wehrhaften Kriegsmann und gewaltsmäßigen Kämpen vorgestellt haben, aber zum Hünen fehlte ihm die Körperlänge. Mehr als 186 Zenti-

meter maß er nicht. Er erzählte selbst, auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin, als es sich um seine Luftschifferei handelte, hätten fünf oder sechs Offiziere, „denen er nur bis ans Kinn reichte", um ihn herumgestanden und auf ihn herabgesehen. Schulterbreite, Brustwölbung, Macht der Glieder und vor allem die ungewöhnlich stramme Haltung ließen ihn höher erscheinen, als er wirklich war. Er ging nicht nur kerzengerade, er ging etwas zurückgebogen. So hat er sich auf dem Zürcher Selbstbildnis mit dem Weinglase gemalt. Wenn er sich erhob, reckte er sich mit zwei, drei unmerklichen Rucken in die gewöhnliche Positur zurecht. Mit jedem Ruck trat die Brust stärker hervor, legten sich die Schultern mehr zurück und bog sich der Kopf mit dem kurzen Schnurrbart mehr auf den Stiernacken zurück. Wie er aufrecht schritt, so saß er auch ganz aufrecht.

Gleich dem Schnurrbart waren 1884 die dichten, ziemlich kurz geschorenen Haare leicht ergraut. Über der Stirn bäumten sie sich borstig auf. Das verstärkte, samt den deutlich abgegrenzten Stirnkanten, den starken Augenbrauenhöckern, den mächtigen Backenflächen, den Säcken unter den Augen, der leicht vorgeschobenen Unterlippe und der lederfarbigen, im Ärger rasch von der Röte überflammten Haut den Eindruck des Kräftigen, Trotzigen, Abweisenden, den die zurückgespannte Kopfhaltung hervorrief.

Aber er hatte zwei Gesichter, ein verschlossenes, zurückhaltendes, herbes, und ein freundliches, liebenswürdiges. Seine Augen konnten strahlen und unbeschreiblich gut blicken, so daß mancher außer der festen Gestalt sich besonders der Augen erinnert. Wenn die Zürcher Kunstgesellschaft am 2. Januar ihr Jahresfest feiert, so setzt sich, nach der Festsitte der deutschen Künstler in Rom, jeder Teilnehmer einen Epheukranz auf; unter diesem Kranz — so hat sich's mehr als einem eingeprägt — sah Böcklin über die Maßen gütig aus.

Die graublauen Augen waren von den Lidern stark überschnitten, so daß sie wie aus einem Dreieck herausleuchteten. Das verlieh ihnen etwas Beobachtendes, Forschendes, Bohrendes, Stechendes, sei es, daß sie nur rasch über Menschen oder Dinge herunterzwickten oder lange darauf hafteten, oft unbeweglich und starr, wie die eines Blinden.

Übrigens waren sie von ungewöhnlicher Schärfe. Als Böcklin eines Tages mit einem Freunde in Zürich über die Meisenbrücke ging, blieb er plötzlich stehen und deutete auf einen Weih, der hoch in der Luft kreiste und den der andere eben noch wahrnahm. „Sehen Sie! Im linken Flügel fehlen ihm einige Schwungfedern; drum ist er in seinem Flug gehemmt." Zuoberst auf dem Zweig eines hohen Baumes vermochte er einen kleinen Vogel zu erkennen, der den Blicken seiner Begleiter verborgen blieb. Oder er machte auf die zartesten Krallenspuren der Vögel im Schnee aufmerksam, auf den Eindruck, wo die beim Auffliegen abstoßende Schwinge den Boden berührt hatte. Allerdings spielte hier jahrzehntelange Übung und Gewöhnung mit.

Die Quelle seines ungewöhnlichen Farbensinnes saß natürlich im Gehirn, nicht im Auge. Dieses war völlig normal gebaut und ohne die geringste abweichende Eigenheit. Nach dem fünfzigsten Jahre wurde es weitsichtig, so daß ihm beim Arbeiten und Lesen mit einer Brille nachgeholfen werden mußte.

Wuchs und Haltung verkündeten gesunde Kraft. Böcklins Arme und Schenkel waren ungewöhnlich entwickelt. Schmunzelnd pflegte er zu erzählen, wie auf den Weimarischen Hofbällen, zu denen er als Akademieprofessor Zutritt hatte, die Herren mit Neid, die Damen mit Vergnügen nach seinen festen Waden blickten. Auch der Sechziger war noch ein famoser Schwimmer und als einer, der ziemlich viel geturnt hatte, Herr seiner Glieder. Als Gottfried Keller die in Ansehung seiner beschwerlichen Leibesbeschaffenheit begreifliche Klage ausstieß, es sei eine verwünschte Sache mit dem Binden der Schuhe, da meinte Böcklin, er verrichte das Geschäft ganz einfach, indem er frei auf einem Beine stehe und das andere emporhebe. Langsam, ruhig und gemessen, wie alles, was er tat, war auch sein Gang. Mehrmals äußerte er: „Börsianer und Kaufleute, die aufs Bureau rennen, sollen schnell gehen; unsereins muß langsam gehen, um recht beobachten zu können."

Bekanntlich hat sich Böcklin über ein halbes Dutzendmal porträtiert. Unter diesen Schöpfungen gehören, obgleich an technischen Tugenden von ungezählten übertroffen, zwei zu den anziehendsten und herrlichsten Malerbildnissen aller Zeiten: das Bild mit dem fiedelnden Tod und das mit der Säule. Dort malt er den melancholisch-verträumten und doch gelassenen Visionär, hier den ruhigen, auf sich gestellten Mann, der das Schicksal an sich herankommen läßt. In beiden Werken — und darin liegt mit ihr Köstliches — hat er in unvergleichlicher Weise den inneren Menschen gemalt, der bedeutend und zugleich so überaus sympathisch ist.

Aber mit den äußeren Formen und Punkten nahm er es dabei eben nicht genau, was u. A. aus der Vergleichung mit einer wenige Jahre vorher, d. h. etwa 1870, aufgenommenen Photographie erhellt[1]). Namentlich mit seiner Nase verfuhr er ziemlich summarisch. Da sie an der Wurzel fühlbar eingesattelt und sonst nicht sehr ausgeprägt war, erschwert sie es, den Meister uns im Profil zu denken. Er selbst hat sich so gemalt anfangs der sechziger Jahre[2]). Kein Mensch würde ihn auf diesem Bilde erkennen, so wenig wie jemand auf den Gedanken geraten würde, diesen Kopf mit dem eines späteren Selbstbildnisses zu identifizieren, das Ende der sechziger oder eingangs der siebziger Jahre entstand[3]).

Die Zürcher Freunde Böcklins mutet mit Recht eine sehr ähnliche, an einem Apriltag 1887 in Berlin aufgenommene Photographie an, welche die straffen, unvergeßlichen Züge sprechend wiedergibt. Nur ist infolge des etwas zurückgeworfenen Kopfes die Nase ein wenig zu groß geraten. Sie sah nämlich in dem mächtigen Antlitz eher klein aus; und darin lag eine gewisse Ähnlichkeit mit Bismarck, wie denn die Florentiner Böcklin geradezu Bismarck nannten.

Er artete ganz nach seinem Vater, der ein bißchen weniger breitschultrig war als der Sohn, aber ihn noch merklich überragte. Er ging langsam,

[1]) In „Böcklin". Von Henri Mendelsohn, 1901 reproduziert. Sicher ist auch hier die Nase durch eine Retouche (oder bei der Reproduktion) verändert.

[2]) Bei H. A. Schmid, A. Böcklin. Sein Leben und sein Schaffen. 1901. Das Bild entstand 1861 in Weimar.

[3]) Bei H. A. Schmid a. a. O. reproduziert.

gravitätisch und hielt sich ungewöhnlich aufrecht, verlangte auch von den Söhnen, daß sie das nämliche taten. Der Maler sagte: „Vom Vater habe ich die Haltung."

Der alte Böcklin war genau, pünktlich, pedantisch. Wenn er mittags die Steinenvorstadt daherschritt, wußten die Anwohner ohne einen Blick auf die Uhr: „Jetzt ist es zwei." Obgleich von Hause aus mittellos und als der Sprosse armer eingewanderter Landleute ohne gesellschaftliche Stellung, verfocht er doch leidenschaftlich die Sache der Konservativen, hing übrigens warmherzig am weiteren Vaterland. Er ergriff, während infolge einer jahrhundertelangen Kette von Entwicklungen und Ereignissen 1870 die meisten Schweizer und so auch die Basler mehr den Franzosen zuneigten, aufs lebhafteste die Partei der Deutschen. „Seht doch bloß in der Geschichte nach," rief er; „die Franzosen sind immer Schwindler und Windbeutel gewesen und haben der Schweiz nur Schaden gebracht." Reizbar, aufbrausend und hartnäckig, war er doch im Grunde seiner Seele wohlwollend und gut. Daß er sich manches Jahr mit den Malerplänen seines Arnold nicht aussöhnte, erklärt sich hinreichend aus seiner Vermögenslage, die gerade zwischen 1845 und 1850 eine mißliche war, so daß es ihm sauer wurde, seine sieben Kinder durch die Welt zu bringen. Der Sohn erzählte zuweilen von ihm, stets mit Liebe, ohne jede Klage und ohne je diesen aus seinen Kunstwünschen entsprungenen Konflikt zu berühren.

Die Umgebung Basels, namentlich die Ausläufer und Abdachungen des Jura, lernte er vorzugsweise an der Seite des Vaters kennen. Dieser, der 1838—1845 mit einem Associé Freyvogel eine Seidenbandweberei betrieb, wobei er allerdings keine Seide spann, besorgte die Gänge und Geschäfte eines „Stuhlläufers" — im Volksmund auch „Bändeligumper" (gumpen = springen) — d. h. er besuchte und kontrollierte die ländlichen Weber.

Der Sohn durfte an diesen Gängen zuweilen teilnehmen. Er bezeichnete die Gegend um Arlesheim unweit Basel als eine der reizendsten, die er je gesehen, und erklärte mit feuchten Augen noch als ergrauter Mann das Umgelände des ungefähr eine Stunde nördlich von Waldenburg gelegenen Schlosses Wildenstein als einen wahrhaft paradiesischen Fleck, wie es auf Erden keinen zweiten gebe. In den Jahren vor seinem Aufbruch nach Düsseldorf malte er öfter dort, wobei es ihn wenig anfocht, daß er zur Stillung seines Hungers zuweilen nichts hatte als die weißen Rüben, die er auf dem Acker ausriß.

Die bis in die Kindheit hinaufreichenden Wanderungen und Streifereien im Basler Jura haben Böcklin nicht nur unverlöschliche, sie haben für seine Phantasie und damit für seine Kunst bestimmende Eindrücke hinterlassen. Denn solche starke und stetig wiederholte Eindrücke der Frühzeit färben und befruchten den Schöpfergeist eines Künstlers. Sie mögen lange schlummern und versunken scheinen, sie brechen früher oder später wieder hervor; sie sind Samen, die unfehlbar aufgehen und Früchte tragen, welche Körner auch das Schicksal in der Folgezeit hinzustreuen mag.

Die Hänge des Basler Jura sind meistens bewaldet, doch wird der Wald selten stattlich und hoch; Buchen und Tannen, die weitaus vorherrschenden

Baumbestände, erreichen nur ein mittleres Maß. Dagegen wuchert und wildert das Unterholz oft in wahrhaft paradiesischer Fülle, vielfach überklettert und durchsponnen von den Ranken der wilden Waldrebe. Eigentümlich ist gewissen Gegenden der wilde Buchs, der einem ganzen Gau den Namen Buchsgau eintrug, zauberisch die stellenweise in gewaltiger Menge blühende Hagrose. Im Gewirr und auf den Lichtungen dieses Unterholzes tummelt sich eine unzählbare, bunte Welt von Insekten, namentlich Schmetterlinge.

Gipfel und Hochweiden sind ganz wasserarm, die dürftigen Bächlein selten. Von ihrem Quell bis zur Mündung ist ein kurzer Lauf, doch mannigfaltig, farbig, in strotzende Blumen und Blattwerke eingebettet von oben bis unten. Die Bäche reißen steilwandige Schluchten. Auch sonst leuchten aus Buchengrün oder schwarzen Tannensäumen häufig die grauen oder gelben Schilde der Kalkfelsen. Geheimnisvoll sind die verschwiegenen Bergübergänge, die heimlichen, von Buchen oder einer Föhrengruppe überschatteten Bergwarten, verstohlene Luginslande; das eigenste aber die einsamen, von Faltern funkelnden Waldwiesen und namentlich die schmalen, verträumten Tälchen, kleine besondere Weltabschnitte für sich, hundert Paradieschen, auf einer einzigen Tagfahrt zu erwandern.

Der Jura ist monoton. In der Höhe mutet die weitgeschwungene Berglinie, die sich leicht wiederholt, wie der Refrain eines ernsten Klageliedes an. Er ist still und verträumt; die Trümmerhalden, Felshöhlen und verwitternden Burgställe umwandelt die herbe Sage, einsilbig, sinnend, wie die Bevölkerung.

Aber der Jura ist klar und sonnig, er glänzt oft im ungedämpften Licht, wenn die übrige Schweiz unter Nebel oder Regen schauert. Namentlich in der Herbstsonne entfaltet er unvergleichliche Herrlichkeiten seiner tiefen, glühenden Farben. Die außer in den Schluchten und eingeschnittenen Übergängen vom Winde wenig bewegte Luft ist verhältnismäßig heiß, oftmals auch während der Sommernächte; denn der Hauch der schwülen Rheinebene weht herauf. Dann schimmert der erhitzte Kalkboden, die Felsen glühen und strahlen, namentlich die der Schluchten, die an Poesie diejenigen des Hochlands bei weitem übertreffen, so sehr sie ihnen an Gewalt nachstehen.

Vorzüglich die von Einsamkeit und Stille umfriedeten Tälchen und Gründe, in die über einen Waldhügel oder Bergriegel der blaue Himmel hineinblickt oder eine weiße Wolke leuchtet, erwecken etwas Ahnungsvolles und Sehnsüchtiges in die Ferne und nach der Höhe, eine gesunde, klare, helle, sehnsuchtsreiche Stimmung, welche die Seele in die Weite zieht. Und da eines dieser Traumländchen neben dem anderen liegt, so daß man zuweilen nach tausend Schritten in einen ähnlichen und doch wieder von leisen Verschiedenheiten verzauberten Bezirk gelangt, so wird das Herz immer wieder in das nämliche Gefühl eingetaucht.

Diesen Odem der mutigen Sehnsucht und den wehmütigen Ernst der Höhe sog Böcklins junge Seele ein und hauchte ihn später hundertfach in seine Schöpfungen, wenn ihm auch die Formen anderer Landschaften lieber geworden waren. Es geschieht nicht von ungefähr, daß wir vor so manchem seiner Bilder von den Süßigkeiten der Sehnsucht oder dem Ernst der Wehmut erfaßt werden.

Zugleich tranken seine Augen die hellste Sonne, die vollen, tiefen Farben der heimatlichen Berghänge und Gründe. Als er später die leuchtendste aller Paletten errang, da glänzten sie wieder empor.

Die Stadt Basel selbst wirkt übrigens mit ihren Lichtern und Beleuchtungen sehr ahnungsvoll, und ihre landschaftliche Umgebung hat sicher, wie H. A. Schmid[1]) sagt, der Phantasie des Knaben reiche Nahrung geboten. Der nach Norden Gewendete, der hinter sich im Geiste wie eine Kette von Bastionen den allmählich zu den Rheinborden absteigenden Jura und dahinter die Riesenschanzen des Hochlandes fühlt, sieht die Linien des Schwarzwaldes und der Vogesen. Vor allem aber: er genießt den ungehemmten Ausblick in die Rheinebene und gewahrt, was er wohl sonst nirgends in der Schweiz erblickt, über der weiten Niederung die mächtigen, schrankenlosen Luftspiele, welche die Seele so ahnungsvoll erregen und überall den Geist der Landschaftsmalerei wecken. Und dieses Sehnen, dieses Drängen in die Ferne schwellt der Rhein, der eben bei Basel umbiegt und mit seinen Wassern dem Meere zueilt.

Böcklins Vaterstadt hat nie einen Dichter von Bedeutung geboren. Dem Berner Dreigestirn Niklaus Manuel, Albrecht von Haller, Jeremias Gotthelf und den Zürcher Dioskuren Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer hat sie nichts entgegenzusetzen.

Aber sie schenkte der Welt im zweiten Zehnt des neunzehnten Jahrhunderts den größten Kunsthistoriker und im dritten einen der größten Maler aller Zeiten.

Diese zwei erlauchten Geister sind die Söhne einer langen Kunstliebe. Aufgetürmt über dem Schutt römischer Kultur, die noch jahrhundertelang aus dem Boden geblickt haben mag, eines der Durchgangstore zum Gotthard und dem heiligen Boden Italiens, Sitz eines Bischofs und Standort von Handel und Gewerbe, entwickelte die Stadt früh Kunstsinn. Sie gab dem schon nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in ihren Mauern empfangenen Buchdruck ein künstlerisches Gewand, beherbergte in ihrem Weichbild für Jahre Albrecht Dürer, den älteren Holbein und seine beiden Söhne und hütete den ererbten Schatz an Bildern und Zeichnungen mit seltener Treue. Vielleicht hat die Sammlung der Schöpfungen Hans Holbeins, dessen Name nie verdunkelt war, die schon im siebzehnten Jahrhundert sich regende Sammellust angeeifert, wie denn in solchen Dingen ein Vorbild oft sehr lange segensreich wirkt. Die aus französischen und holländischen Kriegsdiensten heimkehrenden Patrizier brachten manches Kunstwerk und verfeinerten Sinn nach Hause.

Heute sind in der Stadt neben den zwei öffentlichen eine Reihe kleiner aber erlesener Privatgalerien, deren Grundstock zum Teil ins siebzehnte Jahrhundert zurückreicht. Es sollen sich u. a. in Basel an die anderthalb Dutzend Ruysdaels befinden. Es gibt Sammler, die für alte Gemälde schwere Summen aufwenden, — alles in der Stille, ohne Ausstellung und ohne Aufhebens. In

[1]) A. Böcklin. Zwei Aufsätze von H. A. Schmid. 1899.

einer Reihe von Familien ist das Kunstbedürfnis lange her intim geworden. Darum darf man sagen, daß in Basel ein Mediceergeist lebt.

Gerade gegen Böcklin hat er sich betätigt, wie die Zahl seiner Bilder in der öffentlichen Kunstsammlung und im Besitz Einzelner beweist. Als er 1866 den zweiten längeren Aufenthalt in der Vaterstadt nahm, stellten sich bald Aufträge reichlich ein, obgleich seine Erfolge damals durchaus noch keine bedeutenden, sein Name noch wenig bekannt und zum Teil sehr bestritten war. Ein kunstsinniger Mitbürger übertrug ihm den Freskenschmuck seines lichten Gartensaales, das Museum den seines Treppenhauses; der Kunstverein ließ die Fassade seines Sammlungsgebäudes durch die bekannten Fratzenköpfe zieren.

Das Verhalten der Basler gewinnt seinen vollen Wert erst durch die Tatsache, daß dem zu Ruhm und Ehren gelangten Meister der Wunsch nach ansehnlichen Wandflächen, auf denen er seine Freskenlust büßen konnte, niemals in Erfüllung ging. Bekanntlich gediehen die Entwürfe für das Treppenhaus des Breslauer Museums nicht zur Ausführung; und ein Wiener Kunstliebhaber[1]), der das Atrium seines Palais durch Böcklin malen zu lassen gedachte, scheint von der Selbstherrlichkeit des Malerpoeten weniger weite Begriffe gehabt zu haben als der Basler Ratsherr Sarasin-Thurneysen, der Besitzer des erwähnten Gartenhauses. Vergeblich auch heftete Böcklin seine verlangenden Blicke auf die Bogenfelder in der Aula des Zürcher Polytechnikums. Doch handelte es sich hier maßgebenden Ortes kaum um den Gedanken an eine solche malerische Ausschmückung, geschweige denn um Plan und Auftrag.

Daß ein Kunsthistoriker wie Jakob Burckhardt aus dem Basler Boden herauswuchs, das begreift sich, wenn man neben dem Kunstsinn mancher Sippen die von der alten Universität genährte wissenschaftliche Neigung und den reichen klassischen Schulsack in Anschlag bringt, den die Gymnasiarchen den Bürgersöhnen aufpackten. Allein das Auftauchen Böcklins behält immer etwas Rätselhaftes, obgleich wir einige bestimmende Jugendeindrücke und entwickelnde Kräfte aufzeigen können oder doch vermeinen, es zu können.

Einmal gab es damals, d. h. in Böcklins Jugendjahren, in Basel noch keine öffentliche Kunstsammlung; Holbeins und anderer Bilder hingen in einem ziemlich dunklen Raume der Universitätsbibliothek beisammen, in welchen der Junge nur einzuschlüpfen vermochte, wenn der Abwart gerade Fremde einführte. Übrigens sind gerade von Holbeins Basler Gemälden bloß wenige imstande, auf einen Unvorbereiteten tieferen Eindruck zu machen[2]). Sodann kamen ihm Schöpfungen nicht vor Augen, die sich seinem jugendlichen Verständnis leichter offenbart und seine eigenste Begabung am ehesten mit ver-

---

[1]) „Als Graf Lanckorornski sein seither neuerstandenes Palais zu bauen beschloß, war es seine Absicht, Böcklin die Ausschmückung der Wände des Atriums, welches zur Aufnahme der Werke altgriechischer Plastik bestimmt war, zu übertragen. Ein Besuch in Zürich galt dieser Abrede, die jedoch leider an der Weigerung des Malers scheiterte, sich einem genau umschriebenen Programm, wie es eben durch Ursprung und Fundort der Skulpturen bedingt war, zu fügen." (L. P., „Arnold Böcklin. Erinnerungen". Feuilleton der „Neuen freien Presse". Februar 1901.)

[2]) Darauf hat H. A. Schmid in seinem schon erwähnten Büchlein hingewiesen.

wandtem Hauche berührt hätten; ich meine die Perlen altholländischer Landschaftsmalerei in den Privatgalerien, in die Böcklin während seiner Knabenjahre gewiß nicht gelangte, da seine Herkunft den Eintritt in diese reichen Häuser, wenn nicht ausschloß, so doch sicherlich nicht nahelegte. Ferner bleibt zu erwägen, daß das Basel jener Zeiten kein Kunstleben, d. h. kein Leben und Treiben von Künstlern besaß, bei denen Anregung oder Lehre zu holen gewesen wäre. Auch schätzte und sammelte man die wertvollen Bilder, betrachtete jedoch den Malerberuf als nichts Erstrebenswertes.

Das merkwürdigste indessen bleibt, daß weder bei den Eltern Böcklins noch bei ihren Verwandten irgend eine Goldader künstlerischer Veranlagung, irgend ein noch so bescheidener Heckepfennig aufleuchtet, auf den der Hort des glücklichen Nachfahrs sich zurückleiten ließe. Daß der Vater durch allerlei Versuche hinter das von zwei ausländischen Fabriken sorgsam gehütete Geheimnis einer zur Färbung türkischer Mützen benötigten roten Farbe kam und sie herzustellen vermochte, mag zur Not als Fingerzeig auf die Quelle von Böcklins Farbensinn gelten, obgleich es sich doch im Grunde bei dieser im Leben des Vaters vereinzelt gebliebenen Entdeckung und Hantierung wohl mehr um erfinderische Geschicklichkeit als um Farbensinn handelte.

Kurz, man bestürme den Gott des Milieu mit noch so brünstigen Gebeten — Böcklins geistige Herkunft bleibt in vielem dunkel und geheimnisvoll.

Als Jakob Burckhardt (1818) zur Welt kam, zählte Basel etwa 17 000 Einwohner; bei Böcklins Geburt (1827) waren es ungefähr 20 000, und als er die Fresken im Museum malte (1869), hatte sich diese Zahl verdoppelt. Auch damals war alles noch verhältnismäßig eng, klein, persönlich, prosaisch und von merkbarer Muffigkeit; es war eben das Leben einer Industrie- und Handelskleinstadt mit der Besonderheit einer stark religiösen Färbung.

Da fast jeder große Künstler, wenn er auf Erwerb aus muß und nicht etwa ein gesuchter Bildnismaler ist, selbst in weiten Verhältnissen allenthalben auf Schranken und Hemmnisse stößt, so läßt sich ausdenken, wie manchen Stein Böcklin auf den Basler Straßen fand. Er hat mit seiner Unzufriedenheit nicht hinter dem Berg gehalten und nach seiner Art einer gewissen Verbitterung mehr als ein herbes Wort geliehen.

Dennoch war er Basler vom Scheitel zur Sohle. Am alten Basel, am Basel seiner Jugend hing er fast leidenschaftlich und taute auf, wenn er davon erzählte. Bis ans Lebensende behielt er die ausgeprägte heimische Mundart bei und bediente sich ihrer, sobald er voraussetzen durfte, verstanden zu werden. Gar wohl erinnerte er sich einer Menge alter, origineller Stadtfiguren, und bis in die erste Kindheit zurück war ihm manches Erlebnis gegenwärtig. Er wußte zu berichten, wie er, ein Stück Hemd hinten zu den Höschen heraus, als kleiner Knirps mit anderen sich auf der St. Johannesschanze herumtummelte, bis plötzlich der ganze Bubenschwarm zerstob, weil der Schreckensruf ertönte: „Der X. kommt," worunter irgend ein Quartier- oder Stadtpopanz gemeint war. Er besuchte zuerst die Schule am Steinenberg. Dort stand, ihm später noch deutlich vor Augen, die Kaserne, worin die Standestruppen garnisonierten, die sog. „Stänzler". Aus der Folgezeit wußte er

eine hübsche Zahl lustiger Vorfälle und Geschichten zu berichten, wie ihm denn seine Jugend als eine heitere, glückliche erschien. Eines Tages schickte ihn der Vater von der Steinenvorstadt, wo die Familie wohnte, nach dem nahen Barfüßerplatz, in eine Wirtschaft, wo man seinen Markgräfler schenkte, zwei Flaschen von dem guten Tropfen zu holen. Arnold, in jeder hinteren Rocktasche eine Flasche, trat von der hinteren Seite, wo der Eingang höher lag als auf der vorderen, ins elterliche Haus, sprang dort im Hinterraum, seiner Last uneingedenk, mit einem Satz ans Reck und schwang sich kräftig um. Sofort erscholl ein unheimliches Klirren, und aus den vom wuchtigen Zusammenprall zerschmetterten Flaschen rann der goldene Saft elendiglich zur Erde.

Selbst das Mißgeschick in der Schule gewann für den Rückblickenden einen ergötzlichen Anstrich. Nachdem er in einer Gymnasialprüfung durchgefallen war, biß er die Zähne zusammen und setzte sich tapfer hin, um die Scharte auszuwetzen, überzeugt, daß es ihm nun nicht mehr fehlen könne. Da brach in der Nacht vor dem entscheidenden Tag ein Brand aus; Böcklin eilte herzu, stellte sich in die Kette der eimerreichenden Männer und kam erst gegen Morgen wieder heim. Er war von der Anstrengung so ermüdet und zugleich so aufgeregt von dem Geschehnis, daß seine Geister vor den Scholarchen gänzlich versagten und ihn das Unheil ein zweites Mal ereilte, so daß er noch ein Jahr in der nämlichen Klasse verbleiben mußte.

Auf den Rekrutendienst, den er im Frühjahr 1859 zu leisten hatte, freute er sich: „Der Vater sagte am Abend, bevor ich einrücken mußte, er wolle mich in der Frühe wecken, damit ich mich nicht etwa verschlafe; aber als er kam, war ich schon lange auf." Jung, fest und gutwillig, wie er war, empfand er das kurze Soldatenleben als eine Erfrischung und angenehme Abwechslung. Aus jenen Tagen, da er zweierlei Tuch trug, gab er allerlei Geschichtchen zum besten, ungefähr im Stil derjenigen, die Gottfried Keller im „Fähnlein der sieben Aufrechten" auftischt. Sein bis in die letzten Jahre gelegentlich vorgeführtes Paradestück war das Laden in Tempi, wie es ihm damals eingedrillt wurde. Er stellte sich in Positur, zog aus der linken Brusttasche die Patrone, biß sie ab, schüttete das Pulver in den Lauf u. s. w.

Der in Zürich Angesiedelte fuhr nicht selten nach Basel, um dort seine Schwestern samt den übrigen Angehörigen und alten Freunden aufzusuchen und mit ihnen Vergangenes aufzufrischen. Seiner zu gedenken hatten die engeren Landsleute um so mehr Anlaß, als sein Ruhm immer heller aufging. Im Frühling 1887 lud ihn die Weberzunft mit einem Zürcher Freunde, dem Ingenieur August Waldner, zu einem Festessen ein; die Väter beider hatten sich gekannt, waren in der nämlichen Straße, in der Steinenvorstadt, wohnhaft, Bandfabrikanten und daher Mitglieder der nämlichen Zunft gewesen, der nun auch die Söhne angehörten. Am 23. Mai mit dem ersten Zug in Basel angelangt, machte Böcklin erst einige Besuche bei Jugendfreunden und stellte sich dann zur angesetzten Stunde im Kasino ein, wo die Zunftgenossen tafelten. Da saßen die Bandfabrikanten und, an besonderen Tischen, auch ihre Arbeiter, die Bandweber und die Seidenfärber mit ihren derben, von roter, gelber und blauer Farbe gebeizten Händen. Als die Anwesenden erfuhren, welch illustrer

Zünfter in ihren Kreis getreten sei, brach eine mächtige Freude aus. Er wurde neben den Zunftmeister gesetzt, der nicht ermangelte, eine Rede auf den berühmten Mann zu halten. Damit hatte die Ehrung ihr Ende noch nicht erreicht; denn nachher trat auch einer der Arbeiter, ein Seidenfärber, mit einem Trinkspruch hervor, worin er Böcklin den ersten Färbermeister von Basel nannte, was mit Hallo gutgeheißen wurde und dem Gefeierten am besten gefiel. Er ließ sich das Essen redlich schmecken und stellte im Trinken wacker seinen Mann. Mit Markgräfler gefüllt, kreisten die prachtvollen Zunftgeschirre, alte Pokale, darunter ein schwerer Becher mit Doppelgriffen. Den mußten die Neuaufgenommenen leeren, was himmelschreiende Räusche verursachte. Es war lustig und gemütlich und behagte Böcklin so sehr, daß er auch noch zum Nachtessen blieb, das hergebrachtermaßen aus Spanferkeln bestand. Erst mit dem letzten Zug begab er sich nach Zürich zurück.

Mit den Baslern hat Böcklin außer dem stattlichen Wuchs, dem man in Stadt und Landschaft Basel ziemlich häufig begegnet, manch Inneres gemeinsam, so sehr, daß man behaupten darf: wer den Basler Charakter kennt, kennt und begreift denjenigen Böcklins zum großen Teil.

Der Basler besitzt Gemüt, tiefes Gefühl. Daraus entspringen die bekannte Frömmigkeit, die ganz ungewöhnlichen Werke des Wohltätersinnes und eine Musikpflege, wie sie an Intimität von keiner Schweizerstadt und — nach Maßgabe der Bevölkerung — schwerlich von irgend einer anderen erreicht wird. Ein nüchterner, rechnender Verstand steht wie ein Wächter neben diesem Gefühl: die Empfindung verbergen, zurückstoßen, herunterdrücken! Nur nicht gerührt oder ergriffen scheinen! Die Scheu des Alemannen, sich in die Seele sehen zu lassen, zeigt der Basler im höchsten Grade; er gibt sich kühl, zurückhaltend, abweisend. Er selbst, der das wohl weiß, nennt dieses Wesen „unanmutig". Gerne maskiert er das Herz mit Witz und Satire. Wer fein Spießruten laufen will, der muß den Baslern in die Mäuler kommen, die vielleicht gerade infolge dieses Bedürfnisses, das Gefühl zu verdecken und zu erwürgen, nie zu einem wirklichen Dichter gelangt sind.

Der Witz und das Witzeln, genährt durch die kleinstädtischen Verhältnisse und namentlich an den Familientagen ins Kraut schießend, bewahren den Basler vor der Phrase und auch davor, daß der einzelne allzusehr vor den anderen hervortrete, wodurch in diesen Dingen ganz eigentlich noch die Art der alten Aristokratie erhalten ist. Der Luxus hat mit dem bedeutenden Reichtum durchaus nicht Schritt gehalten und entfaltet sich vorwiegend innerhalb der vier Wände, wodurch er von einem feinern, mäzenatischen Geist veredelt wird. Doch liegt es auf der Hand, daß diese Vorzüge des Maßhaltens in Wort und Aufwand im letzten Grund doch nur wieder auf Vorzügen ruhen können. Das sind Tüchtigkeit, Sinn für das Recht und das Echte. Sie zeichnen den Basler aus und erklären das Selbstgefühl, womit er auf seine Stadt und ihre Errungenschaften blickt.

Diese selbstbewußte Tüchtigkeit, der Reichtum, die hergebrachte Gepflogenheit, daß die ganze Bürgerschaft sozusagen in einer Front marschiert, über die der einzelne nicht merklich vorprellen darf, und die jahrhundertalte politische

Selbstherrlichkeit erzeugen eine Eigenschaft in ungewöhnlichem Maße: den Unabhängigkeitssinn, der namentlich auch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete eigene Wege und breiten Spielraum verlangt und ertrotzt.

Böcklin vereinigte die Merkmale der Basler mit einer Reihe ausgesprochener Besonderheiten.

Sah man die trotzige Haltung und den entschiedenen Ausdruck des hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes, so fühlte man im Augenblick: hier ist Kraft, Mut und Gesundheit. Die besaß er auch, und ohne sie hätte er alle die Stürme mit dem Schicksal nicht durchgestritten. Von vierzehn Kindern entriß ihm der Tod acht; bis gegen sein fünfzigstes Jahr teilte die Not mit ihm und den Seinen häufig das Gemach oder lauerte an der Tür, jede Stunde bereit, hereinzutreten. Mißverstand und Unverstand bäumten sich Jahrzehnte gegen ihn auf; und wieviel Herzeleid ihm die Fügung bis zu allerletzt zuteilte, wäre jammervoll zu sagen. Er überstand, was die meisten anderen zerrieben hätte, und schritt ungebrochen zu den Schatten der Unterwelt hinab.

Das Gefühl der Kraft erfüllte ihn wohlig und verlieh ihm etwas Männliches, Gelassenes, auf sich Ruhendes. Sie leistete ihm die Gewähr einer langen Jugend und damit des ungehemmten Schaffens. „Jung will und muß ich sein; das gehört zu meinem Geschäft," schrieb er noch im März 1896 an einen Freund[1]). Als man ihm von einem engeren Landsmann berichtete, er altere, da rief er aus, fast triumphierend: „So, er altert! Ich bin noch jung!" Dem Abschied vom Leben sah er ohne besonderen Gram entgegen; er äußerte im Dezember 1893: „Wäre sehr angenehm, einige Jahre so weiterzuleben, auch noch einiges zu leisten, was bisher die Umstände nicht zugelassen. Soll es aber nicht sein — dann eben nicht. Würde ohne Schmerz abfahren"[2]).

Allein der Gedanke, sich von der Kraft und vom Jugendgefühl zu trennen, peinigte ihn, weil er sich ohne diese Güter eine vollgültige Arbeit nicht vorzustellen vermochte und weil ihm graute, hinter sich selbst zurückzubleiben. Als ihm eines Tages 1895 in San Domenico beim Bocciaspiel einer der Mitspielenden die Kugel aufhob und darreichte, dankte er nicht, sondern brummte unwirsch: „Ich kann mir schon selber helfen!" Schob man ihm die Zigarrenkiste zu, damit er nicht nötig habe, aufzustehen, so schob er sie ärgerlich wieder weg und erhob sich, so sauer es ihn ankam, und nicht anders verfuhr er mit einem ihm in die Nähe gerückten Stuhl. Er empfand es, wenn man seinen mühsam gewordenen Gang oder seine schwer gewordene Zunge bemerkte. In Konstanz wollte er, der schwere, siebzigjährige Mann, bei Verwandten eines seiner Söhne ein Fahrrad besteigen, zum erstenmal in seinem Leben, und entgegnete den Abmahnenden: „Das kann ich schon!" Es bereitete seiner Frau manchen Kummer und Schreck, weil er sich in den letzten Lebensjahren durchaus nicht in die greisenhaften Gebrechen ergeben wollte.

---

[1]) H. A. Schmid a. a. O., S. 71.

[2]) Postkarte (11. Dezember 1893) an Oberst Emil Rothpletz in Zürich.

Vor dem Abgrund packte ihn zuweilen dämonische Lust, dem Alter und dem Tod herausfordernd entgegenzulachen. Als seine jungen Zechgenossen bei einer der häufigen Zusammenkünfte in San Domenico ein burleskes Leichenbegängnis veranstalteten, indem sie einen der Ihrigen auf eine Bahre oder etwas Ähnliches legten und herumtrugen, stellte sich der greise Böcklin an die Spitze des funebren Zuges und schlug mit zwei Pfannendeckeln die schaurige Totenmusik.

Dieser aufrechte, tapfere Mann war von der höchsten Sensibilität, ohne welche ja auf keinem Gebiete eine starke und echte Produktion möglich ist. So gut der allzeit ruhige, olympisch heitere Goethe ein Märchen ist, so gut ist der immer gelassene, gefaßte Böcklin eins.

Selbst wer ihn genau kannte, vermochte nicht in jedem Falle vorher zu ermessen, was ihn verstimmen konnte. Saß er mit Vertrauten, Bewährten irgendwo gemütlich hinter einer Flasche, und es gesellte sich unvorhergesehenerweise jemand hinzu, gegen den er an und für sich nichts hatte und im Grunde nichts haben konnte, so genügte das, ihm das Behagen für Stunden zu verderben. Viele Leute waren ihm irgendwie zuwider; nicht immer sprach er sich darüber aus, führte auch nicht häufig Klage über die ihm Unliebsamen. Eine Gebärde, eine Äußerung, die Stimme, das Gesicht genügten, eine eigentliche Annäherung zu verunmöglichen. Der empfindliche Mann witterte manches, was anderen entging oder gleichgültig blieb; manches gaukelte ihm die Phantasie vor. Er wich nach Kräften aus, sei es, daß er gewisse Gesellschaft oder Wirtshäuser mied oder schließlich einen besonderen Heimweg einschlug, um eine unliebsame Begleitschaft zu vermeiden. Namentlich unter Langweiligen litt es ihn nicht, sie mochten sonst noch so tüchtig sein.

Er verlor das innere Gleichgewicht so leicht, daß er der geringsten Widerwärtigkeit ausbog, wo es war. Oftmals öffnete er Briefe nicht, die nach ihrer Herkunft etwas Unangenehmes zu enthalten drohten, wie z. B. Einladungen zu Sitzungen von Kunstkommissionen u. s. w. So geschah es, daß er fortwährend ein kleines Archiv von ungelesenen Dokumenten in der Rocktasche mit sich herumtrug.

Die Furcht vor Erschütterungen hielt ihn vom Theater fern. Schon der ungefähr Vierzigjährige erklärte, er gehe so ungern dorthin, weil er „bei einer Situation, die ihn ergreife, unwillkürlich weinen müsse, daß ihm die dicken Tränen die Wangen herabliefen“ [1]). Während des sieben Jahre dauernden Zürcher Aufenthaltes scheint er seinem Vorsatz ein einziges Mal untreu geworden zu sein, um den „Fidelio“ zu hören; ein befreundetes Ehepaar, das schräg hinter ihm saß, bemerkte, wie er sich während der Kerkerszene wiederholt die Augen wischte.

Gegen körperlichen Schmerz war er sehr empfindlich, und es ging ihm nahe, eines seiner Angehörigen krank im Bett zu sehen.

Es läßt sich denken, wie grausam eine solche Natur allem Mute zum Trotz von Verkennung und Ungemach getroffen wurde. Als er im Sommer

[1]) A. v. Salis, Erinnerungen an A. Böcklin. „Basler Jahrbuch“ 1902.

1870, kurz vor Ausbruch des großen Krieges, nach Paris zur Kunstausstellung kam und wahrnahm, daß man sein Bild „Mörder von Furien verfolgt" sehr schlecht, d. h. ganz hoch, gehängt hatte, ergriff ihn solcher Zorn, daß er weiter nichts betrachtete, sondern spornstreichs wieder nach Basel zurückkehrte.

Im Sommer 1867 starb sein Töchterchen Lucie, beim Spiel von einer Last zusammenstürzender Bretter tödlich verletzt. Obgleich er den sicheren Verlust vorausgesehen hatte, da sie vor der Erlösung wochenlang hoffnungslos daniederlag, so warf ihn das Leid dennoch dermaßen zu Boden, daß er wie verstört auf und davon ging. Seine Frau reiste ihm nach, voller Entsetzen, er möchte sich ein Leides antun. Angehörige und Freunde bestatteten das Kind.

Nach den Angaben der Frau schwebte ihm die liebliche Entschlafene, etwas älter als bei ihrem Tode, bei der Figur des blumenstreuenden, in ein hellblaues, bis zu den Füßen reichendes Gewand gehüllten Mädchens vor, das auf dem Fresko des Treppenhauses im Basler Museum neben der Flora sitzt. Später tauchte sie nochmals auf, und zwar im Kranze der verstorbenen Geschwister über dem Haupte der Pietà. Böcklin wollte eigentlich das Bild nicht verkaufen, eben weil seine toten Kinder darauf sind[1]). Er hatte auch vorübergehend die Arbeit daran unterbrochen, da er sich vor zu tiefer Erschütterung fürchtete[2]).

Ähnliches widerfuhr ihm 1889 über der Arbeit am Bilde „Gang nach dem Bacchustempel"; er mußte es, wie H. A. Schmid berichtet, auf einige Zeit zur Seite stellen, da ihn das Heimweh nach Italien übermächtig anwandelte.

Ein Etwas, ein Nichts, ein Eindruck, den ein anderer gar nicht spürt oder kurzer Hand abschüttelt, legte sich seinem Schaffen leicht in den Weg.

Als er in Zürich an einem Leichenbegängnis teilnahm und die mitschreitenden Musikanten, vermutlich weil sie nichts anderes dem Anlasse Entsprechendes zu blasen wußten, auf dem langen Wege vom Totenhause bis zum Gottesacker fünfmal Chopins Trauermarsch spielten, der ihm äußerst zuwider war, kam er höchst verstimmt heim; tagelang blieb ihm die fatale Melodie in den Ohren, so daß er kaum arbeiten konnte.

Der Bildhauer Bruckmann, sein Schwiegersohn, trat eines Tages ins Nebenatelier, in den Anbau, wo er zu arbeiten pflegte, und begann, ohne zu wissen, daß sein Schwiegervater nebenan war, laut die Marseillaise zu pfeifen, hörte dann aber nach den ersten vier Takten zufällig auf. Böcklin konnte nicht anders, er mußte die Melodie weiterpfeifen, kam dann herüber und sagte: „Herrgott, jetzt hast du mir glücklich ein Motiv totgepfiffen." So erzählt Gustav Floerke.

Böcklins Schaffenslust steigerte sich leicht, wie übrigens bei anderen auch, zu nervöser Aufregung, doch nicht zur Hast. Er hielt seine Kraft zu Rate und nahm sich vor Übermüdung in acht. In früheren Jahren fand ihn die

[1]) G. Floerke, Zehn Jahre mit Böcklin. S. 67.
[2]) H. A. Schmid a. a. O., S. 59.

Frau ein oder mehreremale vor der Staffelei ohnmächtig zusammengesunken; da mögen außer der Überanstrengung noch andere Ursachen mitgewirkt haben, vielleicht ungenügende Ernährung, vielleicht das Unterwühlen einer nicht zum Ausbruch gelangten Krankheit.

Auf der eigentümlichen Mischung von robustem Wesen und Sensibilität beruhte Böcklins Spannkraft, die ihn aus mehreren bedenklichen Krankheiten herausriß und aus tiefen Verstimmungen zuweilen nach ganz kurzer Zeit wieder emporschnellen ließ. Dieses rasche Auffedern, vereint mit der angeborenen Liebenswürdigkeit, verringerte die Schärfe seiner empfindlichen und reizbaren Art. Er war fraglos ein gütiger und guter Mensch. Er hing zärtlich an seinen Kindern und fühlte ihr Glück und Leid wie das eigene. Während seines zweiten Basler Aufenthaltes (1866—71) pflegte er zu sagen: „Je mehr Kinder ich habe, desto mehr Lust habe ich zum Arbeiten." Seinen Freunden war er zugetan, wenn er sie auch jahrzehntelang ohne Antwort lassen konnte. Im Grunde war er wohl kein sehr warmer und kein sehr anhänglicher Freund; wenn er einen Genossen nicht mehr vor Augen hatte, so vermißte er ihn nicht leicht, was übrigens wohl zu den Lebensbedingungen einer in hohem Grade schöpferischen Natur gehört.

Doch lag es in seinem Wesen, wenn das Bedürfnis sich vor ihm auftat, helfend beizuspringen, und mancher hat seine Freundlichkeit erfahren. Der trefflichen Zürcher Teppichwirkerin Bertha Notdurft-Meili, die in ihren Kunstanfängen gerade da nicht Aufmunterung und Anerkennung gefunden hatte, wo sie solche in erster Linie hätte gewärtigen und beanspruchen dürfen, ging er mit feinen Winken an die Hand, so daß sie sich gefördert und aufgerichtet fühlte. Man hatte den Vorwurf gegen sie erhoben, daß sie mit Farben zu viel wage; aber gerade dazu ermunterte er sie, da er ihren Farbensinn für einen echten und ausgeprägten hielt. Er gab ihr den unschätzbaren Rat, die Farben etwas dunkler als bisher zu wählen, da unsere Zimmereinrichtungen das Helle nicht ertrügen. Er machte sie darauf aufmerksam, daß die acht alten Farben mit Silber und Gold sehr wohl zusammenstimmen, jedoch schmutzig erscheinen, sobald man Silber und Gold färbt. Auch wies er sie darauf hin, daß das Größenverhältnis der Bordüre zum Teppichgrund das nämliche sein müsse wie das des Rahmens zum Bilde, und daß Grund und Bordüre ineinandergreifen und einander unterstützen müßten. „Die Bordüren auf beiden Seiten," sagte er, „dürfen zusammen ein Drittel der ganzen Teppichbreite ausmachen." Die echt persischen Teppiche geben ihm recht, ihre Bordüre ist um ein ganz geringes breiter. Er forderte die Künstlerin auf, ihm in einem Couvert von jedem Teppich, den sie beginne, die Farbenmüsterchen zu schicken; sie dürfe seines Interesses an der Arbeit gewiß sein, auch wenn er ihr nicht antworte.

Ein befreundeter Architekt wünschte des Malers Beistand in der Farbenwahl der Steine zu einem Bau, den er in Schaffhausen aufzuführen gedachte. Böcklin setzte sich mit ihm auf die Bahn, um die Sache an Ort und Stelle zu betrachten. Von einem wundervollen Cassseler Braun, das nirgends im Handel zu finden war, schenkte er seinem Schüler Albert Welti. Und wie an-

ziehend ist, was dieser erzählt: „Einmal kam ein kleiner, etwa sechs bis siebenjähriger Knabe heraus ins Atelier, ich glaub', von einer polnischen, in Zürich ansässigen Familie, ganz allein und zeigte ihm seine Zeichnungen. Der Meister hatte eine große Freude an ihm, und ich seh' es jetzt noch vor mir, wie er ganz gerührt ihn unter der Türe entließ und der Kleine mit seiner Mappe davontrabte."

Als Böcklin nach dem erwähnten Zunftmahl der Weber mit dem Maler Hans Sandreuter, den er hergebeten hatte, im Basler Bahnhof neben dem zum Abgang nach Zürich bereiten Abendspätzug stand, überhörte er im Gespräch das Abfahrtssignal, so daß er zwar in den eben in Bewegung geratenen Wagen gerade noch einsteigen konnte, während sein Freund und Begleiter Waldner, der ihm den Vortritt gelassen hatte, darauf verzichten und zurückbleiben mußte. In Zürich angelangt, machte Böcklin einen beträchtlichen Umweg und schritt noch einige Zeit vor der Wohnung des Freundes auf und nieder, um, wenn sich darin etwa noch Licht zeigte, Waldners Frau über den Grund des Ausbleibens aufzuklären und ihr eine Unruhe zu ersparen.

An solchen Zügen ist sein Leben reich.

Er konnte nicht leicht nein sagen. Er verkehrte mit Leuten, über die er geringschätzig sprach und mit denen er eigentlich nicht verkehren wollte; er ließ sich von Leuten einladen, von denen er im Grunde nicht eingeladen sein wollte; er empfing im Atelier Menschen, denen er, nach seinen Reden wenigstens, die Tür vor der Nase zuzuschlagen gedachte.

Es begreift sich, daß er seinen Kindern ein sehr nachsichtiger Vater und sehr rasch bereit war, ihre Partei gegen die Lehrer zu ergreifen. Freilich war die Nachgiebigkeit in solchen Dingen auch das nächstliegende Mittel, um aus unangenehmen Situationen möglichst rasch herauszukommen und die Arbeitsstimmung möglichst wenig zu schädigen.

Nur in der Kunst kannte er keine Rücksichten und Konzessionen, je älter er wurde, desto weniger. Lieber ließ er alles über sich ergehen, ehe er etwas tat oder unterließ, was seiner künstlerischen Überzeugung zuwiderlief.

Seine verwundbaren Stellen deckte und panzerte er vor der Welt, indem er gegenüber Fremden und oberflächlich Bekannten zurückhielt und Persönliches umging, was ihm leicht fiel, da er selten wirklich lebhaft und aufgeregt, nicht expansiv und im Grunde ohne das Bedürfnis zu reden war. Zwar leerte er in trüben oder zornigen Augenblicken guten Freunden das Herz aus; sobald sich aber der Sonnenschein wieder einstellte, hörte seine Mitteilsamkeit auf, und er zog es vor, sich in lustigen Geschichten, Schnurren und Witzen zu ergehen. Wiewohl er dieses und jenes aus seiner Vergangenheit erzählte, für gewöhnlich war er nicht sehr vertrauend und enthielt sich solcher Eröffnungen, die auf sein früheres Innenleben ein Licht warfen. Diejenigen, die häufig mit ihm verkehrten und die nun seine Mitteilungen in ihrem Gedächtnis wiedererwecken oder die Erinnerungen mustern, die andere dem Druck übergaben, gewinnen das Gefühl, daß sie im Grunde aus seinem Leben wenig genug erfuhren und vernahmen; sie machen sich klar, daß sie sich mit ihm vortrefflich unterhielten und durch ihn reichlich gefördert sahen, daß sie jedoch

außer dem sympathischen und unverlöschlichen Eindruck der hervorragenden Persönlichkeit und außer einzelnen Ansichten und Aussprüchen des Mannes wenig davontrugen; und indem sie seine eigenen Mitteilungen über sein Leben überschlagen, gelangen sie zur Wahrnehmung, daß es sich dabei vorwiegend um ergötzliche und belanglose Geschehnisse handelt. Wie seine Porträts zuweilen die einigermaßen mangelnde Empfindung für das Individuelle eines Gesichtes verraten, so fehlte ihm auch für das Schicksal, für die epischen Vorkommnisse in einem Erdenwandel ein gewisser Sinn, ein ausgeprägtes Interesse. Er fragte bei andern nach dem, was sie waren, viel weniger nach dem, was sie erlebten. Und so hielt er es wesentlich auch mit sich selbst. Dabei machte sich zweifelsohne auch seine Sensibilität geltend: es schmerzte ihn, alte Wunden zu zeigen und, indem er es berührte, altes Leid zu erneuen.

Gelegentlich fielen zwischen die beschaulichen oder lachenden Rückblicke und Ausblicke dunkle Schatten — herbe Urteile und herbe Bemerkungen. Doch lüftete hier nicht nur Verbitterung und unverwundener Schmerz den Schleier, es war auch die scharfe Basler Art, die ins Spiel trat. Böcklin besaß die spitzige Weise, wie sie so manchem geistig überlegenen Manne eignet, und er besaß sie in der speziellen Basler Färbung. Aber er war durchaus kein Schimpfer und Nörgler; dafür war er ein zu großer, zufriedener und guter Mensch. Wäre er's gewesen, er hätte nicht bei denen, die sich seines Umgangs erfreuten, das anmutende Andenken ungewöhnlicher Güte und Liebenswürdigkeit hinterlassen, und sein mächtiges Werk würde nicht den herrlichen Geist atmen, der Unzählige beseligt und noch beseligen wird.

Er schüttete seine Urteile und Ansichten heraus, wie gerade Stimmung und Laune sie färbten, meistens über dem Wein und wenn er sich in verschwiegener Gesellschaft glaubte. Man tut unrecht, aus der Schärfe, die oft darin liegt, auf einen Grundzug seiner Natur zu schließen. Es war nicht sein innerstes Wesen, es waren die Kräuselungen der Flut, über die der Sturm gefahren war. Und dann war eben dieses Zungenwetzen eine Art Lustbarkeit und Erholung. Seine wenigen Karikaturen sind lustig, possenhaft, derb, aber sie sind keine Verhöhnungen.

Diese Erwägungen muß man festhalten gegenüber Gustav Floerkes Buch „Zehn Jahre mit A. Böcklin". Es ist in seinen positiven Teilen, wo er sich über die ganze Richtung Böcklins, über das Werden einzelner Schöpfungen und über seine Technik ausspricht, von unschätzbarem Werte. Aber es trübt das Bild des Menschen. Ganz abgesehen davon, daß Floerke, als er 1898 starb, sein Werk nicht druckreif zurückließ und daß er seine eigenen und Böcklins Meinungen in einen unentwirrbaren Knäuel auf und durcheinanderflicht, der geistreiche und kunstsinnige Mann hat vorwiegend nur diejenige Seite an seinem Helden gesehen, die seiner eigenen entsprach, nämlich die kritisch-negative; und da er meist nur das hörte, was in ihm selber erklang, so machte er ihn fast überall zum Träger und Widerhall seiner eigenen Antipathien und Anschauungen.

Wer jahrelang mit dem mildesten und gelassensten Manne von hervorragender Schöpferkraft zusammen ist, der gerade, weil er Neues und Unerhörtes

in die Welt wirft, auf Widerstand und Verkennung stößt, der wird den Unmut über diesen Widerstand und seine Folgen gar manchmal aufwallen sehen. Böcklin hat dieses Widerstreben mit allem, was drum und dran hing, schwer empfunden bis ans Ende, wie z. B. ein Kärtchen aus dem Jahre 1892 oder 1893 an seinen Freund Rothpletz dartut: „Werde mich auch nicht mehr so ärgern über dummes Pack, das ja der Herrgott ebenfalls geschaffen hat in seiner unergründlichen Weisheit."

Die Phrase haßte er, weil sie sein sittliches Gefühl anwiderte, aber auch, weil sie sich seinem durchdringenden Blick als das überall Unzulängliche enthüllte. Sein Verstand war eminent und bis zur Grübelei rastlos tätig. Er hat die Kunst nach allen Seiten durchgedacht und noch manches andere dazu. So geschah es zur Verwunderung der Anwesenden nicht selten, daß er durch irgend eine in die ihm anscheinend gleichgültige Diskussion geworfene Bemerkung Gedankengänge aufdeckte, die er in einem nach ihrer Voraussetzung ihm fremden Schacht gegraben hatte. Durch sein männlich entschiedenes, kernhaftes Denken fühlte man sich angezogen und erfrischt, auch wo man seine Anschauungen nicht zu teilen vermochte. Der Reiz lag darin, daß seine Meinungen stets die Absenker einer ganzen, geschlossenen Persönlichkeit waren und zuweilen erst recht auf einen ursprünglichen Geist hinleiteten, wo er irrte.

Obgleich in jeglichen Versuchen und Unternehmungen künstlerischer Technik erfinderisch und von einer oft verblüffenden Geschicklichkeit, die ihn mit den einfachsten Mitteln das Zweckdienlichste zu finden befähigte, blieb er doch in allen geschäftlichen und praktischen Dingen dieses Lebens unbeholfen und weltunläufig. Die Mitglieder der Gottfried Keller-Stiftung[1]) erinnern sich eines Mißgeschickes, das ihm als Mitglied eben dieser Kommission zustieß. Den 25. Juli 1891 war auf Vormittag zehn Uhr nach Konstanz Sitzung angesagt — es war die zweite, die überhaupt stattfand —, und alle hatten sich zur Zeit eingefunden; nur Böcklin fehlte noch. Man wartete mit dem Beginn der Geschäfte, eine halbe, eine ganze Stunde und schritt dann, als er auch jetzt nicht anrückte, zur Erledigung der vorgesetzten Traktanden. Nach ihrer Abwandelung und nach eingenommenem Mittagessen verfügte sich die kunstsinnige Schar zum Bahnhof, um gemächlich der Heimfahrt zu harren. Da dampfte gemütlich ein Bummelzug heran, dem ein paar Bauernweiber und Fischer entstiegen. Unter ihnen tauchte Böcklin auf, die Reisetasche unterm Arm. Er, der Vielgereiste, hatte es fertig gebracht, sich in Zürich irgend einem Zug anzuvertrauen, der mit allen erdenklichen Umwegen und Nötigungen zum Umsteigen nach vielen Stunden ihn endlich ans Ziel brachte, wo er vor Hunger und Durst fast zusammenbrach, da er am Morgen ungefrühstückt abgereist und ungeachtet so manchen Haltes unterwegs zu keiner leiblichen Stärkung gelangt war. Jetzt reichte es just noch, daß einer der Herren in der Bahnhofsrestauration etwas Eßbares zusammenraffte, worauf der eben Ausgestiegene und mit den übrigen nun Eingestiegene sich endlich laben konnte.

[1]) Die Gottfried Keller-Stiftung beruht auf dem reichen Vermächtnis der aus Karl Stauffers Leben bekannten Frau Lydia Welti-Escher; sie hat den Ankauf bedeutender Werke verstorbener Maler oder Bildhauer wesentlich schweizerischer Provenienz zum Zweck.

Daß er sich auf Gelderwerb nicht verstand und die irdische Ader seines Talentes nicht auszubeuten wußte, wird keinen in Erstaunen setzen, der den mächtigen Umfang seines immer regen Schöpfungskreises und seiner reichen geistigen Bedürfnisse in Erwägung zieht. Nicht daß er etwa ein ungeordneter, nachlässiger Haushalter gewesen wäre; er war das Gegenteil. Allein ihm fehlte in ziemlichem Maße der Sinn für Erwerb und der Sinn für Besitz. Sofern ihn nicht gerade die Not auf die Nägel brannte, war ein Bild für ihn erledigt, sobald er den Rahmen darum sah. Und solange er daran malte, hatte er anderes zu tun, als an den Verkauf zu denken. Seine Frau mußte ihn oft ermahnen, das Doppelte des von ihm angesetzten Preises zu verlangen.

Von seinen Käufern fühlte er sich mannigfach übervorteilt, und seine Phantasie, leicht geneigt, alles zu vergrößern, ließ ihn zuweilen in denjenigen, die seine Werke zu kaufen begehrten, verkappte Sendlinge von Kunsthändlern und heimliche Anschicksmänner von Bilderspekulanten erblicken. Aber dieses Mißtrauen entwickelte nicht die geringste kaufmännische Geriebenheit in ihm, und es blieb dabei, daß er sich wenig um Geld und Gut sorgte, wenn er gerade genug zu leben hatte. Ja, Reichtum oder doch ein Vermögen, das ihn für seine Person entbehrlich dünkte, schien ihm für die Kinder eher schädlich als begehrenswert zu sein. Als ihm jemand einen nicht unbeträchtlichen Besitz testamentarisch zufertigen wollte, damit er seine Söhne nicht nur möglichst ungehemmt ausbilden könnte, sondern sie auch finanziell einigermaßen gesichert wüßte, lehnte er das Anerbieten ab, indem er hervorhob, es sei für seine Sprößlinge zuträglicher, sich auf kein Geld zu verlassen, sondern ungefähr gleich gestellt zu sein wie vor Zeiten der Vater.

Als ein Maler durch und durch, der ganz wesentlich mit den Augen lebte und sich am Schein der Dinge ergötzte, erwog er das Ethische, wie es sich im Laufe der Welt und ihrer Händel zeigt, nicht eben in starkem Maße, obgleich er für sein Teil redlich danach handelte. Grämte es ihn wenig, wenn da oder dort eine Fünf gerade war, in der Kunst litt er das durchaus nicht; und zuweilen schob sich das Gewissen seltsam zwischen ihn und den Mammon. Einer seiner Zürcher Bekannten erzählt einen bezeichnenden Vorfall[1]), wobei allerdings der Einfluß Gottfried Kellers im Spiel war. Eines Tages erschien ein dem Meister persönlich Unbekannter im Atelier und drückte den Wunsch aus, unter den vorhandenen Bildern eins auszuwählen, fand auch eins, das ihm zusagte. Wie nun der Kauf wirklich abgeschlossen werden sollte und Böcklin den Namen des Käufers vernahm, den er anfänglich überhört oder nicht richtig verstanden hatte, so wurde er plötzlich frostig und zugeknöpft und legte es unter allerlei hastig herbeigeholten nichtigen Vorwänden darauf an, den Abschluß zu hintertreiben. Er erinnerte sich nämlich plötzlich, Gottfried Keller habe den Betreffenden — einen durchaus ehrbaren Finanzmann — als einen bezeichnet, „der fremden Leuten an der Börse Geld abnehme und sich damit bereichere". Einem solchen Manne könne er unmöglich seine Bilder überlassen. Wiewohl der Sohn eines Industriellen und einer Handelsstadt

[1]) L. P., „A. Böcklin und Gottfried Keller". Feuilleton der „Neuen freien Presse", 5. April 1901.

und wiewohl in einer sehr rührigen Kaufmanns- und Industriestadt lebend, hielt er doch einen Geschäftsmann, nur weil er sich mit Börsengeschäften befaßte, für einen unsauberen Gesellen.

Verlor er sich wie ein hilfloses Kind in den Geschäftslabyrinthen der Welt, so lachte er dafür wie ein seliges Kind ihre Schönheiten an. Seine Freude an den Herrlichkeiten dieser Erde war eine seltene, ursprüngliche und unerschöpfliche. Vor einem in der Sonne zitternden Tautropfen, vor einer aufgebrochenen Blüte, vor den bescheidenen Blumen eines Bauerngärtchens konnte er in betrachtende Wonne versinken. Farbe und Glanz berührten ihn wie eine Zaubergerte; eine neue Farbe versetzte ihn in Aufregung. Als wir an einem Sommernachmittag sein Atelier verließen, bückte sich der schwere Mann, hob eine auf dem Wege liegende Scherbe Spiegelglas auf und warf sie in die Höhe. „Schön!" murmelte er, stehen bleibend und mit leuchtenden Augen ihren schimmernden Flug und Absturz verfolgend. Für die Schönheit der Menschengestalt war er außerordentlich empfänglich, namentlich für die der Frauen, wobei seine ausgesprochene Vorliebe den stattlichen, hochgewachsenen gehörte. Vor dem Naturabguß einer entzückenden italienischen Frauenhand, den er im Atelier des Bildhauers Kißling sah, blieb er lange bewundernd stehen, bis er schließlich die Äußerung tat, so etwas Vollkommenes wachse nur südwärts der Alpen. Daß er sich von Kunstwerken, die ihn erfüllten, oder von ihren Reproduktionen nicht leicht trennte, liegt nahe.

Zu seiner Weltfreude gehörte die Lust an leiblichen Genüssen. Er war ein starker Esser, doch ohne jeden Anflug von Feinschmeckerei, und begnügte sich leicht mit dem Einfachsten. Seine Lieblingsgerichte waren alle möglichen Seetiere (frutti del mare); besuchten ihn Zürcher Freunde in San Domenico, so ließ er sich's nicht nehmen, drunten in Florenz in die Wirtshausküche zu gehen und dort seine besonderen Anweisungen zur Bereitung dieser Leibspeise zu geben.

Der Wein war ihm ein Sorgenlöser und Stimmungsbringer[1]). Stieß er irgendwo auf einen feinen Tropfen, so war er nicht leicht wegzubringen. Er bevorzugte durchaus die starken Sorten; unter den Schweizer Weinen z. B. behagte ihm keiner als der kräftige, würzige Walliser. Seine Lieblinge waren die Spanier; als er 1892 Zürich verließ, verteilten die Freunde noch einen schönen Vorrat dieses Bevorzugten seines Kellers. Es geschah nicht selten, daß er nach einem trinkfreudigen Abend noch vier ordentliche Gläser von vier verschiedenen spanischen Marken zusammengoß und mit dieser Spende sein feuchtfröhliches Tun für den Tag beendete. Aus den längsten Trinksitzungen und aus den bewegtesten Weinstürmen schritt er aufrecht wie ein Turm nach Hause; denn der Wein erheiterte ihn wohl, aber er gewann nie die Herrschaft über ihn. Und am nächsten Morgen trat er wieder vor die Staffelei, als wäre nichts geschehen und als hätte er am verwichenen Abend aus einem unschuldigen Wasserkrug geschluckt. Die lange, schwarze Brissago-Zigarre fehlte dabei nicht: dem Raucher wie dem Trinker war das Schwerste gerade gut genug. Geraucht hat er so ziemlich den ganzen Tag, bis er sich zu Bette legte. Einmal stellte sich eine gehörige Nikotinvergiftung ein, die vorübergehend sein Sehvermögen beeinträchtigte.

[1]) Floerke, S. 14.

Die Kehrseite des Behagens an der Welt und ihren guten Dingen war ein tiefer Ernst, der sein ganzes Wesen durchdrang und sich zuweilen melancholisch verschattete. Ein Freund, mit dem er etwa einsame Waldspaziergänge unternahm, gewahrte verwundert, wie dieser Schöpfer lachender Bilder, dieser scheinbar fast immer seelenhelle Mann den tiefsten Problemen der Dinge nachgrübelte. Doch hat, was er immer anfaßte und betrieb, seinen Ernst nie eine Spur von Trockenheit entstellt.

Da er seine Sache und infolgedessen sich selber ernst nahm, besaß Böcklin ein starkes Selbstgefühl, ohne welches das Bewußtsein der Persönlichkeit und eine Kontinuität in der Hervorbringung bedeutender Schöpfungen schwerlich möglich ist. Es äußerte sich bei ihm in der Leidenschaft und Festigkeit, womit er den erwählten Kunstboden gegen alle Anstürme verteidigte, womit er alten oder neuen Ruhm zuweilen bestritt. Aber in seinem persönlichen Behaben trat es nicht zu Tage, außer vielleicht in der straffen Haltung, in der gelegentlich sehr fühlbaren Abweisung und im Schweigen. Sonst war die Bescheidenheit des Benehmens an ihm mit das Merkwürdigste. Pose und Eitelkeit waren ihm nicht nur fremd, sondern geradezu unmöglich. Er besaß jene eigentümliche Mischung von Genialität und kleinbürgerlicher, fast philiströser Schlichtheit, wie sie noch zwei andere hervorragende Schweizer auszeichnete, nämlich Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, eine Mischung, die man vielleicht als eine ganz spezifisch schweizerische bezeichnen darf. Er war völlig frei von allen den häufigen Gepflogenheiten, Anflügen und Ansprüchen eines Dichters oder Künstlers oder künstlerisch bewegter und angeregter Leute und Gesellschaften. Man konnte wochenlang mit ihm verkehren, ohne, wenn man es nicht darauf anlegte, hinter seinen Beruf zu kommen. Der erste beste Mann von gebildeter Haltung, der sich im Wirtshaus gesprächshalber zu ihm setzte, fand in der Regel ein zuvorkommendes Eintreten in seinen Gesichtskreis. Es ist sehr bezeichnend, was ein Zürcher, den er nicht selten beim Trunke traf und der von der Größe des Malers keinen Begriff hatte, nach einem Jahrzehnt sagte: „Er war mir immer wie ein anderer Bierbürger auch."

Es handelte sich bei ihm durchaus nicht um momentane falsche Bescheidenheit, um die Unfähigkeit, aufzutreten und sich geltend zu machen, sondern hier waltete wirklich außer der Liebenswürdigkeit eine ursprüngliche Einfachheit. Der eigentliche Prüfstein dieser Tugend war die Fähigkeit, sich selbst zu vergessen. Bescheiden und artig führen sich genug große Männer auf, allein dieses Maß anmutenden Selbstvergessens wird sich nicht leicht ein zweites Mal finden.

Würden und Auszeichnungen lockten ihn nicht. In jüngeren Jahren schwebte ihm, wie anderen Sterblichen auch, ein berühmter Name als begehrenswertes Gut vor, bis die stetig sich vertiefenden Probleme und die immer hoheitsvolleren Blicke seiner Muse ihm strahlende Werke als das Erstrebenswertere und eines Mannes Würdigere erscheinen ließen.

Stand und gesellschaftliche Stellung waren ihm gleichgültig. Sonderbarerweise erlebte just er es, daß eine altadelige Sippe ihn nicht ungern als wohlberechtigten Namensvetter begrüßt hätte, indem nämlich irgend aus deutschen Landen ein General Böcklin von Böcklinsau ihm brieflich nahelegte,

nachzuforschen, ob er nicht etwa ein Abkömmling dieses altelsässischen Adelsgeschlechtes sei. Der Gedanke, die Wurzel seines bislang sehr wenig illustren Stammbaumes in irgend einem epheuumsponnenen Burgstall zu entdecken, reizte ihn keinen Augenblick. Vielmehr erledigte er die Angelegenheit mit dem fröhlichen Scherze, jetzt wisse er doch einmal, daß sein großer Durst als ein Erbstück von seinen Vorfahren, den elsässischen Raubrittern, herstamme.

Die wenigen Orden und Medaillen, die den Weg zu ihm fanden, legte er höchst gelassen beiseite. Als ein schweizerischer Dichter seine Freude über die Verleihung des bayrischen Maximiliansordens nicht verbarg, äußerte Gottfried Keller zu mir: „Der Böcklin hat ihn schon lang. Aber er hat nicht dergleichen getan, und es hat's kein Mensch gewußt."

Die in der Ferne niederfahrenden scharfen Rezensionenschauer und der aus der Weite erstrahlende Ruhm setzten ihn nicht eben sehr in Bewegung. Aber das Lob aus der Nähe tat ihm wohl, und er lehnte es nicht ab, was auch in dieser Beziehung schon Gegenteiliges behauptet worden ist; schiefe Urteile der Bekannten, Schweigen der Freunde, Mißverstand, der ihm auf den Leib rückte, kränkten ihn, ebenso Mangel an Rücksicht, wo er solche glaubte verlangen zu dürfen. Hier trat eben die Sensibilität durchaus in ihr Recht. Dagegen begehrte er weder Bevorzugung noch Aufmerksamkeiten; er beanspruchte nicht ein princeps inter pares zu sein. Im Wirtshaus, und wo sonst es ihm freistand, den Sitz zu wählen, las er sich gewöhnlich den unbequemsten Stuhl und den ungünstigsten Platz aus. Es bereitete ihm wohl aufrichtigen Spaß, wenn sich ein fechtender Stubenmaler in sein Atelier verirrte und, einen Zunftgenossen in ihm vermutend, ihm den Innungsgruß entbot. Dann ließ er sich einen fetten Zehrpfennig nicht reuen [1]).

Starkes Lob, Ehrenbezeigungen, das bewundernde Anstarren beengten ihn leicht. Er suchte zu bremsen, wo er nicht ausbiegen konnte. Als ihm zugleich mit den Tondichtern und Gesangsführern Carl Attenhofer und Friedrich Hegar die Zürcher Hochschule am 29. April 1889, an ihrem Stiftungstag, den Doktorhut verlieh, saß er beim Festmahl ziemlich einsilbig da, vermutlich von dem Gedanken bewegt, den er nachher in die kurze Selbstironie zusammenfaßte: „Doctor indoctus!" Den feierlichen Ton dämpfte er gern durch irgend eine Schalkerei. Eines Tages, es war gerade im Atelier ein Bekannter bei ihm, klopfte es; drei junge Leute drückten sich zur Tür herein und blieben ehrerbietig daselbst stehen. Der Wortführer richtete an Böcklin die schüchterne Bitte, die Bilder auf den Staffeleien besehen zu dürfen. Sofort nahm der Maler mit der ernsthaftesten Miene von der Welt den nämlichen leisen Ton an und behielt ihn bei, bis die drei Ehrfürchtigen abgezogen waren. Übrigens verstand er, sobald er die Echtheit der Gesinnung erkannte und es nicht allzu laut herging, gefaßt und geziemend zu danken, wie ihm denn seine männliche Natürlichkeit aus mancher Affäre gelassen abzureiten gestattete.

In Gesellschaft saß er oft verträumt, einsilbig und ging nicht aus sich heraus. Zuweilen, namentlich bei Tage, wo er seine Blicke ins Freie lenken konnte, hing sein Auge an einem Wolkenzug, an einem Zweig u. s. w.; spannte

[1]) L. P., „Arnold Böcklin" a. a. O.

man dann auf sein Scherflein zu der angeregten und lebhaften Diskussion, so war er wohl imstande, etwa zu sagen: „Sehen Sie dort, wie interessant die Bewegung des Vogels!" Er sprang auch sehr leicht im Gespräch ab und wandte sich irgend einer Nebensache zu. Erörterungen, tiefgreifende Erwägungen und Gespräche, namentlich über die Kunst, waren durchschnittlich seine Sache nicht; nach Schluß der Tagesarbeit begehrte er sich zu erholen, mit Freunden gemütlich zusammenzusitzen und wo möglich eine absichtslose und heitere Unterhaltung zu führen. Dabei wurde er nie laut und vergaß sich nie bei aller Ungezwungenheit. Er fühlte nicht im geringsten das Bedürfnis, eine Rolle zu spielen und das Steuer des Gesprächs in den Händen zu haben, verlor auch die Laune nicht, wenn sich etwa einer vordrängte und schwadronierte. Nur über die ärgerte er sich, die immer wieder die gleichen Witze vorbrachten. Griff er in die Unterhaltung ein, so geschah es gewöhnlich nur, um eine lustige Geschichte zu erzählen, wobei er leicht ein allgemeines Lachen entfesselte, an dem er sich gern beteiligte. Er lachte nicht sehr laut, aber herzlich und von Grund aus. Er war nie übellaunig und grämlich, kein Spielverderber, sondern gern fröhlich mit den Fröhlichen.

Nichts hörte und erzählte er lieber als Anekdoten und Schnurren, und selbst ein alter Ladenhüter, sofern er nur ihm neu war, vermochte ihn weidlich zu ergötzen. Lachend und leuchtend erzählte er z. B.: „In einem Tunnel blieb einmal ein Eisenbahnzug stecken. Alle Nachforschungen nach der Ursache waren vergeblich. Endlich entdeckte man im hintersten Wagen einen Mann, der eine furchtbar schwere Zigarre rauchte."

Da er gern witzelte, verdrehte er mit Vorliebe gewisse Redensarten; z. B. half er sich über unangenehme Dinge oft mit der Wendung weg: „Es hat eben jede Sache ihre zwei Schattenseiten." Erkundigte man sich nach seinem Befinden, so antwortete er zuweilen: „Es geht mir wie einer Lawine," und fügte dann erklärend hinzu, ein bekannter Berliner Bankier habe von den Börsenpapieren gesagt: „Die gehn rauf und runter wie die Lawinen." Kam man auf maltechnische Schwierigkeiten zu reden, so zitierte er wohl das Sprüchlein: „Ewigkeiten gibt es viel, Malen ist kein Kinderspiel."

Er haßte den Klatsch und liebte gepfefferte Geschichten nicht. Doch gehörte es unter seine Lustbarkeiten, den Leuten Bären aufzubinden, wenigstens wenn von ihm selber die Rede war.

Das Gaukeln trieb er so weit, daß auch da, wo er im Ernst über seine Erlebnisse, seine Urteile, seine Kunst, seine Werke redete, auf seine Behauptungen nicht immer ein Verlaß ist. Ein Maler fragte ihn: „Herr Professor" — dieses schmückende Beiwort haftete ihm seit seiner Weimarer Zeit an — „brauchen Sie häufig Kobaltblau?" „Ich brauche es gar nie," entgegnete er der Wahrheit zuwider. Ebenso unwahr war es, wenn er einem anderen jüngeren Kunstgenossen gegenüber behauptete, er empfinde nie das Bedürfnis nach einem Modell. So verfuhr er vielfach; offenbar fand er in diesem Vorgehen ein einfaches Mittel, unbequeme Fragen und Fragesteller abzuweisen, ohne schroff zu werden.

Er sprach, wie er schrieb: einfach, klar, präzis, aber beinahe nüchtern. Es ist auffallend, daß die Briefe eines so eminent schöpferischen Geistes wenig

originelle Wendungen und so gut wie keine Bilder enthalten. Das Schöpferische konzentrierte sich bei ihm völlig auf die bildende Kunst.

Derber Worte, kräftiger Ausdrücke, von denen ja auch die Schweizer einen artigen Vorrat besitzen, bediente er sich nicht, selbst im Ärger und Zorn nicht. Er wurde nicht anzüglich, nicht beißend und griff nicht an, wußte es aber gar wohl einzurichten, wenn er sich jemanden vom Leibe halten wollte: erst antwortete er möglichst kurz, schwieg dann, tat, als ob er nicht hörte, unterhielt sich mit einem anderen, blickte steif in den Rauch der Zigarre, — er vereiste und versteinte.

Mißfiel ihm einer, auch ohne sich an ihn zu drängen, durch sein Benehmen, so kritisierte Böcklin durch Schweigen und Blicke. Als er einmal neben anderen mit Gottfried Keller und dem Solothurner Maler Frank Buchser zusammensaß, der in Haltung und Worten seiner ungewöhnlichen Selbstschätzung entsprechenden Ausdruck verlieh, verhielt sich Böcklin schweigsam und fuhr nur von Zeit zu Zeit, indem er den Kopf noch mehr als gewöhnlich zurückbog, mit scharfen Blicken wie mit Schwertern an dem Mann herunter, der sich von da an, wiewohl ihm z. B. Gottfried Keller nicht ungern zuhörte, in dem Kreise nicht wieder sehen ließ.

Jahraus jahrein ging er, sofern nicht festliche Anlässe es anders verlangten, gleich einfach gekleidet einher: schwarzer, runder, steifer Hut, ziemlich kurzes Jaquet, Weste und Beinkleider von der nämlichen Farbe, gewöhnlich dunkelgrau. Auch die Kleidung verriet den Künstler in keiner Weise.

Der ruhige Mann, der sich in vieles schickte und nicht leicht gegen das Übliche stimmte, war von einem herben Unabhängigkeitssinn erfüllt, der in manchen Kleinigkeiten des Lebens sich geltend machte, wie denn eine so ausgeprägte Persönlichkeit allenthalben ihre besonderen Seiten hervorkehren muß. Er empfand es z. B. als weichlich und fast unwürdig, ohne Not mit den Ausländern in ihren Sprachen zu reden, und wies auf die Briten, die, ausschließlich ihr angeborenes Idiom beherrschend, sich durch die ganze Welt schlagen. Dahin gehört es auch, daß er sich ohne Spiegel rasierte; er sagte, es erfordere gleichsam die Selbsterziehung, daß man sich von allem Unnötigen befreie.

Mutete man seiner Kunst Unrechtes zu, trat ihm die Anmaßung des Unverstandes oder der Clique zu nahe, dann straffte sich die kräftige Gestalt noch mehr, der Kopf warf sich noch weiter in den Nacken, die Stirnadern quollen hervor, die Augen funkelten, das Antlitz rötete sich, und ein leichtes Zittern durchlief seine Glieder.

Alle schönen und hohen Redensarten von der Kunst waren ihm zuwider. Aber das Wort vom heiligen Feuer, das im Künstler lodern müsse, brauchte er doch zuweilen selber. Mit Gottfried Keller durfte er sagen, er habe sich ein halbes Jahrhundert abgemartert, um seinen Künstlernamen blank zu halten und in der Kunst nur das zu tun, was ihm das Rechte schien. Im Hexenreigen der Reklamemänner, der Kunststreber und Modebequemlinge hat er niemals einen Schritt mitgemacht; das war seiner von Grund aus aufs Echte gestellten Natur, wenn nicht unverständlich, so doch unmöglich.

Mary Delany.

Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Von

Marie von Bunsen.

> Sie ist die vornehmste Frau ihrer Zeit, und, nach jeder Hinsicht bedeutend, wird sie auch stets einen Typus der Vornehmheit bilden.
>
> Edmund Burke an Dr. Johnson.

> Ihre Tugenden, ihr vorzüglicher Verstand, ihre Talente und ihr Geschmack gereichten zur Verschönerung ihres Lebens und zum Glück ihres Alters.
>
> Horace Walpole.

So wurde Mary Delany von hochstehenden Zeitgenossen beurteilt; in England ist noch jetzt ihr Name allen Kennern des vorigen Jahrhunderts geläufig, und die Geschichte ihres Lebens steht in wuchtigen Bänden verzeichnet. In diesen erblicken wir eine liebenswürdige, begabte, durch ihre Zeit geformte und bedingte Frau. Im Jahre 1700, während der Regierung von Wilhelm III., geboren, starb sie 1788 als Freundin von Georg III. und seiner Königin Charlotte; ihr Dasein umfaßt beinahe das ganze achtzehnte Jahrhundert, und aus ihren Aufzeichnungen und Briefen spricht nicht nur ihre Persönlichkeit, sondern auch die eigenartige, uns nahe und doch fern liegende Puder- und Reifrockperiode.

So möchte ich denn einiges über meine Urahnin erzählen.

I. Jugend.

Ihrer Kindheit fehlte es keineswegs an dramatischen Szenen; eines Morgens weckten zwei Soldaten mit geladenem Gewehr die fünfzehnjährige Mary Granville aus dem Schlaf, um sie „vor den Staatssekretär" zu führen. Ihr Onkel Lansdowne saß wegen stuartsfreundlicher Umtriebe im Tower; nun traf auch ihren Vater derselbe Verdacht. Während die Mannschaften alles durchstöberten und ihre Mutter in Weinkrämpfe verfiel, drang eine resolute Tante, Lady Stanley, durch alle aufgestellten Posten in das Haus. Sie war langjährige Hofdame bei der Königin Anna gewesen, hatte geringe Menschenfurcht, und wenn es ihr auch nicht gelang, den Verhaftungs-

befehl ihres Bruders zu hintertreiben, entführte sie wenigstens die Nichte nach ihrer Dienstwohnung im Whitehall-Palast. Dieses ehemalige Königsschloß war Mary nicht fremd, hier hatte sie manche Kinderjahre verlebt; dort blieb sie noch einige Zeit bei der Tante, nachdem ihre bald in Freiheit gesetzten Eltern sich aufs Land verzogen. In der guten, alten Zeit führte man bereits fünfzehnjährige junge Mädchen in die große Welt; so tat Mary schon jetzt einen Blick in die Londoner Gesellschaft. Ihr wurde eine vorzügliche Schulung zu teil. Lady Stanley war eine ebenso gescheite als gestrenge Frau und zügelte unerbittlich das vielleicht zu übersprudelnd-lebhafte Wesen ihrer jungen Nichte. Auf das eindringlichste schilderte sie ihr die Gefahren der vornehmen Welt, und später wiederholte Mary oft dankbar die erfahrungsreichen Grundsätze der Tante Stanley.

Schon damals war sie manchen Berühmtheiten begegnet. Als kleines Mädchen hörte sie Händel, den späteren Freund ihres Bruders, hinreißend schön auf dem Spinett phantasieren; noch ganz im Bann seiner Töne, setzte Mary sich gleich darauf hin und gab ihr neuestes Stück zum besten. Neckend fragte sie der Onkel, ob sie wohl jemals so gut wie dieser Herr spielen würde, und mit kindlich naivem Selbstgefühl antwortete sie, wenn das nicht sicher stände, würde sie ihr Instrument lieber auf der Stelle verbrennen. An der Themse, dicht bei London, wo jetzt Ziegeleien und qualmende Schornsteine sich erheben, besaß Sir John Stanley eine Villa, deren „paradiesische Schönheit", deren „Nachtigallen und Blumen" sie bewundernd liebte. Dorthin kam oft der glänzende, geistvolle Lord Bolingbroke. Noch im Alter erinnerte sie sich seiner schönen Erscheinung, seines vornehmen, gebieterischen Auftretens; nur hätte er schrecklich getrunken und geflucht. Einst kam er schwer berauscht in der Villa an und warf sich auf eine Ruhebank im Treibhause. Da bestellte ein atemlos herangaloppierender Bote, daß der versammelte Ministerrat auf Mylords Erscheinen warte; sofort erhob er sich, nahm seine Papiere und eilte, besonnen und klar, zu der Sitzung.

Zu jung, um all das bunte Treiben zu verstehen, aber alt genug, um den anregenden, abwechslungsvollen Reiz zu empfinden, wurde es ihr nicht leicht, dem Londoner Leben zu entsagen und nach dem abgeschiedenen Gloucestershire-Landhaus ihres Vaters zu ziehen. Doch fand sie sich mit jugendlicher Heiterkeit bald in das veränderte Dasein. Ihre Eltern hatten viele Interessen, man las, malte, musizierte; alle kleinen Zerstreuungen des Landlebens wurden ihr gewährt. Als Greisin erzählte sie, wie es ihr ausnahmsweise einmal erlaubt worden wäre, allein ein Fest bei Bekannten in der Nachbarschaft zu besuchen. Die Wege waren unergründlich, und so wurde sie hinter dem alten Reitknecht auf ein Pferd gesetzt. Unterwegs stießen sie auf eine Hetzjagd, auf die Meute hinter der Spur eines Fuchses. Alle ihre angeborenen Instinkte erwachten, auch Diener wie Pferd erlagen gern der Versuchung, und beseligt sausten sie über Hecken und Graben. Aber die Jagd dauerte lange, und als Mary nach bedenklicher Verspätung im gastlichen Haus erschien, waren die Hackenschühchen verloren, das rosa Seidenkleid zerfetzt und der Bänderhut über alle Berge.

Wie in ihren Jahren üblich, hegte sie eine bewundernde Schwärmerei für eine etwas ältere Freundin, die begabte Tochter ihres Pfarrers. Eine angenehme kleine Aufregung wurde ihr auch durch den ersten Anbeter zu teil. Ein liebenswürdiger junger Mann aus guter Familie, war er in einen Tory-Putsch verwickelt worden und hielt sich in der dortigen Gegend verborgen. Leider durfte er an keine Verbindung mit der schönen, aber unvermögenden Mary Granville denken; er verreiste und starb ein Jahr darauf, wie glaubhaft versichert wird, an der ungewöhnlichen Todesursache eines gebrochenen Herzens. Mary scheint nie etwas Tieferes für ihn empfunden zu haben, und gerade jetzt öffnete sich ihr ein neues, glänzendes Leben.

II. Erste Ehe und die Londoner Gesellschaft.

Lord Lansdowne war begnadigt worden, man konnte doch unmöglich alle Tories gefangen halten, und er lud seine Nichte zu längerem Besuch nach Longleat auf seinen fürstlichen Landsitz in der Nähe von Bath, noch jetzt eins der glänzendsten Schlösser des Landes. Er galt für einen der geistreichsten, feinstgebildeten Edelleute seiner Zeit; sehr frühreif, kam er mit zehn Jahren nach dem damals wie jetzt hochberühmten Trinity College in Cambridge, wurde mit dreizehn Jahren Magister Artium und verließ bald darauf die Universität. Dann war er viel am französischen Hof; er begönnerte Pope, welcher ihm seinen „Windsor Forest“ mit schwungvollen Worten widmete, besang Lady Newburgh und andere Schönheiten. Mary gefiel ihm; gern las und sprach er mit dem aufgeweckten jungen Mädchen, entwickelte ihren Sinn für die beste Literatur. Daneben wurden ihr aber auch jugendlichere Zerstreuungen zu teil. „Es ging sehr gesellig in Longleat her,“ schreibt Mary in ihren Aufzeichnungen. „Wir tanzten jeden Abend und hatten eine vorzügliche Musikkapelle im Haus. Gegenwart und Zukunft erschienen im allerrosigsten Licht.“ Doch eines Tages, während man zu Tisch saß, wurde ein Durchreisender beim Onkel gemeldet; anscheinend erfreut, ließ dieser den Fremden hereinbitten, und ein unförmig dicker, alter Mann im durchnäßten, beschmutzten Reitanzug, mit altmodischer Perücke und hochrotem Gesicht trat, zur boshaften Belustigung der Jugend, in den Saal. Er hieß Mr. Pendarves, zählte sechzig Jahre, damals, wo die Kindheit früher aufhörte und das Alter früher einsetzte als heute, war das ein recht hohes Alter; aus vornehmer Familie, hatte er große Besitzungen in Cornwall. Und er blieb Tag auf Tag; und zu ihrer Bestürzung merkte die arme Mary, daß dies ihr zuliebe geschah, merkte die gerührte Freude der Tanten über diese unverhoffte Aussicht auf eine glänzende Versorgung. Umsonst zeigte sie bei jeder Gelegenheit ihren unverhohlenen Abscheu, er warb beim Onkel um ihre Hand, diesem kam die politische Verstärkung im Südwesten Englands, wo früher die Granvilles eine so große Rolle gespielt hatten, besonders gelegen, und auch in Marys Namen sagte er zu.

Abends war Konzert; auf ein gegebenes Zeichen verzog sich die ganze Gesellschaft in den angrenzenden Musiksaal; nur Lord Lansdowne blieb zurück, winkte seine Nichte heran und schloß die Tür. Mary wurde blaß wie der

Tod. Mit bewegten Worten schilderte er ihre trübselige Lage als Tochter eines verabschiedeten, infolge seiner politischen Gesinnungen vollständig aussichtslosen Offiziers, lobte die vertrauensvolle Tüchtigkeit des Pendarves, seine warme Neigung und sein großmütiges Versprechen, ihr dereinst sein ganzes Vermögen zu hinterlassen. Statt jeder Antwort weinte sie verzweifelte Tränen, und der sonst so vollendet höfliche Weltmann ereiferte sich, machte ihr Vorwürfe, warf zornig ihr alberne Liebeleien mit jenem bereits vergessenen Anbeter vor. Da fühlte sie das Hoffnungslose eines Widerstandes, redete mit stockender Stimme von ihrer Dankbarkeit und versprach, seinem Befehl zu gehorchen.

In rührender Weise versucht sie in den Erinnerungen des späteren Alters ihre damalige, uns so völlig begreifbare Erbitterung zu entschuldigen. Kein Wort der Anklage gegen die Verwandten, gegen die Eltern, welche diese Verbindung eines hübschen, vielversprechenden siebzehnjährigen Mädchens mit dem abstoßenden Pendarves nicht nur begünstigten, sondern erzwangen.

Die Hochzeit verlief in glänzendster Weise; mit dem ruhigsten Gewissen gaben die Familienmitglieder der in Brokat und Diamanten schimmernden Braut ihren Segen, erklärten wohlgemut deren Tränen für passende Rührung. „Man opferte mich," so schreibt sie; „ich verlor zwar nicht das Leben, aber doch alles, was das Leben wünschenswert macht — Glück und Frieden . . . Mein Mann erwies mir so viel Achtung und Zärtlichkeit, als er vermochte; ich suchte dies mit der möglichsten Selbstbeherrschung zu erwidern; hätte er geahnt, was es mich kostete, wäre er wohl dankbar gewesen."

Noch einige Zeit wurde das „junge Paar" in Longleat gefeiert, dann mußte Mary, die Angehörigen verlassend, mit ihrem Besitzer nach Cornwall ziehen. Entsetzen packte sie beim Anblick ihres neuen Heims, der Burg Roscrow. Hohe Ringmauern umgaben die vermodernden Tore und Türme; als sie in die dunkle Halle trat und die verfallenen Wohnräume in dem spärlichen Schein der hochgelegenen Fenster erblickte, setzte sie sich hin und weinte sich aus.

Für die großartigen dekorativen Möglichkeiten eines so beneidenswert echten und malerischen feudalen Schlosses fehlte ja damals der Sinn.

Die Jahre verliefen; redlich bemühte sie sich, ihre übernommenen Pflichten zu erfüllen; ja, sie versuchte, wie sie meint, nicht erfolglos, ihre niemals erlöschende Abneigung zu verbergen. „Von Natur sehr aufrichtig, bedrückte mich diese andauernde Verstellung, doch darf ich versichern, daß ich meinen Mann in keiner anderen Weise jemals hinterging." Bereits vom ersten Tage ihrer Ehe quälte er sie mit der grundlosesten Eifersucht; jetzt ließ zwar seine verletzende Zärtlichkeit etwas nach, doch lag der Grund in abwechselnder Niedergeschlagenheit und Trunksucht. Die Besuche in der sittenlosen Nachbarschaft, wo ihre Schönheit und bloßgestellte Lage sie zur ängstlichsten Vorsicht zwangen, boten ihr wenig, doch genoß sie die Natur, die Aussicht von den einsamen Burgfenstern auf das wald- und buchtenreiche Cornwaller Land. Sie ritt, sie zeichnete, spielte die Harfe, schnitt aus, stickte und las.

Auf ihre Abstammung stolz, hat sie hier gewiß oft ihrer Vorfahren gedacht, war doch der Granvillesche Name unlöslich mit dieser Gegend verknüpft. Mit seinem Vetter, Wilhelm dem Eroberer, war Richard de Granville 1066

nach England gekommen. Er stammte von Rollo, dem ersten Normannenherzog, das Geschlecht war mit den Karolingern, den Kapetingern, den angelsächsischen und dänischen Königen verschwägert. Bis zur Cromwellschen Revolution waren die Granvilles in Devonshire ansässig gewesen; noch heute findet sich ihr Wappen auf vermoderten Steinen, auf prunkvollen Denkmälern mancher kleinen ländlichen Kirchen, ist auch längst ihr berühmtes Schloß Stowe von der Erde verschwunden. Mit wechselndem Glanz führten sie den Namen, manchmal als sehr große Herren, manchmal als schlichte Junker; erst Marys Urgroßvater, Sir Richard Granville, hat sich unvergänglichen Ruhm erworben. Sein Bild zeigt einen Krieger des sechzehnten Jahrhunderts, in reicher Rüstung, mit federgeschmücktem Helm. Eine imponierende Persönlichkeit, groß und schlank, mit überaus energischen, vornehmen Zügen. Wohl glaubt man dem „unerträglichen Stolz", dem „unersättlichen Ehrgeiz", welchen seine Zeitgenossen erwähnen. Leidenschaftlich, hart und streng, durchschüttelten ihn hie und da Wutanfälle, während deren er „Glas mit den Zähnen zermalmte und verschluckte". Zu Wasser und zu Lande hat er der Königin Elisabeth gedient; 1591 lag er als Vizeadmiral mit sieben kleinen Schiffen vor den Azoren und vollbrachte seine unsterbliche Waffentat, den Kampf der „Revenge", welchen Tennyson in einer seiner großen Balladen besang, den Stevenson in meisterhaften Worten erzählt. „Als die aus fünfzig Schiffen bestehende spanische Flotte in Sicht kam, lichtete sein Schiff, die ‚Revenge', als letztes den Anker; sie wurde von den Spaniern umzingelt, so daß ihr nur übrig blieb, zu entfliehen oder durch die feindlichen Reihen hindurchzusegeln. Den ersten Ausweg verwarf Greenville (eine der vielen Schreibarten des Namens) als seiner, des Vaterlandes und des Schiffs der Königin unwürdig. Also wählte er den zweiten und steuerte auf die spanische Macht. Mehrere Fahrzeuge waren ihm gewichen, als gegen drei Uhr nachmittags ein großer Dreidecker ihm den Wind aus den Segeln nahm und ihn angriff. Von nun an und die ganze Nacht hindurch hielt die ‚Revenge' allein gegen die Spanier aus. So oft der Angriff eines Schiffes abgeschlagen wurde, trat ein anderes an dessen Stelle. Nach Sir Walter Raleighs (seines Verwandten) Berechnung schlugen achthundert Kanonenkugeln neben anderem Geschoß ein. Am Morgen war das Pulver zu Ende, alle Piken gebrochen, nichts an Deck übriggelassen, was zum Schutz oder zur Verteidigung dienen konnte. Im Schiffsraum stand sechs Fuß hoch Wasser; beinahe die ganze Mannschaft war verwundet, Greenville selber lag, zu Tode getroffen, danieder. Um dieses zuwege zu bringen, hatte die fünfzig Kiel starke spanische Flotte fünfzehn Stunden lang auf sie eingewettert, zwei feindliche Schiffe waren untergegangen, zwei andere hatten sich im sinkenden Zustand ans Ufer geflüchtet. Der Kapitän und die Mannschaft erachteten dies für genügend, aber Greenville war anderer Meinung. Er befahl dem Geschützmeister, einem Kerl von eigenem Schlag, die ‚Revenge' in Grund zu bohren. Die anderen, welche nicht, wie der Admiral, tödlich verwundet waren, verhinderten diesen Plan. Sie schlossen den Geschützmeister in seine Kajüte ein, nahmen ihm sein Schwert, da er sich töten wollte, wenn er das Schiff nicht anbohren dürfe, und verhandelten mit

dem Feind. Ihre Bedingungen wurden angenommen. Zwei oder drei Tage später erlag Greenville an Bord des spanischen Flaggschiffes seinen Wunden. Bis zuletzt war er voller Verachtung für die ‚Hunde und Verräter', welche nicht, wie er, fünfzig wohlbemannte und ausgerüstete Schiffe mit sechs geringeren, durch Krankheit und Vorratsmangel schlimm mitgenommenen Fahrzeugen hätten angreifen wollen. Er wenigstens, so sagte er, hätte seine ehrliche Pflicht erfüllt und rechnete auf ewigen Ruhm . . . Wie viele Menschen hat diese wahnwitzige Tat wohl bereits begeistert, wie viele Schlachten hat England durch den hierdurch erweckten Geist bereits gewonnen?" (R. L. Stevenson.)

Lord Bacon schrieb: „Der Kampf der ‚Revenge' war über alle Begriffe ruhmwürdig, erreicht die Höhe eines alten Heldengesangs; obgleich eine Niederlage, war sie wertvoller als ein Sieg."

Besonders in Cornwall war diese Tat volkstümlich geworden, denn gerade hier hatte Sir Richard die Küstenverteidigung geleitet. Hier hatte auch sein Enkel, Sir Nevil (Marys Urgroßvater), während der Unruhen in Karls des Ersten Zeiten eine berittene Truppe auf eigene Kosten bewaffnet und erhalten, war der Mittelpunkt der royalistischen Bewegung gewesen. Bei Lansdowne befehligte er 1643 des Königs Heer und siegte. Doch erhielt er eine tödliche Wunde, viele seiner Offiziere fielen mit ihm, und ihre Leichen wurden rings um die seinige gefunden. Ebenso tapfer als Sir Richard, war er liebenswürdiger angelegt; Lord Clarendon sagt von ihm: „Ein fröhlicherer Mut, eine gütigere Gesinnung haben sich niemals vereinigt," und die Briefe an seine Gattin, Lady Grace, zeigen so ansprechende, vornehm-verbindliche Züge als das van Dycksche Bild, das heute in Wellsbourne, einer Granvilleschen Besitzung, hängt. Sein Sohn, Sir John, war der Jugendfreund des Prinzen von Wales, nachmaligen König Karls des Zweiten, gewesen und nahm führenden Anteil an allen Verschwörungen der royalistischen Partei. Mit dem General Monk entfernt verwandt, überreichte er ihm im kritischen Jahre 1660 nachts im St. James-Palast den Brief des in Belgien auf der Väter Krone harrenden Königs. Monk gab ihm mündliche Antwort, die Sir John Wort für Wort auswendig lernte, und mit der er nach Brüssel eilte. Dort wurde er mit offenen Armen empfangen, kehrte mit der Bredaer Proklamation nach London zurück, übergab diese feierlich dem House of Commons und dem House of Lords. Die Begeisterung war groß, der Sprecher dankte ihm feierlich und verlieh ihm namens der Gemeinen 500 Pfund, „um sich ein Schmuckstück als Andenken zu kaufen". Nach der Wiedereinsetzung des Königtums wurde er reichlich belohnt und im noch jetzt stehenden Banquetting House von Whitehall zum Earl of Bath ernannt, wie auch Evelyns Tagebuch es meldet. Er riß Stowe, das malerisch mittelalterliche Familienschloß, nieder, baute ein neues, welches über drei Morgen bedeckte; seinem jungen Nachfolger schrieb ein Vetter, als er Titel und Besitz antrat: „Seit über fünfhundert Jahren haben Deine Ahnherren und Ahnfrauen sich nur mit Angehörigen dieser Westprovinzen vermählt. Schwerlich gibt es weder in Cornwall noch Devon eine angesehene Familie, mit der Du keine Verwandtschaft nachweisen könntest. . . . Zu meines Großvaters Zeiten war Stowe eine Art Hochschule für alle Junker der Graf-

schaft; der Hausherr hatte alle erdenklichen guten Lehrer, und die Kinder seiner Nachbarn und Freunde durften mit den eigenen Kindern diese Vorteile genießen. So wurde er ein Vater der Grafschaft und gewann nicht nur die Liebe des damaligen Geschlechtes, sondern legte auch den Grund zu einer dankbaren Verehrung, die noch heute besteht."

Ja, als Granville wurde Mary Pendarves bei allen seltenen Gelegenheiten, an denen sie mit Menschen zusammenkam, geehrt; aber alle Ahnenpietät, aller Kultus der Vergangenheit konnten ihr gewiß herzlich wenig über die öde, aussichtslose Gegenwart hinweghelfen.

Nach drei langsam in Roscrow verflossenen Jahren führten Geschäfte den Mr. Pendarves nach London. Eifersüchtiger als je, lud er eine unausstehliche Schwester als Spionin ins Haus, befahl den Dienstboten, ihm jeden Gang, jeden Besuch ihrer jungen Herrin zu melden. Außerdem war er meistens betrunken, oder es quälte ihn die wohlverdiente Gicht. In Gesellschaften wurde der hübschen, zwanzigjährigen Gattin eines kranken, alten Mannes eine verletzende Aufmerksamkeit zu teil. Gräfin Melusine Schulenburg, die uneheliche Tochter Georgs des Ersten, lockte sie einmal in den Park von Windsor. Plötzlich sah Mary sich hinter verschlossenen Toren; vor ihr kniete der hannoversche Gesandte, versuchte unter leidenschaftlichen Beteuerungen ihre Hände zu küssen, während jenseits vom Schloßgitter ihr Mann von den hochgelegenen Zimmern ihrer Sommerwohnung den Auftritt leicht hätte beobachten können. Nachdem sie diesen Anbeter losgeworden, verliebte sich ein tonangebender Lebemann, der Earl of Clare, in sie, und ihre eigene Tante Lansdowne, deren Ruf bedenklich erschüttert war, versuchte in der gewissenlosesten Weise, die beiden bei jeder Gelegenheit zusammenzuführen. So wurde ihr die sonst so willkommene Anregung des Londoner Lebens dermaßen verleidet, daß sie nach der sicheren, wenn auch noch so leblosen Eintönigkeit des Cornwaller Schlosses verlangte.

Eines Abends kehrte ihr Mann aus dem Kreis seiner Zechgenossen in ungewohnt sentimentaler Anwandlung zurück. Er sprach gerührt über ihre Liebe und Treue, wollte sie ihr reichlich vergelten und wünschte einen Zeugen, um sein Testament zu unterzeichnen. Mary wollte ihm in dieser gedrückten Stimmung jede Aufregung ersparen und brachte ihn davon ab. In derselben Nacht starb er am Schlagfluß. Statt des bestimmt erwarteten großen Vermögens erhielt sie einen bescheidenen, nur eben zum standesgemäßen Leben reichenden Anteil. Mit keiner Silbe klagte sie über diese Enttäuschung; sie heuchelte keine Trauer, genoß dankbar die endlich erlangte Freiheit und zog zu ihren Stanleyschen Verwandten. Diese hatten jetzt eine Dienstwohnung in Somerset House, dem an der Themse gelegenen Witwenpalast, an dessen Stelle jetzt das große, gleichnamige Regierungsgebäude sich erhebt.

Ihren Vater hatte Mary zu ihrer tiefen Betrübnis verloren; mit ihrer in Gloucester lebenden Mutter und jüngeren Schwester Anne sah sie sich nur selten, stand aber mit ihnen in regem brieflichen Verkehr. Durch diesen erhalten wir einen lebendigen Einblick in ihr Leben wie in das Tun und Treiben der Londoner Gesellschaft.

Wie immer führte sie auch jetzt ein reich beschäftigtes Dasein. Sie malte fleißig und erwähnt dankbar die Anleitungen des von ihr bewunderten, aber damals noch unberühmten Hogarth. Von ihm sagt Muther: „Innerhalb der Manier und Modegrazie der Zeit . . . eine kerngesunde angelsächsische Persönlichkeit, von trotzigem Selbstbewußtsein und unbestechlicher Redlichkeit. Er fesselt durch eine Schärfe der Beobachtung, ein Hinabgehen ins Individuellste der Charaktere, durch ein Erhaschen des Flüchtigsten in Bewegung und Mienenspiel, wie sie kaum bei einem Früheren zu finden sind." Diese herbere Kunstrichtung zeigt sich auch in ihrer Liebe zur Musik. Sie beklagt den hoffnungslos schlechten Geschmack des englischen Publikums, welches nur Tänze oder das seichteste italienische Geklimper würdigte und gar nicht fähig sei, den von ihr so verehrten Haendel zu verstehen. Oft verkehrte der Meister bei ihr, musizierte auch wohl in ihren kleinen, ausgesuchten Gesellschaften, die mit einem Abendessen schlossen. Wie jetzt, nach anderthalb Jahrhunderten, noch in vielen deutschen, aber auch nur deutschen Kreisen üblich, aß man damals etwa um drei Uhr zu Mittag, hatte einen Nachmittagskaffee und abends Tee und kalten Aufschnitt. Am Vormittag konnte man bestimmt darauf rechnen, in St. James' Park Bekannte zu treffen; nach Tisch wurden manchmal Bootfahrten unternommen, so von Whitehall aus nach Richmond. Allerdings mußte man sich ungezogene Neckereien von fremden Booten aus gefallen lassen; sonst verliefen diese Ausflüge hübsch; man sang, lagerte sich unter den Bäumen und genoß Kuchen und Obst. Daß die Herren selber ruderten, wäre undenkbar gewesen, wäre ihnen ja auch durch die kostbaren, gestickten Röcke, die seidenen Strümpfe und die sorgsam gepuderten Perücken erschwert worden. Auf den Einfall wären sie auch niemals gekommen. Der Rennsport wurde zwar bekanntlich mit Leidenschaft getrieben, auf dem Lande ritt man viel, ab und zu spielten Herren das alte Tennisspiel, sonst aber wurde ebensowenig Gewicht auf körperliche Bewegung gelegt als bis vor kurzem auf dem Festland. Die jetzt alle Kreise umfassende Liebe zum Sport, die Überzeugung von ihrer heilsamen Wirkung ist ebensowenig „urenglisch" als spätes Mittagessen, als zweckmäßige Reisekleider, als tägliche Bäder, als unendlich viele Verbesserungen des heutigen Lebens, welche die Engländer als begünstigte Vormacht zuallererst eingeführt oder wiedereingeführt haben.

Ebenso „modern" und nicht „englisch" ist auch die Beschäftigung mit humanitären Fragen, wie sie jetzt — dort drüben — selbst das Leben der oberflächlichsten Weltleute bereichert und schmückt. Obwohl fromm, pflichttreu und überaus wohlwollend, finden wir bei Mary niemals, mit wenigen späteren Ausnahmen, die geringste Beschäftigung mit dem Wohl und Weh ihrer notleidenden oder benachteiligten Mitmenschen. Ihre Briefe zeigen die wärmste Teilnahme mit allen Kranken und Trauernden, sie freut sich mit allen, denen es gut geht, versucht sich allen nützlich zu erweisen, aber „alle" bedeutet nur ihre Welt, nur Verwandte und Bekannte. Die Gesellschaft war unvergleichlich kleiner als heute, dafür aber der Freundeskreis größer, der Verkehr, trotz der peinlichen Förmlichkeit, intimer. Es war das klassische Zeitalter der Freundschaft; artete dieses Gefühl auch später in schwülstige Sentimentalität aus, so ist die Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts allzu gründlich gewesen.

Das Abwechslungsbedürfnis war weniger ausgebildet als heute. Besuche auf dem Lande dauerten oft ein halbes oder ein volles Jahr; auf Bällen tanzte man den ganzen Abend mit einem und demselben Tänzer. Kritisch betrachteten alle Nichttanzenden die Quadrillen, Country Dances und Menuette; Grazie oder Ungeschick der Aufführenden wurde lebhaft besprochen und in Briefen erwähnt. Eigentümlich hätte die naturkräftige Ungebundenheit unserer jetzigen Rundtänze berührt.

Unerhört erscheint uns manchmal der damalige Luxus. An einem Hochzeitsempfang, dem Mary beiwohnte, erhielten alle achthundert Gäste Bandrosetten aus Gold- und Silbergaze; sie kosteten ein Pfund (20 Mark) das Stück, diejenigen für die königliche Familie aber sechs Pfund. Begreiflicherweise folgten die übrigen Stände. Mary erwähnt das weiße Atlas-Brautkleid einer Jungfer, ohne anscheinend darin etwas Auffälliges zu finden; dabei waren Seidenstoffe und andere Luxusgegenstände weit kostspieliger als heute und der Geldwert weit höher. Die Durchschnittseinnahme eines Edelmannes berechnet ein zeitgenössischer Statistiker auf etwa 2800 Pfund, die eines angesessenen Gentleman auf 450, die eines Gelehrten oder Offiziers auf 60 Pfund. Mary erwähnt sechs Pfund als hohen Lohn für eine Jungfer. Heute würde man diese Ziffern zum mindesten versechsfachen müssen.

An Sittenbildern sind diese Briefe und Aufzeichnungen ergiebig. Eine frühere Freundin, die Tochter eines verarmten Lords, hatte durch einflußreiche Begünstigung die Stelle einer Näherin (!) bei der Königin erhalten. Sie war leichtsinnig und verlor ihren Ruf; als die hohe Frau sie zur Rede stellte, schwor sie, „der Teufel möchte ihre Knochen essen", wäre ein Wort der Beschuldigung wahr. Ein Verwandter dieser jungen Dame lebte in Cornwall, nicht weit von Burg Roscrow. Zur Erheiterung stellte er in seine Ahnenhalle einen kupfernen Sarg und braute hierin mit seinen Genossen den allabendlichen Punsch, bis der Sarg seine naturgemäße Bestimmung erfüllte. Recht charakteristisch ist ein Brief, den Lord Lansdowne an seinen Neffen, Marys Bruder, richtete. Er billigt dessen später nicht ausgeführtes Vorhaben, Geistlicher zu werden; denn „jedem Mann von Familie muß, wenn er seinem Namen keine Schande macht, früher oder später eine gute Laufbahn zu teil werden, und in diesem Beruf noch bequemer als in anderen". Dabei schreibt er recht salbungsvoll; seine Episteln wimmeln von Anrufungen göttlichen Segens. Vom aristokratischen Hochmut ist auch Mary nicht frei. Spöttisch erwähnt sie den Stolz eines Sängerpaares über die Geburt eines Sohnes. „Jetzt legen wirklich bereits solche Leute Gewicht auf die Verewigung ihres Namens!" Doch war dieses mehr das oberflächliche Mitsprechen der herrschenden Anschauungen; auch kein einziges Mal finden wir, daß Geburt und Stellung sie bei der Wahl ihrer Freunde beeinflußten. Mit Liebe erwähnte sie der Anastasia Robinson. Diese bekannte und geachtete Sängerin war die Tochter eines Malers, der einen geistvollen Kreis um sich versammelte. Lord Peterborough ging eine heimliche Ehe mit ihr ein, dann, nach einigen Jahren, überwand er seinen bekannten Hochmut und berief alle Verwandten zu einem Neffen im St. James' Palast.

„Als alle versammelt waren, begann er eine schwungvolle Rede, erwähnte die Tugend und Vortrefflichkeit der Mrs. Robinson, ihr musterhaftes Benehmen während ihrer langen Bekanntschaft, auch während seiner Krankheit; er beteuerte seinen Dank und erklärte, daß er ihr jetzt endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen wolle und deswegen sie hiermit allen Verwandten als seine Ehefrau vorstelle. Er sprach mit solchem Nachdruck und Pathos, daß die neue Lady Peterborough, der seine Absichten unbekannt gewesen waren, vor Rührung in Ohnmacht versank." Das Jahr darauf starb er; stolz, rechthaberisch und heftig, war er ein schwieriger Gatte, doch benahm Anastasia sich allzeit vorzüglich. Als Witwe verbrannte sie, zur Erbitterung aller Klatschsüchtigen, ihres Mannes hinterlassene Aufzeichnungen, in denen er die Schattenseiten seines Charakters mit der brutalsten Offenheit bloßgelegt hatte.

Auch in schöngeistigen Kreisen verkehrte Mary Pendarves viel, so bei der Mrs. Vesey, in deren anregenden Gesellschaften der später in Verruf geratene Name „Blaustrumpf" entstanden sein soll. Ohne je eine Politikerin zu sein, ging sie öfters ins Parlament, vergaß dann wohl während einer stürmischen Sitzung die Mittagsstunde und wurde vom „Usher of the Black Rod", wie der Beamte noch heute heißt, in seinen Gemächern bewirtet. Später beschreibt sie auch jene Überrumpelung des House of Lords durch mehrere große Londoner Damen, welche Lady Mary Wortley Montagu noch eingehender schildert. Diese vielleicht geistvollste Engländerin ihrer Zeit, deren Briefe man mit denen der Frau von Sévigné im selben Atem genannt hat, schreibt: „Bei der letzten Sitzung des House of Lords wurde einstimmig beschlossen, alle unnötigen Zuhörer, folglich auch das schöne Geschlecht, ausschließen zu lassen. Die Galerie sollte einzig den Mitgliedern des House of Commons geöffnet werden. Trotz alledem kam eine Schar Damen zur Überzeugung, daß weder Männer noch Gesetze ihr zu widerstehen vermögen. Diese Heldinnen waren Lady Huntingdon" (welche später im religiösen Sektenwesen eine hervorragende Rolle spielte), „die Herzogin von Queensberry, die Herzogin von Ancaster, Lady Westmoreland, Lady Cobham, Lady Charlotte Edwin, Lady Archibald Hamilton mit ihrer Tochter, Mrs. Scott, Mrs. Pendarves und Lady Frances Saunderson. Ich zähle sorgfältig ihre Namen auf, da ich sie für die kühnsten Verfechterinnen und hingebendsten Opfer der Freiheit erachte. Um neun Uhr morgens erschienen sie an der Tür, wo ihnen Sir William Saunderson höflichst das Verbot des Lordkanzlers mitteilte. Die Herzogin von Queensberry, als Anführerin der Truppe, rümpfte die Nase über solche Unmanierlichkeit eines simplen Juristen und bat Sir William, sie ohne Aufsehen hinaufgehen zu lassen. Nach einigem zögernden Verneinen schwur er bei Gott, daß er sie nicht einlassen werde. Darauf schwur Ihre Herzogliche Gnaden, daß sie, bei Gott, trotz des Kanzlers, trotz des ganzen House of Lords hereindringen wolle. Als dieses drinnen gemeldet wurde, beschlossen die Pairs, sie auszuhungern, und der Befehl erging, die Tür erst nach Aufhebung der Belagerung zu öffnen. Nun zeigten diese Amazonen ihre Befähigung als Fußtruppe, denn dort standen sie, ohne Zehrung, ohne Pause, bis fünf Uhr nachmittags, von Zeit zu Zeit die Tür mit Schlägen und Stößen so heftig bearbeitend, daß man drinnen

kaum die Reden verstand. Als die Lords auch jetzt nicht die Waffen streckten, kommandierten die in der Strategik bewanderten Herzoginnen während einer halben Stunde ein gänzliches Schweigen. Der Kanzler hielt dies für den sicheren Beweis ihres Abzuges, und da die Mitglieder des House of Commons ungeduldig auf die Möglichkeit des Eintretens warteten, befahl er, die Türen zu öffnen. Hierauf stürzten die Damen vor, drängten die andern beiseite und nahmen die vordere Reihe der Galerie in Besitz. Hier blieben sie bis nach elf, bis zum Schluß, gaben während der Verhandlung Zeichen ihres Mißfallens nicht nur durch Lächeln und Zwinkern (dies ist immer üblich gewesen), sondern durch lautes, höhnisches Gelächter. Dies ist auch die Ursache der erbärmlichen Rede des armen Lord Hervey . . ."

Die Herzogin von Queensberry, Marys Cousine, war schön, war vom Dichter Prior besungen worden, aber bedenklich impulsiv. Auf einem Empfang bei Hof bat sie, in Gegenwart der Herrschaften, um Beiträge zur Unterstützung des bedrängten Dichters Gay, dessen Fortsetzung der bekannten „Beggar's Opera" die Zensur als regierungsfeindlich verboten hatte. Darauf überbrachte ihr der Vizekämmerer, Herzog von Grafton, den königlichen Befehl, fürderhin nicht bei den Majestäten zu erscheinen. Sie schickte folgende Antwort:

„Die Herzogin von Queensberry hat der willkommene Befehl, dem Hof fernbleiben zu dürfen, auf das angenehmste überrascht. Nie kam sie zum eigenen Vergnügen, sondern nur um dem König und der Königin eine Höflichkeit zu erweisen. Sie hofft, daß dieser unerhörte Vorfall die Folge haben wird, daß der König von so wenig Leuten, als er es nur wünschen kann, aufgesucht werden möge, besonders aber nicht von denen, welche Wahrheit zu denken oder auszusprechen wagen. Ich habe dieses gewagt und durfte und konnte nicht vermuten, daß es dem König nicht zur Ehre gereichen würde, Wahrheit und Unschuld zu unterstützen, um so mehr, als der König und die Königin mir beide versicherten, daß sie die Stücke des Herrn Gay nicht kannten. So hatte ich recht, bei meinen Worten zu beharren, statt bei denen des Herzogs von Grafton, der in dieser Sache weder Aufrichtigkeit noch Verstand, noch Ehrgefühl für sich noch für seine Freunde bewiesen hat! C. Queensberry."

Nach diesem Erguß verließ sie London und zog sich grollend auf ihre schottischen Güter zurück. Im riesigen Palast von Dumlanrig war sie allerdings vor Demütigungen geschützt; dort herrschten die Queensberrys in feudaler Pracht. Als der vorige Herzog im Jahr 1700 zum königlichen Kommissar ernannt worden war, zog er mit vierzig Staatskutschen und zwölfhundert Reitern in Edinburgh ein.

Im allgemeinen herrschte jedoch bei Hof ein gemütlicherer Ton. Der Kreis war klein; einmal erwähnt Mary eine Cour von nur zwanzig Personen, ein andermal nur acht tanzende Paare. Die Herrschaften unterhielten sich mit jedem Gast und ließen es an harmlosen Neckereien nicht fehlen. So beschreibt Mary in einem Plauderbrief an ihre Schwester einen Geburtstagsempfang bei der Königin Karoline. (Die königlichen Geburtstage feierte man mit besonderer Pracht, und die neuen „Geburtstagskleider" der Glückwünschenden werden in allen zeitgenössischen Berichten erwähnt.) „Die

Königin ... bedankte sich bei mir für das schöne Kleid, das ich anhatte und bewunderte das der Lady Carteret" (Marys Cousine). „Diese sagte, das Lob käme mir zu, denn ich hätte dasselbe entworfen. Ihre Majestät antwortete, sie wüßte, wie gut ich zeichnete, und machte freundliche Bemerkungen über meinen Schmuck. Ich sagte, er gehöre Lady Sunderland (einer Freundin; damals war es gäng und gäbe, sich Juwelen für Hoffeste zu leihen). ‚Ach, haben Sie keine Angst, daß ich glauben könnte, Lord Selkirk hätte Ihnen denselben verehrt; der bewundert nur.' Auf einmal erblickte ich unter der Menge den Henry Hervey (ein bekannter, kunstliebender Lebemann, Gönner von Johnson, der später Geistlicher wurde); „er war in Himmelblau gekleidet, die rechte Farbe für einen Poeten. Er machte mir viele Komplimente, sagte, er könne mehr schreiben, als er auszusprechen wage, infolgedessen würde ich mit ihm geneckt, obgleich seine Huldigungen ja nicht mir, sondern einer anderen" (ihrer Cousine, der Miß Carteret) „galten."

Der Einfluß des Hofes auf die Gesellschaft war im damaligen England nicht allzu groß. Der Adel gab durchweg den Ton an, und die George besaßen weder das Zeug noch den Ehrgeiz zum „roi soleil". Die geistvolle, Philosophie liebende Königin Karoline taugte noch bei weitem am meisten von der ganzen Familie. Eine Prinzessin von Ansbach, hatte ihre Tante, die Königin Sophie Charlotte von Preußen, sie in Berlin erzogen, und im Park von Charlottenburg hatte sie sich mit Leibniz über den freien Willen ereifert. Mit unendlichem Takt, mit gesundem Menschenverstand beeinflußte sie den unbedeutenden Georg den Zweiten, der, offenkundig untreu, sie nichtsdestoweniger aufrichtig liebte. Nach ihrem Tode rief er eines Morgens einen Kammerherrn, der ein besonderes gutes Bild der Königin besitzen sollte, und bat ihn dasselbe an sein Lager zu bringen. Unverwandt betrachtete er es lange und sagte dann: „Ich habe nie eine Frau gekannt, die wert war, ihr die Schuhriemen zu lösen." Aber trotz des zweifellosen Niederganges der königlichen Macht, trotz der ausländischen Herkunft des Herrscherhauses, trotz der stets absoluteren parlamentarischen oder vielmehr ministeriellen Regierung war dennoch das göttliche Recht der Könige noch immer keine hohle Formel geworden. Wenn man die Persönlichkeit des Monarchen auch mäßig achtete, erweckte sein „heiliges" Amt noch im skeptischen Jahrhundert eine ehrfurchtsvolle Scheu, die eigentümlich berührt.

Trotz der frei-philosophischen Strömung innerhalb der vornehmen englischen Kreise war Mary Pendarves orthodox und echt religiös. Oft erwähnt sie in ihren Briefen „Tugend", dieses Lieblingswort jener Zeit, auch oft die andächtige Erfüllung aller kirchlichen Pflichten. Aber liebenswürdig und durchaus menschlich, war sie niemals unduldsam, niemals bigott.

Gern wüßten wir mehr über ihr Äußeres; aus ihrer Jugendzeit besitzen ihre Nachkommen kein einziges Bild. Eine Miniatur aus dem Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre zeigt die lange, fein geschnittene Granville-Nase, lebhafte Augen, eine schön geformte, schlanke und doch üppige Büste. Sie war großgewachsen, hatte bis zuletzt eine tadellose Haltung, eine äußerst durchsichtige rosa und weiße Haut; noch im Greisenalter errötete sie bei jeder Erregung.

III. Lord Baltimore und Irland.

Marys Verwandte wünschten lebhaft, sie an den Stanleyschen Sohn, einen gutmütigen, etwas ungehobelten Landjunker zu verheiraten. Aber zum zweitenmal ließ sie sich nicht versorgen, und jetzt liebte sie zum ersten und einzigen Mal; in diese Zeit fällt der Roman ihres Lebens.

Er hieß Lord Baltimore, war der Bruder einer Freundin, hatte sich beim alten Pendarves einzuschmeicheln gewußt und verehrte Mary bereits damals, ohne je die Grenzen des Taktes zu überschreiten. Augenscheinlich hatte er gleich einen tiefen Eindruck auf sie gemacht; sie durchschaute noch nicht seinen haltlosen Charakter, ließ sich von der fesselnden Persönlichkeit bestechen. Als Mary Witwe wurde und die beiden sich beständig in der großen Welt trafen, änderte sich ihr Verhältnis in keinerlei Weise. Wie immer huldigte er ihr sichtlich, wie immer benahm sie sich zurückhaltend und kühl. So dauerte es ganze sechs Jahre. Aufrichtig in sie verliebt, war er wohl teils ihrer Gefühle nicht sicher, teils zögerte er, sich über ihre Vermögenslosigkeit hinwegzusetzen. Denn trotz seiner anscheinend glänzenden Lage, trotz der ihm gehörenden amerikanischen Provinz Maryland, deren Hauptstadt noch jetzt seinen Namen trägt, hatte Lord Baltimore durch leichtsinnige Verschwendung sein Erbe bedenklich geschmälert.

Bei einer Händelschen Oper kam es fast zu der von beiden ersehnten und doch gefürchteten Erklärung.

„Er setzte sich hinter meinen Sessel," so schreibt Mary, „und fragte, warum er mich nirgends gesehen hätte. (Die gefährliche Krankheit der Tante Stanley hatte sie ans Haus gefesselt.) Jetzt könne er nicht länger schweigen und müsse mir sagen, daß er mich all diese Jahre geliebt habe, doch wäre die Achtung, welche ich ihm einflößte, so stark, daß er sich nie zu erklären wagte. Ich war so verwirrt, daß ich nichts sah noch hörte, merkte aber schließlich, daß er noch immer weiter auf mich einredete, und so bat ich ihn leise, er möge mich jetzt in der Oper nicht stören; dies wäre nicht der geeignete Ort, mir so etwas zu sagen. Er fragte, ob ich ihn am nächsten Morgen empfangen würde, und ich sagte: ‚Ja.'"

In Pall Mall, das sich mit seinen kleinen, schmucklosen Häusern wenig seit jener Zeit verändert hat, erfolgte in ihrer Wohnung die entscheidende Unterredung. Wahrscheinlich hatte inzwischen, zu Marys Glück, kalt berechnende Vernunft seine Liebe übertönt; er kam wohl nur, um unter irgend einem schicklichen Vorwand das unausgesprochene Verhältnis endgültig zu lösen. „Ich kann mich nicht mehr genau unseres Gesprächs entsinnen. Wir unterhielten uns zuerst über die gewöhnlichen Tagesereignisse. Eine kürzlich stattgefundene Heirat wurde erwähnt, und wir bemerkten, wie wenig glückverheißend solche durch äußere Rücksichten, nicht Neigung, herbeigeführten Verbindungen erschienen. Endlich meinte er, nie wolle er heiraten, ohne der Liebe seiner Erwählten gewiß zu sein. Ich antwortete: ‚Können Sie denn einen treffenderen Beweis verlangen, als indem die Dame, falls sie selbständig

über sich verfügen kann, einwilligt?' Er entgegnete, daß dieses ihm nicht genügen würde. Ich erwiderte, dann wäre er unvernünftig, worauf er sich plötzlich erhob und sagte: ‚Leider werden wir uns wohl niemals über diesen Punkt einigen können.' Mit beleidigter und gekränkter Miene machte er eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer. Ich war so bestürzt, daß ich mich kaum auf das eben Vorhergegangene besinnen konnte, kann es auch jetzt noch nicht. Bis zu seiner Verheiratung sahen wir uns niemals wieder."

So schildert sie das Ende dieser langen Neigung. Ein verworrener, unbefriedigender Schluß, wie er in Romanen nicht vorkommt, um so öfter im wirklichen Leben.

Der Schlag kam unerwartet und verletzte tief. Durch die Pflege der Lady Stanley körperlich angegriffen, konnte Mary diese Aufregung nicht verwinden und erkrankte noch am selben Tag heftig am Nervenfieber. Ehe sie sich wieder erhob, war die Tante gestorben. Mit aller Willenskraft versuchte sie mutvoll in die Zukunft zu schauen, vor allem ihre unglückliche Liebe zu vergraben. Aus ihren Briefen spricht eine gefaßte Stimmung; nicht lange darauf, 1731, folgte sie dankbar der Einladung ihrer Freundin Miß Donellan nach Irland, froh der Hochzeit von Lord Baltimore zu entgehen. Dieser hatte sich mit einer unschönen, wie es sich später herausstellte, leichtfertigen Miß Jansen verlobt. Sie stammte aus einer reichen, niederländischen Kaufmannsfamilie. Wie heutzutage junge Damen aus San Francisco oder Chicago halfen damals holländische Erbinnen abgewirtschafteten Aristokraten in die Höhe.

Die Reise von London nach Dublin nahm im besten Fall etwas mehr Zeit in Anspruch als heute diejenige von London nach Bokhara. Im noch immer malerischen Chester, mit seinen Römermauern und alten Fachwerkhäusern, warteten die beiden Damen mit einigen Reisebekannten auch noch eine Woche lang auf günstigen Wind. Sie besuchten die benachbarten Güter, speisten zusammen, zu einer Mark die Person, spielten abends Karten und empfingen dringende Einladungen zu den Chester-Kasinofesten und Theateraufführungen. Denn damals staute sich noch nicht das ganze gesellige und künstlerische Leben in London; statt der jetzigen Stagnierung hatte damals auch die kleinste Provinzialstadt ihren aristokratischen, oft auch recht gebildeten Kreis. Endlich erreichten die Freundinnen die „grüne Insel", wo Mary statt der geplanten sechs Monate anderthalb Jahr verlebte. Ihr Besuch galt den Geschwistern der Miß Donellan, dem Bischof Clayton und seiner Frau. Nächst dem Hofstaat des Lord-Lieutenant von Irland machte dieser Prälat den glänzendsten Aufwand in ganz Dublin. Jeden Sonntag empfing Mrs. Clayton in ihrem prachtvollen Hause die vornehme Welt. Die Wahl dieses Tages fiel niemandem auf; mit Ausnahme der kurzen puritanischen Herrschaft hat England erst in den letzten Generationen eine strenge Sonntagsheiligung (welche sich jetzt wieder sichtlich lockert) gekannt. Im vorigen Jahrhundert benutzte man diesen Tag mit Vorliebe zu allerhand harmlosen Zerstreuungen: die strenge Königin Charlotte und ihre Töchter legten die Zeichnenstunden auf den Sonntag; unter Georg dem Zweiten war im St. James' Palast nach dem Gottesdienst immer großer Empfang.

Die „beste" Dubliner Gesellschaft interessierte Mary Pendarves jedoch weniger als der Kreis bedeutender, geistvoller Frauen und Männer, welchen der Dekan Delany, ihr nachheriger Gatte, allwöchentlich bei sich sah. Den Mittelpunkt dieser Tafelrunde bildete der genialste, gefürchtetste Satiriker seiner Zeit, der Dekan Jonathan Swift. Mit ihm wurde Mary leicht bekannt, denn er korrespondierte mit der Herzogin von Queensberry, und Marys Vetter, Lord Carteret, war als ehemaliger Lord-Lieutenant von Irland sein Freund und Gönner gewesen. Als Swift einst im Audienzsaal lange vergeblich auf Carteret gewartet hatte, schrieb er mit seinem Diamantring auf die Fensterscheibe:

My very good Lord, 't is a very hard task
For a man to wait here, who has nothing to ask.

Als der schlagfertige Carteret die Strophe zu sehen bekam, schrieb er sofort darunter:

My very good Dean, there are few who come here,
But have something to ask, or something to fear.

Mary Pendarves und er gefielen einander; später schrieben sie sich auch, bis zu seiner 1739 eingetretenen geistigen Umnachtung. Trotz der oft abstoßenden Rauheit seines Wesens wußte sie den edlen Kern zu schätzen, und als der zu diesem Kreise gehörende Lord Orrery später, nach Swifts Tod, ihn unter der Maske bewundernder Freundschaft in den Schmutz zog, schreibt sie in ungewohnt heftiger Entrüstung. Gern wüßten wir genauer, wie Mary diesen ihren interessantesten, problematischesten Freund beurteilte; als erfahrene, fein beobachtende Frau hätte sie uns vielleicht das die Literaturgeschichte noch immer beschäftigende Rätsel seines Verhältnisses zu Hester Vanhomrigh und Esther Johnson, der Vanessa und der Stella seiner Gedichte, gelöst. Vanessa, jenes heißblütige Mädchen, welche er jahrelang bewunderte und bevorzugte, deren Geist er mit liebender Sorgfalt entwickelte, wollte sich nicht mit seiner platonischen Freundschaft, die sie noch mit der Nebenbuhlerin teilen mußte, begnügen. Nachdem ihre Leidenschaft einen Bruch hervorgebracht hatte, starb sie verzweifelnd. Stella, weniger schön, weniger jung, aus einfacheren Verhältnissen, blieb Siegerin. Swift konnte den seit ihrer Kindheit bestehenden Verkehr nicht entbehren, wollte sich aber durchaus nicht zu einer Heirat entschließen; denn nach den neuesten Untersuchungen fand die damals angenommene heimliche Trauung nie statt. Beide begabte, anziehende junge Wesen hingen mit grenzenloser Verehrung an diesem häßlichen, älteren Mann, der, in seinen Schriften unflätig und zynisch, in seinem Haß ungerecht und maßlos bitter, in seinem musterhaften Lebenswandel die edelsten Züge verriet. Sein Egoismus hat den „beiden schönsten und interessantesten Frauen seiner Zeit" das Leben vergiftet. Sie verlangten gegenseitiges Ineinanderaufgehen, — er, der in der „sogenannten Liebe" nur „Verstellung und hysterische Einbildung" sah, suchte sympathischen Umgang. Und doch bereuten beide wohl schwerlich, in seinen Bannkreis geraten zu sein.

Mary Pendarves hat möglicherweise Vanessa gekannt, Stella sah sie unzweifelhaft oft; auf der Wand ihres Gartenhäuschens hat sie später deren

Bildnis gemalt. Vielleicht teilte sie die Ansicht „eines sehr bedeutenden Mannes", welche von Dr. Delany zustimmend wiederholt wird, „daß er nie einen Tag in Stellas Gesellschaft verbracht hätte, in dem sie nicht etwas sagte, dessen er sich bis an sein Lebensende erinnern möchte". Swift schrieb: „Ich kann mich nicht erinnern, jemals von ihr eine falsche Beurteilung von Menschen, Büchern oder Angelegenheiten gehört zu haben;" und wiederum, „Bei aller Sanftmut, wie er einer Dame zukommt, besaß sie den Mut eines Helden." Hübsch ist ihre uns überlieferte Definition eines Geschenkes: „Etwas, das Freunde brauchen oder lieben, das aber nicht leicht nur für Geld zu erlangen ist." Als sie starb, war Swift verzweifelt. In seinem Tagebuch finden wir die schlichten Zeilen: „30. Jan. Heute ist die Nacht des Begräbnisses; durch Krankheit verhindert, werde ich demselben nicht beiwohnen können. Es ist jetzt neun Uhr nachts; ich habe mein Zimmer gewechselt, damit ich nicht das Licht in der Kirche erblicke."

Trotz seines oft brutalen Hohns hatte Swift eine hohe Meinung von den moralischen und geistigen Eigenschaften der Frauen. Hierin lag vielleicht das Geheimnis des großen, nachhaltigen Einflusses, den er auf diese übte; denn wenn Zynismus einige auch pervers bezaubert, Achtung hat doch einen noch größeren Erfolg. In jener Zeit, in der man Frauen mehr schwülstige Verhimmelung als wahre Rücksicht erwies, betonte Swift immer von neuem die Notwendigkeit ihrer geistigen Bildung. Er behauptete, eine rechte Frau würde durch intellektuelle Vertiefung weder anmaßend noch eingebildet, noch unnatürlich, wohl aber würde sie sich anmutiger, segensreicher, bedeutender entwickeln.

Schon lange muß den rätselhaften Mann, welcher, burlesken Scherzen nicht abgeneigt, doch niemals lachte, der Schrecken des kommenden Endes verfolgt haben. Bereits im Jahre 1717, als er mit Young, dem Dichter der „Night Though", spazieren ging, blieb er plötzlich stehen und betrachtete regungslos eine hohe Ulme mit verdorrten oberen Zweigen. Er wies auf dieselben, — „so wird es auch mir ergehen; ich werde von oben an absterben."

Als Mary 1733 Irland verlies, sah sie ihn zum letztenmal.

Ihr gewohntes Londoner Leben begann und wurde nur durch häufige Besuche auf dem Land unterbrochen. Es war das Leben der gebildetsten, achtungswertesten und liebenswürdigsten Weltdamen; ungewöhnlich war Mary nur durch ihren Fleiß, wie durch ihre Talente. Wir besitzen aus etwas späterer Zeit, aus dem Jahre 1742, eines der damals, auch in England, so beliebten Charakterbilder, welches ihre irländische Freundin, Miß Donellan, von ihr entwarf. So wenig überzeugend diese hyperbolisch lobenden Stilübungen meistens erscheinen, hier finden wir keinen unbeglaubigten Zug. Nachdem Miß Donellan Marys noch immer jugendliche, noch immer anziehende Erscheinung erwähnt hat, folgt das unvermeidliche Lob auf ihre so glänzend bewährte „Tugend". Am bezeichnendsten wäre jedoch ihr ungemein ausgeprägtes Gefühl für Freundschaft. Von ihrer dienstwilligen Opferwilligkeit hätte man gesagt, „ihre Güte gegen andere wäre gar kein Verdienst, denn nichts bereite ihr so viel Freude, als andern zu helfen". Selten gewandt und geschliffen in

ihren Formen, hatte sie neben all ihrem Fleiß und ihren Begabungen eine angeborene, fröhliche Lebhaftigkeit.

So war Marys Beliebtheit erklärlich, und trotz ihrer Vermögenslosigkeit wurden ihr mehrere gute, ja glänzende Heiraten geboten, welche sie zur Betrübnis der Verwandten regelmäßig abwies. Um so größer war die Bestürzung, als sie 1743, als man gerade eine Anstellung bei Hof für sie erwirkt hatte, geneigt schien, ihren alten, nunmehr verwitweten Freund, Dr. Delany, zu erhören. Zwar stammte der würdige Dekan aus geachteter Familie und befand sich in einer wohlhabenden, angesehenen Lage, zwar kannte sie ihn gut, verkehrte gern mit dem hochgebildeten Mann und bewunderte seinen Charakter, für eine Granville aber schien die Verbindung unmöglich!

Allerdings standen ihre Verwandten damals, nachdem ihre stuartfreundlichen Neigungen vergeben und vergessen waren, besonders hoch oben. Ein langer Stammbaum ist ja selten von unmittelbarer Bedeutung, wohl aber sind es persönliche Beziehungen, und gerade jetzt spielte die Granvillesche Dynastie eine hochbedeutsame Rolle bei Hof, in der Politik, in der Gesellschaft. Marys Tante, die alte Gräfin Granville, im intimen Familienkreis der „Drache", von Horace Walpole nur die „Teufelshexe" betitelt, war eine bekannte und gefürchtete Dame. Ihr schon erwähnter Sohn, Lord Carteret, den die Geschichte „einen glänzend befähigten Mann, einen unerreichten Kenner der ausländischen Angelegenheiten" nennt, war Staatssekretär gewesen. Oft erwähnt Sir Horace Walpole die alles überstrahlende Pracht, die Ansprüche der Lady Carteret; seine Töchter waren Hofdamen oder hatten sehr gute Heiraten gemacht. Mit den Herzoginnen von Marlborough, von Queensborough, von Devonshire und anderen einflußreichen Geschlechtern waren die Granvilles verwandt. Als ein Vetter seine Hochzeit feierte, erregte der entfaltete Pomp selbst damals beträchtliches Aufsehen. Noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erzählte ein alter Herr, welch unvergeßlichen Eindruck der Aufzug des jungen Paares bei Hof auf ihn gemacht hätte, und einige zeitgenössische Briefe schildern etwas entrüstet die Juwelenpracht, die 30 000 Pfund kostenden Diamant-Schuhschnallen des Bräutigams, die mit weißem Atlas ausgeschlagenen, sechsspännigen Karossen, die Negerpagen, die zweihundert begleitenden Reiter. „Jedoch," so schloß der Brief, „kann man sich über solchen Aufwand kaum wundern, da die Mutter eine Granville war." Mary Pendarves ließ sich jedoch nicht durch Glanz und Ansehen bestechen und über Dr. Delany schrieb sie aus Irland: „Sein Geist und seine Gelehrsamkeit bildeten keineswegs in meinen Augen seinen hauptsächlichsten Ruhmestitel; vielmehr war es seine Herzensgüte, seine Menschlichkeit und Großmut, sein Zartgefühl und Wohlwollen, wegen dessen ich ihn höher stellte als irgend einen anderen Mann meiner Bekanntschaft." So hat sie schwerlich geschwankt, als er in verschnörkelten, aber schön empfundenen Worten um sie warb.

„Mein Herz," so schrieb er, „ist noch empfänglich für Geselligkeit und ist weder den zarten Gefühlen wahrer Neigung noch dem feinen Verständnis für Freundschaft entfremdet. Ich empfinde jetzt eine traurige Lücke und hoffe, diese noch ausfüllen zu dürfen. Ich habe die Freundin verloren, welche mir

wie meine eigene Seele war, und da ist es natürlich, daß ich diesen Verlust durch diejenige ergänzen möchte, welche von jener Freundin vor allen anderen geachtet und geschätzt wurde. Schon lange hege ich die Überzeugung, daß vollkommene Freundschaft nur in der Ehe zu finden ist, und so möchte ich nun meine Freundschaft vervollkommnen. . . . Da Sie die Eitelkeiten der Welt zur Genüge kennen, durfte ich zu hoffen wagen, daß ein zurückgezogenes Leben mit einem Gatten, dessen Gesinnungsweise der Ihrigen nicht fremd ist (der bloß aus diesem Grund Ihnen nicht völlig unwert erscheint) — ein Leben mit einem Gatten, der Ihren Wert ermißt und Sie so verehrt, wie er nur irgend etwas Irdisches ehrt, Ihnen vom Standpunkt Ihrer anspruchslosen und unweltlichen Weisheit nicht gänzlich abstoßend erscheinen dürfte. Auf jeden Fall bin ich überzeugt, daß, wenn Sie mein bescheidenes und unwertes Anerbieten auch ausschlagen, Ihre Menschlichkeit dies ohne Verachtung tun wird, wenn Sie dasselbe aber anzunehmen geruhen sollten, die Güte und Großmut Ihres Charakters Sie bewegen werden, dies in einer Form zu vollziehen, durch welche Ihre Würde und die Sicherung meiner ewigen Achtung und unaussprechlichen Dankbarkeit am besten gewahrt würden."

Ganz glatt ging es aber doch nicht: obwohl Mary seit fast zwanzig Jahren volle Unabhängigkeit gekostet hatte, wartete sie mit rührender Ängstlichkeit auf die Zustimmung aller Angehörigen, auch nachdem ihre Mutter und Schwester sich ganz freundlich darüber ausgesprochen hatten. Die übrige Verwandtschaft erwies sich ungnädig, die Trauung wurde wahrscheinlich in aller Stille vollzogen, mit ihrem überaus adelstolzen Bruder Bernard, der durch den Tod des Onkels Lansdowne Eigentümer vom schönen Calwich geworden war, kam es fast zum Bruch, und die Entfremdung glich sich niemals vollständig aus.

(Weitere Abschnitte folgen.)

Zur Erinnerung an Adolf Trendelenburg.

(Geb. 30. November 1802.)[1]

Von

Rudolf Eucken.

Bei der Raschlebigkeit unserer Tage hat eine Gedenkfeier eine eigentümliche Wehmut: in wie kurzer Zeit verschieben sich die Bilder und Lagen der Dinge, wie schnell versinkt, was uns noch eben mit lebensvoller Gegenwart umrauschte, in stille Vergangenheit! Den flüchtigen, beinahe gespenstischen Charakter der Zeit empfinden wir heute mit besonderer Stärke. Über eine solche Stimmung mag die Religion erheben, indem sie dem Getriebe der Zeit eine ewige Ordnung entgegenhält. Aber auch innerhalb des menschlichen Daseins besteht eine Überwindung jener Flucht der Erscheinungen, eine innere Befestigung des Lebens; sie liegt in der Arbeit der Menschheit, in der Verbindung der einzelnen Leistungen zu einem zusammenhängenden Werk, in dem Aufbau einer gemeinsamen Geistes- und Gedankenwelt. Was je in den Bestand dieser Arbeit förderlich eingriff, das erhält sich in ihm über die wechselnden Zeitlagen hinaus, das verbleibt in wirksamer Kraft, auch wenn es sich dem Bewußtsein der Menschen zeitweilig verdunkeln sollte. Das also gilt es auch heute vornehmlich ins Auge zu fassen, ob die Lebensarbeit des Mannes, zu dessen Ehren wir hier versammelt sind, mit solcher Leistung in die geschichtliche Bewegung eingegriffen hat; hat sie es getan, so ist die Erinnerung an den Toten zugleich eine Feier der Lebenskraft seines Geistes.

Für jenen Zweck aber müssen wir uns die Zeit vor Augen führen, der sein Aufstreben angehört, das zweite und dritte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Noch war die für jenes Jahrhundert besonders charakteristische Wendung zu den politischen, sozialen, technischen Aufgaben, die Wendung zum Realismus, wie es zu heißen pflegt, nicht erfolgt, noch behaupteten die Probleme der inneren Bildung die Herrschaft über die Gemüter, noch hatte

[1] Der nachfolgende Aufsatz ist ein Abdruck der Festrede, welche am 20. Oktober d. J. bei der in Eutin, dem Geburtsorte des Philosophen, veranstalteten Säkularfeier gehalten wurde.

die Philosophie nicht darauf verzichtet, mit der Kraft des Denkens die Welt zu bezwingen und alles Dunkel in Licht zu verwandeln. Eben damals war sie voller Gärung und Aufregung. Die umwälzende Denkarbeit eines Kant hatte eine Lage erzeugt, bei der jene Zeit sich unmöglich beruhigen konnte. Denn Kant stellte das Leben unter widerstreitende Antriebe: in der einen Richtung, dem Aufbau eines Reiches der Moral, erhob er den Menschen zu unermeßlicher Größe und Würde; in der anderen dagegen, dem Gebiete des reinen Erkennens, demütigte er ihn tief durch die Aufweisung enger und unüberwindlicher Schranken. Solchem Zwiespalt läßt sich in verschiedener Weise entgegenarbeiten; jener von glühendem Lebensdrange erfüllten und von jugendlichem Kraftgefühl getragenen Zeit entsprach es, kühnen Mutes das dargebotene Ja zu verfolgen, die ganze Welt in unsere Tätigkeit hineinzuziehen, das menschliche Denken zu absolutem Denken zu erhöhen. Ihren Gipfel erreichte diese Bewegung im System Hegels, das alle Wirklichkeit in einen einzigen, durch seine eigenen Gegensätze getriebenen Denkprozeß verwandelte, und das von da aus die weltgeschichtliche Arbeit bis in die einzelnen Gebiete hinein durchleuchtete, verkettete, innerlich naherückte. Aber wenn hier gigantisch kühn mit einem Schlage die letzte Tiefe eröffnet, alles Dunkel verscheucht, die Wirklichkeit in ein Reich lauterer Vernunft verwandelt werden sollte, so lag darin viel Überspannung menschlichen Vermögens, auch eine große Gewaltsamkeit, die diktatorisch erzwingen will, was sich nicht erzwingen läßt; die unverkennbar große künstlerische Intuition hatte zur Begleitung eine starke Subjektivität, welche den wissenschaftlichen Charakter der Philosophie bedrohte; es entstand die Gefahr einer zu engen, einseitig intellektuellen Gestaltung des Lebens, die Gefahr einer Preisgebung aller beharrenden Wahrheit an den Wirbel und Wandel eines rastlos dahinbrausenden Prozesses. Wir Späteren mögen leichter inmitten aller Verwahrung dem Ganzen eine gewaltige Größe zuerkennen; wir können mit ruhiger Abwägung Bleibendes und Vergängliches in ihm scheiden. Aber in der eigenen Zeit gab es sich wie ein untrennbares Ganzes, und dieses Ganze wollte alles Leben beherrschen, allem Tun seinen Stempel aufdrücken. So blieb für diejenigen, welche die Gefahr erkannten, nichts anderes übrig als Kampf und Widerstand; in diesem Kampfe aber hat Trendelenburg eine führende Stellung eingenommen. Er hat das Hegelsche System einer einschneidenden Kritik unterzogen, welche viel Bewegung hervorgerufen hat. Aber auch die tüchtigste Kritik kann nie ein lebensvolles System erschüttern; das vermag nur das Ganze einer Lebensarbeit, welche andere Möglichkeiten zeigt, andere Wirklichkeiten enthüllt. Eine solche Lebensarbeit war es, welche Trendelenburg jener stürmischen Gedankenflut entgegenhielt, eine Lebensarbeit, deren tiefe Einwirkung auf die wissenschaftliche Lage unbestreitbar ist. Das Grundstreben dieser Arbeit war das, gegenüber einer zu engen, subjektiven Gestaltung der Wirklichkeit die allgemeinen Ordnungen, die unser Denken und Leben beherrschen, wieder voll zur Geltung zu bringen, der Philosophie eine breitere, festere Basis zu geben. Es galt, den Horizont zu erweitern, eine unanfechtbare Tatsächlichkeit zu ergreifen, allem Gewirr und Streit ein Gleichgewicht der Stimmung, eine ruhige Besinnung entgegenzu-

halten. Zurückrufung zur Besinnung, das ist ein Hauptzug der Trendelenburgschen Denkweise. Demnach kann es nichts Plötzliches, nichts überraschend Neues sein, das uns Trendelenburg schätzbar macht; darin vielmehr besteht seine Bedeutung, uns in dem scheinbar Einfachen Großes, in dem Alten ewig Neues sehen zu lassen, die Zurückrufung des Lebens und Strebens zu seinen beharrenden Grundlagen zugleich in eine eigentümliche Aufgabe der Gegenwart zu verwandeln. Es hat aber Trendelenburg diese Denkweise namentlich in dreifacher Richtung entwickelt: er hat durch die logische Arbeit ein klares und fruchtbares Verhältnis zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften gestiftet; er hat eine geschichtliche Behandlung der Probleme eingeleitet, welche das Streben der Gegenwart mit der Arbeit der Jahrtausende freundlich zusammenschließt; er hat im Kern seiner philosophischen Lehre eine Ausgleichung der großen Gegensätze unternommen, zwischen denen unser Leben steht; so ist es überall ein Klären, Befestigen, Ausgleichen, was sein Wirken eigentümlich und fruchtbar macht.

Die Abgrenzung der Philosophie und der einzelnen Wissenschaften, die Frage, wie weit das eine selbständig gegen das andere, dieses alte Problem hatte sich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zu besonderer Schärfe zugespitzt. Denn ein so kühner Mut und ein so stolzes Bewußtsein der Überlegenheit erfüllte damals die Philosophie, daß sie sich zutraute, allen wesentlichen Bestand der Wahrheit aus eigenem Vermögen hervorzubringen und allen einzelnen Wissenschaften ihre Bahn vorzuschreiben. Natürlich widerstanden diese einer solchen Herabsetzung, die Ablehnung jener besonderen Philosophie führte aber leicht zu einer Verfeindung mit aller Philosophie; eine Verständigung war dringend erforderlich, sie war aber nicht möglich ohne Darbietung einer neuen Grundlage. Trendelenburg bot eine solche, die jedem eine Selbständigkeit und beiden gemeinsam ein fruchtbares Zusammenwirken verheißt. Ohne Philosophie kann nicht auskommen, wer nicht auf einen Zusammenhang der Wirklichkeit und eine Einheit unseres Wahrheitsstrebens verzichten will. Aber wenn die Philosophie die Einheit des Lebens vertritt, sie kann unmöglich von sich aus seinen ganzen Inhalt erzeugen, sie bleibt dafür angewiesen auf die anderen Wissenschaften, die ihr ihre Ergebnisse und ihre Probleme entgegenbringen. Wenn die Philosophie diese aber ins Ganze faßt und zur Einheit verarbeitet, so wird sie damit eine Klärung und Durchleuchtung der Gesamterkenntnis vollziehen, die auch in jedes einzelne Gebiet förderlich zurückwirken muß.

Diese Denkweise Trendelenburgs findet den Übergang zu fruchtbarer Arbeit namentlich an der Hand der Logik. Wer könnte in der schlichten Tatsache des logischen Denkens, wie wir alle es täglich üben, ein großes Problem verkennen? Wir können nicht denken, ohne unter einen Zwang von Gesetzen zu geraten; alle Willkür ist hier verbannt. Aber soweit wir jenen Gesetzen folgen, dürfen wir das Bewußtsein haben, daß, was wir denken, nicht bloß für uns selbst, nicht bloß für den Augenblick, sondern für alle und für immer gilt; ja, es scheint unabhängig von aller menschlichen Vorstellung an sich selbst zu gelten. So erfahren wir eben in der Unterordnung eine innere Befreiung

und Erhebung, eine Erhebung über alles bloß Zeitliche und Kleinmenschliche. Dieses logische Denken nun findet in den einzelnen Wissenschaften eine großartige und überreiche Entfaltung; jede der Wissenschaften gestaltet den allgemeinmenschlichen Besitz eigentümlich für ihre besonderen Zwecke, jede entwickelt ihr eigenes Verfahren. Die Einzelwissenschaft selbst aber, mit ganzem Eifer den Ergebnissen zugewandt, pflegt sich wenig Rechenschaft über dies Verfahren zu geben, und noch weniger pflegt sie sich um das der Nachbarn zu kümmern. Wer anders soll nun diese Verzweigung der logischen Betätigung überschauen, prüfen, zusammenfassen als die Philosophie, deren „gleichsam mathematischen Teil" die Logik bildet? Indem sie, so meint Trendelenburg, die logischen Grundbegriffe aus der Einsamkeit ihrer philosophischen Geburtsstätte auf den Schauplatz ihrer Tätigkeit, in das konkrete Leben der Wissenschaften verfolgt, wird die Logik als eine „Theorie der Wissenschaft" in sich selbst bedeutsamer und nach außen hin fruchtbarer; sie darf hoffen, den Gesamtstand der Wissenschaft zu klären und zu fördern. In Wahrheit hat das von Trendelenburg geknüpfte Bündnis zwischen der Logik und den einzelnen Wissenschaften auf die Arbeit des 19. Jahrhunderts den nachhaltigsten Einfluß geübt. Aber noch mehr. Die Logik kann die einzelnen Wissenschaften nicht durchdringen, ohne in jeder von ihnen Voraussetzungen auch über den Gegenstand aufzudecken, Voraussetzungen, die weiter erörtert und in einen Zusammenhang gebracht sein wollen; wer anders soll sich dieser Aufgabe unterziehen als die Philosophie? Auch hier erscheint sie als die Vertreterin der Einheit, aber einer Einheit, die den Dingen nicht aufgedrängt wird, sondern die aus ihnen selbst entgegenscheint. Denn käme sie uns nicht mit sicherer Tatsächlichkeit aus der Welt entgegen, ja, wurzelten nicht die Dinge wie unsere Vernunft schließlich in einer allumfassenden Vernunft, wie sollten wir je zu einer Wahrheit gelangen? So ist es schließlich der Glaube an die Tatsächlichkeit der Vernunft, der uns Wahrheit suchen und finden lehrt; die Philosophie aber behält eine große Aufgabe, wenn sie sich damit bescheidet, dieser Tatsächlichkeit nachzugehen.

Eine verwandte Denkweise erscheint bei Trendelenburg gegenüber der Geschichte. Auch hier verwandelt sich dem Philosophen in ein schweres Problem, was die alltägliche Meinung als selbstverständlich hinnimmt: das Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit. Alles Denken, alle Wahrheitserkenntnis erfolgt aus unmittelbarer Gegenwart; hier gilt nichts, weil es früher gedacht war, weil es mit geschichtlicher Autorität an uns kommt, sondern weil es sich heute und in dem Heute als ewig wahr erweist. Aber was soll dann die Geschichte? verliert sie nicht allen Wert? wird sie nicht ein unnützer Ballast des Lebens? So laßt sie uns abschütteln und das Leben allein in die Gegenwart stellen! Aber alsbald erhebt sich eine andere Gefahr. Wird nicht ein bloßes Gegenwartsleben in lauter einzelne Augenblicke zerfallen? wird nicht bei unaufhörlichem Wechsel der Bilder aller Zusammenhang, aller bleibende Bestand entschwinden? Eine solche Empfindung mußten die Erfahrungen des beginnenden 19. Jahrhunderts dem unbefangenen Beobachter zwingend aufdrängen. In raschester Flucht sah man verschiedene Systeme

einander folgen, bekämpfen, verdrängen; kaum war das eine siegreich aufgestiegen, so wurde es von einem neuen gestürzt; die Philosophie schien eine Sache des Augenblickes und der Zufälligkeit bloßer Individuen. Dem war zu widerstehen, und dem ist widerstanden worden; Trendelenburg wirkt entgegen durch die Ausbildung eines neuen Verhältnisses der Philosophie zur Geschichte. Die Philosophie, so meint er, „wird nicht eher die alte Macht wieder erreichen, als bis sie Bestand gewinnt, und sie wird nicht eher zum Bestande gelangen, als bis sie auf dieselbe Weise wächst, wie die anderen Wissenschaften wachsen, bis sie sich stetig entwickelt, indem sie nicht in jedem Kopfe neu ansetzt und wieder absetzt, sondern geschichtlich die Probleme aufnimmt und weiterführt". Als ein deutsches Vorurteil erschien es ihm, daß jeder Philosoph sein ureignes Prinzip, jeder seinen besonderen Spiegel zur Auffangung der Welt haben müsse. Vielmehr scheint ihm die Philosophie durch die Jahrhunderte und Jahrtausende, durch Völker, Religionen, Kulturen hindurch eine fortlaufende Kette, einen großen Arbeitszusammenhang zu bilden; an diesen Zusammenhang muß sich anschließen, wer für die Dauer wirken will; es gilt „mit der Geschichte zu gehen und der geschichtlichen Entwicklung der großen Gedanken in der Menschheit zu folgen". Von hier aus erscheint das Wahrheitsstreben nicht bloß als ein Vordringen, sondern auch als ein Zurückgreifen, gemäß jener Goetheschen Überzeugung:

Die Wahrheit war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an!

In dieser Weise befestigen und zusammenhalten kann aber die Geschichte nur, wenn sie mit sicherem, willkürentzogenem Tatbestande an den einzelnen kommt, er sie nicht nach seinem Bedünken so oder so zurechtlegt. So wird die nächste Aufgabe die genaue Ermittelung dessen, was an geschichtlicher Leistung tatsächlich vorliegt; die sorgsamste Erforschung wird die unentbehrliche Vorläuferin aller philosophischen Deutung der Geschichte. Für diese Forschung ist nichts klein und unbedeutend; hier hat sich jene intellektuelle Gewissenhaftigkeit zu bewähren, die nichts gering nimmt und allein dem Gegenstande dient; hier gilt es, die übermittelte Leistung in ihrem reinen Tatbestande zu erfassen, die Denker nicht von außen her, sondern lediglich aus sich selbst zu erklären. Ein hervorragendes Beispiel solcher Forschung hat Trendelenburg mit seiner schon in jungen Jahren bewirkten Ausgabe der aristotelischen Psychologie gegeben, die ein Mann wie Bonitz epochemachend in der aristotelischen Literatur genannt hat. Auch gehört hierher Trendelenburgs großes Verdienst um die Begriffe und auch um die Kunstausdrücke der Philosophie; er zuerst hat zur vollen Anerkennung gebracht, daß hier durch die Jahrtausende hindurch vereinte Arbeit der Menschheit einen gemeinsamen Besitz erworben hat, den wir alle täglich und stündlich verwenden; er durfte solche Ansammlung der Arbeit als eine Bestätigung seiner Überzeugung von der Kontinuität der geschichtlichen Bewegung freudig begrüßen.

Ist aber derart der Tatbestand gesichert, so beginnt das Werk der eigentlichen Philosophie; nun heißt es, die Grundgedanken herauszuschälen,

den bleibenden Ertrag der Schöpfungen von ihrer zeitlichen Fassung zu unterscheiden, die auseinandergehenden Richtungen zum großen gemeinsamen Stamm der Erkenntnis zurückzuführen. Die Dinge werden nun in eine Betrachtung aus den ewigen Zusammenhängen gehoben; was bloße Vergangenheit schien, verwandelt sich in unmittelbare Gegenwart. Sind es aber unsere eigenen Probleme, welche die Helden des Geistes bewegten, so gewinnen diese eine eigentümliche seelische Nähe; so steht es in einem engen Zusammenhang mit jener Grundanschauung Trendelenburgs, daß die Zeichnungen der großen Männer bei ihm eine eindringliche Frische und Kraft besitzen; sie geben uns jene nicht als bloße Träger abstrakter Gedankenmassen, sondern als intellektuelle Persönlichkeiten, als Genossen im Kampf um Wahrheit und Glück.

Diese allgemeine Auffassung der Geschichte wirkt weiter zur Schätzung besonderer Epochen und Persönlichkeiten. Trendelenburgs Verhältnis zur Geschichte der Philosophie läßt sich unmöglich behandeln, ohne seiner besonderen Hochachtung der alten Philosophie zu gedenken. Auch hier galt es in jener Zeit, aus widerstreitenden Bewegungen und Stimmungen zu einem Gleichmaß des Urteils zu gelangen. Nachdem die alte Philosophie in der scholastischen Tradition schließlich zu einer Hemmung des Fortschritts und zu einem Druck für die Geister geworden war, ließ sich ein schroffer Bruch nicht vermeiden; er ist in Deutschland erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts erfolgt. Kants Äußerungen über die alte Philosophie sind voller Mißverständnisse; einen fruchtbaren Einfluß auf seine Gedankenwelt hat sie nur an einzelnen Stellen gewonnen; das Große und Kräftige, Vornehme und Zusammenschauende ihrer Art war für das Bewußtsein jener Zeit wie verloren. Nun kam wieder eine neue Renaissance, ein Neuhumanismus; nach Sicherung der Freiheit konnte man sich wieder unbedenklich dem Altertum zuwenden, seiner Erforschung die neugewonnenen Mittel zuführen, es klarer und reiner in sich selbst, fruchtbarer für uns sehen lernen. In innerer Übereinstimmung mit einer stattlichen Schar ausgezeichneter Männer hat Trendelenburg eifrig nach dieser Richtung gewirkt. Ihm galt die Antike nicht als ein graues Altertum, sondern als die Jugend unseres Geistes, mit der unsere Gedanken Gemeinschaft suchen sollen, wenn sie dürr und alt geworden sind, damit sie wieder frisch und jung werden.

Innerhalb des Altertums aber war es vornehmlich Aristoteles, der die ganze Liebe und Arbeit unseres Denkers gewonnen hat. Schon die historische Stellung und Wirkung des Mannes mußte ihn einer vornehmlich auf die Stetigkeit der Geschichte bedachten Betrachtung überaus wertvoll machen. Ein einzigartiges Phänomen ist hier unverkennbar. Zunächst hat Aristoteles bei sich selbst alle vorhergehende Leistung des Altertums zusammengefaßt, so vortrefflich, daß sich für manche seiner Vorläufer noch heute die besten Bilder aus seinen knappen Berichten ergeben. Dann aber das Wunderbare seiner Wirkung. Während sein großer Schüler mit Waffengewalt den Erdkreis unterwarf und die Zusammenschmelzung verschiedenartigster Völker in ein Kulturleben, diese Vorbedingung aller weiteren Entwicklung, in Fluß brachte, spann die stille Arbeit eines unscheinbaren Lebens die Fäden einer Gedankenwelt, die über Morgenland und Abendland, durch Christentum, Judentum, Mohamme-

danismus geherrscht hat, die einen Thomas, aber auch einen Melanchthon erfüllte, die noch heute, wenn wir nicht nur an Deutschland, sondern an die ganze Kulturwelt denken, die meisten Anhänger zählt, die meisten literarischen Leistungen hervorruft. War dies Ganze nicht eine Bestätigung, eine nähere Ausführung des Trendelenburgschen Lieblingsgedankens von der Stetigkeit der geschichtlichen Arbeit?

Aber die bloße Tatsache einer großen Wirkung hätte nicht eine so warme Zuneigung Trendelenburgs zu Aristoteles, ein so innerliches Verhältnis erzeugen können, wie es in Wahrheit bestand; das wird nur erklärlich durch eine innere Sympathie der Geister. Denn was anderes suchen wir schließlich in dem Gegenstand unserer Verehrung als die Höhe unserer eigenen Natur? So fühlte sich Trendelenburg vornehmlich deshalb zu Aristoteles hingezogen, weil er hier in großen Zügen weltbeherrschender Art verwirklicht fand, was er, natürlich entsprechend der veränderten Lage, auch für die Gegenwart als höchstes Ziel erachtet und erstrebt.

Damit erst kommen wir von den peripheren Fragen auf das Zentrum, von dem Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften und der Geschichte auf den Kern der philosophischen Überzeugung Trendelenburgs. Seine Würdigung sei durch eine Erwägung allgemeiner Art eingeleitet. Unter den verschiedenen Denktypen, welche uns die Geschichte entgegenbringt, hebt sich besonders scharf und deutlich ein Gegensatz hervor: der Gegensatz der Denker energischer Aufrüttelung, schroffer Scheidung, heroischer Erneuerung des ganzen Menschen, und der Denker ruhiger Sammlung, gleichmäßiger Durchbildung, unermüdlicher Arbeit. Dort ein Plato und ein Kant, hier ein Aristoteles und ein Leibniz. Man kann nicht beide Typen mit gleicher Liebe umfassen; jeden einzelnen wird seine Natur entweder hierher oder dorthin weisen; er wird entweder Plato an Aristoteles oder Aristoteles an Plato messen. Die Menschheit aber bedarf notwendig des Zusammenwirkens beider Typen, sie kann weder das vordringende Schaffen noch die durchbildende Arbeit entbehren; sie hat immer wieder auf den aristotelischen Typus zurückgreifen müssen, sobald die Organisation der Gedankenwelt und des gemeinsamen Lebens in Frage kam. Diesem Typus nun folgt Trendelenburg; zu besonders deutlicher Ausprägung bringt er ihn in der Art, wie er sich zu den großen Gegensätzen des menschlichen Denkens und Lebens stellt. Ohne ein deutliches Empfinden und kräftiges Herausstellen dieser Gegensätze gibt es überhaupt keine Philosophie, keine Abhebung ihrer wissenschaftlichen Arbeit von der Durchschnittsmeinung; die Art der Behandlung und Überwindung der Gegensätze aber entscheidet über den eigentümlichen Charakter der besonderen Philosophie. In Trendelenburgs Weise liegt es nun, die Gegenglieder wohl deutlich abzugrenzen und alles Verlaufen ineinander fernzuhalten, dann aber zu einem umfassenden Ganzen zu streben und innerhalb seiner das Geschiedene miteinander zu verknüpfen, es in eine fruchtbare Wechselwirkung zu bringen. Diese klärende und ausgleichende Denkart erscheint am deutlichsten bei dem Gegensatze, den wir alle täglich und stündlich empfinden, und an dem sich zugleich, wie Trendelenburg selbst in einer bedeutenden Abhandlung über-

zeugend nachgewiesen hat, am meisten die Geister scheiden: dem von Körper und Seele, von Natur und Geistesleben. Was ist unser wahres Sein, das innere oder das äußere? Bei der Besinnung auf uns selbst scheinen wir gänzlich einer Innenwelt anzugehören, und die Außenwelt weicht zurück zu einer Erscheinung, ja zu bloßem Schein; aber jeder Blick nach außen zeigt uns körperlich bedingt, an eine sichtbare Welt gekettet, scheinbar aus ihr entstehend, in sie vergehend. Was sind wir nun? was sind wir nicht? wo liegt der Kern unseres Wesens? Hier müssen alle Denker ein Bekenntnis ablegen, hier sich in Trendelenburgs Sinn des vieldeutigen Wortes als Idealisten oder Realisten erweisen. Trendelenburg selbst verficht mit aller Entschiedenheit die Überlegenheit des Geistes und bekennt sich insofern zum Idealismus; aber zugleich will er das eigentümliche Recht der Natur in keiner Weise angetastet wissen. Auf sie bleiben wir nach seiner Überzeugung immer angewiesen; ein Idealismus, der nicht fest im Realen wurzelt, scheint ihm unvermeidlich in einen bloßen Subjektivismus zu verfallen; so gilt es wohl eine Unterordnung des Realen unter das Ideale, aber zugleich eine Verwirklichung des Idealen im Realen. Aus solcher Überzeugung ist Trendelenburg unablässig darauf bedacht, eine feste Beziehung zur Natur zu gewinnen; so wendet er eine besondere Liebe und Sorgfalt auf die Gebiete, welche die sichtbare und die unsichtbare Welt zusammenhalten, wie die Mathematik, die Sprache, das Recht; so erörtert er mit eindringender Schärfe und zugleich mit weiten Ausblicken solche Begriffe, welche durch beide Gebiete gehen und sie als Seiten einer Welt darstellen, so den der Bewegung, dessen eigentümliche Fassung in dem heutigen Stande des Wissens mehr Anknüpfung findet, als sie damals fand, so den des Zweckes, dessen Behandlung ein philosophischer Jurist wie Jhering als das Beste, was ihm bei seinem Suchen begegnet sei, als „meisterhaft nach Form und Inhalt" bezeichnet. („Der Zweck im Recht" Bd. I. Zweite Auflage, Vorwort VIII.) Dieselbe Grundrichtung beherrscht die Methode der Untersuchung und erzeugt ein eifriges Streben, Denken und Anschauung zusammenzuhalten, den Gedanken an der Anschauung und die Anschauung am Gedanken zu messen. „Das Denken," so meint Trendelenburg, „tötet sich selbst, wenn es sich von der Welt der Anschauung lossagt." Selbst die Sprache verrät deutlich den Einfluß einer solchen Denkweise: sie ist gesättigt von Anschauung, sie hat über die einzelnen Bilder hinaus eine eigentümlich sinnliche Färbung, Bild und Begriff stehen einander näher als sie neueren Denkern zu stehen pflegen.

Aus dem Ganzen solcher Überzeugungen ergibt sich für den Menschen eine große, aber in der Größe maßvolle Stellung und Aufgabe. Er gehört zum All, er teilt seine Ordnungen und schöpft aus seinem Leben. Aber was in der Natur unter dunklem Zwange geschieht, das wird bei ihm zur Sache eigener Entscheidung; hier hat Wissen und Wollen das eigene Wesen zu ergreifen und zu vollenden. Die ganze Welt steht nach Trendelenburgs Überzeugung unter Zwecken und wird von ihnen zusammengehalten; aber erst der Mensch vermag sich diese Zwecke anzueignen, er erst erreicht die Stufe ethischen Handelns und gewinnt damit eine einzigartige Bedeutung. Indem so im Menschen das Weltleben zur Klarheit und Freiheit gelangt, darf er hoffen,

von seinen Tätigkeiten her einen Zugang zu den Tiefen der Dinge zu finden, zu letzten Wahrheiten, schließlich zur Erkenntnis Gottes aufzuklimmen. Das freilich nur unter steter Vergegenwärtigung unserer Schranken. Denn wie wollte das endliche Wesen das unendliche fassen? „Wir geben die endlichen Gedanken hin, um das Unendliche zu erreichen, und was wir erreichen, ist doch nur, wollen wir aufrichtig sein, ein Endliches.“ So verbleiben unsere Gedanken von Gott mit einem Widerspruch behaftet, aber mit einem Widerspruch, der aus einer inneren Notwendigkeit unserer Natur hervorgeht. Ein solcher Widerspruch kann uns in der Grundüberzeugung nicht sowohl erschüttern als vielmehr bestärken; er wird uns eben in unserem Unvermögen die Erhabenheit der Sache empfinden lassen.

Doch mit diesen Fragen berühren wir schon das persönliche Leben unseres Denkers; so sei auch dem Ganzen seiner Persönlichkeit eine kurze Betrachtung geweiht. Wir brauchen um so weniger dabei zu verweilen, als uns soeben ein mit Treue und Liebe entworfenes Bild davon dargeboten ist[1]). Aber auch von der Arbeit her haben wir es leicht, einen Übergang dahin zu finden. Denn durch ihr Ganzes gehen ausgeprägte Züge menschlicher Art, welche die Wendung zur Persönlichkeit nur weiter bekräftigt und zur Einheit verbindet. Ethisch ist in jener Gedankenwelt die Unterordnung der Individuen unter die Arbeit des Ganzen, ethisch die Zurückstellung der subjektiven Empfindung hinter der Forderung der Sache, ethisch die Gesinnung der Gerechtigkeit, das durchgängige Streben, jedem sein volles Recht zu geben, ethisch vor allem die Wahrhaftigkeit des ganzen Lebens und Seins, das nichts ausspricht, was nicht im tiefsten Innern fest begründet ist. Eine religiöse Gesinnung wirkt bei aller geistigen Freiheit vom Grunde dieses Lebens. Denn wer könnte einen inneren Zusammenhang der Wirklichkeit und eine Vernunft der Geschichte verfechten, den nicht der Glaube an das Walten einer absoluten Vernunft in der Welt und durch die Geschichte beseelte? In Wahrheit durchdringt die Ehrfurcht vor den geheimnisvollen und doch innerlich nahen Gewalten alle Arbeit Trendelenburgs. Und auch das Künstlerische sei nicht vergessen. Es liegt in der Art, wie Trendelenburg überall nach Harmonie und Ebenmaß in der Mannigfaltigkeit strebt; auch darin, wie es ihn stets mächtig vom Unsichtbaren der Gedankenwelt zur sichtbaren Darstellung zieht. Alle diese Züge verbinden und verstärken sich in dem Ganzen der Persönlichkeit, die auf jeden, dem sie sich erschloß, einen unvergeßlichen Eindruck machte. Es war in Trendelenburg ein tiefer Ernst des Wesens, der sich in alle Weite der Arbeit erstreckte; die Denkarbeit war ihm kein bloßes Spiel geistreicher Reflexion, keine bloße Übung des Scharfsinns, auch keine Sache bloßer Gelehrsamkeit, sondern sie war ihm eine Aufbietung seiner ganzen Kraft zu treuer Arbeit für die höchsten Güter der Menschheit, für einen Sinn und Wert unseres Lebens. Aber dieser Ernst mit seiner sachlichen und markigen Art wurde nie zur Härte und Strenge, weil ihm ein großes Wohlwollen, eine herzliche Güte, eine echte Liebe zum Menschenwesen

[1]) Zur Erinnerung an Friedrich Adolf Trendelenburg. Von Gymnasialdirektor Devantier. (Beilage zu dem Jahresbericht über das Großherzogl. Gymnasium zu Eutin.) Eutin 1902.

voll die Wage hielt. Jener Bund von Ernst und Liebe, der einem Goethe als das allein Wesenhafte im Leben galt, er war in Trendelenburg zur Wirklichkeit geworden, er leuchtete entgegen aus seinen edlen Gesichtszügen, seinem freundlich-klaren Blick, seiner hohen Gestalt; es war eine echte Vornehmheit, die sich hoch über allem Niederen und Gemeinen hält, aber eine Vornehmheit, die sich nicht über andere Menschen erhebt und im Bewußtsein vermeintlicher Überlegenheit schwelgt, die vielmehr ganz darin aufgeht, zu helfen, zu fördern, zu dienen, die nicht den anderen zum Werkzeug ihrer Zwecke macht, sondern ihn selbst auf die Höhe seines Wesens, den Punkt seiner Stärke zu bringen mit ganzem Eifer bemüht ist. Diese Verbindung von Sachlichkeit und Wohlwollen, die unbedingte Zuverlässigkeit, die Freiheit von allem Schein und aller Menschenscheu, das zusammen hat Trendelenburg in allen Zweigen seiner ausgedehnten Wirksamkeit hochgeschätzt und einflußreich gemacht, ihm in den bedeutenden Körperschaften, denen er angehörte, eine hervorragende Stellung gesichert, es hat im besonderen seiner akademischen Lehrtätigkeit eine eigentümliche Kraft und Wärme gegeben. Wie aus der Seele gesprochen ist mir dabei, was Fr. Paulsen in seinem Werke über die deutschen Universitäten aus persönlicher Erinnerung von der Art berichtet, wie Trendelenburg seinen Schülern zum Aristoteles Mut zu machen verstand. „Man hatte," so heißt es S. 243 jenes Werkes, „von der Philosophie des alten Griechen wohl manches gehört, auch versucht, ihn zu lesen, aber die Ungewißheit, ob es sich auch heute noch lohne, ihn zu studieren, ob seine Weisheit nicht veraltet sei, schreckte zurück. Erst als uns in Trendelenburg ein Mann entgegentrat, der in der aristotelischen Philosophie lebte und zu den Griechen gleichsam noch in einem persönlichen Verhältnis stand, da kam uns der Glaube an die Sache, an ihre Bedeutung auch für die Gegenwart, und mit dem Glauben der Mut zum Eindringen in die fremde Gedankenwelt."

Noch mehr hatten natürlich von ihm diejenigen seiner Hörer und Schüler, denen das Glück zu teil ward, ihm persönlich nahe zu treten. Er gab sich in solchem Verkehr in der liebenswürdigsten und offensten Weise, er kehrte niemals die Autorität des überaus bewanderten und geistig überlegenen Mannes hervor, er war nicht im mindesten beflissen, für seine besondere Denkweise zu werben, sein Licht glänzen zu lassen, Schule zu machen, sondern sein einziger Zweck war immer die Förderung der Wahrheit; wohl aber empfand seine gütige Gesinnung es als eine echte Freude, wenn sich der Austausch der Gedanken zu einer Gemeinschaft der Gemüter vertiefte.

So wirkte in dem Ganzen seines Wesens eine edle, lautere, kraftvolle Art, eine Art, die in allem Streben nach allgemeingültiger und zeitüberlegener Wahrheit etwas durch und durch Individuelles hatte. Wie könnten wir uns diese individuelle Art in ihrer Verbindung von Tatsachensinn und Idealität, von Arbeitskraft und Gemütstiefe, von unerschütterlicher Festigkeit und zartester Empfindung, von historischer Fundierung des Daseins und tatfrohem Wirken vergegenwärtigen, ohne darin den echten Sohn dieses nordischen Landes zu erkennen, das durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein Deutschland so manche hervorragende Männer geschenkt hat?

Als guter Deutscher und Preuße blieb Trendelenburg zugleich stets ein guter Eutiner und Oldenburger, und wie er starken Heimatsgefühles großen Wert auf den Zusammenhang mit seiner Heimat legte, so bewahrte man auch dort ihm Liebe und Treue. Daher sei es mit freudigem Dank begrüßt, daß es sein Geburtsort ist, der die Anregung zu der heutigen Feier gegeben hat und damit kundtut, daß ihm aller Wandel der Zeit das Bild des Verewigten nicht verdunkelt hat.

Würdig fügt Trendelenburg sich der Zahl der Männer an, auf die Eutin stolz ist, und die dieser Stadt einen Namen in allen deutschen Landen geben. Es ist etwas Großes um einen solchen Besitz, der dem Leben und Tun einen weihevollen Hintergrund unsichtbarer, aber keineswegs unwirksamer Art gibt. Auch die Geister haben eine Sprache für den, der recht zu hören versteht; sie verkünden uns von einer höheren Ordnung der Dinge jenseit des Getriebes und der Aufregungen des Alltages. Ein wie kostbares Gut ist es im besonderen für die Jugend, unter solchen stärkenden und veredelnden Eindrücken sich für die Arbeit und den Kampf des Lebens zu rüsten, in äußerer Stille die Kraft des inneren Lebens und Schaffens zu verspüren, das allein das menschliche Dasein lebenswert macht! So sei jener kostbare Besitz allezeit hoch und heilig gehalten, so verbleibe es im besonderen bei der Verehrung der Männer, die sowohl unseren geistigen Besitz mehrten als uns mit dem Ganzen ihrer Persönlichkeit voranleuchten. Zu diesen Männern aber gehört sicherlich Trendelenburg: er hat die reichen Mittel seines Geistes ganz und gar in den Dienst der höchsten Aufgaben gestellt, er hat über alle einzelnen Leistungen hinaus und durch sie hindurch eine charaktervolle Art des gesamten Denkens und Seins erwiesen, er ist als tapfer und treu befunden auf allen Wegen seines Lebens, er hat auf Tausende befestigend und veredelnd gewirkt, er ist vielen ein Führer, manchem ein treuer, lieber, unvergeßlicher Freund gewesen; so wird er fortleben in vielen Gemütern, fortleben in der Arbeit der Wissenschaft, fortleben im Gedenken seiner Heimat.

Eine neue Napoleon-Biographie.

The life of Napoleon I. Including new materials from the British Official Records. By John Holland Rose, M. A. Two volumes. London, George Bell & Sons. 1902.

Wenn Lanfrey für möglich hielt, die Geschichte Napoleons unberührt von der Liebe wie vom Hasse zu schreiben, so ist doch in seinem berühmten Werke unschwer zu erkennen, welche von beiden Empfindungen seine Muse gewesen. Begonnen noch unter der Regierung Napoleons III. und als eine indirekte Anklageschrift gegen diese gewandt, erschienen die ersten vier Bände der „Histoire de Napoléon Ier“ dicht vor dem großen Zusammenbruch von 1870; und 1875, im Vorwort des fünften, der der letzte des unvollendeten Ganzen blieb, weil ein früher Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand nahm, konnte Lanfrey sagen, daß die jüngsten Katastrophen sein Urteil über ein Régime nur bestätigt hätten, „das durch eine furchtbare Erfahrung zweimal gerichtet“ worden sei.

Seitdem ist abermals ein Menschenalter dahingegangen und manch ein bedeutendes Werk ans Licht getreten, das mit der Tendenz Lanfreys keineswegs übereinstimmt. Wir erwähnen nur Seeleys „Short History of Napoleon“, Sloanes große, vierbändige Publikation „Napoleon. A History“ und von deutschen Autoren insbesondere Fourniers tüchtige und durch ihre literarischen Nachweise höchst nützliche dreibändige Biographie. Nein, einer Erscheinung, wie der des ersten Napoleon gegenüber, kann der Mensch, und selbst wenn er ein Historiker wäre, nicht unbewegt bleiben; und wenn er nicht von der Liebe, nicht vom Hasse sich leiten läßt, so braucht er darum noch nicht zu der absoluten Negation zu gelangen, sondern es bleibt als Letztes immer etwas Positives übrig, das mit der Gerechtigkeit sich wohl verträgt. Auf diesem Standpunkte objektiver Betrachtung steht auch der neueste Biograph Napoleons: er verhehlt nichts, er beschönigt nichts; aber nachdem er alles zugegeben, was das Bild seines Helden verdunkelt, seine Maßlosigkeit und kalte Berechnung, seine Perfidie, den tyrannischen Zug seines Charakters und die diabolische Kunst, seine Feinde für das verantwortlich zu machen, was er selber angezettelt; nachdem er alles das von ihm gesagt und sogar — man bedenke, was das im Munde eines Engländers bedeutet! — daß er „kein Gentleman“ gewesen, ist Roses letztes Wort doch: Napoleon sei „der größte Feldherr und Organisator aller Zeiten“, und er schließt sein Buch mit folgendem Satze: „Der Mann, der die Revolution zügelte und das Leben Frankreichs umgestaltete, der breit und tief die Grundlagen eines neuen Lebens in Italien, der Schweiz und Deutschland legte, der den Westen gegen den Osten in der größten Bewegung aufrollte, die man seit den Kreuzzügen gekannt hat und der zuletzt die sehnsüchtigen Blicke von Myriaden nach dem einsamen Felsen im Südatlantik zog, muß für immer in der vordersten Reihe der Unsterblichen menschlicher Geschichte stehen.“

Die Tatsachen sind richtig: Niemand kann sich dem Eindruck des Gewaltigen, des Überwältigenden entziehen, wenn man sich dieser Persönlichkeit naht; immer

aber auch wird man zuletzt vor der Frage stehen bleiben, ob er nicht doch „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft"? Vollstrecker der Revolution, hat er sie mit ihren eigenen Mitteln erstickt und, nachdem die alten Ordnungen zerstört waren, sich zum Beherrscher der neuen gemacht. Sie gaben ihm das Schwert in die Hand, das den Boden des morsch gewordenen Europas um und um pflügen mußte, damit ein junges, verjüngtes Leben aus ihm hervorgehen könne. Er stürzte Throne und richtete Throne auf, erniedrigte die Hohen, erhöhte die Niedrigen, er schuf Könige nach seinem Wohlgefallen und verteilte die Reiche wie Karten in einem Spiel; er erweckte die Völker, indem er sie unter seine Füße trat, zu den höchsten Ideen menschlicher Gemeinschaft und gab den Nationen, indem er keine verschonte, den starken Impuls nationalen Empfindens. In der harten Schule des Krieges erzog er die Feldherren und die Heere, die zuletzt ihn besiegten und aus der blutigen Saat, die er gesät, ist — langsam reifend — die Einheit Deutschlands und Italiens erwachsen.

Wenn man dies ins Auge faßt, ist es wohl begreiflich, daß in Frankreich, mit dessen Namen auf den Lippen Napoleon starb, ihm die bittersten Kritiker, ein Lanfrey, ein Taine erstanden sind: denn diesem Lande ist seine glorreiche Tradition zum lastenden Verhängnis geworden, das auch heute noch mit der Gefahr erneuter Abenteuer droht; er hat ihm eine Erbschaft innerer Zerrissenheit und wechselnder Staatsformen hinterlassen, aus der es sich noch immer nicht wieder ganz loszuringen vermocht hat. Aus England dagegen, das Napoleon bis an sein Ende mehr gehaßt als sonst irgend etwas auf der Welt, haben wir nacheinander in jüngster Zeit zwei Werke, das eine („Napoleon: Last Phase") von Lord Rosebery, das andere, das hier angezeigte von Mr. Rose erhalten, das den unversöhnlichen Feind des „perfiden Albion" in einer viel günstigeren Beleuchtung erscheinen läßt. Jedoch mit einem Unterschiede: Lord Rosebery, der nur die „letzte Phase", Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena behandelt, benutzt diese, um Anklagen gegen das damalige Toryregiment zu schleudern, durchaus im Geiste der alten Whigs, von denen im Gegenteil Mr. Rose sagt: „Ich wollte, ich hätte Raum, den Beziehungen zwischen Napoleon und den Whigs ein ganzes Kapitel zu widmen und zu zeigen, wie ihre Parteinahme (championship) für ihn Unheil auf beiden Seiten von 1803—1821 bewirkte, indem sie ihn zu manchen gewagten Unternehmungen verlockte und in England die Sache der Reform um eine Generation verzögerte." Darum fährt auch Lord Castlereagh, die Seele des derzeitigen britischen Kabinetts, bei Mr. Rose besser als sonst gemeiniglich der Fall ist. Man vergleiche mit dem, was hier zu seinem Lobe gesagt wird, wie Schlosser, wie Treitschke sich über diesen Günstling Georgs IV. äußern, bei dessen Selbstmord die Population von London jubelte und in einer Kirche vor Freude die Glocken geläutet wurden. Der militärische Lorbeer dagegen ist Wellington nirgends und niemals bestritten worden, und doch findet auch Mr. Rose in der strahlenden Sonne seines Ruhmes einige Flecken. Er stimmt Clausewitz bei, daß des eisernen Herzogs Waterloo-Ruhm an Solidität gewonnen haben würde, wenn er frühe genug der ihm drohenden Gefahr innegeworden wäre und seine Maßregeln danach getroffen hätte. Tatsächlich war er über die Bewegungen des Feindes schlecht unterrichtet und glaubte bis zum Tage von Quatre Bras, daß Napoleon nur einen Defensivkrieg führen werde. Wenn dennoch Wellington unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht sich den größeren Anteil am Siege zuschrieb, so wird das in der vorliegenden Darstellung nicht bestätigt. Licht und Schatten vielmehr sind mit anerkennenswerter Billigkeit bemessen, wenn man vielleicht auch gewünscht hätte, daß Gneisenaus unsterbliches Verdienst um die Verfolgung des in wilder Flucht befindlichen Feindes etwas stärker hervorgehoben worden wäre. Auch darin verleugnet Mr. Rose den Engländer nicht, daß er die Schritte, die Wellington gleich nach dem Siege tat, mehr um „durch Annäherung an Frankreich eine Stütze für die eigne Politik zu schaffen" (Häusser), als die gerechten Ansprüche Deutsch-

lands zu befriedigen, „generous and statesmanlike“ nennt. Wir denken anders darüber. Umsonst beschwor sechs Tage vor dem Friedensschluß Blücher den König Friedrich Wilhelm III., „die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat“; umsonst rief er aus: „Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern.“ Er ward versäumt, und die von allen deutschen Patrioten stürmisch geforderte und diesmal auch — im Gegensatz zum ersten Pariser Frieden — von allen deutschen Fürsten und Staatsmännern für notwendig erklärte Rückgabe Elsaß-Lothringens ward durch England, im Bunde mit Rußland, verhindert. Erst das Jahr 1870 hat wieder gutgemacht, was 1815 verfehlt worden: aber da hatte Moltke auch den rechten „Diplomatiker“ neben sich! — Dieser, wie Mr. Rose sich ausdrückt, zurückgewiesenen „German policy of partition“ gegenüber nimmt es sich dann sehr eigentümlich aus, die völlige Uneigennützigkeit Englands gepriesen zu sehen, das die einzige Macht gewesen sei, die 1815 keine Landentschädigung verlangt habe. Das ist wahr; aber dem kontinentalen Leser wird es erlaubt sein, daran zu erinnern, daß England bereits im Jahre zuvor, dem ersten Pariser Frieden, bestens für sich gesorgt hatte, indem es sich die Erwerbung Maltas und des Kaps bestätigen ließ, die für seine Weltpolitik mehr bedeuten als alles, was die übrigen Alliierten gewannen.

Sehr hübsch dann wieder ist die Charakteristik Blüchers, der zugleich ein wohlgetroffenes Porträt des „alten Fuchses“ oder „alten Teufels“, wie Napoleon ihn zu nennen beliebte, beigegeben ist: „Der unerschütterliche Patriot schien die besten Eigenschaften des alten Regime und der neuen Ära zu verkörpern. Die in der Schule Friedrichs d. Gr. gelernte Strenge ward durch den frischen, jungen Enthusiasmus des tagenden Zeitalters der Nationalität belebt. Nicht daß der alte Soldat die erhabenen Lehren Fichtes, des Philosophen, und Schleiermachers, des Predigers, würdigen konnte. Doch sein Mangel an Schulbildung — er konnte keine Depesche ohne seltsame Verrenkungen seiner Muttersprache schreiben — ward mehr als aufgewogen durch eine unauslöschliche Vaterlandsliebe, durch eine robuste Art gesunden Menschenverstandes, der immer grade das Ziel traf, wo feinere Geister auf Seitenwege abirrten, durch ein kameradschaftliches Verhalten, das ihn jedem Gemeinen teuer machte, und durch einen Mut, der nie versagte. Und alle diese Gaben, einfach und schlicht, aber unschätzbar in einem Volkskriege, wurden aufs äußerste gespannt durch eine alles verzehrende Leidenschaft, Haß gegen Napoleon. In den dunklen Tagen nach Jena, da seine tapfere Gefolgschaft, bis zur Ostsee zurückgedrängt, dem Übergewicht der Zahlen erlag, begann er Schalen voll Ingrimms gegen den unverschämten Eroberer aufzuspeichern . . . Und dieser fast satanische Haß trug den alten Mann durch sieben Jahre der Demütigung; er gab ihm mit zweiundsiebzig Jahren die Energie der Jugend; weit entfernt, durch die Triumphe in Sachsen und der Champagne gesättigt zu sein, gab er ihm den Nerv neuer Stärke nach den Erschütterungen des Leibes und der Seele, die er bei Ligny erlitten, und führte ihn und sein Heer durch die morastigen Heckenwege von Wavre zu dem Glanze des Sonnenuntergangs von Waterloo.“

Alles und alle jedoch überragend erhebt sich die Zentralfigur Napoleons, der diese ungeheuren Massen gegen sich in Bewegung setzte und der dennoch nicht der Übermacht, dem Abfall und Verrat, sondern der eignen Schuld erlag; der, Oberherr eines Reiches, größer als die Weltmonarchie Karls d. Gr., auch nach den Lorbeeren Alexanders d. Gr. trachtete und, nicht zufrieden, „sieben Königreiche und dreißig Fürstentümer“ unterworfen zu haben, zuletzt sein eignes Land kleiner zurückließ, als er es vorgefunden. Das Aufsteigen und der Sturz dieses Mannes bieten ein Schauspiel, das zu betrachten die Menschheit niemals müde werden, das nicht aufhören wird, die Geister zu beschäftigen, die Herzen zu rühren, ja, aus so weiter Ferne noch, die Leidenschaften zu erregen. Napoleon ist tot, aber der Napoleonskult und die napoleonische Legende leben fort; in immer neuen Dichtungen, Dramen

und Romanen wird er gefeiert, die Gemälde seiner Schlachten schmücken die Wände der alten Königsschlösser, das Administrativsystem des heutigen Frankreichs ist wesentlich noch das von ihm geschaffene, das französische Gesetzbuch trägt seinen Namen, das Konkordat, das er, als das überhaupt erste dieser Art, mit der Kurie geschlossen, scheint auch die gegenwärtige Republik nicht so leicht aufgeben zu wollen, der Orden der Ehrenlegion, den er gestiftet, ist das ehrgeizig erstrebte Ziel jedes Franzosen. Und dennoch — an politischem Scharfblick und soldatischer Kühnheit ein Cäsar, an berechnender Schlauheit und skrupelloser Wahl der Mittel ein Borgia, vereinigte er in sich, was heldenmütig war in dem einen und unmenschlich in dem anderen dieser seiner beiden italienischen Landsleute, den zärtlichsten Familiensinn mit der äußersten Grausamkeit gegen seine Feinde. Dicht in seiner unendlich komplizierten Natur lagen das Gemeine, das Rohe und Niedrige neben dem Erhabenen und dem Heroischen, das, was ewig Bewunderung hervorrufen wird, neben dem, was immer Abscheu wecken muß.

Einen solchen Eindruck von Napoleon gewinnt man auch aus Mr. Roses schönem Buche. Von der Wiege des unscheinbaren Hauses auf Korsika bis zum einsamen Grabe von St. Helena beschreibt er die Laufbahn seines Helden in einem ruhigen, klaren Stil, ohne Pathos, aber gedankenreich und mit sicherer Beherrschung des beständig wachsenden Materials. Hinter dem Politischen, dem rein Historischen und Psychologischen bleibt das Militärische vielleicht ein wenig zurück, die Schlachten hätten deutlicher geschildert sein können, und etwas mehr Daten wären erwünscht gewesen. „July 24th or Thermidor 10th“ (I, 60) ist sicherlich ein Druckfehler; ebenso Ludwig XVIII. für Ludwig XVI. (II, 454). Aber im Jahre 1795 gab es neben Preußen, Hannover und Sachsen doch noch keinen „Staat“ Westfalen (I, 64), und Scharnhorst kann man nicht als unter den bei Großgörschen „Gefallenen“ bezeichnen (II, 288), da er an der dort empfangenen Wunde fast acht Wochen später erst in Prag starb. Steffens war ein Norweger; es ist deswegen ungenau, Preußen „his country“ zu nennen (II, 274). Abgesehen von diesen und ähnlichen kleineren Versehen, und wenn man auch in einzelnen Punkten anderer Ansicht sein oder zu anderen Resultaten gelangen mag als Mr. Rose, darf sein Werk doch als ein höchst instruktives bezeichnet werden. Sehr hübsche Illustrationen, Porträts, Städtebilder, Abdrücke von Denkmünzen, Karten und Schlachtpläne, sind den zwei starken, aber durchaus handlichen Bänden beigegeben; eine Tabelle des republikanischen Kalenders, eine Liste der napoleonischen Würdenträger und Marschälle, und nicht am wenigsten ein gutes Register erleichtern dem Leser Übersicht und Gebrauch. Wann wird ein solches unserem Häusser, unserem Treitschke zu teil werden, da doch Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ es besitzt?

Was dem vorliegenden Werk seinen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß der Verfasser in der Lage war, mehr, als bisher geschehen, die britischen Archive sowohl des Auswärtigen Amts als des Kriegsministeriums und der Admiralität zu benutzen, und daß ihm, außer mancher anderen, von privater Seite gekommenen Information, von den Töchtern Sir Hudson Lowes dessen unveröffentlichte Memoiren zur Verfügung gestellt wurden, die sich auf die Jahre 1813—15 und auf die St. Helena-Periode beziehen. Aus Dokumenten, die im British-Museum und Ministerium des Innern aufbewahrt werden, erweist Mr. Rose die Beteiligung des englischen Gouvernements an der Cadoudal-Pichegru-Verschwörung. Vielfach neues Licht fällt auf den ägyptischen Feldzug Napoleons, auf seine Unternehmungen zur See und die geplante Invasion Englands, auf seine Kolonial- und seine polnische Politik, den Krieg in Spanien und die Kontinentalsperre — die beiden schwersten seiner Fehler, aus denen mit einer Art von logischer Notwendigkeit der russische Feldzug hervorging. Napoleon, als er nach dem Bruch des Friedens von Amiens den Krieg gegen England begann, täuschte sich über die Möglichkeit, einer Seemacht mit einer Landmacht beizukommen; seine maritimen Pläne schlugen fehl, bezeichneten aber den Anfang seiner Gewaltmaßregeln gegen Spanien, durch dessen Flotte er die seine verstärkte, wie er es später auf diejenige

Dänemarks abgesehen hatte. Doch man kennt das Los, das England der einen bei Trafalgar (1805), der anderen vor Kopenhagen (1807) bereitet hat. Noch unglücklicher war sein Versuch, das stolze Britenreich durch die Kontinentalsperre niederzuzwingen, ein Unternehmen, das, wie Mr. Rose sagt, „die dickste Unwissenheit, nicht nur der Volkswirtschaft, sondern auch der elementaren Tatsachen des Handels" offenbarte und schließlich, da Rußland sich dem Kontinentalsystem nicht fügen wollte, zu der furchtbaren Katastrophe führte. Wohl mochte Napoleon, wenn er die ganze Kette bis zum letzten Ring überschaute, später ausrufen: „Es war das spanische Geschwür, das mich ruiniert hat."

Mr. Rose sucht das Bombardement Kopenhagens und die Beschlagnahme der dänischen Flotte nicht zu rechtfertigen — denn auch er bezeichnet sie als in einer Hinsicht „unpardonable" — wohl aber aus den Akten des Foreign Office damit zu erklären, daß die englische Regierung durch ihren Agenten in Tilsit, Mr. Mackenzie, Kenntnis von einem geheimen Artikel des dort geschlossenen Vertrages erhalten habe, nach welchem Dänemark seine Flotte Napoleon zur Verfügung stellen sollte. Der russische General Bennigsen habe dem englischen Agenten, mit dem er auf vertrautem Fuße gestanden, diese Mitteilung gemacht. In einer eingehenden Kritik der „Edinburgh Review" (April 1902, p. 522 ff.), die, bei voller Anerkennung von Mr. Roses Werk, doch in manchem Betracht und besonders in der Schätzung seines Helden sehr von ihm abweicht, wird der Nachweis geführt, daß die englische Regierung die Nachricht durch Mr. Mackenzie gar nicht erhalten haben könne. Daß unter den geheimen Artikeln des Tilsiter Vertrags einer gewesen, der in dem allgemeinen Sinne, wie angenommen, sich hätte deuten lassen, sei richtig; aber das Rätsel, wie die englische Regierung in den Besitz desselben gekommen, habe auch Mr. Rose nicht gelöst. Möglich, daß ihr Talleyrand das Geheimnis für eine Million Pfund Sterling verkauft, möglich auch, daß sie aus bekannten Dingen auf unbekannte geschlossen; jedenfalls habe Mr. Rose in die Akten etwas hineininterpretiert, was nicht darin gestanden.

Im übrigen erhalten wir manch kleinen pikanten Zug aus den englischen Staatsschriften, so den Bericht aus Paris über die Krönung Napoleons: die Häuserwände seien mit Zetteln beklebt gewesen, welche ankündigten: „Die letzte Vorstellung der französischen Revolution — zum Benefiz einer armen korsikanischen Familie"; und nach dem Ereignis habe man sich gefragt, warum der neue Thron keine „glands d'or" zeige, und die Antwort gegeben, weil er „sanglant" sei.

Mit großer Sorgfalt sind die letzten Lebensjahre Napoleons behandelt, und hier tritt Mr. Rose in den schärfsten Gegensatz zu Lord Rosebery, indem er aktenmäßig nachweist erstens, daß die Gefahr einer Befreiung viel ernster war, als gemeiniglich angenommen wird, und zweitens, daß infolgedessen die Sicherheitsmaßregeln mit vermehrter Strenge gehandhabt werden mußten. Auf der „Bellerophon" schon, die den Gefangenen von der französischen Küste nach der englischen hinübertrug, übte die faszinierende Persönlichkeit Napoleons ihren Einfluß. „Well," sagte ein Matrose zum Kapitän, „sie mögen diesen Mann schmähen, soviel sie wollen, wenn das englische Volk ihn so gut kennte, wie wir ihn kennen, so würden sie ihm kein Haar auf seinem Kopfe krümmen." Tausende von Booten schwärmten um das Schiff, als es in Plymouth vor Anker lag; drei oder vier Personen ertranken dabei, so groß war der Andrang; viele der Männer trugen Nelken im Knopfloch, und die Frauen schwenkten die Taschentücher, wenn Napoleon auf Deck erschien. Dem Kapitän ging eine geheime Mitteilung zu, daß in der Nacht vom 3. auf den 4. August ein Versuch gemacht werden solle, den Gefangenen zu entführen; und sicher ist, daß jede Art von List angewandt wurde, um ihn an Land zu bringen, weil man glaubte, daß er das Recht der Habeas-Corpus-Akte haben werde, sobald er britischen Boden berühre. Man weiß, daß er allen Ernstes wünschte, als schlichter Privatmann in irgend einem englischen „country seat" sein Leben beschließen zu dürfen, wie dies seinem Neffen tatsächlich zu teil geworden; aber

freilich war ein Unterschied zwischen dem Gefangenen von 1870, der seine Rolle ausgespielt hatte, und dem von 1815, vor dem Europa noch immer zitterte. Und war in diesem Augenblick nicht alles möglich, da sich in England eine starke Strömung zu seinen Gunsten geltend machte, da man in ihm nicht mehr den besiegten Gegner sah, sondern nur noch den Heros bewunderte, da die Unzufriedenheit mit dem Tory-Regiment einen so hohen Grad erreicht hatte, daß selbst von einem Komplott mißvergnügter Offiziere die Rede sein konnte?

Dieses Gerüchtes geschieht Erwähnung in einem Briefe, den Mr. Rose aus den im Archiv des britischen Kolonialamtes befindlichen Akten veröffentlicht hat. Verfaßt von einem Italiener in London und für Napoleon bestimmt, war das Schreiben an Madame Bertrand adressiert, erreichte diese jedoch nicht mehr in Plymouth, folgte ihr nach St. Helena und ward dort von Sir G. Cockburn, dem Befehlshaber der „Northumberland", amtlich eröffnet. Darin heißt es dann weiter, bei verschiedenen namhaft gemachten amerikanischen Bankfirmen sei eine Summe von 16000 £ (320000 Mk.) deponiert, die dem Kaiser die Mittel gewähren sollten, seine Flucht zu bewerkstelligen, und „den schönsten Thron der Welt" wiederzugewinnen. Er möge sich nicht verlassen auf den Prinzregenten, „le Silène de cette isle . . . Je fonde donc mon espoir avant tout sur les navires marchands, Anglais comme autres, par l'appas du gain" (d. h. Bestechung). Man sieht, daß die Befürchtungen, wenn sie vielleicht übertrieben waren, doch nicht grundlos oder gar lächerlich gewesen sind, wie Lord Rosebery sie darstellt; und Mr. Rose kann sich nicht enthalten, hier mit einiger Bitterkeit (und mit einem Seitenblick vielleicht auf jüngste Vorgänge) zu bemerken, daß es den englischen Freunden Napoleons erging, wie es „unseren anti-nationalen Cliquen" mit ihren „ausländischen Helden" gewöhnlich zu gehen pflegt: sie schadeten ihnen nur; die Regierung griff härter zu, als sie unter anderen Umständen getan haben würde; die „Bellerophon" beschleunigte ihr Auslaufen von Plymouth und übergab einige Tage vor dem bestimmten Termine den entthronten Kaiser der „Northumberland", auf der er, begleitet von nur wenigen seiner Getreuen, in 67 Tagen seinem letzten, traurigen Aufenthaltsort entgegensegelte.

Wenn Lord Rosebery sagt, die Exilierten seien auf dem Schiffe zusammengepfercht gewesen wie die Heringe, es habe an jeglicher Art von Komfort, guter Verpflegung, trinkbarem Wasser u. s. w. gefehlt, so geht aus den von Mr. Rose zitierten „Admiralty Secret Letters" das Gegenteil hervor. Napoleon äußerte sich sehr zufrieden über die ihm zugewiesenen Räume: „Die Zimmer sind bequem, und Sie sehen, ich führe mein Feldbett mit mir," sagte er zu Lord Keith, dem kommandierenden Admiral von Plymouth, als dieser ihn auf die „Northumberland" hinüberführte. Seinen Begleitern traten die englischen Offiziere ihre Cabinen ab, für Las Cases und Gourgaud wurden eigens neue gebaut; Napoleon aß fast nur Fleischspeisen, und sehr viel davon, und auch an Getränken war kein Mangel. Der offizielle Bericht gibt als den Verbrauch an der Admiralstafel, an der vierzehn Personen (sieben Franzosen und sieben Engländer) teilnahmen, folgende Zahlen an: 20 Dutzend Portwein, 45 Dutzend Claret (Rotwein), 22 Dutzend Madeira, 13 Dutzend Champagner, 7 Dutzend Sherry, 5 Dutzend Malvasier. Auch hat es Napoleon hernach auf St. Helena niemals an Claret, seinem Lieblingsgetränk, gefehlt; aber das vermochte die Qualen nicht zu mildern, die dieser mitten im Ozean an den Felsen Gekettete sechs Jahre lang ertrug.

Nur darf man nicht England dafür verantwortlich machen. England war vom verbündeten Europa zum Hüter des Gefangenen bestellt worden, und England hatte darum die Pflicht, für ihn einzustehen. Auch war Sir Hudson Lowe nicht der ungebildete, rohe, rauhe Kerkermeister, als der er in den französischen Quellen und nach diesen von Lord Rosebery geschildert worden ist. Er, der rühmliche Kriegsdienste getan, 1813 dem Stabe Blüchers attachiert, 1814 Generalquartiermeister der britischen Truppen in den Niederlanden war und dem Gneisenau schrieb:

„Ihr ehrenhafter Charakter wird mich ewig an Sie fesseln," der kann der Grausame nicht gewesen sein, der seine Freude daran fand, den gefallenen Feind zu martern. Daß Napoleon ihn grenzenlos haßte, ist begreiflich, und wird es um so mehr, als die wiederholten Versuche, den Gefangenen zu befreien, nach der anfänglich milderen Behandlung, schon nach Ablauf von kaum einem Jahr, eine Verschärfung der Sicherheitsmaßregeln erforderlich machten. Um diese Zeit war der Brief des Italieners, von dem wir oben gesprochen, in die Hände der britischen Regierung gefallen: die Gelder lagen bereit, Napoleon sollte seine Botschaft nur durch irgend ein Handelsschiff „avec le thé de la Chine ou les mousselines de l'Inde" senden. Von dem Enthusiasmus der Amerikaner für Napoleon, der „die Könige gedemütigt" und den Vereinigten Staaten Louisiana verkauft hatte, war das Äußerste zu fürchten. Im Mai 1816 erhielt man in London vom spanischen Botschafter in Washington die Nachricht, daß ein amerikanisches Schiff unterwegs sei, um Napoleon zu retten; und im August erfuhr man, daß vier Schoner und andere kleine Fahrzeuge mit 300 Mann Besatzung und unter dem Kommando eines alten französischen Seeoffiziers, namens Fournier, den Hafen von Baltimore verlassen hätten, angeblich um Bolivar zu helfen, in Wirklichkeit aber zur Befreiung Napoleons. Da freilich trafen von England — es war am 9. Oktober 1816 — Befehle zur strikteren Bewachung des Gefangenen ein: das Terrain, auf dem er sich am Tage bewegen konnte, ward beträchtlich eingeschränkt, abends 6 Uhr schloß sich um Longwood — das kleine Haus, das Napoleon mit seinem Diener Marchand bewohnte — die Postenkette der englischen Soldaten; wenn es dunkel geworden, konnte er aus seinem „Salon" ihre Wachtfeuer sehen und, wenn er sich zur Ruhe begab, unter seinem Fenster den Schritt ihrer Schildwache hören. In diesem Gemach hat er seine Memoiren diktiert; auf Möbeln und an der Erde gehäuft lagen Bücher und Landkarten; die Zahl der Bände, die er hier las oder benutzte, betrug 2700; von den Wänden herab schauten Porträts Marie Louisens, des Königs von Rom, Josephinens, Meisterwerke französischer Maler, in einer Ecke stand das eiserne Feldbett von Marengo, in einer anderen die silberne Uhr Friedrichs d. Gr. — Andenken besserer Zeiten! Jetzt waren fünf Zimmer mit niedrigen Decken und halbverfaulten Fußböden Napoleons ganzes Reich; aber niemals, zu keiner Zeit seines Lebens vielleicht, sagt Mr. Rose, war er so groß als da, wo er, seines eignen furchtbaren Geschicks vergessend, die kleineren Schmerzen der Damen Bertrand und Montholon zu zerstreuen suchte. Mit dieser Handvoll Menschen ward das Zeremoniell der Tuilerien aufrechterhalten; die Lakaien trugen die kaiserlichen Livreen; hier in diesen dürftigen Räumen war er immer der Kaiser Napoleon, draußen aber war er nur noch der General Bonaparte. Nach einigen heftigen Zusammenstößen mit Sir Hudson Lowe weigerte er sich, diesen wieder vorzulassen; den Bau einer neuen, besseren Wohnstatt für ihn, den die Regierung beabsichtigte, lehnte er ab; trotzig bestand er darauf, daß nicht einmal Reparaturen an Longwood House vorgenommen werden durften. Daß es großmütig oder auch nur weise von der englischen Regierung war, unter diesen Umständen die Kosten seines Haushalts auf 8000 £ (160000 Mark) jährlich herabzusetzen, kann nicht behauptet werden: es gab Napoleon den Anlaß, neues Odium auf Sir Hudson Lowe zu häufen, der übrigens aus eigener Machtvollkommenheit den genannten Betrag um die Hälfte erhöhte. Ostentativ ließ Napoleon sein Tafelgeschirr verkaufen; „wozu silberne Schüsseln, wenn man nichts darauf zu essen hat?" sagte er. Nicht lange, so ward auch unter seinen Getreuen aufgeräumt: zuerst, verräterischer Umtriebe verdächtig, ward Las Cases, der Privatsekretär, bald darauf aus gleichem Grunde O'Meara, der Leibarzt Napoleons, fortgeschickt, und der dritte, der ihn freiwillig verließ, war Gourgaud, der junge General, der in der Schlacht von Dresden sich ausgezeichnet und bei Brienne seinem Kaiser das Leben gerettet hatte. „Gorgotto", wie dieser ihn nannte, sein besonderer Liebling und Ordonnanzoffizier, riß sich dennoch von ihm los, weil er bei seiner reizbaren Natur und den beständigen Zänkereien der Umgebung von seinem angebeteten Idol sich zurück-

gesetzt wähnte. So blieben nur noch, mit ihren Familien, Bertrand, „grand maréchal du palais“, und Montholon, „chambellan, ministre plénipotentiaire“, — und in dieser fast tragisch berührenden Karikatur eines Hofes, unter den kleinlichen Etikettestreitigkeiten der Wenigen, die die Gefangenschaft bis zuletzt mit ihm teilten, aber insgeheim sich nach Erlösung sehnten, verbrachte der Gewaltige seine letzten Jahre — auf das Haus beschränkt, das er nicht mehr verließ, und den Garten, den er nicht mehr betrat, weil ihm der Anblick der Rotröcke zuwider war; die Monotonie der Tage nur unterbrochen durch die Mahlzeiten, ein Schach- oder Billardspiel, das Geplauder mit Mad. Bertrand, ein italienisches Lied der Mad. Montholon oder harmlose Scherze mit den Töchtern seines Nachbars Balcombe, — die langen Nächte schlaflos, innerlich aber unablässig arbeitend, sein ganzes vergangenes Leben noch einmal lebend, alle Schlachten, die er gewonnen, noch einmal schlagend und über die nachsinnend, die er verloren . . .[1])

Auch Mr. Rose wirft die Frage auf, warum Napoleon in dem wilden Gemetzel am Ende der Schlacht von Waterloo nicht den Tod gesucht habe, den die Tausende seiner alten Garde für die Ehre ihrer Fahne starben. Er nennt seine Flucht schimpflich. Aber er beugt sich vor der Furchtbarkeit dieses Schicksals und dem Stolz, mit dem der von der schwindelnden Höhe jählings Herabgestürzte seinen Fall ertrug; und mehr ergriffen von der Majestät des toten als der des lebenden Imperators, können auch wir nicht würdiger schließen als mit Manzonis klassischen Versen, die Paul Heyse so wundervoll übersetzt hat[2]):

Er war. So wie bewegungslos,
Nachdem der Mund erblaßte,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Welch einen Geist sie faßte,
So steht die Welt wie schlaggelähmt
Bei dieser Kunde still.
Stumm denkt sie an den Todeskampf
Des Einen, Schicksalsvollen
Und fragt, wann wohl ein Menschenfuß
Auf ihre blut'gen Schollen
Solch eines Daseins Riesenspur
Von neuem drücken will.

J. R.

---

[1]) Sehr anschaulich tritt das Leben in Longwood uns aus einer szenischen Darstellung „La cage de l'aigle“ von Camille Vergniol entgegen, welche die „Revue de Paris“ jüngst (15. August 1902, S. 673—717) veröffentlicht hat. Das kleine Stück schöpft zum Teil wörtlich aus den französischen und englischen Memoirenwerken, bezeichnet die letzteren aber als „pièces suspectes“!

[2]) Es ist interessant, Heyses Übersetzung mit derjenigen Goethes zu vergleichen, die weniger treu dem Original des „Cinque Maggio“ sich anschließt und des Reimes entbehrt. Zu denken gibt, warum Goethe für „dell' uom fatale“ „des Schreckensmanns“ setzt, wo Heyse „des Schicksalsvollen“ hat.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Der deutsche Kaiser hat dem König von England den bereits vor geraumer Zeit angekündigten Besuch abgestattet. Mit Fug und Recht ist darauf hingewiesen worden, daß mit diesem Besuch kein politischer Zweck verfolgt wurde. Politische Bedeutung jedoch darf dem Zusammentreffen der beiden Monarchen sicherlich nicht abgesprochen werden. Abgesehen von dem nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse haben die persönlichen Beziehungen zwischen dem König Eduard VII. und dem Kaiser Wilhelm sich immer günstiger gestaltet, seitdem dieser, seinem Herzensdrange folgend, an das Krankenlager der Königin Viktoria eilte. Auf die Bedeutsamkeit der Unterredungen, die der deutsche Kaiser nach dem Tode der greisen Monarchin mit dem englischen Thronfolger hatte, muß gewissen Ausstreuungen in der auswärtigen Presse gegenüber hingewiesen werden, zumal da bei dem späteren Besuche, den der Prinz von Wales dem deutschen Kaiserhause abstattete, der friedliche Zweck und das Ziel jener Unterredungen nicht aus den Augen verloren wurden.

Unzweifelhaft hat es in der Vergangenheit nicht an Meinungsverschiedenheiten zwischen den Regierungen der beiden Reiche gefehlt, und auch in der Zukunft sind solche Differenzen nicht ausgeschlossen. In dieser Beziehung braucht nur an die Samoa-Angelegenheit erinnert zu werden. Sehr bezeichnend für den friedlichen Grundgedanken der Politik der beiden Länder ist jedoch die Tatsache, daß ohne jede fremde Beihilfe stets eine versöhnliche Lösung gefunden worden ist. Der Besuch des deutschen Kaisers in England kann nur dazu beitragen, daß diese wechselseitigen Beziehungen befestigt werden.

Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß der europäische Friede auf solcher Grundlage eine zuverlässige Bürgschaft erhält, so braucht nur auf das Verhalten eines Teils der französischen Presse hingewiesen zu werden. An nicht weniger als vier Stellen ließ der Pariser „Figaro“ gerade am Tage der Abreise des deutschen Kaisers nach England durchblicken, wie erwünscht es in Frankreich wäre, falls die Reibungsflächen zwischen England und Deutschland an Ausdehnung gewinnen sollten. Zugleich fehlt es nicht an Anzeichen, daß der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, ein Einvernehmen mit Großbritannien anstrebt, ohne deshalb das Bündnis mit Rußland auch nur im geringsten preisgeben zu wollen. Die Schwierigkeiten, die darin liegen, die mannigfach voneinander abweichenden Interessen Rußlands und Englands auszugleichen, schrecken den französischen Minister des Auswärtigen allem Anscheine nach nicht ab, und das Schlagwort der Isolierung Deutschlands schwebt französischen Staatsmännern noch immer vor, obgleich sie zunächst bei der Erneuerung des Dreibundes schlechte Erfahrungen gemacht haben.

Diese Politik Frankreichs bedeutet für Deutschland die ernste Mahnung, bei der Pflege guter internationaler Beziehungen stets auf der Hut zu sein. Gerade von England trennen uns keine politischen Gegensätze, und in wirtschaftlicher Beziehung erkennt Deutschland in vollem Maße an, daß Großbritannien durch seine Politik der „offenen Tür“ die Handelsfreiheit auf kolonialem Gebiete gewährleistet. Da Deutschland in seinen Kolonien sich zu demselben Grundsatze bekennt, läßt sich gar nicht erkennen, weshalb die Weltpolitik beider Reiche zu Konflikten führen soll. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß Deutschland ein großes Interesse daran hat, seine Industrie nicht vom Markte Englands und dessen Kolonien ausgeschlossen zu sehen. Mag dieses Interesse auch ein wechselseitiges sein, so erwächst doch der deutschen Presse die Pflicht, die Wichtigkeit der deutschen Ausfuhr in Betracht zu ziehen. Hierbei handelt es sich nicht bloß um die weitere Entwicklung unserer Industrie, sondern auch die Arbeitsverhältnisse würden leiden,

falls der Markt Englands und der Kolonien sich mehr als bisher den deutschen Erzeugnissen gegenüber verschließen sollte. Alle diese politischen und wirtschaftlichen Erwägungen müssen bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Deutschland und England maßgebend sein, wobei jedoch daran festzuhalten ist, daß die Unabhängigkeit und die nationale Würde Deutschlands durchaus gewahrt bleiben.

Zwischen der italienischen und der türkischen Regierung fand ein Meinungsaustausch über die Seeräuberei im Roten Meere statt. Alle zivilisierten Staaten haben ein Interesse an der Beseitigung des Piratenwesens. Immerhin konnte es eine Zeitlang den Anschein gewinnen, als ob bei den Beschwerden Italiens noch andere Momente mitwirkten. Es kann daher nur mit Genugtuung aufgenommen werden, daß der Zwischenfall erledigt ist. Auf Weisung aus Rom hat der italienische Botschafter in Konstantinopel die Pforte davon benachrichtigt, daß die italienische Regierung durch die letzten Mitteilungen der Türkei in der Angelegenheit der Seeräuberei im Roten Meere zufriedengestellt sei.

Seit der unveränderten Erneuerung des Dreibundes sind die Bemühungen des französischen Botschafters beim Quirinal unablässig darauf gerichtet, eine Zusammenkunft des Königs von Italien mit dem Präsidenten der französischen Republik herbeizuführen. Herr Barrère hatte früher an den Minister des Auswärtigen in dem Sinne berichtet, daß, falls die Erneuerung des Dreibundes überhaupt erfolgen sollte, wesentliche Veränderungen in der Richtung stattfinden würden, daß jede Spitze gegen Frankreich beseitigt wäre. Tatsächlich konnte im Hinblick auf den friedlichen, defensiven Charakter des Dreibundes von einer solchen offensiven Spitze von Anfang an nicht die Rede sein; andererseits tritt nach wie vor für Italien der casus foederis ein, sobald Frankreich einen Angriff auf Deutschland unternehmen sollte. Der Besuch, den der König von Italien dem Kaiser Wilhelm abstattete, mußte bei Herrn Barrère noch den Wunsch verstärken, seiner eigenen Regierung zu zeigen, daß er nicht umsonst zum Zwecke einer weiteren Annäherung Italiens an Frankreich gearbeitet habe.

Um nun das Einvernehmen zwischen Frankreich und Italien zu einem sichtbaren Ausdrucke zu bringen, sollte König Viktor Emanuel III. in Paris mit dem Präsidenten der französischen Republik zusammentreffen. In Frankreich fehlte es so wenig an Selbstbewußtsein, daß eine Zeitlang die Auffassung vorherrschte, der König von Italien werde, wie dem Zaren und dem Kaiser Wilhelm, auch Herrn Loubet den ersten Besuch machen. Sehr bald zeigte sich jedoch, daß dies eine irrige Auffassung sei. Die maßgebenden Kreise Italiens ließen überdies keinen Zweifel darüber obwalten, daß die Voraussetzung eines Besuches, den der König Viktor Emanuel in Paris machen würde, der Besuch des Präsidenten der französischen Republik in Rom wäre. Wie seltsam dies nun auch im Hinblick auf den gegenwärtig in Frankreich geführten „Kulturkampf" erscheinen mag, ist es doch Tatsache, daß der französische Staatschef Bedenken trägt, nach Rom zu kommen, weil der Papst Schwierigkeiten machen würde. Dieser beansprucht das Recht des ersten Besuches von seiten des Präsidenten der französischen Republik, der außerdem, um von Leo XIII. empfangen zu werden, nicht als Gast des Botschafters beim Quirinal, sondern als Gast des beim Vatikan beglaubigten Botschafters in Rom verweilen müßte.

Herr Loubet würde sich also in einem argen Dilemma befinden, und der französische Botschafter beim Quirinal sann deshalb auf einen Ausweg, über den der „Gaulois" in jüngster Zeit berichtete. Hiernach soll nach längeren Verhandlungen beschlossen worden sein, daß die Begegnung des Präsidenten der französischen Republik mit dem König von Italien nicht in Rom, sondern in einer der vier Städte Turin, Mailand, Florenz oder Neapel erfolgen wird. Daß König Viktor Emanuel III. sich nicht nach Paris begeben könnte, falls Herr Loubet geflissentlich die Reise nach Rom vermeiden sollte, leuchtet ohne weiteres ein. Es soll denn auch nach den jüngsten Mitteilungen des „Gaulois" der Besuch des Präsidenten der Republik in einer Stadt Südfrankreichs erwidert werden.

Bei den bevorstehenden Beratungen über die Aufhebung der loi Falloux wird sich in der französischen Deputiertenkammer, sowie im Senate zeigen, ob die Staatsgewalt mit den erforderlichen Waffen ausgerüstet werden soll, um nicht bloß in Bezug auf die Volksschulen, sondern auch hinsichtlich der Mittelschulen den verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Allerdings wird der vom Unterrichtsminister Chaumié jüngst eingebrachte Gesetzentwurf von den Radikalen als unzureichend für die Bekämpfung des Klerus bezeichnet. Wie durch das Vereinsgesetz keineswegs allen geistlichen Genossenschaften die Erteilung des Unterrichts in den Elementarschulen entzogen worden ist, sondern nur den vom Staate nicht anerkannten Kongregationen, bezweckt auch der jüngste Gesetzentwurf nicht die Einführung des Staatsmonopols für die collèges, die den deutschen Gymnasien entsprechen. Die staatlichen lycées und die collèges sind die für den Mittelschulunterricht bestimmten Anstalten, und in den collèges machte sich vielfach klerikaler Einfluß geltend, sodaß z. B. das collège Stanislas in Paris als eine besondere Pflegstätte ultramontaner Gesinnung gilt.

Nicht nur für die Universität bereiteten die nichtstaatlichen und nichtstädtischen mittleren Lehranstalten vor, sondern diese wurden auch mit Vorliebe von solchen Zöglingen besucht, die später in die École polytechnique und die Offiziersschule von Saint-Cyr eintreten wollten. So erklärt sich, daß gerade im Offizierkorps, das sich aus Saint-Cyr und der polytechnischen Schule rekrutiert, klerikale Gesinnung vielfach überwog. Gewisse Erscheinungen, bei denen auf die Zustände im früheren großen Generalstabe grelle Streiflichter fielen, standen gleichfalls in innigem Zusammenhange mit der loi Falloux. Daher erscheint es zunächst als ein Akt der Notwehr, daß der Staat die im Mittelschulwesen früher aus der Hand gegebenen Waffen wiederzuerlangen bestrebt ist.

Die freien Schulen sollen freilich nicht ohne weiteres beseitigt werden. Nur genügten bis jetzt, um eine solche Schule zu begründen, die bestandene Prüfung als bachelier, die etwa dem deutschen Abiturientenexamen entspricht, sowie der Nachweis, daß man fünf Jahre hindurch, wenn auch nur in untergeordneter Stellung, an einem Staatsgymnasium gewirkt hatte. Im übrigen konnten die Leiter der freien Mittelschulen ihr Lehrpersonal nach Belieben auswählen. Hier soll nun nach dem vom Unterrichtsminister Chaumié eingebrachten Gesetzentwurfe der Hebel angesetzt werden. Dieser Gesetzentwurf schreibt vor, daß die Begründer oder Leiter freier Mittelschulen dieselben akademischen Grade besitzen müssen wie die Leiter der staatlichen lycées und der städtischen collèges. Außerdem liegt ihnen ob, ein „certificat d'aptitude", ein Befähigungszeugnis über ihre pädagogische Tüchtigkeit zu überreichen. Die Notwendigkeit dieses pädagogischen Zeugnisses wird nun in der klerikalen Presse scharf angefochten, weil angenommen wird, daß die Staatsbehörden das „certificat d'aptitude" gleichsam als ein „certificat de civisme" ansehen und nur solchen Kandidaten erteilen werden, die nicht im Verdachte des Klerikalismus stehen. Nach dieser Auffassung würden die Leiter der freien Mittelschulen nicht ein auf die Feststellung ihrer pädagogischen Fähigkeit gerichtetes Examen, sondern eine Gewissensprüfung im republikanischen Sinne bestehen müssen. Nun beruft sich aber der Unterrichtsminister Chaumié in der Begründung seines Gesetzentwurfes auf keine geringere Autorität als den Herzog de Broglie, eine der Säulen der Juli-Monarchie, der im Jahre 1844 bereits betonte: „Um irgend welche Lehranstalt in angemessener Weise zu leiten, genügt es nicht, bis zu einem gewissen Grade die Kenntnis der Dinge zu besitzen, die man zu lehren beabsichtigt; vielmehr muß man auch ernsthaft die allgemeinen Grundsätze des Unterrichts studiert haben, die anerkannten Methoden, die auf diesem Gebiete maßgebenden Werke. Man muß die geistigen Eigenschaften besitzen, die die Fähigkeit verleihen, auf die Jugend einen heilsamen Einfluß auszuüben, man muß selbst wohl erzogen sein." Es wird den Oppositionsparteien schwer fallen, gegen diese Autorität anzukämpfen.

Der Ausstand der Kohlengrubenarbeiter in Frankreich muß vor allem auf die Agitation des sogenannten comité national zurückgeführt werden. Ohne jeden

dringenden Anlaß ist sogar der allgemeine Streik verkündet worden, und es ist bezeichnend, daß die französische Deputiertenkammer den Antrag des Abgeordneten Rouanet annahm, wonach ein aus 33 Mitgliedern bestehender Ausschuß mit der Prüfung der Ursachen des Ausstandes betraut werden soll. Obgleich die Schiedsrichter der Grubenbezirke im Département du Nord sich dahin geäußert haben, daß keine Veranlassung vorliege, die gegenwärtig bestehenden Prämien zu erhöhen, ist in St. Etienne von den Grubenarbeitern eine Tagesordnung angenommen worden, in der sie sich gegen schiedsrichterliche Entscheidungen überhaupt erklären, nachdem sie von den in den Kohlenbecken der Départements Nord und Pas-de-Calais gefällten Schiedssprüchen Kenntnis erhalten hatten. In Carmaux wiederum hat das Ausstandskomitee die Ausständigen in den Départements Pas-de-Calais und Nord ersucht, die Schiedssprüche anzunehmen, obwohl sie den Erwartungen der Grubenarbeiter nicht entsprächen. Hinzugefügt wird, daß die Ablehnung der Schiedssprüche dem Prinzip der Schiedsgerichte einen unheilvollen Schlag versetzen würde. Diese maßvolle Sprache der Grubenarbeiter in Carmaux, die ihre Kameraden im Norden ermahnen, sich nicht zu übereilten Entschließungen hinreißen zu lassen, verdient um so größere Anerkennung, als der allgemeine Ausstand jetzt bereits als gescheitert angesehen werden muß. Man darf im Interesse der Arbeiter hoffen, daß ein Ausgleich sehr bald gefunden werden wird.

In den Vereinigten Staaten von Amerika behaupten die Republikaner auch nach den jüngsten Wahlen die Mehrheit. Hervorgehoben wird, daß die Persönlichkeit des Präsidenten Roosevelt bei diesen Wahlen nicht am wenigsten den Ausschlag gegeben habe. Dieser ausgezeichnete Staatsmann wurde bei der am 11. November in Berlin zu Ehren des von seinem Posten scheidenden Botschafters Mr. White von dem Vertreter des deutschen Reichskanzlers, Grafen Posadowsky, mit Recht gleichsam als die Verkörperung des Geistes bezeichnet, von dem die Vereinigten Staaten durchdrungen seien, da er nicht nur der verfassungsgemäß berufene, sondern auch der ersehene Mann sei, um an der Spitze dieses großen Staatswesens zu stehen. Mr. White, der während seiner Amtstätigkeit sich allgemeine Sympathien erworben, hob in seiner Denkrede manche auch politisch bedeutsame Gesichtspunkte hervor. Ein hervorragender Gelehrter, unterließ er andererseits nicht, zu betonen, welchen Einfluß die deutsche Universität auf die Entwicklung der amerikanischen Universitäten ausübte. An die Reise des Prinzen Heinrich nach den Vereinigten Staaten anknüpfend, führte er aus, daß seine Landsleute von einer tiefen Friedensliebe beseelt wären, die sie mit den Deutschen teilten, wie denn auch überall in der Union die zunehmende Achtung für Deutschland konstatiert werden könnte. Nicht minder bemerkenswert war der Hinweis, Vorurteile und Mißverständnisse seien die Hauptquelle der Streitigkeiten unter den Nationen; ein dauerndes Vorwiegen dieser beiden schädlichen Elemente sei jedoch in den Beziehungen der Union zu Deutschland nicht zu befürchten. Im Hinblick auf die hohe Kompetenz des zum allgemeinen Bedauern von seinem Posten scheidenden Staatsmannes darf daher die Hoffnung als durchaus berechtigt gelten, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern auf politischem sowie wirtschaftlichem Gebiete sich immer inniger gestalten werden.

Aus Anlaß der Debatten über den deutschen Zolltarif ist mehrfach von einer Verständigung die Rede gewesen, die zwischen dem deutschen Reichskanzler und den Parteien der Mehrheit im Reichstage erzielt worden sein soll. Es muß jedoch daran festgehalten werden, daß die verbündeten Regierungen sich durch die formellen Erklärungen für gebunden erachten, wonach die Minimalzölle weder erhöht werden noch eine Ausdehnung auf Vieh und Fleisch erhalten sollen. Die hauptsächliche Schwierigkeit besteht zunächst in der Aufgabe, die zweite Lesung der Vorlagen durchzuführen. Gelingt dies, so darf, wie geglaubt wird, auf eine Annahme der Regierungsvorlage in dritter Lesung im wesentlichen gerechnet werden.

Literarische Rundschau.

Religion und Dichter.

Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. Von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Das geistvolle Buch von Otto Frommel wird mit Interesse gelesen werden, da der Verfasser mit den Dichtern, die er behandelt, offenbar in langem Umgang intim geworden ist und sein Buch eine Seite ihres Wesens ins Auge faßt, die noch wenig, bei manchen noch gar nicht ausführlicher behandelt wurde. Für Goethe ist die Frage nach seinem Verhältnis zur Religion unzählige Male gestellt worden, weil es hier galt, die Angriffe der Menzel, Brunner und anderer Goethefeinde zurückzuweisen. Für manche Dichter würde eine eingehendere Behandlung des Frommelschen Themas recht fruchtbar werden, so für Novalis, für Lenau und Geibel. Für andere ist es dagegen fraglich, ob es sich verlohnt, sie unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten, da für sie selbst das religiöse Leben kein wesentliches Interesse hatte. Frommel sagt: „Ich wählte die Frage nach der Weltanschauung zum leitenden Gesichtspunkte, weil sie für die gesamte Beurteilung dichterischer Persönlichkeiten von höchster Bedeutung ist." Der Punkt, von dem aus er sie beurteilen will, ist „die geheimnisvolle Tiefe, wo die dichterische Individualität in heißem Ringen mit dem Geiste des Universums den Schleier zu lüften sucht, welcher das große Mysterium umhüllt". Für die meisten der Dichter, die das schön geschriebene Buch behandeln, darf dieser Ausgangspunkt unbedenklich gewählt werden. Bei anderen ist es mir zweifelhafter gewesen, ob der Verfasser sie nicht auf Gesichtspunkte examiniere, die dem Examinator wichtiger sind als dem Prüfling, der von heißem Ringen nichts weiß, sondern, trotz aller Lebensrätsel, mit Goethe zu reden:

Beschneidet die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt ein Klimpimpimberlied.

Durchaus berechtigt ist der Frommelsche Standpunkt der Betrachtung für Friedrich Hebbel, dessen schwere Natur den starken Erdenrest, der in ihm war, als persönlichen Druck empfand und dessen Zug zum Finsteren und Entsetzlichen an den unheimlichen Zusammenhang zwischen Sinnlichkeit und Grauen erinnert, der in seinem „Moloch" und seiner „Judith" das eigentliche Thema bildet. Philosophisch und religiös ein Grübler, kommt Hebbel auch bei seinen freiesten Schöpfungen von diesem Hintergrund nicht los. Moloch behandelt den Ursprung der Naturreligion, die wir in den Nibelungen im Kampfe mit dem vordringenden Christentum finden, während der Hintergrund von Genoveva die majestätisch thronende Kirche ist, an deren Macht und Recht weder Gute noch Böse zweifeln.

Selbst in schweren inneren Konflikten hat Hebbel ein starkes religiöses Abhängigkeitsgefühl, und obwohl er die Kirche nicht liebt, darf er sich doch einen Christen nennen. Christus ist ihm „eine hohe, vielleicht die höchste Erscheinung in der Geschichte, der einzige Mensch, der durch Leiden groß geworden ist". Hebbels Meditationen im Tagebuch gehen sogar zuweilen in die Form des Gebetes über. So an Neujahr 1842: „Gott, du weißt, ich bitte dich nicht um Tand, nicht um Ehre und Ruhm, nicht um Überfluß, nur um das, was zu meiner Teuersten Erhaltung notwendig ist und um deinen Segen für mein geistiges Leben. Darum will ich glauben, daß du mich erhören wirst." Er selbst sagt: „Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mystizismus gemein; . . . er ist der Sinn für das Unbekannte." „Wenn ich dichten kann, kann ich jederzeit auch beten." Durchschnittlich sind auch Hebbels Gestalten religiöse Typen. Die Naturreligion ist repräsentiert im Moloch und dem Walkürentum auf Island, das Judentum in seinen despotischen Trieben, seinem Wüten gegen sich und Argwohn gegen andere in Herodes, die Beschränktheit des Puritanertums in Meister Anton in Maria Magdalena, der Übermensch in Holofernes. Über ihnen allen aber waltet eine ewige Macht, „dein Herr und meiner". Dieses starke Gefühl der Abhängigkeit von einer Macht, die er sich persönlich denkt, ist seine Religion. Das Christentum als geschichtliche Macht aber liebt er nicht. „Die edelsten und ersten Männer," schreibt er, „stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat." Das ist im Grunde der durchschnittliche Charakter der modernen Poeten, daß sie die Religion an sich bejahen, gegen jede positive Religion dagegen sich verbittern gleich jenem Scholastikus, der das Obst an sich liebt, aber Äpfel, Birnen, Kirschen, Trauben und tutti quanti abscheulich findet.

Ob wir für das Verständnis Gottfried Kellers viel weiter kommen, wenn wir ihn unter dem Gesichtspunkt der Religion betrachten, ist mir bei Frommels menschenfreundlichen und liebevollen Betrachtungen doch zweifelhaft geblieben. Was Schleiermacher Religion nennt, jenes eigenartige Gestimmtsein des Gemüts, das wie eine heilige Musik alles Tun des Menschen begleitet, dem im Gefühle der Abhängigkeit von Gott jede Begebenheit zum Wunder und jede neue Anschauung zur Offenbarung wird, lag Keller völlig fern. Die religiösen Regungen kommen ihm selten und reißen rasch wieder ab. Uns scheint, daß die religiöse Veranlagung des derben und realistischen Schweizers überhaupt gering war. Weder sentimentale Stimmungen noch ein starkes Bedürfnis, auf das Lebensrätsel eine Antwort zu finden, noch mystische Anwandlungen lassen sich nachweisen. Von seinem religiösen Werdegang läßt sich unter diesen Umständen nur sagen: die religiösen Anregungen in Haus und Schule waren gering, aber auch die Empfänglichkeit für solche war nicht größer. Mit Wilhelm Roßmann kann Keller sprechen: „Wenn ich den Garten meiner Kindheit durchwandre, finde ich keine einzige Blume, die die Kirche in denselben gepflanzt hätte." Wenn der Knabe zu Hause sich weigert, ein Tischgebet aufzusagen, so wird eben die kindliche Wahrhaftigkeit gegen eine Zumutung reagiert haben, die zu dem Wesen der Mutter selbst, die sie stellte, in offenbarem Kontrast stand. Die Art, wie er von dem Konfirmationsunterricht und namentlich von seiner ersten und letzten Kommunion, wenigstens in der ersten Auflage des „grünen Heinrich", spricht, ist nicht eben erbaulich. Es mag sein, daß seine Lehrer wenig geschickt waren, die Ahnungen der jungen Seelen mit dem Glauben der Kirche zu vermitteln, aber in dem knolligen Buben, den die Lehrer ein seltsames Gewächs nennen, muß der Unterricht doch auch besonders wenig Anknüpfungspunkte gefunden haben, wenn er bei der Konfirmation nach der Kommunion Anwandlungen hat, die wir hier nicht einmal erwähnen möchten, wie auch Frommel sie nur leise berührt. Seine späteren Auseinandersetzungen mit Theismus und Atheismus gehören mehr dem Gebiete des Gedankens als dem der religiösen Empfindung an. Auch seinen Kampf gegen den rationalistischen und freisinnigen Heinrich Lang

möchten wir nicht auf einen Rest von konservativer Gesinnung zurückführen wie Frommel, sondern weit eher auf den stillen Unmut darüber, daß das laute Wesen der kirchlichen Reformer in Zürich, das durch diesen beredten Prediger und prächtigen Menschen geweckt wurde, dem Wirtshausgaste und Stadtpolitikus vielfach die eigenen Zirkel störte, während Orthodoxie und Pietismus in dem Kreise, in dem sein Leben sich abspann, ihm nirgends hindernd in den Weg kamen. Daß „Das verlorene Lachen", trotz der Art, wie dem durchaus ernsthaft zu nehmenden Züricher Prediger darin mitgespielt wird, dennoch eine der besten Erzählungen Kellers bleibt, darin stimmen wir dem Verfasser gern bei. Auch hat es viel Liebenswürdiges, wie Frommel alles zum Besten wendet und, von jedem Zelotismus weit entfernt, überall noch ein Fünkchen religiöser Begeisterung glühen sieht, das dem Leser erst unter seinem liebevollen Anhauch von der übrigen Asche sich unterscheidet; aber ich fürchte, Keller selbst würde ihm den Gruß des Peregrinus Proteus an Wieland bestellen lassen, wenn er von dieser Mohrenwäsche hörte. Wir müssen uns bei den Dichtern des 19. Jahrhunderts eben bescheiden, daß gar mancher eine durch und durch tüchtige Natur und geistig hochbegabt war und dennoch zu den religiösen Fragen sein Leben lang kein rechtes Verhältnis zu finden wußte.

In einem Briefe Kellers an Storm vergleicht der Schreiber sich und den Adressaten mit zwei alten Kapuzinern, die jährlich ihre Nelkensetzlinge miteinander austauschen. So hat Frommel an Keller den schleswigschen Dichter angereiht, der ein ungleich feiner besaitetes Gemüt besaß, wenn er auch Kellers anschauliche Schilderung und draftische Erzählungsweise nicht erreichte. In Storms pantheistischer Auffassung des Naturlebens, in der heißen Sehnsucht nach geschiedenen Seelen, die drüben sind, ist ein starker religiöser Pulsschlag fühlbar. Auch in lärmender Gesellschaft „hört er in der Ferne eine große Stille", aus der die Stimme seiner toten Frau zu ihm herüberdringt. Sein Kopf ist ungläubig, aber die Ahnung einer ewigen, göttlichen Ordnung bricht doch immer bei ihm durch; Karikaturen liberaler Pfarrer wie Keller hat er nicht gezeichnet, aber der finstere Orthodoxe in „Aquis submersus", der junge Theologe „mit dem geschmacklos angeklebten Haare" im „Waldwinkel", der Berliner Pastor, der die Matthäikirchstraße verhimmelt: „Eine liebe Seele bei der andern. Und die Glocken sie lo—cken," zeichnen den anderen Typus eben auch nicht mit viel Sympathie. Religiös ist Storm sicher gewesen, aber das Pastorentum hat an ihm keinen Gönner.

Wenn Keller den Züricher Republikaner repräsentiert, dessen Bußtagsbriefe ein ehrenwertes Zeugnis der moralischen Tüchtigkeit einer wesentlich rationalistischen Bürgerschaft noch lange bleiben werden, so ist sein Mitbürger Konrad Ferdinand Meyer das Bild eines Patriziers, der den kirchlichen Interessen, weil sie ein Teil der konservativen Politik sind, von Kindheit auf nahe stand. Schon sein Vater ist durch eine Denkschrift an Ferdinand Hitzig über den Straußschen Handel[1]), in kirchlichen Kreisen wohlbekannt und nicht minder durch sein Buch über die evangelische Gemeinde von Locarno. Wie so viele Altersgenossen geht Meyer von der romantischen Schule aus, deren Ideale es dem zarten und innerlich gerichteten Knaben erschweren, sich im Leben zurecht zu finden. In der französischen Schweiz befestigt sich seine von Haus aus gläubige und religiöse Richtung und die vom Vater ererbte Neigung zu historischen Studien. Diesen Doppelcharakter tragen seine Hauptgestalten, Hutten, Becket, Georg Jenatsch, Vittoria Colonna, Dante u. s. w. Man sieht ihnen an, daß ihr Vater Dichter, Hugenott und Historiker ist. Das Schicksal hatte ihm die zweifelhafte Gabe einer sorgenfreien Existenz gewährt; um so mehr Sorgen machte er anderen und sich; als er aber nach einem planlosen Wanderleben in die Heimat zurückkehrt, zeigt der Eifer, mit dem er sich

[1]) Abgedruckt in „D. Fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit". Von A. Hausrath. Bd. I, S. 28. Heidelberg 1876. — Vergl. auch „C. F. Meyer". Von Adolf Frey. Stuttgart 1900.

auf das Studium der Evangelien, der Apostelgeschichte und der pauliniſchen Briefe wirft, daß er den Faden nicht verloren hat und der urſprünglich ſtärkſte Zug ſeines Gemütslebens nicht ſchwächer geworden iſt. Er beginnt den Tag mit der Lektüre eines Bibelabſchnitts. Gläubiger Chriſt, iſt er doch ein Anhänger der kritiſchen Theologie. Seine Studien beziehen ſich auf das große Thema, das zwiſchen Theodor Keim und Heinrich Lang verhandelt wurde und daneben auf den Züricher Lavater und ſein Verhältnis zu Goethe. Als er dann der Reihe nach ſeine Dichtungen und Novellen veröffentlichte, lernte man in ihm einen neuen Hugenotten kennen. Strenger Rigorismus, warmer Glaube, zornige Feindſchaft gegen die Papiſten ſind die Züge dieſes ſelbſtändigen, ſtreng in ſich abgeſchloſſenen männlichen Dichtergenius.

In demſelben bejahenden Verhältniſſe zu dem religiöſen Leben ſteht Theodor Fontane. Erſt Apothekerlehrling, ſpäter im Gegenſatz zu dieſen Anfängen zu ariſtokratiſchen Allüren neigend, in England gereift, dann Mitredakteur der „Kreuzzeitung“, war er mehr äußerlich in die ſogenannten chriſtlichen Kreiſe geraten, als daß er gerade individuell ein tieferes religiöſes Leben geführt hätte. Daher rührt der gedämpfte Ton, in dem Fontane das Lob der Stillen im Lande vorträgt. Seine Schilderung der frommen Gräfin und ihrer Dobſchütz in „Unwiederbringlich“ iſt von einer leiſen Ironie angehaucht und wenn die fromme Frau ſchließlich in Selbſtmord zu Grunde geht, weil ſie es nicht verträgt, ihre Papſtkrone verloren zu haben, büßt ſie nur die Schuld, daß ſie ihren Mann durch ihre Muſterhaftigkeit in ſeine Schuld hineingetrieben hat. Effi Briest wendet ſich gegen einen ſchönrederiſchen, rationaliſtiſchen Pfarrer, aber nur indirekt, durch die Erkenntnis, die die Mutter ſchließlich vorträgt, daß eine Religionslehre, die alles im Ungewiſſen laſſe, niemanden einen Halt im Leben geben könne. Manche Maßregeln ſeiner konſervativen Freunde findet Fontane geſchmacklos. „Religion und Landpartie, dagegen bin ich doch,“ ſagt Dubslav von Stellin. Dennoch meint Frommel mit Recht: „Das deutſche Pfarrhaus kommt bei Fontane beſſer weg als bei einer großen Reihe zeitgenöſſiſcher Schriftſteller. Fontanes Paſtoren ſind meiſt Männer von großer Herzensgüte, Milde, Weitherzigkeit des Standpunkts, Ehrlichkeit und Freimut.“ Sehr ſtark ſind die religiöſen Accente bei ihm nicht, aber der freundliche, reſervierte Herr, der mit einem leichten ironiſchen Lächeln durchs Leben ging, hatte eben überhaupt keine Vorliebe für ſtarke Accente. Höchſtens zum Preiſe ſeines großen Königs und ſeiner Märker griff er auch einmal kräftiger in die Saiten.

Eine geſonderte Gruppe bilden die beiden letzten Geſtalten Frommels, die Ebner-Eſchenbach und Peter Roſegger, inſofern ſie aus der katholiſchen Kirche hervorgegangen ſind. In dem Verhältnis zu einer mächtigen, das Volksleben beherrſchenden, altheiligen Inſtitution vertiefen ſich die Konflikte, die Geſtalten der Gegner ſind mannigfaltiger und farbenreicher, die Situationen ſind intereſſanter und bewegter und vor allem iſt der katholiſche Hintergrund maleriſcher und großartiger als der des proteſtantiſchen Paſtorentums. Aber auch hier läuft alles auf den Gegenſatz zur Kirche hinaus, den die Ebner-Eſchenbach aus der Vogelperſpektive der Ariſtokratin, Peter Roſegger aus der Froſchperſpektive des kleinen Handwerkers betrachtet. Die vornehme Dame ſpricht mit gedämpftem Vortrag, aber darum nicht minder eindringlich, und ſie hat vor ihren proteſtantiſchen Kollegen den Vorteil voraus, daß die Kirche, gegen die ſie kämpft, noch eine Macht iſt, die tragiſche Konflikte zu bereiten vermag.

„Die Kirche,“ ſagt Frommel, „beanſprucht volle religiöſe Unterwerfung; Marie von Ebner-Eſchenbach beanſprucht volle religiöſe Freiheit. Nur der Schwache wird ſich blind einer kirchlichen Autorität unterwerfen.“ Wer richtig lieſt, wird dieſes Thema in allen ihren vielgeſtaltigen Erzählungen entdecken. Am ergreifendſten iſt dieſer Kampf in dem Roman „Glaubenslos“ dargeſtellt, der das Los eines jungen Prieſters, der innerlich mit dem Dogma zerfallen iſt, mit dem gleichen Verſtändnis ſchildert, wie Marie von Bunſen in ihrer Erzählung „Gegen den Strom“ das

Schicksal einer protestantischen Frau und Mutter zeichnet, die ihr Leben anders gestalten will als die christlichen Kreise, in denen sie lebt. Ebenso charakteristisch ist „Das Gemeindekind", wo das Bild der Oberin mit niederländischer Sorgfalt die Gestalt wiedergibt, die Eugène Sue im „Ewigen Juden" in einer genialen Skizze hingeworfen hat, und die der Ebner vielleicht vorschwebte. Was nach Abzug des Dogmatischen der ehemaligen Katholikin von der überlieferten Religion übrig bleibt, ist ein edler rationalistischer Moralismus mit einem starken Zug zum Pädagogischen und Sozialen. So viel Elend und Verkommenheit hat sie von früh an gesehen, und dem abzuhelfen durch Erziehung und ausgleichende Gerechtigkeit, das ist ihr schönes Lebensziel.

Mit einer populäreren Form des kirchlichen Lebens hat sich Rosegger auseinanderzusetzen; er lehrt uns all den Aberglauben seiner steirischen Landsleute kennen, aber er hat Sympathie mit ihm, denn er hat ihn in den glücklichen Kindertagen geteilt. Auch wäre er gern „geistlich" geworden. „Ich bin der Meinung," sagt er, „daß ein wahrhaftig Pfäfflein in mir steckte, welches sogar in meinen ersten poetischen Erzeugnissen genügende Spuren hinterlassen hat, und welches erst viel später unter meinen akademischen Studien umgebracht worden ist." Was uns an Roseggers Erzählungen religiös anzieht, ist gerade dieses positive Verhältnis zum katholischen Volksleben. Er steht darüber, aber er versteht es und liebt es. Den Kampf gegen das offizielle Kirchentum führt er darum aber nicht minder schneidig als die Ebner. Namentlich das Schicksal des unteren Klerus liegt ihm am Herzen, und in den Novellen „Johannes der Liebling" und „Maria im Elend" hat er den sittlichen Konflikten des jungen Priesters ergreifenden Ausdruck gegeben. Die offizielle Pflege des Aberglaubens, die raffinierten Veranstaltungen, um religiöse Erweckungen heraufzubeschwören, werden drastisch zur Darstellung gebracht. In diesem Kampfe gegen die Verdummung rückte er mehr und mehr auf die Seite, die er ursprünglich ablehnte. Er will die Bibel, deutsche Kirchengesänge und nähert sich zeitweise den evangelischen Lebensauffassungen. Aber das im Jahre 1900 erschienene Buch „Mein Himmelreich" zeigte, wie weit er von dem Rufe: „Los von Rom!" auch heute noch entfernt ist. Mit rührender Treue hält er an seiner Kirche fest, und ohne seinen Marienglauben verlöre ihm das Leben alle Poesie. Richard Rothe sagt einmal: „Am Worte Gottes brechen sich alle Herzen wie die Lichtstrahlen, und je nachdem sie sich in dieser oder jener Richtung brechen, ist die Grundfarbe ihres ganzen Wesens verschieden." Das ist dasselbe, was Marie von Ebner-Eschenbach meint: „Was ein Mensch glaubt, und woran er zweifelt, ist gleich bezeichnend für die Stärke seines Geistes." Auf dieser Tatsache beruht das Recht des Frommelschen Standpunktes für seine Revue der modernen Dichter. Man wird finden, daß das Wesen gar mancher dichterischen Persönlichkeit, von hier aus betrachtet, scharf ins Licht tritt, wenn wir auch zugeben, daß für andere die Religion nicht der springende Punkt ist, ihr Wesen zu erschließen, weil sie auf diese Probe überhaupt nicht reagieren. Gottfried Keller selbst würde sagen: „Das ist, als ob man eine Kuh ins Horn pfetzt."

A. Hausrath.

ε.σ. **Walhall.** Die Götterwelt der Germanen. Von E. Döpler d. J. und Dr. W. Ranisch. Berlin, Martin Oldenbourg. O. J.

Als der junge Goethe den „Gesang eines Skalden" las, seufzte er: „Wenn nur das Wörterbuch nicht wäre!" Erläuterungen der fremden skandinavischen Welt hatten angehängt werden müssen, so wie der Barde Klopstock den Leuten erst sagen mußte, was Gna oder Uller bedeute. Und in „Dichtung und Wahrheit" erklärt Goethe unumwunden, daß ihm, dem Verehrer des antiken Pantheons, die unplastische nordische Götterwelt ferngeblieben sei. Doch keineswegs nur im Hinblick auf den von Germanen und Romanen bewunderten, dichtender Willkür vollen „Ring des Nibelungen" soll dieses neue Prachtwerk in handlichem Folio, zu dessen Schöpfung ein namhafter Maler und ein gediegener, schriftstellerisch begabter Forscher ihre Kräfte eng verknüpft haben, warm empfohlen werden. Ein bündiges Vorwort von dem befreundeten Prof. Heusler setzt Ziel und Bedeutung des Unternehmens ins Licht, ohne jeden pangermanischen Anspruch. Was wir einstweilen von altdeutscher Mythologie wissen — recht wenig —, faßt Ranisch vortrefflich zusammen, bevor er den Reichtum der Überlieferungen Skandinaviens in klar gegliederten Biographien der Hauptgötter und ihrer Sippen mit den bedeutendsten einzelnen Mythen, auch wohl schwankhafter Art, vor uns entfaltet, Gebirg und Wasser ohne auspressende Naturdeutung durchstreift, vom goldenen Alter bis zum „Götterende" (nicht „Götterdämmerung") und zum Ausblick auf die neue Welt hindringt. Ein gesunder historischer Sinn herrscht durchaus; die kritische Gelehrsamkeit bleibt als Unterbau verborgen. Fast jedes Blatt nun ist von Döpler mit einer anderen bunten Fußleiste, jedes mit einem sehr geschickt in den Ober- oder Seitenraum hineinkomponierten Einzel- oder Gruppenbild ausgestattet worden, nicht zu äußerem Schmucke, sondern im engen Zusammenhang mit dem, was der Text von dem Aussehen der Götter, ihren Attributen, ihren Tieren, den kriegerischen oder friedlichen Begebenheiten erzählt. So ist Döpler der schweren Aufgabe Herr geworden, auch für Luft und Licht, Land und Meer; nur die Frauengesichter muten den Beschauer bisweilen uncharakteristisch an. Das Werk macht seinen Schöpfern und seinem still mitwirkenden Verleger Ehre. Es hat mit landläufigen Schaustücken für Salons und Wartezimmer nichts gemein von innen und außen.

ε.σ. **Briefe von Ludwig Anzengruber.** Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1902.

Niemand hat um das Andenken des 1889 im fünfzigsten Lebensjahre hinweggerissenen österreichischen Dramatikers, dem auch in ländlicher Epik Großes zu schaffen vergönnt war, ein höheres Verdienst als sein Herausgeber und Biograph. Die reiche neue Gabe mag ein paar überflüssige Billets enthalten, sie mag auf der ersten Strecke zimpferliche Gemüter durch ein paar bittere oder ausgelassene Derbheiten unsanft berühren, aber sie entfaltet Schritt für Schritt die Entwicklung eines urwüchsigen Dichters, eines reinen und tapferen Menschen, der aus den für jeden Schwächeren tödlichen Niederungen des Theaterelends an Provinz-„Schmieren" zum Sieg emporgedrungen ist, niemals eine Redensart gesagt oder geschrieben und, als berühmter Mann durch widrige Zeitläufte zum kleinen Journalismus verurteilt, endlich um allen Hausfrieden betrogen, sich nimmer gebeugt hat. Das Werk erfüllt uns mit dem größten Respekt vor dieser Charakterstärke, die schon den armen, talentlosen Wandermimen in seinen tragikomischen Wirren bekennen läßt, er wolle leben, „so lange mir eins bleibt, die Ehre". Im Verkehr mit Freunden und Kollegen, mit Kritikern, Bühnenleitern und Buchhändlern, überall findet man die schlichte, gediegene Vornehmheit. Und ein reicher Humor, bisweilen gallig, oft harmlos lustig bis zu mundartlichen Narreteien, hilft dem Vielgeprüften durchs Leben. Besonders erquicklich sind die Briefe an sein liebes, treues „Almpeterl" Rosegger: „Wir können uns verstehen, unsere Wurzeln haften in einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden sind, beide in unserer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft." Zu vielen Bekenntnissen über einzelne Werke kommen autobiographische Generalbeichten (I, 287) und vollströmender Austausch mit dem Helsingforser Professor Bolin, dessen edler Hilfe die Umarbeitung des „Schandflecks" zu verdanken ist. Herzergreifend wirkt wiederum die zarte Pietät für die Mutter. Der Herausgeber hat uns eine vortreffliche Einleitung und verschiedene gehaltvolle Beilagen beschert. Vielleicht wäre hier und da nichtösterreichischen Lesern — und Anzengruber schreibt einmal: „In Berlin läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren, dort bin ich wer" — die Erklärung eines Ausdrucks willkommen; den Witz (II, 228) „ich glaube vierzehn Aß ansagen zu können" versteht nur, wer den Doppelsinn (Karte, Geschwür) kennt. Möge allen, Schaffenden, Darstellenden, Genießenden, dieses Anfängers Losung von 1865 ertönen: „Wirf über Bord unsern Theaterschwulst!"

ε.σ. **Grillparzers dramatische Meisterwerke.** Mit dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Cotta. O. J.

Grillparzers Werke in acht Bänden. Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Stuttgart, Cotta O. J.

Grillparzer wird dieses Jahr „frei". Der vereinsamte Dichter hatte trotz aller Bitten keine Gesamtausgabe seiner Werke hergestellt und durch solches Säumen der lässigen Haltung des großen Publikums, der Ungerechtigkeit maßgebender Literarhistoriker, die den so rasch und tief Umgebildeten ein für allemal unter den verrufenen Schicksalstragöden unterbrachten, selbst Vorschub geleistet. Es zeigte sich nach seinem Tode, daß die von ihm überkritisch im Pult verschlossene „Jüdin von Toledo" den größten Erfolg nicht zuerst in Wien, sondern in Berlin fand. Eine dauernde „Gestalt von

Granit" nennt ihn sein erster Verwalter und kräftiger Fürsprech Laube; den „Granit", hartes Urgestein müssen wir bestreiten, die Dauer ist über jeden Zweifel erhaben. Nach der raschen Tätigkeit Laubes und Weilens durfte August Sauers kundige Sorgfalt dem Nachlaß eine Fülle weiterer Studien, Skizzen, Ausarbeitungen entnehmen, die spröde Lyrik runden und durch mehrere Auflagen Grillparzers „Werke" immer vollständiger darbringen. Das nicht auf den einen Dichter beschränkte Grillparzer-Jahrbuch gibt uns Quellen und Forschungen. Dies alles ist nicht für jedermann. Bevor „Reclam", „Hendel" und andere gemeinnützige Organe die freigewordenen Hauptwerke weiter und weiter vertreiben, sorgt der Cottasche Verlag für wohlfeile Einzelausgaben, für billige Sammlungen, ohne deshalb die Ausstattung so karg abzutun, wie es dem plattdeutschen Meister widerfährt. Ein stattlicher Band enthält die sieben vollendeten, von Grillparzer selbst in Druck gegebenen Stücke. Die achtbändige Ausgabe umfaßt auch die posthumen Dramen nebst hervorragenden Fragmenten, eine Auswahl der Lyrik, die Erzählungen, Autobiographisches und Studien. Beide werden ihren Weg machen.

rr. **Brockhaus' Konversations-Lexikon.** Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Erster bis achter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901/1902.

Der vierzehnten Auflage des „Brockhaus" hat vor Jahren Wilhelm Bölsche in der „Deutschen Rundschau" ausführlich gedacht (Bd. XC, S. 151 ff.) und damals dargelegt, welch unerschöpflichen Reichtum dieses Kompendium neuzeitlichen Wissens in sich birgt und welch außerordentliche Hilfsmittel es bietet, diesen Reichtum zum Gemeingut zu machen. Wie sehr man in den weitesten Kreisen unseres Volkes den Wert eines solchen, auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Werkes zu schätzen weiß, erhellt aus der Verbreitung, die das Lexikon erfahren hat, und die so schnell erfolgte, daß der Verlag sich entschließen mußte, es abermals in einer neuen, revidierten Ausgabe zu veröffentlichen. Acht Bände dieser Jubiläumsausgabe liegen bereits vor, und wer sie überblickt, wird gestehen müssen, daß es sich hier um einen stolzen Besitz unseres deutschen Bücherschatzes handelt. Von exakter Wissenschaft und gewissenhafter Detailforschung schlägt sich hier zum Allgemeinwissen wie von selbst eine Brücke; man wird schwerlich einen Artikel finden, aus dem man nicht den Eindruck größter Zuverlässigkeit gewinnt, und man muß immer wieder staunen ob der Fülle reicher Belehrung, die dem Laien geboten wird, wie ob der Prägnanz in der Behandlung derjenigen Gegenstände, denen man etwa selbst seine Spezialstudien gewidmet hat. Wie unentbehrlich für einen jeden, der sich über einen engen Interessenkreis hinausheben will und den Begriff „Bildung" nicht im alten Sinne versteht, sondern mit ihm den Anspruch auf universales Verständnis kultureller neuer Errungenschaften verbindet, wie unentbehrlich für ihn das Konversations-Lexikon heute ist, braucht man nicht mehr zu betonen. Wer könnte ohne ein solches Nachschlagewerk noch auskommen, wer griffe nicht fast täglich zu ihm, an dessen Hand er allzeit einer sicheren Führung gewärtig sein darf! Wer wäre nicht beruhigt durch die Gewißheit, bei irgend einer gelegentlich aufgeworfenen, unentschiedenen Frage sich hier Rats holen zu können! Ein weiteres Moment sei aber doch gerade im Hinblick auf diese acht neuen Brockhaus-Bände besonders hervorgehoben: daß sie nicht nur den Urzweck aller Enzyklopädien erfüllen, im Augenblick zu unterrichten, sondern in ihren großeren Artikeln Darstellungen von bleibendem Werte, von höchster instruktiver Bedeutung enthalten und durch ihre Bilderbeigaben und Textillustrationen, Pläne und Karten, statistischen Tabellen 2c. ebenso die geistige wie die künstlerische Bildung vertiefen helfen. Die Chromobilder im Jubiläums-Brockhaus sind technische Leistungen von größter Vollkommenheit, die geographischen Karten, die Stadtpläne zeichnen sich durch eine Sauberkeit und Klarheit im Drucke aus, die kaum zu überbieten sind; und auch bei den kleineren Figuren im Text selbst ist sorglich darauf Bedacht genommen, daß nichts verwischt oder undeutlich erscheint. Einen „treuesten Hausfreund des deutschen Volkes" hat man den „Brockhaus" genannt; dieses Ehrentitels ist er wert — schon deshalb, weil er rüstig mit seiner Zeit fortschreitet, alles das ausnutzt, was ihm neue Erfindungen und Entdeckungen unseres technischen und naturwissenschaftlichen Zeitalters entgegenbringen, und keine neue geistige und künstlerische Strömung, kein politisches Ereignis der Zeit außer acht läßt. Wo die Welt gegenwärtig steht, kann man aus diesem Lexikon erkennen, — und auch, wohin sie steuert.

p. **Encyclopaedia Britannica.** New volumes. Published by Adam and Charles Black. Edinburgh and London. „The Times". Printing House Square. London 1902.

Ungleich dem großen und epochemachenden Unternehmen, das ihr zum Vorbilde diente, ist die „Encyclopaedia Britannica" zu ihrem heutigen Ansehen und Umfang aus sehr bescheidenen Anfängen emporgewachsen: als zweitälteste ihrer Gattung folgte diese englische der französischen, von Diderot und d'Alembert (1751—1772 in 28 Bänden) herausgegebenen „Encyclopédie" bereits in den Jahren 1768 bis 1771, aber nur in drei Quartbänden. Begründet von einer „Society of Gentlemen in Scotland", wie es auf dem Titelblatt der ersten Auflage heißt, konnte sie weder in ihren Voraussetzungen und Zielen noch in ihrer Wirkung sich messen mit dem Werke der Enzyklopädisten, das in gewissem Sinne die Revolution von 1789 vorbereitete. Doch hat sie sich in der langen und ruhmvollen Entwicklung von anderthalb Jahrhunderten das tenax propositi ihres schottischen Ursprunges bewahrt und ist, während ihre französische Schwester nur noch ein historisches Dasein führt, zum lebendigen „Standard work" der enzyklopädischen Literatur geworden. Die neunte, 1889 ab-

geschlossene Auflage liegt in 24 starken Quartbänden vor, ist im Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, und man darf sagen, daß sie in keinem wohlgeordneten Hausstande der englisch sprechenden Welt fehlt. An diese Auflage reihen sich nunmehr die „new volumes", von denen elf geplant und bis jetzt zwei (A — Chi) erschienen sind; der Rest soll innerhalb eines Jahres erfolgen. Wiewohl als Supplementbände gedacht und als solche durch den Nebentitel „Vol. XXV, XXVI" 2c. bezeichnet, werden sie, wenn vollendet, doch ein ganz selbständiges Werk bilden, das den Zeitraum von etwa dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ab bis zur Gegenwart umfaßt; eine Periode von kaum einem Menschenalter und doch reicher als irgend eine vorher an erstaunlichen Veränderungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens: politischen, sozialen, volkswirtschaftlichen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen. Die Namen der Mitarbeiter, die jeden der wichtigeren Artikel obendrein durch ihre Initialen persönlich vertreten, und die vorliegenden Bände selbst bürgen für ein hohes Maß von Vortrefflichkeit, das zu erreichen freilich keine Kosten gespart werden. Schon im Jahre 1812 erhielt der schottische Philosoph Dugald Stewart für einen einzigen Artikel 34 000 Mark! Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß die Hauptarbeit von englischen Schriftstellern und Fachmännern aller Branchen getan wird, so finden wir in der Liste der Mitarbeiter doch zahlreiche Repräsentanten anderer Nationen, allerdings nur einen namhaften Deutschen, Carl Schurz. Aber wir können durchaus nicht sagen, daß die deutschen Artikel, soweit wir sie bis jetzt gelesen, z. B. Berlin (mit einem vollseitigen Stadtplan und einem Kärtchen der Umgebung) oder Bismarck (mit einem guten Holzschnitt nach Lenbachs Porträt), irgend etwas von insularer Beschränktheit erkennen ließen; sie zeichnen sich vielmehr durch Objektivität und korrekte Behandlung des Gegenstandes aus. Daß in typographischer Hinsicht, dem starken, weißen Papier, dem klaren, auch schwächeren Augen wohlgefälligen Druck, dem einfachen, aber soliden Einband das Werk sich auch äußerlich höchst vorteilhaft empfiehlt, bedarf kaum der Erwähnung.

ρσ. **Ein Sträußchen Liebes-Blüten** im Garten deutscher Volksdichtung gepflückt. Von Arthur Kopp. Leipzig, Georg Wigand. 1902.

Ein dem Inhalte und der Ausstattung nach erfreuliches kleines Buch. Der Verf. pflegt sich sonst als gelehrter Kenner des deutschen Volksliedes früherer Zeiten zu betätigen. In diesem Büchelchen aber kommt es ihm nicht auf Erwerb neuer Details, sondern auf Mitteilung bereits erworbener Güter an. „Du bist mein, ich bin dein" steht am Anfange, und dann folgen: „Wollt' Gott und Ein', so wär' mein Trauern klein" — „Kein' lieber denn dich, das weiß Gott und ich" — „Mein dein Herz, Ein Herz" — „Lieb mich allein, oder laß es gar sein" — die Inschrift des Ringes des Frangipani: „Mit Willen dein eigen" — und wie weiter die treuinnigen Sprüche alle lauten, mit denen unsere Vorfahren das deutsche Liebesleben heiligten, bis zum Schluß: „Lieb haben in Ehren, Soll niemand verwehren." Was das alles bedeute, wo es vorkomme, wie es sich im Gebrauch des Tages wandle, erzählt uns dazwischen, behaglich verweilend oder rasch vorgehend, der kundige Verfasser: einem Ackersmanne vergleichbar, der feiernd von der Arbeit durch seine Felder schreitet und ernst und froh von dem Segen spricht, der allzeit treuer Arbeit Lohn ist.

r. **Gemmen und Pasten.** Tagebuchblätter aus Italien. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Winter. 1902.

Den vor Jahresfrist erschienenen „Fresken" (vgl. D. R. vom Februar 1901) läßt der Karlsruher Poet nunmehr „Gemmen und Pasten" folgen: den Wandbildern geschnittene Steine oder auch nur Gipsabdrücke solcher; und der Leser wird nicht enttäuscht werden, wenn er feine Züge und Linien, zierliche Bilder erwartet. Man beachte aber auch den zweiten Titel: „Tagebuchblätter aus Italien". Nach Italien führen uns alle diese neunzig kleinen Dichtungen, von dem vierzeiligen „Gebete", darin der Dichter um Augen bittet, „so die Welt im Bilde schauen", bis zu dem Besuch in Mirandola, der sich über sechs Seiten erstreckt. Hier sagt es uns der Dichter selbst, daß er bis „zum zeitungsfernsten Apenningebirg hinauf" jedes Nest Italiens kennen gelernt habe. Außerordentliches hat er darum nicht erlebt, selbst das mehr erhoffte als gefürchtete Zusammentreffen mit einem Fra Diavolo löst sich in ein wohlgefälliges Blumenattentat auf. Aber Italienreisende — und wer ist das heute nicht! — werden doch mit Vergnügen die Gemmen Vierordts beschauen: Selbstgesehenes, Selbsterlebtes tritt ihnen hier, zum poetischen Kleinbild abgerundet, entgegen. Nicht etwa von überschwenglicher Begeisterung, idealisiert! Man lese das Gedicht von dem lahmen, schielenden Zeitungsverkäufer, den eine Handvoll Zwiebel und ein Soldo beglücken, oder die „Römische Backstube", und man wird gestehen müssen, daß Vierordt im Realismus, auch im Humor Fortschritte gemacht hat. Auch dem Eros bringt der einst so streng männliche Dichter als Romfahrer reichliche Huldigung dar, der römischen Elegien eines Größeren gedenkend. Doch scheint uns, als ob das historische Bild das eigenste Gebiet dieses Maler-Poeten sei. Gedichte mit historischem Hintergrund wie die „Idyllen vom Trasimenersee", erinnern fast an Carducci. Freilich, an die Stelle großer Züge treten oft groteske. Dazu stimmen auch Wörter wie „ziegelsteingebröckelrot" und ähnliche neckische Neubildungen, die man sich auf Gemmen wohl gefallen lassen muß. Alles in allem werden aus ihnen manche Besucher Italiens noch einmal erfahren, „wie sie einst so glücklich waren".

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 16. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adlersfeld-Ballestrem. — Der Kampf ums Glück. Roman von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Bartels. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Adolf Bartels. In zwei Bänden. Leipzig, Eduard Avenarius. 1901—1902.

Bastier. — La mère de Goethe d'après sa correspondance. Par Paré Bastier. Paris, Perrin & Cie. 1902.

Baumgart. — Goethes Faust „als einheitliche Dichtung", erläutert von Hermann Baumgart. Zweiter Band. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch. 1902.

Benndorf. — Auf rauhen Pfaden. Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Von Paul Benndorf. Leipzig, Seele & Co. O. J.

Benndorf. — Lohn der Arbeit. Neue Märchen und Erzählungen. Von Paul Benndorf. Leipzig, Seele & Co. O. J.

Bernhard. — Das corpus delicti. Erzählung von Marie Bernhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Betz. — Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit. Von Louis P. Betz. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1902.

Bölsche. — Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Von Wilhelm Bölsche. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Originalaquarellen von Ernst Häckel. Berlin, Georg Bondi. 1902.

Born. — Natur- und Lebensbilder. Gedichte von M. Born. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. O. J.

Boy-Ed. — Das Abc des Lebens. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Braungart. — Erlebtes und Erträumtes. Gedichte von Richard Braungart. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Budde. — Das Alte Testament und die Ausgrabungen. Von Karl Budde. Gießen, J. Ricker. 1903.

Bronner. — Neues Leben. Drama von Ferdinand Bronner (Franz Adamus). Wien, C. W. Stern. 1902.

Bulthaupt. — Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. Zwei Bände. Mit Notenbeispielen, als Anhang zum zweiten Band, versehen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Von Karl Chun. Bis zur siebenten Lieferung. Jena, Gustav Fischer.

Coste. — Prokop, Gotenkrieg. Übersetzt von D. Coste. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1903.

Dahn. — Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Demolins. — A-t-on intérêt à s'emparer du Pouvoir? Par Edmond Demolins. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Dirr. — Panstenographie. Allgemeine Stenographie zum Gebrauch in allen Sprachen. Von A. Dirr. Wien, A. Hartleben.

Djevdet. — La lyre turque. Feux de paradis et Roses d'enfer. Par Abdullah Djevdet Bey. Préface de Gustave Kahn. Vienne, Guillaume Frick. Paris, Vve. A. Thomas. 1902.

Dose. — Frau Treue. Geschichten aus der Geschichte. Von Johannes Dose. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag. O. J.

Drathen. — Der Rechtsschutz des bildenden Künstlers. Von Rechtsanwalt Drathen. München, „Werkstatt der Kunst". 1903.

Driesmans. — Rasse und Milieu. Von Heinrich Driesmans. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Ebner-Eschenbach. — Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Engl. — Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozarts irdischem Lebensgange. Von Joh. Ev. Engl. Salzburg, Buchdruckerei Oellacher. 1902.

Faguet. — André Chénier. Par Emile Faguet. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage, reich illustriert. Erste Lieferung. Freiburg i. B., Herder. 1902.

Feldegg. — Der neue Faust. Drama in drei Aufzügen, einem Vor- und einem Nachspiel. Von F. Ritter von Feldegg. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Foth. — Das Drama in seinem Gegensatz zur Dichtkunst. Ein verkanntes Problem der Ästhetik. Von Max Foth. Erster Band. Leipzig, Georg Wigand. 1902.

Frauentrost. — Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. München, C. H. Beck. O. J.

Frimberger. — Landsleut'. Geschichten, Gestalten und Bilder aus dem niederösterreichischen Weinland. Von J. G. Frimberger. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Frommel. — Aus des Lebens Leid und Freude Briefe und Denksprüche von Emil Frommel. Herausgegeben von Amalie Frommel. Berlin, C. S. Mittler & Sohn. 1902.

Glachant. — Essai critique sur le théâtre de Victor Hugo. Par Paul et Victor Glachant. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Globetrott. — An 19. Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java. Von Globetrott. Zwei Bände. Braunschweig, George Westermann. 1902.

Goethe. — Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. W. von Goethe. Mit einer Einleitung von Karl Goedeke. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Belle Grazie. — Gedichte von M. E. belle Grazie. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Grillparzer. — Franz Grillparzers Selbstbiographie. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Grillparzer. — König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer. Mit einem Nachwort von Heinrich Laube. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. O. J.

Grimm. — Unüberwindliche Mächte. Roman von Herman Grimm. Zwei Bände. Dritte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Grube. — Geschichte der chinesischen Literatur. Von Wilh. Grube. Leipzig, C. F. Amelang. 1902.

Grün. — Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse von Anastasius Grün. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Guthmann. — Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Raffael. Von Johannes Guthmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1902.

Hartmund. — Vermächtnis eines Unbekannten. Herausgegeben von Harald Hartmund. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1902.

Hauser. — Die niederländische Lyrik von 1875—1900. Eine Studie und Übersetzungen von Otto Hauser. Großenhain, Baumert & Ronge. 1901.

Hauser. — Die belgische Lyrik von 1880—1900. Eine Studie und Übersetzungen von Otto Hauser. Großenhain, Baumert & Ronge. 1902.

Hausrath. — Die Albigenserin. Erzählung von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Heiling. — Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert. Von Hans Heiling. Buchschmuck von F. M. Haller. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1902.

Heinze. — Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832. Von Paul Heinze. Mit 16 Bildnissen und Namenszeichnungen deutscher Dichter. Vollständig umgearbeitete, unter besonderer Berücksichtigung der jüngsten Vergangenheit ergänzte und bedeutend vermehrte zweite Auflage. Leipzig, F. A. Berger. 1903.

Hennig. — Die da hungern nach Glück und Liebe. Roman aus dem Hochgebirge. Von Alfred Hennig. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Hennig. — Nitokris. Roman aus dem alten Ägypten. Von Alfred Hennig. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Herwi. — Rache. Roman von B. Herwi. Berlin, Franz Grunert (Sep.-Konto). 1902.

Heyse. — Novellen vom Gardasee. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Höcker. — Es blasen die Trompeten. Eine Reitergeschichte von Paul Oskar Höcker. Leipzig, Paul List. O. J.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Vierte Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Holbrock. — Dante and the animal kingdow. By Richard Thayer Holbrock. New York, Macmillan. 1902.

Hopfen. — Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück. Roman von Hans Hopfen. Berlin, G. Grote. 1902.

Karlsen. — Marianne Wildenberg. Roman von Hans Karlsen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Karrillon. — Eine moderne Kreuzfahrt. Von Dr. Karrillon. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Kellner. — Im blühendenCinquecento. EineDichtung in Bildern aus Raffael Sanzios Römertagen. Von August Kellner. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. O. J.

Kinkel. Joh. Fr. Herbart, sein Leben und seine Philosophie. Dargestellt von Walter Kinkel. Gielsen, Ricker. 1903.

Kuckuck. Deutscher Volkskalender für Brasilien auf das Jahr 1903 — Dreißigster Jahrgang. Redigiert von Emil Gans. Porto-Alegre, Krahe & Co.

Kunst, Die, im Leben des Kindes. — Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Berlin, Georg Reimer. 1902.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe. Von La Mara. Fünfter Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Mit 24 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. O. J.

Lampert. Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Von Kurt Lampert. Erster Band. Mit 376 Abbildungen nach dem Leben. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Linde. — Sonnenschein und Schatten. Alte und neue Lieder. Von C. von der Linde. Berlin, F. Schneider & Co. 1902.

Litzmann. — Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Erster Band: Mädchenjahre. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Malade. — Der Hilfspredigter. Ein Roman von Theo Malade. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Marshall. — Gesellige Tiere. Hochschulvorträge für jedermann von W. Marshall. I—IV. Leipzig, Seele & Co. 1901—1902.

Mentzel. — Das alte Frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte. Von E. Mentzel. Mit der Abbildung des alten Schauspielhauses und zwanzig Porträts. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1902.

Meyer-Benfey. — Moderne Religion. Von Heinrich Meyer-Benfey. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902

Moell r- ru k. — Die moderne Literatur. VonArthur Moeller-Bruck. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 190..

Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1859. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Übersichtskarte und 6 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Paulus. — Heimatkunst. Neue Lieder und Elegien von Eduard Paulus. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Peget. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Peget. Bis zur dritten Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1902.

Pöhlmann. — Rudolf Euckens Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen. Dargestellt von Hans Pöhlmann. Berlin, Keuther & Reichardt. 1903.

Politik. — Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Dritter Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Riedl. — Federzeichnungen. Gedichte und Prosa. Von Peter Riedl. Prag, J. G. Calve. O. J.

Rieger. Ziffern-Grammatik, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Übersetzen aus einer Sprache in alle anderen ermöglicht. Von Wilhelm L. Rieger. Graz, „Styria". 1903.

Rotgers Volksbücherei. — Band X: Der Feueranbeter. Von Joh. Dose. — Von meiner Mutter. Von Peter Rosegger. Kassel, Ernst Rottger. O. J.

Ruskin. — Wege zur Kunst. IV. Aratra Pentelici. Von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt von Theodor Knorr. Mit 3 Tafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Salomon. — Soziale Frauenpflichten. Vorträge von Alice Salomon. Berlin, Otto Liebmann. 1902.

Salvator. — Der Erlöser. Schauspiel von Erich von Salvator. Zweite Auflage. Wien und Leipzig, J. J. Plaschka. O. J.

Schack. — Strophen des Omar Chijam. Deutsch von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Schäfer. — Königin Kristine von Schweden. Drama in fünf Aufzügen. Von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Emil Cottis Wwe. 1902.

Schalk. — Paul Boneke. Ein harter deutscher Seevogt, Jungdeutschland gewidmet von Gustav Schalk. Mit zahlreichen Abbildungen von C. Arriens. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Schick. — Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Von Eugen Schick. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Schiele. — Friedrich Schleiermachers Monologe. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. Leipzig, Dürr. 1902.

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. (Auswahl.) — Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. Leipzig, Dürr. 1902.

Schoen. — Quid boni periculosive habeat Goethianus liber, qui affinitates electivae inscribitur. Scripsit Henricus Schoen. Lutetiae Parisiorum, Fischbacher. MDCCCCII.

Schubin. — „Gloria Victis!" Roman in vier Büchern von Ossip Schubin. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Schulze. — Chronik der aus Lauban stammenden Familie Schulze (Schultze) nebst einigen Nachrichten über die mit derselben verwandten und verschwägerten Familien. Nach Urkunden und anderweitigen zuverlässigen und verbürgten Mitteilungen und Nachrichten zusammengestellt von Bruno Schulze. Mit sechs Anlagen und einer Karte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.

Schwager. — Bürgermeister Boyer. Eine Tragödie aus dem Weinlande in vier Aufzügen. Von Adolf Schwager. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Seidl. — Kunst und Kultur. Von Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1902.

Stauf von der March. — Völkerideale. Beiträge zur Völkerpsychologie. I. Germanen und Griechen. Von Ottokar Stauf von der March. Leipzig, Julius Werner. O. J.

Steig. — Neue Kunde zu Heinrich von Kleist. Von Reinhold Steig. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Storm. — Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Thomaschki. — Der moderne Geisterglaube. Ein Beitrag zur Lösung spiritistischer Rätsel. Von P. P. Thomaschki. Leipzig, Strübig. 1902.

Tiermärchen. — Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1903.

Tissot. — Le monsieur qui passe. Par Ernest Tissot. Paris, Felix Juven. 1902.

Traudt. — Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Von Valentin Traudt. Mit Buchschmuck von Otto Abbelajde. Marburg, N. G. Elwert. O. J.

Trost. — Goethe und der Pantheismus des zwanzigsten Jahrhunderts. Von Karl Trost. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Verlaine. — Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der besten Übertragungen. Herausgegeben von Stephan Zweig. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1902.

Viljoen. — Die Transvaaler im Krieg mit England. Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen. Deutsche Original-Ausgabe. Erste Lieferung. München, J. F. Lehmann. O. J.

Vorländer. — Geschichte der Philosophie. Von Karl Vorländer. Zwei Bände. Leipzig, Dürr. 1903.

Waupach. — Sturmglock'. Politische und soziale Gedichte von Arthur von Waupach. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Wildbrandt. — Villa Maria. Roman von Adolf Wildbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

3 8198 316

Illinois U Library